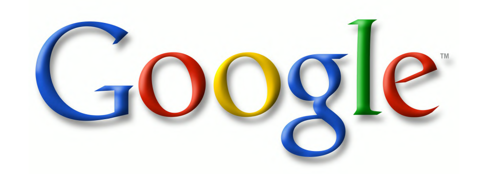








# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

Oder

geographisch-ethnographische

# Bilder-Gallerie

nebst einer

## ausführlichen Beschreibung derselben,

und mit

Nachrichten von den neuesten Entdeckungen ausgezeichneter Reisenden; Darstellungen der Lebensweise und Gebräuche verschiedener Völker und Forschungen über die wunderbarsten Schöpfungen der Thier- und Pflanzenwelt.

Redigirt

von




## Mit 36 Stahlstichplatten

und einem

Stahlstichtitel mit der Miniatur-Ansicht des königl. Schlosses zu Ofen, der Stadt Pesth und einiger ausgezeichneter Gebäude daselbst.

PESTH, 1834.
Verlag von Conrad Adolf Hartleben.


BILDER MAGAZIN
FÜR
ALLGEMEINE WELTKUNDE
JAHRGANG 1834.
Unternommen und verlegt
von
C. A. HARTLEBEN
in
PESTH.

# Inhalt.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

1.] Rio Janeiro. — Aussicht über die Bai. [1834.

## Einleitung.

Der Mensch ist nicht an die Scholle gebunden, die ihn werden sah. Mit der ersten Entwicklung des Ortsinns geht sein Streben nach Außen. Die Natur hat ihm Wißbegierde in die Brust gesenkt, und auf ihr Wirken mit untrüglicher Sicherheit gerechnet. Wenn das junge Auge, der frische Sinn sich genährt haben in der Umgebung der Geburtsstätte, erwacht auch sogleich das Verlangen nach einem neuen Schauplatz, nach ungesehenen Scenen. Sehnsüchtig folgt der Blick der untergehenden Sonne, ungeduldig überfliegt der Gedanke die Gipfel der Berge, die den Gesichtskreis begränzen. So wie dem Knaben die Weihe zur Wissenschaft geworden ist, und er das Wunder begriffen hat, wie in Zeichen Worte, in Worten der geistigen Mittheilung Zauberkräfte erkannt werden mögen, zieht ihn ein geheimer, unwiderstehlicher Hang von dem Boden weg, dem er entsprossen, nach fernen Ländern, unbekannten Seen, einsamen Inseln, menschenleeren Wüsten; darum ist Robinson Crusoe — der bürgerliche Telemach — für die ganze Kinderwelt ein so unergründlicher Born der reichsten Schätze; — darum besiegt der Eindruck seines mühseligen Kampfes mit der Noth selbst jenen, den die bunte Farbenpracht der arabischen Mährchen auf die jugendliche Einbildungskraft auszuüben pflegt. Sobald nun aber, oft allzufrühe, die Dichtung und ihre liebliche Schwärmerei verdrängt werden, und das wirkliche Leben seine Forderungen geltend macht, nimmt der bisher namenlose, aber um so tiefer gewurzelte Trieb nach Länder- und Völkerkunde eine andere, mehr praktische Richtung. Auf der Stufe der Cultur, die der Europäer erstiegen hat, ist die Kenntniß der eigenthümlichen Beschaffenheit aller Gegenden der Erde so in sein Bedürfniß verwebt, daß eine nähere Untersuchung nothwendig wird, um seiner Betriebsamkeit Luft zu machen. Je dringender unsere wahren und erkünstelten Bedürfnisse den Verkehr mit der Fremde fordern, je emsiger der kaufmännische Geist von der Unersättlichkeit des Zeitalters Vortheil zieht, indem er ihr Nahrung schafft, desto stärker wächst das allgemeine Interesse an der Erweiterung geographischer Erfahrungskenntnisse, desto sicherer darf jedes Bemühen, sie zum Gemeingut zu fördern, auf Anerkennung hoffen. Was vor nun vierzig Jahren Georg Forster — er selbst ein vielerfahrner Sohn des Weges, wie der Araber den Wanderer nennt, — als wahrheitskündender Seher voraussagte, ist in tieferer Bedeutung, als er selbst wohl ahnete, in Erfüllung gegangen. Der Zeitpunkt ist, wenn nicht schon ganz eingetreten, doch mit immer schnelleren Tritten sich nähernd, wo der ganze Erdkreis dem Forschungsgeiste offenbar werden, und jede Lücke der Erdkunde sich, wo nicht ausfüllen, doch in so weit ergänzen muß, daß wir den Zusammenhang der Dinge wenigstens auf dem Punkt im Weltall, den wir bewohnen, vollständiger übersehen können. Bald ist es Nationaleitelkeit, bald politisches Treiben, bald kaufmännische Speculation, bald eine Begeisterung für die Wissenschaft, was auf jenes Ziel hinarbeitet, und dem wichtigen Endzweck, mit oder ohne Bewußtsein, dienen muß.

Von der frühesten Zeit an, regte sich unter allen gebildeten Völkern das Verlangen nach Vermehrung der oft spärlichen Kenntniß fremder Länder, unbefahrner Ozeane, seltner Naturscenen, denkwürdiger Monumente menschlicher Kunst. Wen glückliche Umstände oder selbstgewählter Beruf in den Stand setzten, den engen Kreis des Bekannten zu verlassen, und als Beschauer oder Entdecker neue Eindrücke zu sammeln, den trieb auch meist rühmlicher Ehrgeiz oder verzeihliche Eitelkeit, das Erfahrne mitzutheilen. So entstand jene Unzahl von Reisebeschreibungen, die in der neuen Literatur eine so bedeutende Stelle einnehmen. Wer kennt nicht — um aus der Legion wohlverdienter Beförderer der Erdkunde nur einige der Hauptzierden namhaft zu machen — wer kennt nicht die Anson und Bougainville, die Cook und Peyrouse, die Kämpfer und Thunberg, die Pallas und Gmelin, die Banks und Solander, die Chardin und Tavernier, die Niebuhr und Volney, die Bruce und Belzoni, die Humboldt und Bonpland? Und so wie das Fach der Reisebeschreibungen eines der ausgedehntesten ist, mag es zugleich für eines der nutzbringendsten gelten. Keine Wissenschaft kann hinreichend beglaubigte, von verschiedenen Seiten bestätigte und sichergestellte Erfahrungen weniger entbehren, als Erd- und Völkerkunde. Reiseberichte von bewährter Treue und Genauigkeit werden urkundliche Quellen. Wo sich ernster und scharfsinniger Beobachtungsgeist mit dem edlen Streben gattet, das Wahrgenommene zum Gemeingut zu erheben, gewinnen Natur- und Sittenschilderungen eine höhere Bedeutung. Wird dabei das unmittelbare Zeitbedürfniß ins Auge gefaßt, der industriellen oder politischen Betrachtung Stoff geboten, die glückliche Auffassung mit klarer Darstellung gepaart; — zeigt sich Beharrlichkeit im Untersuchen, Richtigkeit im Sehen, treffende Anwendung; — so kann es nicht fehlen, der Reisebeschreiber wird ein großes Publikum gewinnen, und weit und breit Saaten des Guten und Schönen ausstreuen.

Aber auch hier, wie in so vielen Gebieten menschlichen Wissens, hindert gerade die Überfüllung jede gemeinnützige Verbreitung. Hat schon das achtzehnte Jahrhundert allein einen unermeßlichen Reichthum an bedeutenden Reisewerken, so ist doch der neueste Zuwachs in gesteigertem Verhältniß anschwellend; und so wie sich die Mittel zur Erforschung der letzten Geheimnisse des Erdkreises häufen, entsprießen auch dem fruchtbaren Boden immer zahlreichere Producte. Unsere Zeit ist mehr als jede frühere die Zeit der Reisen, und, in natürlicher Folge, die Zeit der Reisebeschreibungen.

Was die Hand des Genies berührt, das wird veredelt. Es sey darum erlaubt, den eben ausgesprochenen Gedanken mit Chateaubriand's Worten den rechten Gehalt zu geben. Auch er, der Stolz seiner Nation — obschon ihn sein politischer Glaube, wie früher der religiöse, von der herrschenden Partei trennt — hat die Erde durchmessen, am Niagara wie am Jordan großartige Eindrücke gesammelt, und die treffliche Schilderung seiner Wanderungen den Zeitgenossen nicht vorenthalten. Nachdem er in der Einleitung zu seiner Reise nach Nordamerika (im 6. Bande der gesammelten Werke) eine Übersicht der Fortschritte geographischer Kenntnisse, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage gegeben, fährt er so fort:

„Columbus entdeckte Amerika in der Nacht auf den 12. October 1492! — Welche Revolutionen, wie viele Veränderungen sind seitdem in 340 Jahren auf einander gefolgt! Unsere Welt gleicht der Welt des Columbus nicht mehr. Auf den unbekannten Meeren, über welchen man (auf den alten Seekarten) eine schwarze Hand, Satans Hand, erblickte, die die Schiffe während der Nacht ergriff, und sie in den Abgrund zog; — in diesen antarctischen Regionen, den Wohnsitzen des Grauens und der Sagen; — auf den empörten Fluthen des Cap Horn und des Vorgebirgs der Stürme, wo Matrosen und Steuermann erblaßten; — in diesen einst so gefürchteten Gewässern fahren jetzt Postschiffe regelmäßig, zum Behuf der Reisenden und der Wissenschaften, hin und her. Man ladet Freunde aus einer blühenden Stadt Amerika's nach einer blühenden Stadt Europa's — zum Mittagessen, und kömmt zur bestimmten Stunde an. Statt der plumpen, unreinlichen, feuchten Schiffe, wo man nur von eingesalzenem Fleische lebte, wo der Scorbut Mannschaft und Passagiere verzehrte, finden letztere jetzt, auf zierlichen Fahrzeugen, mit Mahagoniholz getäfelte Gemächer, geschmückt mit Teppichen, Spiegeln, Blumen, Bibliotheken, musikalischen Instrumenten, und versehen mit allen Leckerbissen des ausgesuchtesten Tisches. Eine Reise, die mehrjährige Forschungen, unter den verschiedensten Breitengraden erfordert, kostet oft nicht einem Matrosen das Leben."

„Stürme? man lacht ihrer; Entfernungen?" — sie sind nicht mehr. Ein einfacher Wallfischjäger segelt nach dem Südpol; ist die Fischerei dort nicht ergiebig, so schifft er nach dem Nordpol; um einen Fisch zu fangen, passirt er zweimal die Wendekreise, legt zweimal die Länge des Erddurchmessers zurück, und berührt in einigen Monaten die beiden Enden der Welt (d. h. unseres Planeten). An den Thüren der Londoner Weinhäuser und Schenken sieht man die Anzeige der Abfahrt des Packetboots von Van Diemensland, mit allen möglichen Bequemlichkeiten für die zu den Gegenfüßlern Reisenden, und dieß unmittelbar neben der Anzeige von der Abfahrt des Packetbootes von Dover nach Calais. Man hat Reisetaschenbücher, geographische Leitfaden, Tagebücher zum Gebrauch derjenigen Personen, welche eine Lustreise um die Welt zu machen gedenken. Diese Reise dauert neun bis zehn Monate, zuweilen nicht einmal so lange; man reist im Winter ab, wenn man aus der Oper kömmt; man berührt die Canarischen Inseln, steigt zu Rio Janeiro an's Land, nimmt gelegentlich die Philippinen in Augenschein, verweilt ein wenig in China, sieht sich in Ostindien um, verschnauft sich im Vorbeigehen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und — ist bis zur Eröffnung der Jagd wieder zu Hause.

„Die Dampfboote kennen keine widrigen Winde auf dem Meere; keine hindernden Strömungen in den Flüssen mehr; schwimmende Palläste von zwei und drei Stockwerken, lassen sie von ihren Galerien herab die schönsten Naturscenen in den Wäldern der neuen Welt bewundern. Bequeme Landstraßen ebnen den Gipfel der Gebirge, öffnen vordem unzugängliche Wüsten; vierzigtausend Reisende versammeln sich am Wasserfall des Niagara, blos zu ihrem Vergnügen. Auf Eisenbahnen gleiten schwere Frachtwägen pfeilschnell dahin; und wenn Frankreich, Deutschland und Rußland sich zur Errichtung einer telegraphischen Linie bis zur chinesischen Mauer vereinigen wollten, so könnten wir in neun oder zehn Stunden an einen unserer chinesischen Freunde schreiben, und seine Antwort erhalten. Ein Mann, der seine Wallfahrt mit achtzehn Jahren anfinge, und mit sechzig Jahren beschlösse, täglich nur vier Stunden gehend, würde in diesem Zeitraume ungefähr siebenmal die Runde um den Erdkreis gemacht haben. Das Genie des Menschen ist wahrhaft zu groß für seinen kleinen Wohnort; man muß daraus schließen, daß er für einen höheren, weitumfaßenderen Schauplatz bestimmt ist."

Indessen, so treffend dieß Gemälde, so wahr bleibt doch, daß bei aller Bequemlichkeit, die das Reisen gewonnen hat, die Zahl der Begünstigten, denen freisteht, Alles oder doch Vieles mit eignen Augen zu sehen, die bei weitem kleinere ist. Allen andern muß es genügen, fremde Erfahrungen im Geiste mit zu durchleben, die Wunder der Natur in Wort und Bild anzustaunen, den forschenden Wanderer, den kühnen Seefahrer überallhin zu begleiten, ihrer Mühen letztes Ergebniß behaglich aufzunehmen in die Summe des Wissens. Glücklich hat in dieser Beziehung ein deutscher Dichter (Starke) die weise Benützung einer beschränkten Lage empfohlen:

Sinn für alle Reitze der Natur,
Sinn für schöne große Menschenwerke,
Menschenkunde, die des Herzens Spur,
Seine Tiefen, seine Schwäch' und Stärke
Scharfen Blicks, in leisem Wirken sieht,
Und entzückt für Menschenwürde glüht:
Reift nicht diese beste Frucht der Reisen
Auch in eines Hüttchens engen Kreisen?

Solcherlei Betrachtungen haben das Bilder-Magazin für allgemeine Weltkunde veranlaßt, welches wir dem Publikum übergeben. Nicht

jeder vermag die vielen und kostbaren Reisewerke, welche fast über alle Theile der Erde vorhanden sind, anzuschaffen oder auch nur zu durchlesen. Wohl hat man von manchen dieser Werke abgekürzte Übersetzungen oder sonstige Auszüge, allein dabei ist einestheils das Absichtliche nicht zu vermeiden, was oft zu steifer Trockenheit verleitet, anderntheils ist es nicht thunlich, gerade die Hauptmomente so herauszuheben, daß sie den rechten Eindruck hervor bringen. Einzelne anziehende Bilder, vorzüglich gelungene Schilderungen, lebhaft und mannigfaltig aufgefaßt, kunstreich zur Anschauung gebracht, sind weit mehr geeignet zu belehren, ohne zu ermüden, zu unterhalten, ohne zu zerstreuen.

Auch fehlt es nicht an Versuchen dieser Art, aber größtentheils waren sie entweder in den Abbildungen oder in den Erklärungen mangelhaft oder von beschränkterem Zweck. Indem wir diese Rüge äußern, übernehmen wir zugleich die Verpflichtung unserm Unternehmen einen eigenthümlichen Werth zu geben. Die gegenwärtige an kostbaren Reisewerken so ergiebige Zeit, der Geschmack des Publikums, und die eigene Neigung geben uns Anlaß und Stoff. Mehr als jedes Versprechen wird der Inhalt unsers Magazins alle Freunde der Erd- und Völkerkunde gewinnen.

Wir geben eine sorgfältige Auswahl herrlicher Bilder und anziehender Beschreibungen aus den neuesten Prachtwerken, die ihres Preises wegen selten und fast unbekannt sind. Ohne die reichen Quellen für einzelne Beiträge zu erwähnen, wollen wir namentlich einige größere Werke aufführen, welche wir unmittelbar benützen:

A picturesque Tour of Italy, by I. Hakewill. — Daniell's, W., Afrikan Scenery. — Eastern and Egyptian Scenery, Ruins etc. by Capit. Head. — Expedition scientifique de Morée, ordonnée par le Gouvernement francais. — History and Topography of the United States of North America; by I. Hinton. — Illustrations of the Passes of the Alps; by M. Brokedon. — Lycett 's Views in Australia. — Turner 's England and Wales. — Views in the East. By Capit. Elliot. — Voyage dans l' Arabie petrée, par Léon de La Borde. — Voyage aux Indes-Orientales, par Ch. Bélanger.

Diese Schatzkammern so vieles wahrhaft Wundervollen in der Natur und Staunenswerthen in der Kunst, wollen wir unsern Theilnehmern aufthun. Ausgezeichnete Künstler werden durch den Griffel, geachtete Schriftsteller durch die Feder unsere Bilder entwerfen, in welchen die merkwürdigsten Gegenden, Städte, Häfen, Palläste, öffentlichen Gebäude, Denk- und Grabmäler, Schlösser, Ruinen, Kirchen, Straßen, Plätze, Brücken u. s. w. dargestellt werden. Diese Schilderungen werden mit Scenen aus dem Leben der verschiedenen Völker und ihren Gebräuchen, mit Forschungen über die wunderbarsten Schöpfungen in der Thier- und Pflanzenwelt, und mit kürzeren interessanten Notizen abwechseln, die wir als Lesefrüchte mit * bezeichnet, mittheilen. So hoffen wir unser Magazin zu einer Fundgrube des Anschauens- und Wissenswerthesten im weiten Gebiethe der Länder- und Völkerkunde zu gestalten; dadurch die Theilnahme gebildeter Kunstfreunde und Leser zu gewinnen, zu befriedigen und festzuhalten.

---

## Brasilien.

Auf dem Festlande von Süd-Amerika hat die Natur durch den Lauf des Amazonenstromes, welcher nach Süden strömt, und durch die Gebirgszüge der Anden, ein Land bezeichnet, das zwischen den angegebenen Linien und dem atlantischen Meere liegt. Die Abdachung des Landes ist, im Ganzen genommen, östlich; bei dessen großer Ausdehnung aber haben einzelne Theile desselben auch andere Abdachung.

Dieses Land heißt Brasilien. An Größe kömmt es beinahe Europa gleich, indem sein Flächeninhalt, nach Mittelzahl der Schätzungen, oder ungenauen Messungen, 125,000 Quadratmeilen beträgt.

Dem heißen Erdgürtel angehörend hat es den Charakter aller Länder desselben; jedoch mit eigenthümlichen Modificationen in Vergleichung mit dem was in Afrika, und auf den Inseln des indischen, wie des stillen Oceans angetroffen wird. — Das feuchtheiße Klima Amerika's ist den Gräsern und den Bäumen Brasiliens noch zuträglicher, als den ähnlichen Gewächsarten in Ostindien, und macht Brasilien zu dem eigentlichen Paradiese der Amphibien, Reptilien und Insekten. — Von vierfüßigen Thieren und von Vögeln hat die Natur diesem Lande, so wie dem Erdtheile, dem es angehört, viele Arten versagt; andere Arten hat sie ihm, zum Theil in verjüngtem Maaßstabe, zum Theil in Abweichungen in der Bildung, gegeben. Aber viele eigene Arten sind dem Erdtheile wieder ausschließend zugetheilt.

So entbehrte auch, bis die Europäer das Pferd, das Rind, den Esel, den Hund, das Schwein, dahin brachten, Brasilien nicht nur diese Thierarten, sondern es entbehrt auch noch gegenwärtig den Elephanten, das Kamehl, das Rhinozeros, die Giraffe, die Antilope, die Gazelle; durchaus keine Löwenart; die Tiegerart nur nothdürftig dargestellt in der, viel kleineren und ohnmächtigeren Unze, in dem Jaguar, Kuguar, und ähnlichen Raubthieren. So ist das Lama eine verjüngte und abgeänderte Nachbildung des Kamehls der Ostländer, der Tapir ähnelt dem Nilpferde Aegyptens und Nubiens, Papageien aber, Affen, Schlangen, Schildkröten, hat es mit Ländern von ähnlichem Klima gemein.

Im letzten Jahre des 15ten Jahrhunderts, im April des Jahres 1500, betrat der Fuß eines Europäers zum erstenmal dieses Land.

Der Portugiese Pedro Alvarez Cabral, auf einer Fahrt nach Ostindien begriffen, richtete seinen Lauf nach Südwesten, um den Stürmen beim Vorgebirge der guten Hoffnung auszuweichen, und kam dadurch an Brasiliens, damals ganz unbekannte Küsten. Er verfolgte sie, und landete in einer Bucht, welche er Porto-Seguro nannte. Der Hafen trägt diesen Namen noch gegenwärtig. Auf einer Stelle an dem Hafen, welcher deßwegen Santa Cruz genannt wurde, errichtete er ein Kreutz, und nahm dabei ein Land von unübersehbarer Größe für Portugals Krone in Besitz. Von nun an stand Brasilien in Verbindung mit Europa.

Im Westen seine höchsten Berge, im Osten den atlantischen Ocean, dem es alle seine Gewässer zusendet, scheint es Europa seine Schätze an Gold und Edelsteinen, seine mannigfaltigen Pflanzenerzeugnisse, und alle seine Herrlichkeiten anzubieten, da seine eignen Bewohner weder damals verstanden, noch jetzt verstehen, Gebrauch von denselben zu machen, und da das näher und gegenüber liegende Afrika mit gleichen Schätzen versehen ist. Nur Europäer sind also im Stande, das Land nach seinem eigentlichen Werthe für die Bedürfnisse der Cultur und Civilisation zu beurtheilen, und zu benutzen. Wie Schaalthiere haben sie sich nach der Entdeckung Brasiliens, an der Seeküste des Landes, und an den Ufern seiner östlicheren Flüsse angebaut, kennen und benutzen bis jetzt kaum ein Tausend Quadratmeilen desselben, betrachten sich aber dessen ungeachtet als gebietende Herren über das Ganze. Denn auch heute noch, und nachdem Brasilien von dem Mutterlande Portugal losgerissen ist und ein selbstständiger Staat genannt wird, sind es nur die Nachkommen der eingewanderten Portugiesen, nach deren Willen sich alles fügen muß, was auf Brasiliens Boden athmet.

Das Land war wenig bevölkert, als es entdeckt wurde, und ist es auch heute noch, wenn man den Meinungen derer, die aus Beobachtungen, aus eingezogenen Nachrichten, und aus unsicheren, jedoch zugleich wahrscheinlichen, Angaben urtheilen, vollkommenes Zutrauen geben will. Noch gegenwärtig wird nämlich die Bevölkerung eines so großen Landes als Brasilien ist, nur auf vier oder fünf Millionen Menschen geschätzt, und kömmt also der Bevölkerung des Königreichs Neapel noch nicht einmal gleich. Seine Bewohner gehörten insgesammt zu der roth = braunen amerikanischen Rasse, und befanden sich in rohem, zum Theil sogar in wildem Zustande. Nachdem aber die weißen Europäer eingezogen, und schwarze Afrikaner zu hunderttausenden dahin führten, sieht man Menschen von allen Mischungen der Hautfarbe zwischen Weiß und Dunkel herumwandern.

Die Quellen zur Kenntniß Brasiliens, so weit das Land gegenwärtig noch bekannt geworden ist, fließen rein, und geben dem was sie darbieten, den Charakter der Zuverläßigkeit. Nicht bloß Männer von vollkommener Glaubwürdigkeit, sondern auch von wissenschaftlicher Bildung; geübte Naturforscher, denkende Staatsmänner haben sich großen Beschwerlichkeiten ausgesetzt, das Land in mehreren Richtungen zu durchreisen, und uns die Tagebücher ihrer Wanderungen mitgetheilt. Selbst große Potentaten haben, beseelt von Liebe zu den Wissenschaften und der Naturforschung, denselben königliche Geschenke dargeboten; Kaiser Franz I. von Österreich, und König Maximilian I. von Baiern haben Gesellschaften von Gelehrten und Künstlern nach Brasilien gesendet, und die Resultate der Forschungen und Entdeckungen dieser Männer bekannt machen lassen. Die Zeit ist vorüber, in welcher Mährchen und Unwahrheiten, die in der Ruhmsucht und Unwissenheit der Reisenden ihren Grund hatten, in welcher Abenteuerliches und Abgeschmacktes aus entfernten Ländern berichtet wurden; die Reisenden controlliren sich gegenwärtig als Verbündete im Bunde der Wahrheit.

Kaum wird es ein Land geben, in welchem die Gegensätze zwischen Wildheit und Cultur, zwischen roher Natur und menschlicher Kunst so nahe bei einander liegen, als man es in Brasilien antrifft. Erst heute noch abgereist aus einem europäischen Schlosse, aus einer italienischen Villa, kann man morgen schon in der Nothwendigkeit seyn, große Umwege um Sümpfe machen, einen Weg durch Wälder mit der Axt hauen, auf rohem Boden in mitgebrachten Wolldecken schlafen zu müssen. Selbst vieles was für europäisch von außen gehalten werden kann, selbst Wirthshäuser, Landgüter, Edelhöfe, haben wenig, und oft gar nichts mit ähnlichen Häusern und Besitzungen in Europa gemein. Man könnte bei ihnen an das Patriarchalische denken, wenn nicht die Sitte der Bewohner fast allgemein an europäische Verdorbenheit erinnerten. Habsucht und Herrschsucht und Klima haben in den Herren der Besitzungen Unempfindlichkeit und Ungeselligkeit erzeugt, so daß in dem fruchtbarsten Lande des Erdbodens die Gastfreundlichkeit nur zu den selten angetroffenen Eigenschaften gehört. Man will auf rohe Art wohlleben. Zur Hervorbringung eines würdigeren Zustandes wird selbst die Regierung gewöhnlich nicht unterstützt.

Deutschland besitzt drei kostbare Werke über Brasilien. Der edle Prinz Maximilian von Neuwied besuchte dieses Land als Naturforscher in den Jahren 1815 bis 1817; und in den Jahren von 1817 bis 1821 durchzogen dasselbe die Naturforscher, welche aus Österreich und aus Baiern dahin gegangen waren. Auch Frankreich und England besitzen in ihren Sprachen sehr bedeutende Werke über dieses Land.

## Rio Janeiro.

Die Schönheit der Landschaft, die Möglichkeit einen Platz, den man anlegen wollte, stark zu befestigen, und der Hafen an der Mündung eines schiffbaren Flusses bestimmten die portugiesische Regierung an der südlichsten Gränze des Landes die Hauptstadt desselben anzulegen. Der Punkt liegt fast unter dem drei und zwanzigsten Breitengrade der südlichen Halbkugel, gehört also dem heißen Erdgürtel noch an, und hat Europa entgegengesetzte Jahrszeiten.

Man nahet sich der Stadt Rio Janeiro mit Entzücken. Auf einer Anhöhe gelegen, beherrscht sie die Umgegend schon vor dem Auge des Beschauenden. Ihr süd = europäisches Ansehen verbürgt dem ankommenden Europäer, daß er hier seines Gleichen finden werde, und gibt dem Reisenden, der von der Seefahrt ermüdet ist, die Aussicht auf europäische Bequemlichkeit, auf europäisches Leben.

Das Leben in dem Hafen macht ihm seine Entfernung vom Vaterlande vergessen, er ist in der entgegengesetzten Erdhälfte, und doch vernimmt er die Sprachen seines Landes. Er dünkt sich in einer Zauberwelt.

Die Stadt hat mehr als 80,000 Einwohner, und kündiget sich dadurch als Hauptstadt eines bedeutenden Landes an. Das prächtigste Gebäude ist der Dom, erbauet von den Vätern der Gesellschaft Jesu, welche auch hier ihrem Geschmacke und ihrem Geiste ein ehrendes Denkmal errichteten. Die Wohnung der regierenden Familie, das Schloß des gegenwärtigen Kaisers, steht weit nicht so gebietend da,



Rio-Janeiro.



Aufsicht vom Corcovado über die Bai von Rio-Janeiro.

als die Hauptkirche des Landes; vollkommen der Zeit und dem Geiste angemessen, in welchen Brasilien, in die Gemeinschaft mit unserem Erdtheile aufgenommen wurde. Zwar mochte das Auge der Einwanderer auf die Schätze dieses zweiten Indiens gerichtet seyn, aber dennoch war die Eroberung eines weit ausgebreiteten Landes für das Christenthum der Hauptgedanke, welcher die Regierung beseelte.

In Wahrheit aber haben sich die Jesuiten und die Geistlichkeit überhaupt das größte Verdienst um Brasilien erworben. Noch heute sind die von den Geistlichen angelegten Colonien die blühendsten, und am besten eingerichtet. Besorgt um das Seelenheil der Urbewohner waren diese Männer bestrebt, deren Vertrauen zu gewinnen, sie in der Nähe bei sich zu behalten, und man gewöhnte sie auf diese Art wenigstens etwas zu europäischer Sitte und Lebensart; man lebte in Frieden mit ihnen. Da wo man aber nur Land sich aneignen wollte, entweder um große Pflanzungen anzulegen, oder Städte und Festungen zu bauen, und da, wo man die Einwohner vertrieb, um Goldwäschen zu errichten oder Diamanten aufzusuchen; — da erschienen die Fremden den Einwohnern als ein feindliches Geschlecht, da wurden ganze Generationen mit Haß gegen sie erfüllt.

Ein großes Denkmal europäischer Kunst ist die Wasserleitung, welche die Quellen des Caryoca in den steinernen Behälter vor dem Pallaste Chafare do Terrejo do Paço, und an noch einige andere Gegenden führt. Sie ist im Style der alt-römischen Baukunst entworfen, und ruht auf Säulen und Schwibbögen. Das Wasser fließt in einer marmornen Rinne dahin, und diese ruht auf zwei und vierzig, zweifach übereinander gewölbten Bögen, die bei dem Hügel des Theresienklosters anfangen, und quer über die Straße und durch die Gärten der Vorstadt Mata Cavallo geführt sind. Die Länge dieses Bauwerkes beträgt drei Viertel deutsche Meilen. Eine zweite und ähnliche Wasserleitung versorgt die Westseite der Stadt mit Wasser, welches in der Nähe derselben nicht hinlänglich vorhanden ist.

Versehen mit allem, was der kaufmännische Verkehr im Hafen und in der Stadt nöthig hat, und was man brauchen würde, um Rio Janeiro bei einem feindlichen Angriff regelmäßig vertheidigen zu können, enthält diese Hauptstadt auch wenigstens die Anfänge zu Sammlungen, durch welche die Residenzen unsers Erdtheiles ihre Werthschätzung der Kunst und der Wissenschaft kund thun. Ein botanischer Garten, vorzüglich für indische Gewächse, ein Museum für Gemälde, ein Münzkabinet, eine Naturalien-Sammlung sprechen, bei gegenwärtiger Geringfügigkeit, dennoch aus, daß Sinn für edlere Geistesbeschäftigung vorhanden ist.

Zwar liegt das reitzende Rio noch innerhalb des sengenden Südgürtels, das Klima ist aber dessen ungeachtet der menschlichen Gesundheit, bei gehöriger Vorsicht nicht nachtheilig. Die größte Hitze fällt in die Monate vom Dezember bis in den April; sie steigt aber in den Mittagsstunden selten über 19 Grad des gewöhnlichen Reaumurschen Thermometers. Sie bleibt bei 7 Grad Wärme in den Monaten Julius und August, welches hier die Wintermonate sind, und zugleich die trockene Jahrszeit bilden. Die Zeit vom October bis December kann man für den Frühling, und vom Januar bis März, als den Sommer annehmen. Erst weiter gegen den Aequator hin, kömmt die regelmäßige Regenzeit vor, und dauert sechs Monate lang. Dort werden, in der entgegengesetzten, trockenen Jahreszeit, die Bäume kahl; um Rio Janeiro herum bleibt aber der Pflanzenwuchs in ewiger Jugend, und wie die Blätter der Bäume vom April an bis in den September abfallen, werden sie sogleich und unmerklich durch junge wieder ersetzt, so daß die Natur von Stillstand oder Ruhe hier nichts weiß. In der Nähe dieser Stadt tritt die Regenzeit bloß im November, December, Januar ein, und immer mit Gewittern; seltener im Februar, wo höchstens 27 Tage Regen fällt. In den folgenden Monaten sind höchstens 9 Tage regnerisch. Dann übernimmt aber auch der May das Geschäft der Bewässerung oft mit verdoppelter Sorgfalt. Die dadurch entstehende feuchte Luft durchdringt selbst die Wäsche in den Zimmern; Eisen- und Stahlwaaren überzieht sie mit Rost, und man hat sich, besonders in der Vorstadt Catumbi, und an dem Sumpfe de S. Diogo hinter dem Annafelde, an dessen Austrocknung jedoch ernstlich gedacht wird, sehr vor Erkältung zu hüthen. Dieselbe Sorgfalt wird oft auch durch denselben schnellen Wechsel der Temperatur, und durch die, bei vorhergegangener 15 Grad Wärme höchst empfindliche, Kälte geboten.

Die beste Zeit des Spatzierganges ist der Morgen. In den Mittagsstunden ist Rio wie ausgestorben. Da ruht Alles in Häusern und Hütten von den Geschäften des Vormittags aus. Selbst Sklaven werden in dieser brennenden Hitze nicht ausgeschickt.

Des Schirmes bedient man sich fast jederzeit bey dem Ausgehen; selbst Reitende sitzen nicht ohne denselben, und auch der Sklave hat seinen Schirm aufgespannt, wenn seine Beschäftigung dieses nur irgend verstattet. Um vier Uhr Nachmittags tritt erschöpfende Schwüle ein, nach dieser Zeit aber macht man die Geschäfte im Mantel. — Um 5 Uhr morgens geht hier, selbst am längsten Tage, die Sonne erst auf, und um 7 Uhr Abends geht sie an eben diesem Tage wieder unter, doch ist dafür auch kein großer Unterschied zwischen den längsten und den kürzesten Tagen.

Die Bevölkerung besteht zur Mehrzahl aus Negern; nach ihnen aus Creolen, d. h. in Brasilien gebornen reinen Nachkommen europäischer Voreltern, und aus Mischlingen aus den vorhandenen reinen Rassen.

Befremdend ist dieser Anblick dem eintretenden Europäer. Er glaubt die Abgeordneten aller Erdtheile und aller Bauweisen zu seinem Empfange versammelt vor sich zu sehen. Es ist ihm alles neu was er sieht. Alte römische Baukunst, die Baukunst des Süden von Europa, Guinea's Hüttenbau, die schmalen Thürme der Levante, scheinen sich mit ihrem Geschmack und mit ihrem Ungeschmack zu gleicher Zeit empfehlen zu wollen. Europäischer Luxus und asiatische Weichlichkeit. Hier eine schön gebildete süd-europäische Gestalt in leichter Bekleidung; dort ein grobgebauter Urbewohner des Landes mit bloßer Schürze um die Lenden. Er ist wie betäubt; er erinnert sich seiner Wünsche bei der Abfahrt aus dem Hafen seines Vaterlandes; er will hier irgend etwas suchen; er will hier Anderes wenigstens sehen. Das Sehen hat er erreicht.

Wird er auch alles andere erreichen? Das weiß er bei seiner gegenwärtigen Betäubung noch nicht; er ist ja ein Fremdling in dieser Welt! Er denkt zurück nach Europa, und nimmt mit Rührung und Heimweh Abschied von der Flagge, welche so eben vom Westwind geblähet, ihr Schiff nach Europa zurückführt.

## Aussicht vom Corcovado

### über die Bai von Rio Janeiro.

Der Name des Flusses, dessen Wasser die bei Rio Janeiro erwähnte Wasserleitung in die Stadt bringt, ist Caryoca. Er entspringt in einer Berggrupe, Corcovado genannt. Ein Theil dieser wildschönen Gruppe ist hier abgebildet. Der Fluß wirft hier sein Wasser über Granitblöcke herab, und ist nicht weit von diesem Platze erst aus dem Gesteine hervorgebrochen.

„Nicht weit von dessen Quelle," erzählen die bairischen Reisenden, „senkt sich das Thal von Caranjeiras gegen die Vorstadt von Cabute herab. Der Wanderer wird erfreut durch die bunte Mannichfaltigkeit, in welcher Gärten, neue Pflanzungen, Urwald, und zerstreute Landhäuschen in demselben abwechseln. In der Mitte des grünen Abhanges, und nicht weit von dem Wege, schimmerte uns aus dem Gebüsche eine einsame Hütte entgegen. Sie gehört dem Grafen von Hogendorp, der, bedrängt von den Schicksalen der letzten Zeit, hier, fern von Menschen und Politik, im Umgange mit der freien Natur seine Tage verlebt, und es nicht unter seiner Würde hält, seine Subsistenz, durch Bereitung von Kohlen aus den Bäumen seines Landgutes für die Stadt, zu sichern. Wir hatten ihn schon früher kennen gelernt, und bewunderten die Standhaftigkeit und den Charakter eines Mannes, der, entfernt von dem Geräusche unsteter Verhältnisse, in einer kleinen Behausung, und im Anblick des von St. Helena herwogenden Meeres, sich glücklich fühlt."

„Bei der Cascade der Caryoca verläßt der Weg die Wasserleitung, und geht über eine trockene, mit niedrigen Bäumen und Gesträuchen besetzte Anhöhe zu dem Urwalde, mit welchem der Rücken des Corcovado bedeckt ist. Der schmale und steile Pfad leitet über mehrere Waldbäche. Die Vegetation ist von unglaublicher Frische und Kraft. Je höher man aber steigt, desto seltener werden allmählig die großen Stämme, und desto mehr treten Bambusen und Farnkräuter, darunter auch ein schöner Farnbaum von fünfzehn Fuß Höhe, hervor; hat man sich endlich durch das letzte Dickicht hindurch gearbeitet, so gelangt man auf die grüne Kuppe des Berges, auf welcher einzelne Gesträuche, und zwischen demselben eine baumartige Lilienform, eine den höher liegenden Campos von Minas entsprechende Vegetation darstellen. Ueber die Urwälder, Thäler, und über die Stadt genießt man von hier aus einer herrlichen Aussicht auf das Meer, dessen Spiegelfläche sich im Nebel des Horizontes verliert. Gegen Süden hin ist der Berg abgerissen, und das Auge verliert sich in einem steilen Abgrunde, welchen die blaue Bucht von Bota-Fago umsäumt. Weiterhin begrenzen die kühn aufgethürmten Felsenmassen des Zuckerhutes*) den Gesichtskreis. In dieser Höhe, von etwa zweitausend Fuß, ist der Unterschied der Temperatur schon so merklich, daß man sich in eine kältere Zone versetzt glaubt. Mehrere auf dem Rücken des Berges entspringende Quellen zeigen stets einige Grade weniger Wärme, als das in die Wasserleitung hinabrinnende Wasser; und kaum hat sich die Sonne dem Untergange genähert, so ist der Scheitel des Berges schon mit Wolken umgeben, welche längs den Gebirgszügen allmählig ins Thal niedersinken."

Die Quellen der Caryoca weiter verfolgend kamen die Reisenden zu einer Kaffeeplantage, Eigenthum des englischen Consuls Herr Chamberlain, der sich auch mit Entomologie beschäftigte, und bereits eine reiche Sammlung von Insekten der Umgegend besaß. Auch hatte man, als sie ankamen, eine schöne carmoisinrothe, mit schwarzen und kleinen weißen Queerbinden gezierte Schlange, die man aus Vorurtheil für giftig hält, auf dem Felde ausgegraben.

---

*) Ein einzeln stehender, sehr hoher Spitzberg

---

## Miscellen.

* Bärenjagd in Canada. Wenn ein Bär einmal seine Beute, z. B. ein Ferkel, in den plumpen Tatzen hat, hilft alles Nachschreien und Verfolgen nichts, man müßte denn sogleich ein gutes Gewehr bei der Hand haben. Er hat eine wahrhaft bärenhafte Art, seinen Raub für allen menschlichen Gebrauch flugs werthlos zu machen. Wenn man ihn aber bis zu dem Platze verfolgt hat, wo er seine verstümmelte Beute niederlegt, und sich in einiger Entfernung versteckt, so kann man gewiß sein, daß er sich hier zu seinem Abendessen, das bei ihm wie bei den meisten Schmeckern die Hauptmahlzeit ist, einfindet. Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß er, wenn er die Galanterie besitzt, die ein wohlerzogener Bär haben muß, Frau Braun und alle ihre holdseligen Kleinen mitbringt, um sie an dem Leckerbissen Theil nehmen zu lassen. Man kann dann, wenn man will, seine Geschäfte auf einmal mit der ganzen Familie abmachen.

Bei der Bärenjagd in Canada nimmt man gewöhnlich alle Bauernhunde in dem Dorf in Anspruch. Jagdhunde sind ganz nutzlos bei dieser Gelegenheit; denn wenn sie nicht gehörig abgerichtet sind, springen sie dem Bären an die Kehle und werden für ihre Mühe in Stücke zerrissen, oder durch eine der zärtlichsten Umarmungen aus der Welt befördert; die Bauer- und Schäferhunde dagegen schnappen nach ihm, ärgern ihn durch ihr unmelodisches Bellen, geniren sich gar nicht, ihn in den Steiß zu beißen, und treiben ihn gewöhnlich auf einen Baum, so daß man ihn leicht schießen kann.

Der kanadische Bär ist selten gefährlich, wenn er aber verwundet ist, darf man sich wahrlich vor ihm wahren. Man jagt daher gerne in Gesellschaft und hat einen zweiten Schuß oder einen tüchtigen Knüttel in Bereitschaft, den man ihm auf sein Nasenbein applicirt, wo er so verwundbar ist wie Achill an seiner Ferse. Man erzählt manches scherzhafte Geschichtchen von Bärenjagden, denn Braun ist einigermaßen ein Humorist in seinem Style. Jemand, von neun Männern begleitet, brachte einst einen sehr großen Bären so weit, daß er sich auf einen Baum flüchtete; man verschaffte sich so fort Knüttel und fing an den

Baum zu fällen. Braun schien geneigt, seine Stellung zu behaupten, bis der Baum sich zu neigen begann; jetzt glitt er bis 15 Fuß ungefähr vom Boden nieder, klammerte seine Vordertatzen um den Kopf und ließ sich dann mitten unter sie niederfallen. Jeder Knüttel wurde erhoben, aber Braun war auf seiner Hut. Er machte einen Angriff, stürzte den ihm zunächst stehenden nieder, und entsprang mit zwei oder drei Hieben auf den Steiß, die er nicht hoch anschlug. Wenn dieses Thier einmal ein Ferkel getödtet hat, so muß man es zu erlegen suchen, sonst behält man kein Schwein; es kommt wieder, bis es das Letzte derselben geholt hat, selbst der Schweinstall ist dann nicht sicher vor ihm. In dem Neucastlerdistrict hatte ein Irländer einen Bären auf der That ertappt, der eben ein Schwein über die Mauer des Hofes entführte. Der gute Paddy dachte nicht daran, den Bären anzugreifen, er wollte nur sein Eigenthum retten. Er sprang sonach hinzu und ergriff das Schwein an dem Schwanz, Braun hielt es an den Ohren fest, und so zerrten sie das arme Thier hin und her, bis das Halloh des Irländers im melodischen Verein mit dem Angstgeschrei des gezerrten Schweines einen Nachbar zu seiner Hülfe herbei führte, welcher den Kampf zu Gunsten des Irländers entschied, indem er dem Angreifer einen derben Schlag auf den Kopf gab.

Ein anderer verirrte sich in den Wäldern und kletterte endlich auf einen hohlen Baumstumpf, um sich in der Gegend zu orientiren. Als er in dieser Absicht den Stumpf erstiegen hatte, glitt sein Fuß aus, und er fiel in den Stamm; alle Mühe sich herauszuhelfen, war vergeblich. Während er sein unglückliches Loos beklagte und keine andere Aussicht mehr hatte, als einen langsamen Hungertod, wurde plötzlich das Licht über seinem Kopfe bedeckt und die Aussicht auf den blauen Himmel, die einzige, die er hatte, ihm entzogen. Bald fühlte er die haarigen Schenkel eines Bären, der in die Höhlung herabstieg, wo er wahrscheinlich sein Lager hatte. Mit dem Muthe der Verzweiflung faßte er den Bären von hinten, und wurde so an das Tageslicht gezogen. Braun forschte nicht näher nach den Qualitäten des Geretteten, sondern flüchtete in Eile den Baum hinab und der nicht wenig Erfreute suchte aus dem Schatten der Bäume zu kommen.

---

*Ein Eissturm in Pensylvanien. Am Morgen des 8. Februars 1828 (erzählt ein englischer Reisender) fiel nach dem Aufthauen ein starker Regen und dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht mit zunehmender Heftigkeit fort, und nun trat die seltsamste und selbst erhabenste Witterungserscheinung ein, die ich je in dieser Erdgegend wahrgenommen habe. Dieses äußerst selten vorkommende Ereigniß dehnte sich über einen sehr bedeutenden Flächenraum in diesem und dem angränzenden Staate aus, und ist gewöhnlich unter dem Namen des „Eissturms (Icestorm)“ bekannt. Ich will die Sache, in soweit ich sie selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, etwas ausführlich zu beschreiben versuchen. Unmittelbar nach dem Regen fror es, so daß die Bäume und die Erde sich mit einer dicken durchsichtigen Eiskruste überzogen und das Gehen auf dem spiegelglatten Boden äußerst mühsam war. Am folgenden Tage hatte sich auf den Aesten und Zweigen der hochstämmigen Bäume eine solche Anhäufung von Eis gebildet, daß diese das schönste und ungewöhnlichste Schauspiel darboten. Das kleine Unterholz oder Strauchwerk bog sich zu Boden, während überall die stattlichsten Hochstämme unter der ungeheuren Eislast, mit denen ihre Äste und Zweige überzogen waren, und unter den Eiszapfen, die an jeder Spitze dicht gedrängt hingen, fast erlagen. Die starken Nadeln der Schierlingsfichte und Pechtanne waren buchstäblich eingehülset oder bildeten vielmehr gediegene Eismassen, denn der kleinste Sproß oder Halm war mehr als zolldick mit Eis umgeben, und glich den pflanzenähnlichen Krystallbildungen. Diesen ganzen Tag und den größten Theil der darauf folgenden Nacht hindurch fiel der Regen in Strömen, bis zuletzt der Boden vier Zoll dick mit einer klaren Eisdecke belegt war. Die durch diese Erscheinung in dem gewöhnlichen Aussehen der Wälder hervorgebrachte Veränderung war höchst auffallend. Die Gebüsche und kleineren Bäume, bis zu solchen von etwa 50 Fuß Höhe, waren jetzt ganz zur Erde gebogen, und drückten auf einander unter ihrer ungewohnten Bürde, wobei sie in mancher Hinsicht einem durch ein Gewitter umgelegten Maisfelde gleichen. Die hochstämmigen Bäume beugten sich und schwankten in schwerfälligen Schwingungen herüber und hinüber, wobei ihre Äste glitzerten wie das reinste Krystall, und sie selbst bei dem leisesten Luftzuge an einander stießen, und eine Lawine von Eis herabschüttelten. In der Nacht vom achten und am folgenden Morgen fingen die Zweige der Bäume an, einer solchen ungewohnten Last nachzugeben. Überall sah und hörte man ringsum das Splittern und Krachen der obersten Aeste, die mit einem dem Zerbrechen des Glases ähnlichen, dabei aber so lauten Geräusch zur Erde fielen, daß die Wälder davon wiederhallten. Mit dem weitern Verlaufe des Tages fingen, anstatt der Äste, ganze Bäume zu brechen an; und 24 Stunden lang bot sich das erhabenste Schauspiel, das man sich nur denken kann, dar. Es ließ sich kein Wind verspüren, allein trotz des luftstillen Tages schien doch der ganze Hochwald in steter Bewegung, niederstürzend, zersplitternd, zerberstend, gleichsam Stück vor Stück. Krach auf Krach folgte, und zwar zuletzt so reißend schnell auf einander, und dann mit solcher allmählig verstärkten Gewalt des Schalles, daß man das unaufhörliche Losschießen von Feuerwaffen zu hören glaubte, vom einzelnen und knatternden Feuer der Außenposten bis zu dem ununterbrochenen Gebrüll einer ganzen Kanonade. 150 bis 180 Fuß hohe Fichten stürzten, andere vor sich niederreißend, donnernd zu Boden; ganze Wäldchen von Schierlingsfichten bogen sich, wie Schilfrohr, zur Erde, und die weitwurzeligen breitästigen Eichen wie die hochragenden Zuckerahornbäume sanken plötzlich entwurzelt wie Halme dahin. Das Gewicht der Bäume war durch die Eislast mehr denn verzehnfacht, und wo sie hinstürzten, zermalmten sie Alles mit furchtbar heftiger Gewalt. Das Schauspiel war so unbeschreiblich großartig, daß ich mich von ihm, trotz des unaufhörlich gießenden Regens, trotz der verwüstungsreichen und entsetzlichen Wirkung dieser Naturerscheinung, nicht loszureißen vermochte. Man muß übrigens Sorge tragen, sich in einer wohlberechneten Entfernung von den umfallenden Hochstämmen zu halten. Von allen Naturschauspielen, die ich noch in den amerikanischen Hochwäldern erlebte, war dieses das furchtbarste. Nie werde ich das Brül-

len, das Krachen, das Zerbersten, den donnernden Fall der entwurzelten Bäume, die das Herabstürzen solcher Klumpen von gediegenem Eise, hervorbrachte, nimmermehr das plötzliche weithin schallende Getöse, wenn so ein naher Baum unter seiner Eiswucht zusammenbrach, vergessen. Dabei herrschte, wie gesagt, eine völlige Windstille; nur daß von Zeit zu Zeit ein schwacher Luftzug aus Südosten die höchsten Fichten leicht bewegte. Hätte sich der Wind stärker erhoben, so würde die Verwüstung noch weit schreckbarer gewesen seyn. Es war furchtbar anzusehen, wenn die mächtig hohen riesenstarken Eichen umknackten und langhin zu Boden stürzten. Diese Bäume hatten am meisten zu leiden, wie denn hier überhaupt die sogenannten sommergrünen Baumarten weniger im Stande schienen, die Last zu tragen, als die verhältnißmäßig schwerer beladenen wintergrünen Hölzer. Die Aeste der Eichen gaben blitzschnell nach, während das dick eingeeis'te Nadellaub der Schierlingsfichten rings um die Stämme an ihren langen biegsamen Zweigen niederhing, daß sie zuletzt wie eine gediegene Masse von Eis oder wie eine Eissäule aussahen.

Der Morgen des 10. Februars war klar und frostig; der Regen hatte aufgehört, und der Wind, wiewohl man ihn immer noch kaum spürte, sich nach Nordwesten umgesetzt. Es war, als ob dem Werke der Verheerung plötzlich einiger Einhalt gethan worden sey. Es fielen weniger Aeste herab; doch hörte man noch immer von allen Seiten das laute, donnerähnliche Gekrach stürzender Hochstämme weithin durch die Wälder hallen. Wer in der gefährlichen Nähe dieser Waldzerstörung wohnte, hatte zwei schlaflose Nächte. Auf einer Strecke von 15 Morgen Waldung, die ich selbst besitze, waren mir nicht weniger als 50 meiner größten Bäume auf diese Art gebrochen, und kein einziger Laubholzbaum auf derselben Fläche kam ganz davon. Dieser Sturm hat, wie man sich leicht denken kann, zahlreiche Unfälle und Uebelstände herbeigeführt. Nur wenige Reisende, die gerade am neunten und zehnten auf dem Wege durch die Wälder waren, kamen ohne Aufenthalt und ohne daß ihre Fuhrwerke durch die umgestürzten Baumstämme gehemmt und eingeschlossen worden wären, davon. Wagen und Schlitten mußte man eben so im Stiche lassen, und in einigen Fällen gelang es nur mit Mühe, die Pferde zu retten. Mehrere Tage lang waren damals alle Wege dort herum von den gefallenen Baumstämmen und von den beladenen Wagen versperrt. Fast ein Jahr lang blieb die Mohanoncieek-Schifffahrt von dort aus nach dem Susquehanna durch die damals in den letztgenannten Strom gestürzten Bäume behindert. Auf den obersten Kämmen der benachbarten Alleghany-Berge, wo die Harztannen (Pinus pungens, Lambert) fast die einzigen Bäume sind, die in dieser hochgelegenen und unfruchtbaren Region einige Höhe erreichen, hatte dieser Eissturm eine erstaunliche Verheerung angerichtet, und an manchen Stellen nicht eine einzige Tanne stehen lassen. Besonders arg litten die Wäldchen von Weißeichen, die in zahlreicher Menge entwurzelt wurden. Überall gingen Berichte über die Ausdehnung dieses Unwetters, das sich über Pensylvanien und einen Theil des Staates New-York erstreckte, und über die Reisenden ein, die sich, von den gefallenen Stämmen überall eingeschlossen, genöthigt sahen, die Nacht in den Wäldern zuzubringen. Monate hernach bemerkte ich noch seine Wirkungen in den Fichtenwaldungen, auf eine Entfernung von 40 bis 50 Stunden; und die ältesten Ansiedler wissen sich, ihrer Versicherung zufolge, keines Naturereignisses zu erinnern, das diesem an weiter Verbreitung und verheerender Wirkung gleichzusetzen wäre.

Am 12. befreite ein mit dem Thauwetter eintretender starker Regen den Hochwald bald von der Last, unter der er fast erlag.

---

*Anblick von Konstantinopel. Einige Meilen vor der Stadt liefen wir in das Meer von Marmora ein, und die Nacht breitete noch ihren Mantel um uns heraus, als wir bei der lieblichen Insel gleiches Namens vorüberfuhren. Schwache Blitze in Nord-Osten ließen uns widrigen Wind befürchten; aber der südliche Wind herrschte vor, und wir blieben auf dem Verdeck und erwarteten den Tag, der unseren Blicken den Stolz von fünfzehn Jahrhunderten enthüllen sollte. Der Tag kam mit orientalischer Pracht, und mit ihm erschien ein Wald von Minarets und Masten. Er brach immer heller an, indem wir langsam fortsegelten, und eine Stunde nach Sonnen-Aufgang lag das edle Werk Konstantin's, die erste christliche Hauptstadt, die Nebenbuhlerin des ewigen Rom, siegreich auf sieben Hügeln erbaut, ganz vor unseren Blicken da, jeder Hügel mit Kuppeln und Minarets besäet, hier und dort eine alte Säule zeigend, das Ganze mit dem ehrwürdigen Altergrau der Zeit bedeckt. In der weiten Bucht, welche von den verbündeten Ufern Europa's und Asien's gebildet zu seyn schien, lag sie, die Königin der Städte, der Sitz des Reiches und, ob christlich, heidnisch oder muhamedanisch, der erwählte Ort, von wo aus ein Genie die Welt regieren könnte. — Zwei hervorragende Gegenstände des vor unseren Augen liegenden Gemäldes waren auf der einen Seite die sieben Thürme, und auf der anderen die herrlichen Gebäude von Scutari, deren glänzende Weiße prachtvoll gegen den langen und breiten Cypressen-Hain des großen Kirchhofes abstach, der sich von dort über die Ebene bis nach dem Berge Oetos ausdehnt, auf dessen Gipfel die Ruinen einer Römischen Festung der Zeit und den Stürmen trotzen. Weiter rechts sahen wir ein zerstreut liegendes Dorf in der Gegend von Chalcedon, und dicht bei einem mit gigantischen Cypressen bepflanzten Rasenplatz einen Leuchtthurm auf einem kühn über das Wasser hervorragenden Felsen. Dieselbe Linie verfolgend, sah man die Prinzen-Inseln, wo im Jahre 1203 der alte blinde Dandolo seine Galeeren ausbesserte, und wo im Jahre 1807 eine Brittische Flotte viele Leute verlor; und in der Entfernung über einer niedrigen Kette von Hügeln, welche den Meerbusen von Mondania bilden, glänzte der schneeige Gipfel des Bithynischen Olympos gleich einem silbernen Bogen am blauen Himmel.

Druck bei Pichler in Wien.

Am 1ten, 10ten und 20ten jedes Monats erscheint eine Lieferung, von einem Bogen Text und einer Tafel mit 2—3 Ansichten in Stahl- oder Kupferstich, welche 15 kr. C. M. oder 4 Gr. sächs. kostet. 36 Lieferungen bilden einen Band, bei dessen Schluß ein Titelblatt, Inhaltsverzeichniß und ein Umschlag geliefert wird.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

# Bilder-Magazin
für
## allgemeine Weltkunde.

2.] Gegend bei Feldkirch. — Die Hängebrücke in den Elysäischen Feldern zu Paris. — Florenz. [1834.

### Skizzen aus England. Von Adrian.

#### 1. John Bull.

Man wird, sagt der vielgereiste Beltrami, keinen so großen Unterschied zwischen John Bull und seinen Standesverwandten in andern Ländern finden, als man nach einer oberflächlichen Ansicht denkt; namentlich stimmen sie darin überein, daß sie mit einer unbegreiflichen Sehnsucht auf die Habe alter Zeit zurückblicken. John Bull spricht am liebsten von Alfred, von der Magna Charta, kurz von allem, was sich auf sein Land, wie es war, bezieht. Demungeachtet hört er es sehr gern, wenn man ihm sagt, sein Vaterland habe eine Stufe der Macht und Größe erreicht, welche seine guten Voraltern sich nicht hätten träumen lassen können; und der Name Waterloo, so neu er auch ist, lockt ihm immer ein kleines selbstgefälliges Lächeln ab. In seinem Hause und bei allem, was von ihm abhängt, sind seine Gewohnheiten seine irdischen Gottheiten. Wehe seiner Frau, wenn sie ihm ein Mittagessen vorsetzt, und er den Pudding, wohl auch sein Stück Roastbeef und das selbstgebraute Ale vermißt. Portwein ist ihm das heilige Getränk und er hält jeden, der keinen Geschmack daran findet, für eine Art von Heiden. Er gäbe alle Sofas und Ottomanen der Erde für seinen alten Lehnstuhl an dem Kamin, und nicht mit allen Theatern und Salons von Europa vertauschte er seinen gewohnten Sitz in der Schenke oder im Kaffehhause. Sein Rock muß von englischem Tuche und so geschnitten seyn, wie er ihn sein Lebenlang getragen hat; er hält es für ehrlos, französische Zeuge zu tragen. Nicht um die Welt zöge er weite Hosen oder Stiefeln nach dem neuen Geschmacke an; und seinen alten Spazierstock gibt er nicht für den schönsten Bambus, nicht für das eleganteste Rohr, nicht für die zierlichste Gerte her. Er trinkt immer aus einer Zinnkanne — sicut voluere priores, wie's sein Großvater und Urgroßvater gethan — und hält es für eine schlechte Sitte, aus einem Glase zu trinken. Er ist ein großer Freund alles Altmodischen, des Gothischen, wie man es hier zu nennen pflegt, und würde die angenehmste Lage wie den zweckmäßigsten und geschmackvollsten Bauplan verschmähen, um sein Haus auf den bisherigen Platz und in dem früheren gothischen Style wieder aufzurichten. Er hat eine große Meinung von sich, hält sich für wunderbar verschlagen und ist das argloseste Geschöpf auf der Welt: nichts ist leichter, als ihn hinter das Licht zu führen, sobald man seine Sprache spricht und seine Gewohnheiten und Vorurtheile annimmt. Er glaubt immer, er habe recht und es ist ungemein schwer, ihn zu überzeugen, daß er Unrecht habe. Er schimpft Tag und Nacht über die Regierung, auf England, auf das englische Volk; aber wenn es die Noth forderte, würde er alles, was er zu geben hat, für die Regierung, für England und das Englische Volk hingeben. Er ist reizbar und heftig, aber selten rachsüchtig. Er geht regelmäßig in die Kirche und wünscht allen denen, die es nicht thun, die Hölle auf den Leib; aber er ist nicht bigot und, wenn man genau zusieht, nicht intolerant; unendlich weit aber ist er entfernt, der unterthänige Diener seines Pfarrherrn zu seyn: im Gegentheil, er hat immer seinen kleinen Zank mit demselben, sei es nun wegen der Auslegung einer Bibelstelle oder wegen des Zehnten. Er ist abergläubisch, aber sein Aberglaube ist sehr unschuldiger Natur: er wird am Freitag kein Geschäft abschließen, und überhaupt an diesem Tage nichts von Wichtigkeit anfangen; die Existenz von Feen und Elfen bezweifelt er nicht, da sein Großvater eine Schaar dieser kleinen Wesen einst in der Scheuer tanzen gesehen hat; vor dem bösen Feind aber hat er einen nicht sehr ausgedehnten Respect und erzählt gerne, wie ein betrunkener Schmidt in dem nächsten Dorfe den Rücken desselben mehr als einmal mit seinem grimmigen Hammer bearbeitet habe. Er ist die redlichste Haut von der Welt und was er verspricht, wird er stets gewissenhaft halten, obgleich er niemals ohne Zank und Hader mit seinem Gelde herausrückt; dieß geschieht jedoch nur, um zu zeigen, daß es den Leuten nicht ganz leicht werden dürfte, ihn zu übervortheilen.

Schwierig dürfte es jedoch seyn, den freundlichen Leser mit dem politischen Charakter unseres guten John Bull bekannt zu machen; er führt in dieser Hinsicht den ausgelerntesten Menschenkenner irre und bringt den folgerechtesten Staatskünstler in Verzweiflung, welcher Partei er ihn anheim geben soll. Häufig hat die letzte Zeitung, die er gelesen, der letzte politische Kannegießer, mit dem er sich in der Schenke unterhalten hat, den entschiedensten Einfluß auf die politische Färbung seines Kopfes. Er ist ein Tory aus Gewohnheit, ein Whig aus Neigung, ein Aristokrat aus Eitelkeit, ein Democrat aus Grundsatz, ein Radicaler aus Ärger und Grimm über eine Unverdaulichkeit, die er sich durch eine schmählich starke Fischmahlzeit zugezogen hat. Ich stehe nicht an, ihn für etwas geizig zu halten; aber er ist nicht selten aus Stolz freigebig. Er verabscheut von ganzem Herzen ausländische Sitten, öfter die Ausländer selbst, und nähert sich denselben lediglich aus Neugier — um zu sehen, ob sie wirklich nicht mehr als zwei Beine haben. Alles, was französisch heißt, sieht er mit der tiefsten Verachtung an; er glaubt, die ganze Nation bestehe aus Geigern und Seiltänzern. Unglücklicherweise schließt sein „Damned French" das ganze Europäische Festland in sich.

## 2. Eigensinn der Mode.

Welche Seltsamkeiten, Widerlichkeiten und Thorheiten sind nicht unter dem speziösen Titel: „die Mode will es so," im Schwange! Ihre Allmacht zu Paris ist anerkannt, und da sich dort Jeder zuvorkommend unter ihren Szepter beugt, sich stolz ihren Sklaven nennt, fällt ihr Despotismus weniger auf als in dem freien England, wo man eifersüchtig auf alles ist, was die Unabhängigkeit in irgend einer Hinsicht zu beschränken droht. Es ergeht aber den Engländern in manchem Betrachte wie gewissen Ehemännern: die, welche am meisten gegen den Pantoffel protestiren, fühlen ihn am ersten und am schwersten. Ich will heute nur von dem Eigensinn der Mode in Bezug auf die Wohnungen der vornehmen Londner Welt sprechen — ein Eigensinn, wie man ihn in keiner andern Stadt der alten und neuen Zeit wieder findet. Es liegt ein unbeschreiblicher Zauber für den Fashionable in den Worten „eine gute Lage," ja, man sollte fast glauben, die Modewelt finde in der Wahl der Wohnung eines Menschen einen trefflichen Maßstaab für die Beurtheilung seiner geistigen Befähigungen, seines Geschmackes, seiner Vermögensumstände, seiner geselligen Verhältnisse.

Es wäre nichts Unmögliches, eine Stufenleiter der Vornehmheit der Londner Straßen und Squares aufzustellen. Die Ansprüche der Letztern sind noch am leichtesten zu schlichten. St. James's und Grosvenor = Square blicken wie eifersüchtige Potentaten von ihrer stolzen, würdevollen Höhe auf ihre demüthigeren Brüder, Berkeley, Hanover und Portman=Square herab; wogegen diese den kleineren nördlichen Square=Janhagel, nämlich: Cavendish, Manchester, Bryanstone und Montague = Square mit souveräner Verachtung behandeln. Aber auch diese finden wieder Andere, an welchen sie sich für die schlechte, wegwerfende Behandlung jener rächen. Die Abstufungen der Squareschaft sind eben so mannigfach als zart geschieden; die Grade des Ranges zahlreich. Selbst das ferngelegene Finsbury=Square, das von der sogenannten Welt durch undurchdringbare Wildnisse getrennt scheint, hat in jener entlegenen und halbentdeckten Region, noch Nachbarn, die es mit der größten Entrüstung sich gleichstellen hören würde; endlich haben selbst diese wieder untergeordnete Squares, deren Existenz noch nicht westwärts vom Meridian von Charing=croß kund geworden ist.

In einem ziemlich weisen Sprichworte heißt es: Sage mir, mit wem du umgehst und ich will dir sagen, wer du bist. London verschmäht es, ein so eindringendes Forschen geltend zu machen und beschränkt sich auf die einfache Regel: Sage mir die Straße, wo du wohnst und ich will dir sagen, wer du bist. Aber seltsam — zugleich ist London vielleicht die einzige Stadt, wo die Nachbarschaft so selten zu näherer Bekanntschaft führt; ja, sie scheint gerade die Ursache, letztere abzuweisen, denn unser nächster Thür = Nachbar in London ist sprichwörtlich derjenige, den wir am wenigsten kennen.

Worin besteht aber der mächtige Zauber der Lage des Wohnorts? Ich weiß nur, daß viele ihn *fühlen, daß viele* unter seinem Einflusse leiden. So schwer es manchmal seyn mag, die besonderen Vortheile dessen, was man eine gute Lage nennt, zu erörtern und sicher zu stellen, so leicht erklärt sich das Gefühl, das diesen kleinlichen und trivialen Unterscheidungen eine solche falsche Wichtigkeit beilegt. Man sehe auf dieses dichte Gedränge der Londner Gesellschaft, und man wird die Erklärung haben. Man hat hier eine Scene verzweifelter Nebenbuhlerschaft und Eifersucht vor sich, wo sich Schaaren verdrängen, wie Matrosen auf einem zertrümmerten Schiffe sich in die schwachen Boote werfen, welche sie an den Strand bringen sollen und wo jeder fühlt, daß er nur gerettet werden könne, wenn sein Nachbar den Tod in den Wellen fände.

London ist eine überfüllte Arena, wo jeder Beförderung finden kann, der es der Mühe werth hält, darum zu kämpfen. Man stoßt hier auf keine massiven, unüberschreitbaren Demarkationslinien; der Ehrgeizige wird durch nichts gezwungen, an seiner Zulassung zu den höchsten Stufen geselliger Auszeichnung zu verzweifeln; jeder Anspruch, so schaal und nichtssagend an sich er seyn mag, kann den gewünschten Erfolg herbeiführen. Wenn die Prätensionen eines Einzelnen keinen Anklang finden, verbindet er sich mit mehreren seines Gleichen und die Masse erreicht ihr Ziel da, wo der Einzelne zu unbedeutend gewesen wäre, als daß man seine Wünsche gesondert hätte erwägen mögen. In dieser Weise steigern sich die Quellen der Eitelkeit in das Unendliche und wer keine andere Überlegenheit über seine unmittelbaren Nebenbuhler, die sich auf der Rennbahn des geselligen Lebens mit ihm zu messen gedenken, zu Markt bringen kann, wird wahrscheinlich die glückliche Entdeckung geltend machen, daß er — auf einem vornehmen Square wohnt.

## 3. Die Halle.

Die große oder steinerne Halle war ein so hervorstechender Theil der alten Englischen Wohnungen, daß man diesen Namen oft dem ganzen Hause beilegte. Die Halle entsprach dem Refectorium der Abteien und Klöster, und ihre innere Einrichtung wechselte unter allen Umständen und in keiner Zeit bedeutend. Der Haupteingang in das Gebäude aus dem ersten oder äußern Hof führte zu einem Vorplatz, auf dessen einer Seite verschiedene Thüren oder Bogen in die Milchkammer, in die Küche, in die Zimmer der Dienerschaft gingen, während man auf der andern Seite den Eingang zur Halle sah. Dieser bestand aus einer Art Schrein, gewöhnlich von kunstreichem Schnitzwerk, mit Schildern und ähnlichen Gegenständen verziert, und in verschiedene Bogen abgetheilt, welche Flügelthüren hatten. Über dem Schrein und der Vorhalle befand sich die Minstral=Gallerie, auf deren Vorderseite gewöhnlich Rüstungen, Hirschgeweihe u. dergl. zu sehen waren.

Die Halle selbst war ein großer hoher Saal in Form eines gestreckten Vierecks; die Decke mit ihrem reichen Schnitzwerk aller Art gehörte zu dem anziehendsten; hier war häufig das Wappen des Hausherrn zu sehen. An dem obern Ende der Halle, dem Eingang gegenüber, erhob sich der Boden gewöhnlich um eine oder mehrere Stufen und diesen Raum

nannte man den hohen Platz, oder „dais“ d. h. der Baldachin, so genannt, weil dieser Platz gewöhnlich mit grünen Zweigen überhängt war. Auf der einen Seite dieses „dais“ war ein Fenster mit einer starken Vertiefung, das fast bis auf den Boden reichte; die andern Fenster liefen eine oder beide Seiten der Halle entlang und ließen zwischen sich und dem Boden Raum für Täfelwerk oder Tapeten. Die Fenster waren mit gemahltem Glase verziert, und man sah die Wappen der Familie, der Verwandten, der königlichen Schutzherrn; und zwischen den Fenstern hingen die Bildnisse derselben Personen in Lebensgröße. Das königliche Wappen nahm gewöhnlich einen in die Augen fallenden Raum an einem Ende der Halle ein. Auf dem „dais“ stand die Haupttafel für den Hausherrn und die vorzüglichsten Gäste; sie nahm die der Thüre zugekehrte Wandseite ein; die übrigen Seiten der Halle entlang liefen Tische für niedrigere Gäste und die Angehörigen des Hauses. In der Mitte der Halle war das „rere-dosse“, das Feuer-Eisen, gegen welches das Brennholz gestellt und auf der Steinflur angebrannt ward; der Rauch ging durch eine Oeffnung in der Decke unmittelbar darüber, wo sich gewöhnlich eine Laterne erhob, und eine in die Augen fallende Verzierung des Äußern der Wohnung abgab. In späterer Zeit wurde ein weitgesprengter Kamin in der Mauer an einer Seite der Halle angebracht. Vom Ostersonntag an wurde kein Feuer mehr in der Halle angezündet. „Ihr wißt wohl“, sagt eine Schrift vom J. 1511, „daß es jetzt Sitte ist, am Ostertag (God's Sondaye) das Feuer in der Halle auszuthun, und die schwarzen Winterbrände und alles, was durch den Rauch und den Qualm gelitten hat, zu entfernen, und wo das Feuer war, schmückt man alles mit bunten Blumen und streut grünes Laubwerk rings umher.“

In Aubrey's Handschriften heißt es: die Lords speiseten in ihren großen gothischen Hallen an der hohen Tafel; die geringern an den Seitentischen. Die Speisen wurden auf mündliches Aufrufen aufgetragen. Bratenwender sind eine Erfindung späterer Zeit; arme Knaben drehten den Spieß und leckten an der Bratenpfanne und wuchsen so zu derben, wackern Schelmen heran. Der Herd war gewöhnlich in der Mitte, wie in den Colleges, daher der Spruch: „Rund um unser Kohlenfeuer.“ In der Halle wurden die Vermummungen, das Kuchenstehlen, die alten Weihnachtsspiele aufgeführt. Die Hallen der Friedensgerichte waren schrecklich anzusehen; über den Thüren sah man Rüstungen und Helme, deren geöffnete Visire wie offene Rachen anzuschauen waren, Lanzen, Piken, Hellebarden, Streitaxte, Schilder; und zu König Karls Zeiten Donnerbüchsen, Flinten und Pistolen aller Art.“

Die Hallen, welche sich noch in den Colleges der Universitäten von Oxford und Cambridge und in den Inns of Court finden, geben ein getreues Bild der alten freiherrlichen und klösterlichen Hallen; Form und Einrichtung, Anordnung und Sitte bei Tisch sind noch ganz dieselben. Selbst das Feuer in der Mitte der Halle findet sich da und dort noch; die Holzkohle glüht in einer großen Kohlenpfanne, statt des alten „rere-dosse.“ In anderer Hinsicht ist seit dem 16ten Jahrhundert wenig oder nichts geändert worden, und wer neugierig ist, zu erfahren, wie man zur Zeit der Heinriche und Eduarde gespeist hat, darf nur dem Mittagsmahle in den großen Hallen der Christchurch oder Trinity-Colleges beiwohnen und seiner Phantasie die geringe Anstrengung zumuthen, den Prinzipal und die Fellews an der obern Tafel in den stattlichen Freiherrn, seine Familie und Gäste, und die bemäntelten Commoners in die, die Farben des Hauses tragenden Diener zu verwandeln. Der Dienst der Küche, der Milchkammer, der Keller u. s. w. ist heut zu Tage in jeder Hinsicht in Übereinstimmung mit der alten ungeänderten Sitte.

Die Halle wird, wie wir sie beschrieben haben, in jedem altenglischen Herrenhause bis zur Zeit der Königin Elisabeth gefunden, und es ist vielleicht kein schöneres Überbleibsel dieser Art in England zu sehen als Longleat, trotz seines italienisirten Äußern. Um diese Zeit oder noch etwas früher fing der vornehme Adel an, die Gewohnheit, mit seinen Angehörigen und Dienern in der großen Halle zu speisen, aufzugeben; ein besonderes Zimmer wurde zum Gebrauche der Familie eingerichtet und das Speisezimmer genannt (dining-parlour oder banqueting-room), diese Veränderung scheint theilweise schon zur Zeit Heinrichs des VIII. Statt gefunden zu haben, da man unter seiner Regierung die Klage vorbrachte, die Halle, vornehmlich bei Hof, werde nicht mehr gehörig „gehalten, und manche Edelleute und Herrn pflegten in abgesonderten Räumen und Gemächern zu speisen, und begäben sich nicht mehr in das hohe Gemach oder in die Halle.“ Die Pairs, welche zu dem Hofe oder dem Parlamente gehörten, so wie alle die, welche in dem königlichen Haushalt mit eingeschlossen waren, hatten das Recht, mit ihren Leuten in der Halle zu speisen; die Zahl der letztern war nach ihrem Rang oder ihrer Stelle genau festgesetzt, wie aus dem Liber niger domus regis, dem Buche der Regulierung des Hofhalts Eduards des IV., hervorgeht. „Ein Herzog“ heißt es hier, „darf in die Halle mitbringen einen Ritter, einen Kaplan, drei Knappen und vier Trabanten“ und so herab bis zu dem Baron, der nur Einen „gentleman“ und einen Bedienten bei sich haben soll. Dieses Vorrecht nannte man „Avoir bouche à la cour.“ Das ganze Verzeichniß der Personen, die in der Halle speisen durften, ist enorm und macht es klar, daß die prächtige Halle zu Westminster, welche Eduard II. zu diesem Zweck neu bauen ließ, trotz ihrer Größe überfüllt gewesen seyn muß, wenn der König seine Pairs um sich versammelt hatte *). Die große Halle von Eltham, welche wahrscheinlich von demselben König gebaut worden, steht der von Westminster nur wenig an Größe nach.

Die Kapelle war nicht minder beachtenswerth in den alten Englischen Herrensitzen. Sie bildete gewöhnlich eine Seite des ersten Hofes und war öfter von dem Hauptgebäude ganz getrennt. Die Halle wie die Kapelle konnte man zuweilen von den Fenstern in Gallerien und obern Gemächern überblicken. Erzbischof Parker sagt in einem Briefe von J. 1573: „Wenn es

---

*) Die frühere Halle von Westminster, an welche eine kleinere stieß, both unter Heinrich III. am Freitag nach dem Matthäus-Tage ein anziehendes Schauspiel dar. An diesem Tage wurden so viele Arme, als in die beiden Hallen gehen konnten, reichlich gespeiset, damit sie für des Königs Schwester, die Königin Eleonore von Schottland, betheten.

Eurer Majestät gefällt, kann Sie durch meine Gallerie herein kommen, und die Anordnung der Halle zur Essenszeit von einem auf dieselbe gehenden Fenster sehen."

Die übrigen Gemächer waren: das große Gemach (great chamber oder withdrawing-room), das mit Tapeten bekleidet und nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet wurde, und die Gallerie, welche zum Empfange von Besuchenden wie zu Spielen und Vergnügungen aller Art bestimmt war. Sie bestand aus einem langen Saal mit Fenstervertiefungen und Erkern, in welche man sich zu vertraulichen Unterhaltungen zurückzog. Die Gallerie war oft mit Bildnissen der Monarchen und der Familie, mit Stammbäumen und dergleichen geschmückt. Die größeren Häuser hatten überdieß Gesellschaftszimmer, zuweilen sogar dergleichen für den Sommer und für den Winter. Manche waren mit Tapeten bekleidet; andere hatten schönes Getäfel von Eichenholz. Nach dem bereits angeführten Aubrey kam das Täfelwerk vorzüglich unter Heinrich VII. und Heinrich VIII. in Aufnahme. „In den Hallen und Gesellschaftszimmern," sagt er, „waren Stellen aus der heil. Schrift und andere schöne Sprüche auf das farbige Tuch, das die Wände bekleidete, geschrieben, was die Frömmigkeit jener Zeit beweist." Diese Sitte in den Hallen Bibelsprüche anzubringen, ist ohne Zweifel aus den Refectorien der Abteien und Klöster entlehnt, wo man noch heute über dem Täfelwerk rings um das ganze Gemach dergleichen angebracht findet. Die Decken waren auch in den Gesellschaftszimmern mit Schnitzwerk versehen; doch zeigten sie nicht den Reichthum von Verzierungen, welche später, als die Stucaturarbeit aufkam, hier angebracht wurden.

Die Treppen in den ältern Häusern nahmen ein besonders, gewöhnlich rundes Thürmchen ein, wie man dieß auch in unsern deutschen Burgen findet. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht das Schloß Amboise, auf einem hohen Fels an der Loire: der Haupteingang zu diesem Schloße führt durch einen hohen runden Thurm auf einem für Wagen und Pferde eingerichteten, sich windenden Pfade ohne Treppen oder Stufen empor. Unter der Regierung der Königin Elisabeth kam erst der Luxus mit den reich verzierten Treppengeländern auf; die Mannigfaltigkeit und Schönheit der hier angebrachten Zierrathen ist in einzelnen alten Schlößern Englands bewundernswürdig.

Die Tische bestanden aus schweren eichenen Planken, welche über Böcke gelegt wurden; die Bänke und Stühle waren von massiven Eichenholz und der Boden mit Stroh belegt; damit begnügten sich die Prinzen und Prälaten früherer Zeit. Der Handwerker ist jetzt von einem Haushalts-Luxus umgeben, an welchen noch vor drei Jahrhunderten kein Englischer König dachte. Selbst zu den Zeiten der Königin Elisabeth war die Bequemlichkeit eines Teppichs eine Seltenheit und den Luxus einer Gabel kannte man gar nicht. Matten nahmen die Stelle der erstern ein, und die Finger dienten überall statt der letztern. Harrison, der zur Zeit der Königin Elisabeth lebte, beschreibt das unmittelbar vor seiner Zeit gewöhnliche Hausgeräth folgendermaßen: „Unsere Väter (und wir selbst) schliefen gewöhnlich auf Strohbündeln oder rauhen Matten, nur mit einem Tuche bedeckt und unter einem Schaffelle; ein großer runder Kloß war ihr Kissen. Wenn ein guter Hausvater nach siebenjähriger Ehe eine Matraze oder ein Federbett kaufen konnte, glaubte er sich eben so gut eingerichtet wie der Herr der Stadt, der vielleicht selten in einem vollständigen Federbette geschlafen hatte. Wenn die Diener nur irgend ein Betttuch unter sich hatten, konnten sie von Glück reden, denn sie waren selten gegen das Stechen des Strohs geschützt, das ihre rauhen Seiten kitzelte."

---

## Florenz.

Diese Hauptstadt des Großherzogthums Toscana, Residenz dessen Beherrschers, ist durch ihre äußere Lage und Physiognomie, die geschichtliche Bedeutsamkeit beinahe jeglichen ihrer Palläste und öffentlichen Gebäude, wie durch ihre inneren artistischen und literarischen Schätze, eine der ausgezeichnetsten Städte der Welt. Wahrscheinlich schon von den Etruskern gegründet, nachher Colonie- und Municipalstadt der Römer, von den Gothen unter Totila zerstört, erstand sie aus den Ruinen durch Karl den Großen, und behauptete im Mittelalter unter den heftigsten innerlichen Partei-Kämpfen und äußern Kriegen mehrere Jahrhunderte lang ihre Freiheit mit Glanz und Macht, bis sie durch die Politik der Mediceer überwältigt, aber auch durch selbe zum höchsten Ansehen und Reichthum erhoben wurde. — Vorzüge, welche ihr vor andern italienischen Großstädten geblieben sind, bis auf diesen Tag.

Florenz liegt in einem so reitzenden als fruchtbaren Thale am Arno, der es in zwey ungleiche, durch 4 steinerne Brücken (worunter die schöne S. Trinità) verbundenen Theile scheidet. Die üppig angebaute Umgegend gleicht einem Garten, und ist mit anmuthigen Dörfern und Villen so dicht besäet, daß Ariost nach der Schilderung des von einem Hügel gebotenen Prospects der Stadt und ihrer Umgebungen treffend bemerkt: Wenn man das Ganze mit einer Ringmauer umzöge, könnte man zwey Rome daraus machen. Durch diese schöne Lage in einem milden und gesunden Clima, aber auch durch ihre architektonische Herrlichkeit und politische Physiognomie verdient Florenz den ihr von den italienischen Geographen und Statistikern gegebenen Beinamen „la Bella" vollkommen: denn obgleich krumme, winkelige, oft schmale, und darum nicht helle Gassen häufig vorkommen, so gibt es doch auch viele breite und gerade Straßen, worunter der Corso und die Via longa die ansehnlichsten und regelmäßigsten sind, und 17 große öffentliche Plätze. Diese alle aber sind mit den prächtigsten Palästen geziert, deren ungeheure Größe und Festigkeit in Erstaunen setzen. Viele derselben sind von 15—20 F. langen und 4—6 F. dicken Quadern aufgeführt, und am Dache mit Zinnen versehen, worüber oft ein fester Thurm hervorragt. Diese Citadellen, wie man sie nennen könnte, wurden in jenen Zeiten des Mittelalters aufgethürmt, wo während der häufigen bürgerlichen Unruhen die mächtigen Familien in der Stadt selbst sich befehdeten, in diesen ihren Burgen oft lange Belagerungen aushielten, und daraus blutige Ausfälle machten, — sie bekunden den Factionsgeist und den Reichthum ihrer Erbauer. Also zu Schutz und Trutz eingerichtet — entrathen diese Paläste zwar der heitern Zierlichkeit griechischer



Gegend bei Feldkirch.



Die Hängebrücke in den Elysäischen Feldern zu Paris.



Florenz.



Formen, wie sie Palladio in Vicenza und Venedig hervorrief, aber sie prägten der architektonischen Physiognomie der Stadt die edlen, wahren und gediegenen Züge eines männlichen Styls unvergänglich ein. Die schönsten und wichtigsten sind folgende: Der Palast Pitti, die jetzige Residenz des Großherzogs, auf einer Anhöhe am linken Ufer des Arno, in den letzten Zeiten des Freystaats mit riesenhafter Festigkeit von einem Pitti erbauet, welcher sein ganzes Vermögen daran verwendete, und von den spätern Besitzern, den Mediceern, durch Seitenflügel vergrößert. Die imposante Fronte dieses großartigen, von ungeheuren schwarzgrauen Quadern errichteten, einfach erhabenen Gebäudes hat 100 Schritt Länge. Es besteht aus zwei 20 Fuß hohen Geschoßen, ohne Dach, und ist im innern Cortile mit doppelten Arkaden geziert. Der östliche Theil enthält in drey Sälen die berühmte Bildersammlung, der westliche die prachtvollen Wohngemächer. Der alte Pallast, Palazzo Vecchio oder Gran ducale —, die frühere Wohnung der Beherrscher von Toscana, ein ritterburgartiges Gebäude mit einem hohen Thurme. Der Palazzo degli Ufficii, zwischen dem Arno, und dem Palazzo vicino, auch die großherzogliche Gallerie genannt, aus einem Quergeschoß und zwey 400 Fuß langen Flügeln bestehend, drey Stockwerke hoch, und im untern Hofe ringsumher von Bogengängen umgeben, in welchen zierliche Buden voll Kaufmannswaaren aller Art, und wo daher stets lebhafter Handel und Wandel Statt findet.

Die Palläste Riccardi (sonst Medici), Corsini, Gevini, Maitolli, Rancini, Capponi, Pacci, Attovitti, Biondi, Stiozzi-Aidolfi, deßgleichen die Palläste der Familien Strozzi, Salviati, Mozzi, Orlandini.

Alle diese von außen edlen Bauwerke sind im Innern mit kostbaren Sculpturen und Malereien geschmückt, und enthalten mitunter auch schätzbare Bücher und Kunstsammlungen.

Noch sind von weltlichen Gebäuden merkwürdig: die Halle (la Loggia) oder die Signoria, (auch Porticus des Orgagna oder di Lanzi genannt), schon von 1355 an zu öffentlichen Reden und Versammlungen dienend und mit herrlichen Statuen geschmückt; — der kaiserliche Marstall, und der Palast di Bargello, einst für den Podesta erbauet, jetzt Criminalgericht und Gefängniß. Interessante Rückerinnerungen erwecken noch, das Wohnhaus Mich. Angelos in der Straße Gibelino, das von Amenicus Vespurius in St. Giovanni, und das der Bianca Capello in der Straße Maggio. Unter den öffentlichen Plätzen sind vorzüglich: die Piazza dell' Annunziata vor der Kirche gleichen Namens mit zwei Springbrunnen, und einer Reiter-Statue Ferdinands I.; die Piazza Gran ducale vorm Palazzo Vecchio mit der Reiter-Statue des großen Cosmus Medicis, nebst einem herrlichen Brunnen, auf welchem ein Neptun und viele Gruppen von Benvenuto Cellini, J. v. Bologna, Bandinelli und Andern, und der Platz vor der Kirche St. Croce, während des Carnevals, besonders lebhaft; — die Piazza della Trinita und die Piazza di Sta. Maria novella, von welcher letztern bis zum Pallast Pitti sich der schönste Theil der Stadt erstreckt, der man, wie Göthe sagt, es ansieht, daß sie der Volksreichthum erbauet habe, und zu deren weiteren architektonischen Zierde 10 Springbrunnen, über 150 öffentliche Bild- und Denksäulen, und 170 Kirchen gereichen, welche zu den schönsten Italiens gehören, meist aus Marmor aufgeführt sind, und wenn auch mitunter äußerer Vollendung ermangeln, doch im Innern trefflich ausgebauet und geschmückt erscheinen. Besonders sehenswerthe sind folgende:

Der Dom, wegen seiner Form Sta. Maria del Fiore genannt, ein riesenhaftes Meisterwerk neuerer Baukunst, von Amolfo di Lapo — einem Schüler Cimabues — im 14ten Jahrhundert begonnen; mit einer prachtvollen 380 Fuß hohen Kuppel von Brunelesciti, welche selbst der scharfe und derbe Kritiker Michel Angelo für unübertrefflich erklärte, und deren Ausmahlung 1622 G. Vasari begann, und nachher Zacchari beendigte. Das Äußere der abwechselnd mit schwarzen und weißen Marmorplatten belegten Kirche macht einen bunten nicht sonderlichen Effekt, aber im Innern ist sie reich und kunstvoll geschmückt, besonders durch den herrlich ausgelegten Fußboden und anderwärts angebrachte Mosaiken, durch Bildsäulen und Gruppen von Michel Angelo, Baccio d' Agnolo ꝛc., und durch Gemälde, worunter Dantes und Bruneleschis Bildnisse. Neben dem Dome steigt der von Gadeli nach Giottos Plane zierlich erbaute Glockenthurm 280 Fuß hoch empor, von welchem aus man die beste panoramische Übersicht der Stadt genießt. Gegenüber steht die uralte Taufkapelle (Battisterio) des heil. Johannes mit ihren berühmten von Lorenzo Ghiberti und Ugolini gegossenen Thüren, welche selbst von Michel Angelo für würdig erklärt wurden, Pforten des Paradieses zu seyn, und biblische Geschichten in Haut-relief enthalten. Dieß Baptisterium war seit dem sechsten Jahrhunderte die Cathedrale der Stadt und soll einst ein Tempel des Mars gewesen seyn. Bemerkenswerth ist die Kuppel dieser Prachtkirche von Taffi durch ihre Ausschmückung mit Mosaiken, und als antike Trophäe ist hier seit 1364 aufgehangen die große Hafenkette von Pisa; vor der Kirche erinnert eine Marmorbank, auf welcher Dante oft zu sitzen pflegte, — il casso di Dante genannt — an diesen unsterblichen Dichter.

Sta. Maria novella — eine der schönsten Kirchen Italiens, schon 1297 gegründet, mit herrlichen Freskèn, Glasgemählden und Schildereien von Michel Angelo, Cimabue und Andern; Sta. Croce, durch die Monumente großer Florentiner, als Michel Angelos, Machiavell's, Galiläis, Alfieris ꝛc. als Pantheon ausgezeichnet; Sta. Annunciata mit zehn Capellen nebst schönen Gemälden und Sculpturen; — St. Marco, mit dergleichen und dem Grabmahle des Savonarola. — St. Lorenzo mit einem Altare von den seltensten Marmor- und kostbarsten Stein-Arten, nebst der prachtüberladenen Fürstengruft der Mediceer und Bildwerken von Michel Angelo; — dann die Kirchen del Carmine, St. Spirito, St. Giorgio, St. Giovannino, die Apostel-Kirche, St. Jakob de Ripale, Allerheiligen, Maria Maggiore, Sta. Trinita, Sta. M. Magdelena de Pazzi, Michele in Orto, St. Gaetano, Sta. Maria del Angeli, d'Ognisanti ꝛc. Alle diese Tempel, wenn auch mitunter weniger von Au-

ßen geschmückt, enthalten jedoch mehr oder weniger Schätze von Sculpturen und Mahlereien, welche, obgleich zerstreuet, sie doch des Besuches werth machen. Nicht minder wichtig sind die vielen großen artistischen und literarischen Sammlungen, von welchen jeder Reisende große Erinnerungen über die Alpen zurückbringen muß und welche Florenz der herrlichen Roma gleich, wo nicht über dieselbe stellen. Die durch Zahl und Werth der Kunstwerke ansehnlichste Sammlung in Europa ist die Großherzogliche im obbeschriebenen Palazzo degli Ufficii, in dessen dritten Stockwerk aufgestellt. Hier sind in 22 Sälen und Gemächern die herrlichsten Schöpfungen der Mahler- und Bildner-Kunst, und eine Fülle antiker wie moderner Bronzen, etruskischer Gefäße, Inscriptionen, Gemmen, Lampen, Edelsteine ꝛc., desgleichen Kupferstichen, und Handzeichnungen großer Meister beisammen und musterhaft geordnet zu sehen. Weltberühmt sind unter den Statuen, die Mediceische Venus, die nun nach ihrer Rückkehr aus Paris, ihre Stellvertreterinn, Canovas Venere Italica, wie billig verdrängt hat, die beiden Ringer, der Apollino, der tanzende Faun, der Schleifer, der Hermaphrodit, die Gruppe der Niobe ꝛc.: unter den Gemälden, Raphaels Fornarina, H. Familie, Johannes in der Wüste ꝛc. Tizians Venus, und mehrere Schildereien von Corregio, Michael Angelo, Fra Bartolomeo ꝛc. Einzig ist eine Sammlung von ungefähr 400 Bildnissen berühmter Mahler, meist von ihnen selbst gemahlt. Diese unschätzbare Gallerie ist neuerlich durch den Ankauf der Sammlung ägyptischer Alterthümer des Canonicus Bizzoli (379 Stücke) bereichert worden, und nimmt den mehrfachen Besuch des Reisenden in unerläßlichen Anspruch, um so mehr, als diese Kunstschätze wie überall in Florenz mit Humanität und Bereitwilligkeit gezeigt werden. Übrigens steht in Bezug auf Mahlerei oben an, die Sammlung im Pallaste Pitti, wo in acht Sälen mehr als 100 der größten Meisterwerke aller Schüler aufgestellt sind. In dem mit dem Pallaste Pitti zusammen hangenden Gebäude des Museo Fisico befinden sich in 40 Sälen das physikalische und das Naturalien-Cabinet, ungemein reich ausgestattet, die berühmten anatomischen Wachspräparate unter Fontana's Aufsicht von Clemens Susini verfertigt, und die Sternwarte.

Auch die Academie der bildenden Künste (Academia delle belle arti) schon 1350 durch einen Künstlerverein gestiftet, und neuerdings durch den Großherzog Leopold gehoben, eine der besteingerichteten Anstalten dieser Art in Italien, hat eine schätzbare Galerie von Gemälden meist älterer Florentiner Künstler und ist sonst artistisch sehenswerth. Höchste Beachtung verdienen folgende drei öffentliche Bibliotheken, nämlich:

die Laurentinische (im zweiten Stockwerke des Palazzo degli Ufficii) welche unter 600 kostbaren Manuscripten die berühmten Florentinischen Pandecten, das angebliche Autographon des Evangeliums Johannis, die Original-Acten des Conciliums von 1439, einen Codex des Virgils aus dem fünften Jahrhundert u. s. f. enthält.

Die Marcellinische Bibliothek im Pallast Riccardi, worin ein Codex des Plinius aus dem neunten Jahrhundert, Manuscripte von Salvini, Boccaccio, Benvenuto Cellini ꝛc., wie auch sehr schöne Kupferstiche; — und endlich

die Maglibechianische im Palast degli Studj, besonders reich an alten Druckwerken, mit 100,000 Bänden und 8,000 Manuscripten.

Außerdem gibt es noch bedeutende Privat-Bibliotheken, unter welchen die Großherzogliche die vorzüglichste und reichste ist, und die kostbarsten Werke der neueren Literatur in allen Sprachen enthält.

Wie obengesagt — alle diese Privat- und öffentlichen Kunst- und Literaturschätze, werden Fremden mit musterhafter Humanität geöffnet; daß sie aber auch auf die Einheimischen einen belebenden und mächtig anregenden Einfluß ausüben, dieß bezeugen außer der oberwähnten Academie der bildenden Künste, wo tüchtige Schüler erzogen werden, mehrere werkthätige gelehrte Vereine, worunter die bekannte Akademia Fiorentina, (della Crusca) die Akademia dei Georgofili, zur Beförderung des Ackerbaues (welcher zu nützlichen Versuchen der Giardino del Semplici überlassen ist), und das Collegio nobile, die vorzüglichsten und fleißigsten sind.

Auch mit milden Stiftungen ist Florenz reich begabt.

Das Spital St. Maria, ein prachtvolles Gebäude, ist zur Aufnahme von 700 Kranken musterhaft eingerichtet, und gibt nebst dem ihm gleichenden Spitale St. Bonifacio, einer Menge junger Beflissenen der Heilkunde Gelegenheit zu klinischen Studien. Auch sind das Findelhaus Bigallo und die Fraternita della Misericordia löblich zu erwähnen.

Was die öffentlichen Vergnügungs-Anstalten betrifft, so hat Florenz sechs Schauspielhäuser, wovon gewöhnlich zwei offen sind. Das größte ist la Pergola mit fünf Bogenreihen und bloß für die Opera Seria bestimmt, in deren Zwischen-Acten pantomimische Ballets gegeben werden. Dann das Theater del Concomaro und St. Maria, die besuchtesten für das Schau- und Lustspiel; das Theater Goldoni, welches zu den Vergnügungs-Anstalten der Delizie Goldoniane gehört und das kleine Theater Sta. Maria novella, wo man kleine Opern aufführt. Außerdem gibt es mehrere Winkel- und Marionetten-Theater, und auf der Straße treibt in schmalen Breterbuden der höchst ergötzliche Pulcinello sein lustiges Wesen. Unter den mannigfachen Lustwandel-Gängen im Innern der Stadt steht der anmuthige, Sonntags und Donnerstags dem Publikum offene Garten Boboli am Pallast Pitti oben an, dann der nächst dem Kai am Arno, die Terrasse des Klosters der Rivetanner, und besonders die Delizie Goldoniane. Außer der Stadt die Cascine, ein prater-ähnlicher Park des Großherzogs mit einer Schweizerei, welcher der schönen Welt zum frequentesten Sammelpunkt wie auch zum Corso dient; und die nicht fernen großherzoglichen Lustschlösser, Poggio imperiale, Pratolino (wo die colossale Statue des Apennins von J. v. Bologna), Careggi, Castelli, und Villa d'Ambrosio, von Natur und Kunst reich geschmückt, geben durch reizende Lagen und Aussichten Gelegenheit zu ergötzlichen Ausflügen auf das Land, und werden häufig besucht: — und wer weiter hinaus strebt, braucht nur Einen Tag, um nach Pistoja oder Empoli, Incisa, auf den Monte de Fo und auf einen Punkt der Apenninen zu gelangen, wo man

zugleich das adriatische und das mittelländische Meer erblickt.

Der Carneval bringt wie man sich denken kann, in dieser großen volk= und geldreichen Stadt, wohin zahllose Fremde aus allen Ländern strömen, ein heiteres öffentliches Leben mit sich, wobei die Prozession mit der Befana und die Maskenzüge auf dem St. Croce, die Hauptrollen spielen; doch am glänzendsten ist die Frequenz des Publikums beim Pferd= und Wagenrennen am Johannisfeste, und nicht viel weniger greifen in die allgemeine Belustigung ein, das öffentliche Ballschlagen an der Porta al Prato, die Casino's des Adels, die Stanzen des ersten Bürgerstandes und andere Conversazionen. Dem Allen sagen zu die zahlreichen und vortrefflichen Gasthäuser, wovon mehrere zu den ersten Europas gehören, desgleichen die ansehnlich und geschmackvoll eingerichteten Kaffeehäuser. Hiezu kommt der in dieser prachtvollen Residenz auch herrschende Manufactur= und Kunstfleiß, besonders in Seide, Stroh und Porzellan, desgleichen in Mosaik, Scagliola, Marmor= und Alabaster=Arbeiten; wie denn auch andere den Bedürfnissen und den Gelüsten der vornehmen und eleganten Welt entsprechende Gegenstände, als Metall=Arbeiten aller Art, Kutschen, Pianofortes, mathematische und physikalische Instrumente, Färbereien und Druckereien ꝛc. zum lebhaften Verkehr beitragen, und so den hierin vor allen Italienern geschickten Florentinern, die übrigens in Heiterkeit, Gefälligkeit Lebenslustigkeit, und Schauspielsucht ihren Landsleuten gleichen, den Lohn des Fleißes und der Industrie verschaffen. Kurz! — in Florenz ist alles schön und ergötzlich, und der größte Theil der Reisenden wird in der „Schönen" mehr Genüsse jeder Art, als in andern Großstädten Italiens finden.

## Gegend bei Feldkirch

im Vorarlbergischen.

Wenn man den Inn und dessen Thalgrund verläßt und sich über Landeck, Fliersch, Pludenz gegen den mächtig emporsteigenden Arlberg wendet, erweitert sich das Thal allmählig; die Gebirge senken sich, mannigfache Wald= und Wasser=Partien, wechselnde Hügel und Schluchten ergötzen das Auge, und vereinigen sich endlich zum Ganzen einer wunderschönen Landschaft, in deren Vordergrund das Städtchen Feldkirch liegt. Links bilden einige stolze, mit Felsen=Zinnen gleich Vesten gekrönte Berge — die letzten auf dieser Seite von Tyrol — den natürlichen Rahmen des Gemäldes, und in der grauen Ferne sieht man die Schweizer=Gebirge emporsteigen. Inmitten streckt sich nun links von Feldkirch aus Flur an Flur in einer kaum übersehbaren Ebene aus, welche mit Dörfern und Weilern übersät, und mit Getreidefeldern, Obst= und Weingärten bedeckt, den von den himmelstürmenden Bergriesen Tyrols herkommenden Wanderer in ein Paradies versetzt.

Die Bewohner dieses reizenden Landstrichs scheinen die Segnungen des Himmels zu erkennen, was die häufigen Prozessionen, auf die man trifft, bekunden, und erfreuen sich ihres ländlichen Wohlstands; das weibliche Geschlecht ist durch schönen Wuchs und niedliche Gesichter ausgezeichnet, und weiß — zumal die jungen Frauen — sich sehr gut zu kleiden, besonders durch netten Kopfputz die von der Natur verliehenen Reize zu erhöhen, welche, wie man ihnen deutlich ansieht, durch allzuangestrengte Arbeit nicht gefährdet werden.

Gewiß! jeder gefühlvolle Reisende verläßt diese wunderschöne Gegend mit den angenehmen Empfindungen, welche der Anblick eines glücklichen und wohlgestalteten Landvolks erweckt.

## Die Hängebrücke

in den Elysäischen Feldern zu Paris.

Diese erst vor einigen Jahren erbaute Hängebrücke liegt zwischen dem Quai d'Orsai und den Elysäischen Feldern, und führt von letztern den Namen. Sie besteht aus zwei Mittelpfeilern und einem Bogen, und dient zum Gebrauch für Wägen wie für Fußgänger. Ihre zugleich geschmackvolle und solide Bauart zeichnet sie unter den auf dem Continent befindlichen Hängebrücken aus.

## Ueber die im Jupiter=Tempel zu Olympia

entdeckten Sculpturreste.

Die Herren Dubois und Blouet waren so glücklich gewesen, auf der Stelle, welche der berühmte Jupiter=Tempel zu Olympia wahrscheinlich eingenommen hat, verschiedene Sculpturen, meist Bruchstücke antiker Bildnerei aufzufinden. Ein Beschluß der griechischen Nationalversammlung, welche damals ihren Sitz zu Argos hatte, machte selbe der französischen Nation zum Geschenke, und sie sind, wiewohl erst längere Zeit nachher, in Paris angekommen.

Der Werth dieser Kunstwerke, welche nunmehr das Museum des Louvre bereichert haben, wird erhöht durch die Möglichkeit, ihnen ein bestimmtes Zeitalter anzuweisen, wodurch sie, im Zusammenhange mit den übrigen Entdeckungen dieser Art von Kunstdenkmälern, beitragen werden, neues Licht über Griechenlands Kunstgeschichte zu verbreiten. Das abendländische Europa hat zu diesem Zwecke erst in der neuesten Zeit wichtige Erwerbungen gemacht. Unter diese gehören, außer der in den Tempeln zu Selinunt auf Sicilien, in dem Theseus=Tempel und dem Parthenon zu Athen, in dem Tempel des Apollo Epikurios zu Phigalia u. s. f. gewonnenen Ausbeute, die unter dem Namen der Aegineten bekannten Bildwerke aus dem Giebelfelde des Jupiter=Tempel zu Aegina, durch welche München mit den Kunstschätzen wetteifert, die das brittische Museum durch Lord Elgins Kunstvandalismus gewonnen hat. — Durch die erwähnten neuen Erwerbungen aus dem Jupiter=Tempel zu Olympia, wird der Louvre nahmhafte Lüken in der Geschichte der bildenden Kunst ausfüllen.

Pausanias hat von diesen Bildwerken, welche die zwölf Arbeiten des Herkules darstellten, und die Außenseite des Jupiter=Tempel zu Olympia schmückten, hinreichend genaue Beschreibungen hinterlassen, um die gefundenen Bruchstücke wieder erkennen, und nach der Stellung, welche sie an dem Gebäude hat=

ten, sogar ordnen zu können. Einige dieser Bruchstücke sind zwar zu geringfügig, als daß sich ihre frühere Bestimmung ermitteln erließe, doch erkannte man unter ihnen ein Stück von dem Erymanthischen Eber. Der Nemeische Löwe ist fast noch vollkommen erhalten; von der Figur des Herkules aber ist nur noch ein Fuß übrig, der über das erschlagene Ungeheuer wegschreitet, und ein Stück seines anderen Beines.

Dagegen ist die Gruppe des Herkules und des Kretischen Stieres fast ganz unversehrt. Dieses, schon oft nachgeahmte, Bildwerk athmet eine bewundernswürdige Kraft und Lebendigkeit.

Außer dieser Gruppe verdient noch als bedeutend angeführt zu werden, eine Statue der Minerva. Die Göttin sitzt auf einem Felsenstücke in völlig neuer, und höchst anmuthiger Stellung. Diese Minerva wird in der Beschreibung des Pausanias zwar nicht erwähnt, es ist aber leicht zu begreifen, daß sie als Beschützerin des vergötterten Heros unter den Bildwerken erscheinen konnte, die seine Thaten darstellen. Vielleicht bildete sie, über einer der Tempelpforten aufgestellt, den Mittelpunkt des Cyklus jener Skulpturen. — Ein bärtiges Haupt des Herkules, noch vollkommen gut erhalten, ist, außer den beiden angeführten Kunstwerken, das bedeutendste dieser Sammlung.

Der Styl der Bildwerke, vollkommen eigenthümlich, erinnert an keines der bis jetzt bekannten Denkmahle der griechischen Kunst. Pausanias, welcher die Namen aller Künstler aufzählt, deren Meißel das Giebelfeld des Tempels zu Olympia schmückte, erwähnt zwar nicht den des Meisters, der die Arbeiten des Herkules verfertigte, soviel aber ist gewiß, daß sie Spuren eines hohen Alterthums tragen. Wenn der olympische Tempel gleichzeitig, oder nur wenig später, als der Theseus-Tempel zu Athen erbauet wurde, so zeigten die Bildnerarbeiten an letzterem einen weit ausgebildeteren Geschmack, und scheinen fast einer späteren Zeit anzugehören, als die olympischen. An diesen bemerkt man, daß die Haupt- und Barthaare nicht ausgeführt, sondern nur überhaupt angedeutet sind; wahrscheinlich blieb es der Farbe überlassen auszuführen was der Meißel nicht ausführen wollte. Hier und dort finden sich an den Figuren an der Seite, die dem Auge des Beschauers verdeckt blieb, cylinderförmig eingemeißelte Vertiefungen, die wahrscheinlich dienten, die Figuren an der Mauer auf irgend eine Art zu befestigen.

---

## Miscellen.

* **Kraft und Muth des Eisbären.** Der Eisbär zieht sich gewöhnlich vor Menschen zurück, ist aber, wenn er angegriffen wird, ein furchtbarer Feind. Kapitain Scoresby erzählt in seiner Reise nach Grönland einige interessante Anekdoten in dieser Hinsicht: „Vor wenigen Jahren war ein Wallfischfahrer an der Küste von Labrador ganz vom Eise eingeschlossen. Ein Bär, den man schon lange in der Nähe des Schiffes gesehen hatte, wurde endlich so keck, daß er fast an Bord kam, wohin ihn vermuthlich die Überreste der Speisen lockten, die der Koch über Bord warf. Eben hielt die ganze Mannschaft ihre Mahlzeit, und kein Mensch war auf dem Verdecke. Ein verwegener Bursche, der zuerst hinausblickte, sprang, mit nichts als einer kurzen Hebestange versehen, auf's Eis, um den ganzen Ruhm des Kampfes allein zu erringen. Allein der Bär, vermuthlich durch seinen Hunger noch kühner gemacht, entwaffnete den Gegner, packte ihn mit seinem gewaltigen Rachen im Nacken und trug ihn mit solcher Schnelligkeit fort, daß er, als die Kameraden des Burschen voll Entsetzen auffuhren und hinschauten, schon weit außer ihrem Bereiche war." — Kapitain Munroe vom Neptun erzählt das ziemlich spaßhafte Resultat eines eben so unklugen Angriffs auf einen Bären, der 1820 bey Grönland geschah. „Das Schiff lag an einem Eisstück vor Anker, und man bemerkte einen Bären, der in bedeutender Entfernung auf Beute lauerte. Einer aus der Mannschaft, durch starken Genuß von Rum beherzt gemacht, unternahm es, den Bären anzugreifen; bloß mit einem Wallfisch-Speere ausgerüstet, ging er etwa eine halbe Meile weit über lockeren Schnee, bis er noch wenige Schritte von dem Feinde entfernt war, der ihm zu seinem Erstaunen trotzig die Stirn bot. Sowohl dieß, als der bereits verdampfte Rum lähmten seinen Muth und er blieb mit gefällter Lanze stehen. Der Bär stand ebenfalls still. Der Abenteurer hatte keine Lust mehr zur Offensive und neckte blos den Feind durch Schreien und Bewegungen mit der Lanze; allein letzterer blieb unverrückt auf seinem Posten. Schon zitterten dem Matrosen alle Glieder, allein die Furcht, sich lächerlich zu machen, verwehrte ihm den Rückzug. Plötzlich fing der Bär an vorzurücken; jetzt entfiel unserm Abenteurer aller Muth und alle Fassung, er schwenkte sich, und floh. Der Feind setzte ihm rüstig nach, und da er sich besser auf's Wandern über den Schnee verstand, war er ihm bald an den Fersen. Der Flüchtling warf den Speer von sich, der ihn auf seinem Rückzug hinderte. Dieß erregte zum Glück die Aufmerksamkeit des Verfolgers; er blieb stehen, betastete das Ding, biß hinein, und erneuerte dann die Jagd. Schon war er dem Seemann wieder an den Fersen; dieser, welchem die gute Wirkung der Lanze nicht entgangen war, ließ nun einen seiner Handschuhe fallen; die List gelang, und während Braun sich verweilte, um den Handschuh zu untersuchen, gewann der Fliehende einen bedeutenden Vorsprung. Der Bär setzte die Verfolgung hartnäckig fort, ward aber durch einen anderen Handschuh und endlich durch einen Hut aufgehalten, den er mit seinen Tazen und Vorderzähnen in Stücke riß. Ohne Zweifel würde der Unbesonnene bald sein Opfer geworden seyn, denn jetzt erschöpfte sich jählings seine Kraft, wenn die anderen Matrosen nicht schnell und zu rechter Zeit herbeigeeilt wären. Die kleine Phalanx öffnete ihm einen Durchgang und schloß sich dann wieder um den kecken Stürmer zu empfangen. Obgleich nun außer dem Bereich seines Gegners, rannte der von Furcht fast entseelte Matrose mit derselben Anstrengung weiter, und rastete nicht eher, als bis er wohlbehalten das Schiff erreicht hatte. Der Bär aber machte Halt, und überschaute seine Feinde ein Weilchen mit aller Vorsicht eines erfahrnen Feldherrn; er fand sie zu zahlreich, um auf Erfolg rechnen zu können, wendete um und rettete sich durch einen ehrenvollen Rückzug."

---

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.
Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

# allgemeine Weltkunde.

3.] Sapienza und der Hafen von Modon. — Napoli di Romania. [1834.

## Bilder aus Ostindien.

### 1. Bombay.

Indien ist noch immer das Land der Fabelwelt, wo dir der goldene Aufgang, aus welchem die morgenländischen Mährchen ihre Helden kommen lassen, seine purpurnen Strahlenpforten aufthut; wo dem aus Europa kommenden Fremdling Alles, Himmel und See und Erde, die Sternen- und Pflanzenwelt, das Menschen- und Thierreich, feen- und mährchenhaft erscheinen.

Wir landen. Das erste Schauspiel, welches sich unsern erstaunten Blicken darbeut, ist die durchaus fremdartige Natur, und so überkommt uns sogleich das Gefühl, daß wir in einer andern Welt sind. Dieser Himmel, wie glänzend und tief ist seine Bläue! wie leuchten die zahlreichen Heerden der Sterne in der stillen warmen Mitternacht! Da steigt der Mond auf! Wie mild und doch glänzend breitet er seine Strahlen nach allen Seiten hin! Welche Zaubergestalten treten hervor, wenn er Palläste, Moore, Pagoden, Hütten, Palmen mit seinem Lichte beleuchtet! Im Hintergrunde erheben sich mächtige Berge und scheinen den Wolken entgegen zu streben. Hier sind es dürre Felsen, dort mit grünem Wald bebüscht, hier nur mit niedrigen Tamarinden geschmückt. An der Küste sind die Menschen beschäftigt und in ihrer fremden Kleidung fesseln alle den Blick des Fremdlings. Sie kommen in kleinen Nachen und biethen ihm ihre Fische, ihre Kokosnüße an, oder wollen ihn ans Gestade bringen, wenn er endlich nach der langen Fahrt das Schiff verläßt. Balsamisch weht ihm ein kühler Landwind entgegen; er möchte sogleich ans Ufer springen und die heilige Erde küssen. Das Herz des Gefühllosesten thut sich hier auf, und wird er jetzt nicht ergriffen, so kann der Verwahrloste es nie und nimmer werden.

Bombay, wo wir gelandet, ist eine große, blühende Stadt, zum Handel trefflich gelegen, durch einen schönen, sichern Hafen dazu einladend. Mit jedem Jahre wird es mehr der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Indien und Europa. Wir sind bereits seinen Thoren nahe. Auf allen Seiten sehen wir die üppige Pflanzenwelt den Boden schmücken, aber welche Mannigfaltigkeit unter den Menschen, die sich hier herum bewegen! Hindus und Chinesen, Perser und Araber, Parsen und englische Matrosen und indische Lastträger drängen und stoßen sich unter einander in den Straßen. Auf jedem Schritte gibt es etwas Neues; Palankine und Prozessionen bewegen sich lebhaft unter einander, und alles hat eine so neue, sonderbare, niegesehene Form!

Wer sind die Leute in der reinlichen, saubern Kleidung? Sie haben in Blick und Haltung etwas achtunggebiethendes? Es sind Parsen. Du kennst sie, Fremdling, hinführo schon an der kräftigeren Gestalt, an der schöneren Bildung, worin sie den Hindu weit überbiethen. Außerdem sind sie lebendiger, thätiger; man sieht in ihnen meist den Geist eines tüchtigen Geschäftsmannes, eines Kaufmannes. Ihr bunter Turban, von gewürfeltem Musselin, oben spitz zugehend, ohne alle Falten; ihr weißes Gewand, bis ans Knie nur reichend, ihre bis unter die Waden gehenden weiten Beinkleider von Musselin, machen sie ebenfalls kenntlich. Ein großer Theil des Handels ist in ihren Händen. Es sind gleichsam die Quäcker Indiens. Ihre Frauen kleiden sich gern in rothes Seidenzeug, mit Purpurrand, so daß Kopf und Leib eine und dieselbe äußere Hülle bekommen. Stets sieht man sie aus den benachbarten Brunnen das Wasser hohlen und auf dem Kopfe tragen, indem sie stolz und gerade und ungezwungen gehen, wie einst die Töchter Israels. Der Fuß ist ohne Strumpf, aber mit einem Pantoffel ohne Hinterquartern umgeben, der vorn in einen großen krummen Schnabel ausgeht, wie man sie einst im Mittelalter überall in Europa trug. Die musulmännischen Frauen tragen breite ausgehende Pantoffeln mit einem kleinen Absatze. Sonst sieht man diese bei beiden von Maroquin und sauber gestickt. Die Frauen der Parsen sind schlank und zart gebaut; ihre Züge sehr regelmäßig und voller Ausdruck.

Doch wer sind die Parsen überhaupt, von denen Du mir so viel erzählst? Nachkommen von Flüchtlingen, die einst aus Persien hier einwanderten, weil sie wegen ihres Glaubens, ihrer Verehrung des Feuers, verfolgt wurden, und nur zwischen Tod oder Flucht oder Islam zu wählen hatten. Noch hängen sie treu dem Glauben ihrer Väter an. Jeden Morgen, wenn die Sonne über die Gauts emporsteigt, jeden Abend, wenn sie in die Fluthen des Golfs hinabtaucht, begrüßen sie die Ewigwandelnde mit frommen Gebethen. Besonders Abends kann man sie da beobachten. Wenn die kühlen Seewinde ans Ufer locken, sieht man die ganze Küste mit Parsen bedeckt, die ihre Gebethe an das scheidende Gestirn des Tages richten und sich unaufhörlich mit dem Kopfe gegen die Erde bücken, ihm den Salem dar zu bringen.

Die Wohnungen der reichen Parsen sind groß und trefflich eingerichtet. Manche geben Gastmähler, denen kein europäischer Beamter sich entzieht, denn an Pracht und Eleganz wird da nichts gespart. Ein jeder zündet, nach Sonnenuntergang in der Thüre eine Lampe an, die bis zum Anbruche des Tages brennt. Da sie das heilige Element des Feuers sinnbildlich darstellt, so hüthet sich jeder, sie auszublasen. Hat man jedoch einen Parsen als Bedienten im Solde, so trägt er vorkommenden Falles kein Bedenken, die Lampe so lange heftig hin und her zu bewegen, bis der Luftzug das Flämmchen auslöscht.

Wenig große Städte Europa's werden von dem meist häßlichen Geschrei der Ausrufer verschont, die ihre tausend kleinen Bedürfnisse allen anbiethen; so eigenthümlich und peinlich dieß Geschrei überall zu sein pflegt, so wird es doch von dem übertroffen, das in Bombay herrscht. Es gleicht mehr einem wilden Gebrülle, es wird von heftigen Gebehrden begleitet; ein jeder Ausrufer will den andern überbiethen und reicht nicht die Kraft der Stimme aus, so droht er mit den Fäusten, das alleinige Recht des Schreiens zu erzwingen. Die heftige Gebehrde von zwei dergleichen läßt jeden Augenblick den furchtbarsten Zweikampf erwarten, doch die Sache endet glimpflicher. Beide Theile überschütten sich mit Schimpfworten und trennen sich endlich, auf einer anderen Straße ihre Stimme allein oder besser geltend zu machen.

## 2. Die Hinduinnen.

In einem indischen Schauspiel findet sich eine Stelle, die das traurige Loos der hinduischen Frauen auf rührende Weise ausspricht:

> Des Mannes Härte macht der armen Gattin
> Das Haus verhaßt, quält ihr gepreßtes Herz
> Mit giftigen Pfeilen, läßt den Tod sie wünschen.
> Dergleichen Treiben zwinget ja die Eltern
> Zu weinen, wenn ein Mädchen wird geboren!

Wenn der Grad von Achtung, in welcher bei einem Volke das Weib steht, einen Maaßstab für die Bildung überhaupt abgibt, so müßten, darnach beurtheilt, die Hindu's sich auf einer sehr niedrigen Stufe derselben befinden. Die roheste Behandlung wird der Frau zu Theil; bei dem geringsten Versehen muß sie sich bald die empfindlichsten Ruthenstreiche gefallen lassen, bald ihre Fußsohlen dem Bambusrohre preisgeben; und während dem Manne jeden Augenblick die Scheidung frei steht, kann sie nie die Bande lösen, durch die sie an ihn gebunden ist, oder Hülfe gegen die Qualen suchen, die er sie fühlen läßt, so oft ihn Laune, Leidenschaft, Rachsucht, Grausamkeit, Muthwillen reizen. Die Frau der Vornehmen verseufzt ihre Tage in den Mauern ihres Zenanahs, ihres eng verschlossenen Gemachs, und nur die des Armen kann frei Luft athmen, da sie die schwersten Arbeiten übernehmen muß. Von einiger Ausbildung des Geistes ist bei dem Weibe hier nicht die Rede. Um mit Einem Worte das harte Schicksal der indischen Frauen zu schildern, gnügt jedoch schon die Bemerkung, daß sie mit ihren Gatten nicht essen dürfen.

In der Ehe sieht man weder Treue, noch Liebe. Die Polygamie herrscht allgemein und in der höchsten Kaste der Braminen am meisten. Die zwei derselben zunächst stehenden Kasten finden sich geehrt, wenn ein Bramine eine ihrer Töchter zum Weibe nimmt und dieß geschieht, sobald die Mitgift lockend ist; und um solche Mitgift oft zu erhalten, heirathet ein Bramine wohl neunzig bis hundert Frauen, die er aber keines Blickes würdigt.

## 3. Die Braminen.

Die Diener der Gottheit stehen in keinem Lande so hoch, als hier die Braminen. In den Schasters, den heiligen Büchern, wird aber auch nur immer darauf hingearbeitet, dieser Kaste alle mögliche Gewalt über den Geist der übrigen zuzuwenden. Selbst die unbeschränktesten Fürsten theilten doch gern ihre Macht mit den Braminen oder unterwarfen sich ihren Wünschen und Winken. Der Bramine ist Gott selbst gleich, ist höher als der Fürst, ist über jedes Gesetz erhaben, ist außer Stande, Unrecht zu thun! Solches wird immer und überall gelehrt. Der Bramine, welcher die heiligen Vedas gelesen hat, könnte drei Welten ermordet haben, und doch wird er selig sein! liest man. Dem Braminen muß alles geopfert werden. Wer ihn mit Worten beleidiget, stirbt eines qualvollen Todes. Der Scheiterhaufen ist dem bestimmt, welcher ihm etwas raubte oder entwendete. Mit heiliger Furcht und Scheu werden sie von dem großen Haufen betrachtet, der von den heiligen Büchern nur lesen darf, was ihm von den Braminen in die Hände gegeben wird, und natürlich darauf berechnet ist, das Ansehen dieser Kaste zu mehren. Die Beobachtung einiger Gebräuche soll die Bedingung künftiger Seligkeit sein, und unbedingte Abhängigkeit vom blinden Schicksal erspart die Reue über jede böse That. Der Mensch war gezwungen, die Schuld auf sich zu laden. Der Bramine spricht den Sünder frei. Und was er Böses in Dienst eines Braminen that, ist nach den Schasters niemahls Sünde, ist im Gegentheil ein sehr verdienstliches Werk. Die Engländer klagen über nichts so sehr, als über die ewigen Lügen und ausweichenden Antworten, die Betheurungen und Eide, durch welche sie hintergangen werden, wenn sie mit einem Hindu im Privatleben oder vor Gericht zu thun haben. Zum Theil muß allerdings etwas auf Rechnung des Volkscharakters gesetzt werden. Die Sprache hat ihren Antheil daran Gleichniße und Metaphern und Hyperbeln, sind letzterer eigenthümlich.

Wenn in Indien die Cultur des menschlichen Geistes so wenig Fortschritte machte, so liegt dieß hauptsächlich in jenem Kastengeiste, der die Vermischung des Höhern mit dem Niedern unmöglich machte der den Sohn nöthigte, dem Gewerbe des Vaters zu folgen, er mochte Lust und Neigung dazu haben oder nicht. Hier kann der Jüngling sich nie in eine andere Sphäre emporschwingen, zwischen der Braminenkaste und der niedrigsten, den Pariahs, ist eine unübersteigliche Kluft. Der Arme, welcher zur Klasse der „Verfluchten" zur Kaste des „Auswurfs" gehört, der geboren ist, für seine Brüder Wasser zu hohlen und Holz zu spalten, den keine Hoffnung erfreut, keine Achtung erhebt: er kann nie und unter keinen Umständen ein besseres Schicksal erstreben, und selbst der Tod droht ihm, wenn er unvorsichtig einem Braminen zu nahe käme. Erst durch die brittische Regierung gelangt allmählig diese ganze Kaste zu einigem Gefühle des Menschenwerths, da sie von ihr in ihrem Besitz geschützt wird. Sie gewänne noch mehr, wenn nur der Engländer dergleichen Arme in Dienst nehmen könnte. Aber kein anderer Hindu würde dann bei ihm bleiben, und so ist es fast unmöglich, einen solchen Unglücklichen in eine frohere Lage zu versetzen!

## 4. Die Dienerschaft in Indien.

In Rußland gibt es viele Diener in großen Häusern, weil sie leibeigen sind, mithin außer Speise Trank und Kleidung keinen Aufwand machen. Noch mehr aber findet man in Indien. Hier kosten sie aller

dings viel. Allein die Herren derselben beziehen als Kaufleute oder als Beamte oder als Offiziere große Einkünfte, und es gehört einmal zum Luxus, viel Diener zu haben. Dann aber wird es noch durch die Nothwendigkeit bedingt. Der sonderbare, uralte Kastengeist der Indier erlaubt diesen nicht, dieses Geschäft zu besorgen, und jenen nicht, jenes zu übernehmen. Der Stallknecht darf nicht aus dem Stalle aufs Pferd, und der Reitknecht nicht in seinen Stall kommen. Wer den Palankin trägt, kann nicht zum Holzhauen verwendet werden. Kurz, ein Heer von Dienern findet sich in jedem vornehmen Hause, und da nicht ein Zehentheil Beschäftigung genug vorhanden ist, so wissen sie vor Müßiggang nicht, was sie beginnen sollen. Sie streichen um die Verandahs oder Lauben herum, und erschallt nun endlich einmal der Ruf: Quihi! Bursche! so kommen nun allerdings drei oder vier herbeigesprungen und stecken den Kopf durch eben so viel Thüren herein, allein ist unter ihnen nicht gerade derjenige, in dessen Kreis das aufzutragende Geschäft gehört, so bleibt nichts als Geduld übrig, bis der rechte gefunden wird. Daß also wohl zwanzig, dreißig Diener in einem Hause angestellt sind, darf nicht Wunder nehmen, wenn man diese Umstände in Betracht zieht. Bei Gastmählern, wo zwanzig bis dreißig Personen beisammen sind, welche ihre Diener mitbrachten, finden sich öfters wohl zwei hundert vor der Thüre des Hauses, ihre Herrschaften zu erwarten.

---

## London, wie es war und ist.

London, die Hauptstadt des vereinten brittischen Reiches, liegt, wenn man den Lauf der Themse zum Maaßstabe nimmt, etwa zwölf deutsche Meilen oberhalb ihres Ausflußes in die See, und ist nächst Peking, dem sie auch in der Volksmenge gleich kommt, die größte Stadt des Erdkreises.

Man kann sicher rechnen, daß London zur Zeit der Parlamentssitzung eine Bevölkerung von 1,500,000 Menschen enthält, die aber zum Glück einen Raum bewohnen, der allenfalls eine noch viel größere Menge fassen könnte, und eine sehr gesunde Luft genießt, welche durch die vielen Gärten und Baumgruppen immer gereinigt wird.

Londons Pracht schreibt sich erst von neuerer Zeit her. Sie begann mit der Regierung von Karl I. und nahm dann immer mehr zu. — Außer Konstantinopel hat keine Stadt so oft die drei großen Plagen der Menschheit: Hungersnoth, Feuer und Pest, erduldet, als diese Stadt. Mit der Geschichte ihres Ursprungs sind wir ganz unbekannt, und nur dunkle, nicht erwiesene Sagen rücken denselben in die älteste Zeit hinauf. Vermuthlich war London, als Julius Cäsar in Britannien einbrach, eine befestigte Niederlassung der Britten, und von den Römern wurde der Name derselben in Lundinium verdreht, wovon die erste Sylbe sich nachher in allen folgenden Zeiten, und bei allen Sprachveränderungen erhalten hat; nur im vierten Jahrhundert nannten es die Römer Augusta Trinobartum, von Helena Augusta, der Mutter Konstantins, die eine geborne Brittin war.

Einige sind der Meinung, daß das London der Römer am südlichen Ufer der Themse lag; allein es widerspricht dieß jeder Unternehmung gebildeter Ansiedler, besonders der Römer, die sich stets auf Anhöhen niederließen und folglich das nördliche Ufer wählen mußten, nicht aber das flache, morastige Land gegenüber. Daß man einige römische Alterthümer hier gefunden hat, beweist bloß, wie die Ansiedlung mit der Länge der Zeit sich auch bis jenseits des Flusses ausdehnte.

London als ein Mittelpunkt des Handels hatte doch schon einige Bedeutung unter dem Kaiser Nero gewonnen, als die Königin Boadicea, die nebst ihren Töchtern von den Römern beleidigt worden war, es überfiel und niederbrannte; denn in der frühesten Zeit schon schien es Londons Geschick zu sein, durch Feuersbrünste an Größe und Schönheit zuzunehmen. Auch jetzt erhob sich aus den Trümmern ein befestigtes London, das im dritten Jahrhunderte bereits als Hauptstadt Britanniens bezeichnet wird.

Von dem Walle, womit es die Römer umgaben, entdeckte man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Spuren, und er scheint der allgemeinen Meinung nach jener genannten Helena seinen Ursprung verdankt zu haben. Er umzog einen Flächenraum von etwa 400 Quadratmorgen und bildete einen Kreis, der aber mancherlei Winkel und Krümmungen wahrnehmen ließ. Gebäude, Mosaiken, Urnen, Münzen, Wege, und ein Riesendamm gegen das Austreten der Themse, sind die vorzüglichsten Ueberreste, welche das ehemahlige Dasein der Römer verkündeten. Marmorne und eherne Bildsäulen, die man in verhältnißmäßig großer Menge bei Colchester fand, fehlten ganz.

Als die Römer abgezogen waren, würde London und das ganze Land, vermuthlich in der begonnenen Art fortgeschritten sein, allein der römischen Herrschaft folgte bald nachher die von Barbaren. Nur wenig erzählt die Geschichte aus jener Zeit. London scheint mehrmals von den Pikten und Schotten auf der einen, von den Seeräuberhorden der Sachsen und Angeln auf der andern Seite verheert worden zu sein. Die Letztern waren bekanntlich von den bedrängten Britten gerufen worden, jene zu vertreiben. Im sechsten Jahrhunderte war endlich London die Hauptstadt des Angelsächsischen Königreichs Essex; hundert Jahre nachher erscheint es als ein Bischofssitz, denn Sebert, König von Essex, hatte sich bekehrt und dem heiligen Paul eine Domkirche, der heiligen Jungfrau eine Abtei gewidmet. Sie standen, wo noch heute die Paulskirche und Westminster-Abtei stehen.

Im achten und neunten Jahrhundert, wo Alfred endlich siegte, ward London mehreremal schrecklich von den Dänen verheert, welche jetzt eben so häufig gegen die Sachsen anstürmten, wie diese früher den römisch gewordenen Britten zugesetzt hatten. Zu Ende des zehnten, zu Anfange des elften Jahrhunderts erneuerten die Dänen ihren Angriff, und es glückte ihnen mehreremal, London, so wie das Reich Essex einzunehmen, endlich aber verloren sie eine Schlacht gegen Wilhelm, den Herzog der Normandie, welcher alle ihre frühern Siege vernichtete. Sie mußten die ganze Insel räumen und 1066 ward der Normanne in der Westminster-Abtei als König von England gekrönt.

London ward vom 8ten bis 11ten Jahrhundert fünfmal eingeäschert und vom 11ten bis 13ten Jahr-

hundert ging es wieder fünfmal in Flammen auf. Eine dieser Feuersbrünste, 1086, verzehrte die St. Paulskirche. Indessen, als Gebäude betrachtet, war der Verlust nicht groß. Eine neu erbaute Kirche ward viel größer. Auch sie brannte 1688 ab, aber eine noch größere und schönere erhob sich aus ihrer Asche.

Wilhelm I. der Eroberer, legte den Grund zum Tower. Wilhelm II. baute Westminsterhall. Was von Londons Gebäuden uralt ist, stammt in der That nur erst von Wilhelm dem Eroberer ab, denn die Denkmäler der Römer sind durch Feuer und Verheerung gänzlich untergegangen. Heinrich II. baute zwar keine Kirchen, aber er gab der Stadt die erste Verfassung. Er stellte einen Scheriff an und führte nach Einigen das Geschwornengericht ein. Unter Richard Löwenherz kam das Amt des Lord-Major auf. Die Chroniken jener Zeit sprechen schon von Londons Größe und Reichthum. Sie sprechen von seinen Mauern, seinen Thürmen und sieben Thoren. Allein Paris hatte zu derselben Zeit, unter Philipp August bereits sechszehn Thore, gepflasterte Straßen, eine steinerne Brücke und zahlreiche öffentliche Gebäude. Offenbar war es also schon viel bedeutender als London.

Auch von Erdbeben ist London heimgesucht worden, nämlich 1247 am St. Valentinstage.

(Der Schluß folgt in der nächsten Lieferung).

## Sapienza, und der Hafen von Modon.

Modon und Coron sind unter den Häfen, welche das kleine Messenien den Schiffern des Mittelmeeres in jenen Gegenden darbietet, die berühmtesten. Jenes befindet sich auf dem westlichen, dieses auf dem östlichen Ufer der Erdzunge, aus welcher Messenien besteht. Modon am jonischen Meere, Coron an dem Meerbusen zwischen Messenien und Laconien, der von dem genannten Hafen selbst seinen neueren Namen bekommen hat.

Homer rühmte von der Gegend um Modon, daß sie mit Weinpflanzungen bedeckt sey. Diese Periode scheint nicht lange gedauert zu haben, denn spätere Reisende, selbst noch in älteren Zeiten, haben nur den Öhlbaum als das Hauptprodukt daselbst angetroffen. — Der gegenwärtige Zustand ist gar keiner Beschreibung fähig, weil Messenien in dem letzten Kriege mehrmals der Schauplatz großer Verheerungen gewesen ist, und gegenwärtig fast einer Einöde gleicht. Modon war der Hafen, aus welchem Ibrahim, Sohn des gegenwärtigen Pascha von Ägypten, das Heer, welches die Griechen mit eiserner Ruthe geschlagen hatten, zurückführte *). Die Stadt soll vor dieser Periode ungefähr 7000 Einwohner gehabt haben.

Die Bewohner des Ortes können sehr bald auf den Gedanken gekommen seyn, ihn zu einem festen Platze zu machen, da die Natur selbst ihnen die Idee dazu angab. Steil von dem Meerbusen aufwärts, der in einen Hafen verwandelt werden konnte, erhebt sich, von der äußersten und niedrigsten Spitze an, der Boden, und bildet dann, wo er am höchsten ist, eine Ebene, auf welcher der Haupttheil der Stadt liegt, und als die Akropolis derselben anzusehen ist; so daß von diesem Punkte an, die Häuser, denen diese Akropolis zum Schutz diente, sich immer tiefer, gegen das Meer zu herabziehen. Die Festungswerke sind in den Zeiten, in denen sie Dienste leisten mußten, immer bedeutend gewesen, und können es in jedem Augenblicke wieder werden, da man nur die Fingerzeige der Natur beachten, und die Grundlagen von dem, was vernichtet worden ist, benutzen darf.

Südwestlich von der Spitze der Erdzunge, auf welcher Modon liegt, und nur eine kleine Meile von derselben entfernt, liegt die kleine Felseninsel Sapienza. Sie ist die nördlichste von drei ähnlichen, noch kleineren Felseneilanden, und bildet den Eingang in den Hafen von Modon mit, wie sie denselben auch mit vertheidiget.

Ihr Anblick, ihre Lage, ihre Beschaffenheit scheinen zu gewaltsamen und abentheuerlichen Unternehmungen einzuladen. Denn nicht nur daß ehedem, und in den Zeiten als venetianische Handelsschiffe jene Gewässer bedeckten, sich die Raubschiffer der Berberei häufig bei Sapienza verborgen hielten, und aus diesem Hinterhalte hervorbrachen, um den Kauffahrern in den Rücken kommen zu können, sondern man hatte, selbst noch in ganz neueren Zeiten, einmal die Idee, diese Insel für die Johanniter von Malta einstweilen in Besitz zu nehmen, und dem Orden als dürftigen Sammelplatz anzuweisen, bis Umstände vielleicht eintreten könnten, welche gestatteten, auf vollkommene Wiederherstellung desselben zu denken, und ihm alsdann eine größere Basis auf dem Ocean, statt der auf Malta verlorenen, zu verschaffen.

Sapienza war bis vor Kurzem im Besitze der räuberischen Klephten, und die Gelehrten von der französischen Expedition nahmen einst bei ihnen ein Gastmahl ein, welches sie der Beschreibung für werth achteten. Sie hatten am Morgen dem Oberhaupte einen Besuch gemacht, waren insgesammt von ihm eingeladen worden, gingen dann ihren Forschungen nach, und stellten sich, sobald sie den Flintenschuß vernahmen, welcher als Zeichen für den Anfang der Tafel verabredet worden war, zum Gastmahle ein. „Meine Uhr, erzählt der Obriste Bory, stand gerade auf vier, der Thermometer zeigte 16 Grad Wärme nach Reaumur; die Witterung war herrlich, und jeder von uns brachte das Gewürze mit, welches die alten Spartaner für die Grundbedingung der Schmackhaftigkeit ihrer so berühmt gewordenen schwarzen Suppe erklärten.“

„Durch die Sorgfalt des Anordners des Gastmahls war ein türkischer Teppich auf dem einzigen ebenen Platze ausgebreitet worden, der zwischen den großen steinernen Wohnungen, die zur Hälfte unter zwerghaften Mastixbäumen versteckt lagen, hatte ausfindig gemacht werden können. Die äußersten und zartesten Spitzen von verschiedenen Sträuchern waren als Streue gebraucht worden, um einen runden Platz zu bedecken, auf welchen der Hammel, den wir am Morgen schlachten und anspießen gesehen hatten, rauchend gebracht wurde; ganz wie er war, und gebraten, daß er großen Appetit erregen konnte. Der Bauch, welchen man aufgeschnitten hatte, um das Innere herauszunehmen, war wieder zugeheftet worden. An vier Stellen desselben hatte man Löcher gemacht, und die vier Füße des Thieres, mit schmalen Streifchen von Gedärmen umwickelt, in dieselben gesteckt. Die Nieren waren sorgfältig hervorgezogen, und erschienen auf den goldgelben Ribben als zwei weiße

*) Am 4. October 1828.



Napoli di Romania.



Sapienza und der Hafen von Modon.

silberne Kügelchen. Ein kleiner Busch von allerlei wilden Pflanzen wurde dem Thiere, in dem Augenblicke, als es aufgetragen werden sollte, queer durch den Mund gesteckt. Irdene Teller waren am Rande des bestreueten Bodens, und so auf den Teppich gesetzt, daß genau so viel Platz war, als die Gäste bedurften, um sich rund herum niederlassen zu können, gerade so wie bei uns die Schneider, wenn sie rings um ihre Werkstätte arbeiten. Die Griechen bedienen sich niemals der Stühle, und kennen daher unsere Art zu sitzen gar nicht. Sie schlagen ihre Füße kreuzweise in einander, so daß jeder Fuß unter den Schenkel des andern zu liegen kommt, und beugen alsdann die Knie. Dieses ist überaus unbequem für jeden, der nicht daran gewöhnt ist; es ist sogar unmöglich, wenn man Pantalons trägt, die nur ein wenig eng anliegen."

„Ein Palikar übernahm das Geschäft, den Hammel in Stücke zu zerlegen. Er verrichtete es mit sehr viel Geschicklichkeit, bloß mit seinen Fingern, nachdem er mit seinem Yatagan nur wenige Schläge von außen an die Hauptwirbel des Rückgrathes, und auf den Brustknorpel gethan hatte. Er löste insbesondere die Lendenstücke mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit ab. Ich habe späterhin nur noch einen einzigen anderen Palikaren in Kolokotronis Diensten gesehen, und dann noch einen Mainotten, eine Art von Hausmarschall des mächtigen Mourdzinos de Scardamula, welche sich eben so geschickt bei diesem Geschäfte benahmen, und ein sehr großes Thier in viele einzelne Stücken zerlegten, ohne Messer noch Gabel anzuwenden. — Man war laut und einstimmig der Meinung, daß die Klephten die einzigen Leute auf dem Erdboden wären, welche so gut verständen, Thiere zu braten und zu zerlegen. Sich geschmeichelt fühlend von diesem Complimente, versicherte uns aber der Küchenmeister während des Vorlegens, daß, was er eben vor unseren Augen thue, uns nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von seiner Kunst geben könne. Ich war, setzte er hinzu, in dem Hause Panagiotis Yatrakos, den Sie in Mistra werden kennen lernen. Man speiste bei diesem Generale damals vorzüglich gut. Ich habe dort Kälber braten sehen, in welche man einen großen Hammel gesteckt hatte; in diesem steckte wieder ein kleinerer; in diesem ein Haase, und in diesem ein noch kleinerer Haase; endlich sogar ein kleiner Vogel. — Alles dieses, bis auf den kleinen Vogel herab, wurde ganz vortrefflich gebraten; und ich habe das Ganze eben so geschickt vorgelegt, wie Sie mich gegenwärtig dieses einfache Stück haben braten und vorlegen gesehen."

„Wir bewunderten nun das Talent dieses geschickten Vorschneiders, von welchem Yatrakos mir späterhin sagte, daß er sich wirklich in seinen Diensten befunden habe, und jeder von uns lobte hierauf das Essen, das uns so wohl schmeckte."

„Die Kokoretzi oder Eingeweide-Stücke wurden besonders herumgegeben, und mit ihnen solche wilde Kräuter, von denen so eben gesprochen worden ist, und welche zu ganzen Händen voll auf die Decke geworfen wurden. Man genießt diese Kräuter unter dem Namen Salat, gibt ihnen aber durchaus keine Zurichtung. Die Griechen speisen dieselben gerade so, wie sie von ihren Heerden verspeist werden."

„Der Anführer hatte auch, während unserer Wanderung auf der Insel, fischen lassen, und „die Früchte des Meeres", wie man diese Seeprodukte an allen jenen Küsten nennt, machten den zweiten Gang bei der Mahlzeit. Es kamen hier Seeigel, gestreifte Seeschnecken, und Dickmuscheln vor. Die beiden Arten von Molluskten, in ihrer eigenen Schaale gebraten, waren aber so zähe, als wären sie schon lange vorher gebraten gewesen. Man setzte uns auch die stachlichte Steckmuschel vor, welche das größte zweischaalige Thier an unserer europäischen Küste ist, und am schönsten an der Küste Moreas, wie im Meerbusen von Tarent überall gefunden wird, wo der Grund nicht aus bloßen Felsen besteht. Das Thier, in einzelne Stücke zerschnitten, lebte aber dennoch fort, denn man fühlte, wie sie sich zwischen den Zähnen schmerzhaft zusammenzogen. Die Stücke schwammen in der Schaale, welche als Schüssel diente, in einer Brühe, welcher man den natürlichen Salzgeschmack durch Pfeffer und Weinessig wieder hatte geben wollen. Diese Beimischung von Hochgeschmack machte aber das Gericht nicht angenehmer, und hatte auch weder die Stücke der Muschel, noch auch die Art von Thieren aus dem Geschlechte der Pontonien getödtet, welche vermuthlich die Pinoteres der Alten sind, wie der große Aristoteles sie deswegen nennt, weil sie nur parasitisch existiren, indem sie im Leibe der stachlichten Seemuschel, als ihrer einzigen Wohnung, leben. Ich sandte diese Pontonie von Sapienza so fort an den Hrn. Guerin, welcher sie in dem zoologischen Theile dieses Werkes abzeichnen und unter dem von mir gegebenen Namen Hétérochélide (pontonia heterochelis) beschreiben wird. Diese Crustacee, nicht länger als ein Zoll, und fast wie ein kleiner Seekrebs (Steuerkrabbe) gestaltet, sieht blaß rosenroth aus, und ist etwas durchsichtig, so lang sie noch lebendig ist. In Spiritus gebracht wird das Thier weißlich und undurchsichtig, bleibt aber sehr munter, schwimmt, und schnellt sich lebhaft herum. Den Griechen nimmt es den Appetit nicht, sie genießen es ohne Bedenken mit den Stücken seines Hauswirthes; und wenn es sie in die Lippen oder in den Gaumen zwickt daß das Blut läuft, so sagen sie bloß, daß die Brühe dadurch ein wenig herzhafter werde, als durch die bloße Würze. Wir versuchten dieses zwar auch; ich fand die Sache aber schmerzvoller als ich gedacht hatte, und nahm mir fest vor, den Versuch nicht zu wiederholen, und diese Muscheln nie wieder mit ihren Inwohnern zu speisen."

* * *

Das im Bilde so heiter und ruhig vor uns da liegende Modon, ist das alte Methone, welches der Macedonische Philipp, da er die Griechen zwang, seinem Szepter zu gehorchen, ebenfalls belagern mußte. Dieser Umstand wird den Kennern der Geschichte jenes Zeitalters eine Erzählung in die Erinnerung bringen, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen.

Es wurde dem Könige während der Belagerung dieses Ortes ein Bogenschütze, Namens Aster empfohlen, der so geschickt wäre, daß er im Stande sey, jeden Vogel im schnellsten Fluge aus der Luft herabzuschießen. Dem Könige mochte dieses vorkommen als Großsprecherei; er antwortete daher: Ich werde ihn kommen lassen, wenn wir einmal mit den Staaren Krieg haben. — Der Mann, durch diese Antwort beleidiget, nahm Dienste in Methone, und schoß aus dieser Festung, als Philipp sie einmal besichtigte, seinen Pfeil, an welchem geschrieben stand: „für Philipps

rechtes Auge", mit solcher Sicherheit ab, daß er genau an das Auge des Königes traf. Es konnte nicht wieder hergestellt werden. Der König schickte aber darauf denselben Pfeil in die Festung zurück, und hatte auf denselben schreiben lassen: „Wenn die Stadt übergeht, wird Philipp den Aster henken lassen." Und dieses that Philipp auch wirklich, nachdem Methone genöthigt worden war, ihm seine Thore zu öffnen.

Die Venetianer mußten Modon an Bajazeth II. der es ebenfalls belagerte, im J. 1498 übergeben; eroberten es zwar im J. 1686 wieder; es ging aber im Kriege von 1718, in welchem sie ganz Morea verlassen mußten, dennoch wieder an die Osmanen über.

## Napoli di Romania.

Als Pausanias gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Griechenland bereiste und beschrieb, fand er Nauplia von seinen Einwohnern verlassen, und die Gegend herum verödet. Er sah nur noch Trümmer von Mauern, einen Tempel des Neptun, und den berühmten Brunnen, Kanathos genannt. In diesem badete, der Erzählung der Argiver zu Folge, Juno alljährlich einmal, um die vollständige Jungfräulichkeit wieder zu erlangen. Pausanias gibt diese Erzählung als eine aus den Mysterien verrathene, in diesen aber als eine nur mystisch eingekleidete Lehre. Die Gegend brachte aber noch viel Wein hervor.

Ein Reisender, der gegenwärtig dieses Nauplia oder Napoli di Romania besucht, findet diesen Ort, troz dessen Wichtigkeit, in nicht viel besserem Zustande, als Pausanias. In den letzteren Jahrhunderten überhaupt von seiner Höhe herabgesunken, hatte es im J. 1822 eine lange Blokade auszuhalten, und wurde späterhin auch wieder durch einzelne Streifzüge verheeret. Im December des genannten Jahres zwangen die heldenmüthigen Anführer eines Griechenhausens, Kolokotronis und Nikidas, den ausgehungerten Ort zur Übergabe; die türkische Besatzung erhielt freien Abzug, und wurde auf englischen Schiffen nach Kleinasien übergesetzt. Seitdem hat es den Halbmond nicht wieder in seinen Mauern gesehen, und wurde im J. 1828 zum Sitz der Regierung Griechenlands gemacht.

Nauplia, in Argolis gelegen, auf dem östlichen der vier Strahlen, welche das sternförmige Morea bildet, und dem Meerbusen, an welchem es liegt, und den es beherrscht, seinen Namen gebend, ist der festeste, und in so fern der wichtigste Platz auf dem ganzen Peloponnes. Vermuthlich ist es aus diesem Grunde auch in diesem Augenblicke noch, troz seiner übrigen Beschaffenheit, die Residenz des Königs Otto.

Seine Festigkeit hat ihm theils die Natur gegeben, theils hat sie Venedig geschaffen, in dessen Besitz Napoli di Romania über zwei hundert Jahre, wiewohl nicht ganz ununterbrochen, sich befunden hat.

Drei Felsenhügel, mit ihren künstlichen Anlagen, sind der Platz für die Stadt und für ihre Festungswerke. Der Palamidi oder Palamedes ist der höchste, auf der Abbildung als mittlerer Theil erscheinende, Felsen, auf welchem sich viele Werke befinden. Die Lage derselben ist reitzend und wichtig zugleich.

Itschkale, der zweite Felsen, an den Fuß des mittleren stoßend, und rechts von demselben gelegen, vertheidiget Nauplia gegen Angriffe, von der Seeseite aus. Ein kleines Pförtchen verbindet diese eigentliche Stadt mit der sogenannten Seevorstadt, und führt zugleich an den Landungsplatz, bei welchem sich die Quarantäne befindet. Dann hat es noch eine Pforte, die unmittelbar an die See führet.

Burtzi ist der dritte, an Umfang der kleinste Felsen. Er liegt mitten im Golf, und ist mit seinen Festungswerken der Beschützer des Hafens. Der Eingang in den Hafen ist so schmal, daß nicht mehr als ein einziges Schiff auf einmal einlaufen kann.

Das Ganze bildet ein Vorgebirge auf der äußersten Spitze einer Erdzunge.

Die Häuser der Stadt sind größtentheils von Stein, nach europäischer Art gebaut, und haben nicht den Überfluß von Fenstern, welchen man bei der türkischen Bauart antrifft. Palläste, oder auch nur große und vor andern hervorragende Häuser gibt es in Nauplia nicht. Das Haus, welches Capodistrias als Präsident bewohnte, und die Residenz des Königs bildet, ist durchaus nur ein bürgerliches Privathaus. Die Casernen sind das größte Gebäude, aber baufällig, von schlechtem Ansehen, und stehen auf einem Platze, der weder geebnet noch gepflastert ist.

Nauplia war ehedem, und vorzüglich zu der Zeit als es die Venetianer besaßen und benutzten, ein Ort, wie seine Lage es mit sich bringt. Es hatte 60,000 Einwohner, und man erkannte bei dem Eintritt in die Stadt den Haupthafen von Argolis. Diese Blüthe ist aber verloren gegangen. Nauplia ist bloß noch ein sehr fester Platz, hat gegenwärtig nur 15,000 Einwohner, und sieht seiner Erhöhung erst in der Zukunft entgegen. Es hat jetzt nur zwei Hauptkirchen. Die eine ist dem heil. Spiridion, die andere dem heil. Georgius geweihet. Vor jener wurde Johann Capodistrias ermordet, in diese wurde sein Leichnam bis zu dessen Überfahrt nach Corfu, beigesetzt.

Sogar an Handwerkern und Kaufleuten fehlt es dem Orte. Wer anständig gekleidet gehen will, muß seine Bedürfnisse aus anderen Häfen herkommen lassen. Er ist nicht überall gepflastert; und einige Straßen sind erst durch russische Matrosen, bei deren Anwesenheit vor einigen Jahren, macadamisirt worden.

Die Umgebungen sind dermalen dem Schicksale und der übrigen gegenwärtigen Beschaffenheit des Ortes angemessen. Sie sind uneben, theils steinigt, theils morastig. Dessen ungeachtet stehen an den Ufern der Bäche und Flüßchen, die von den benachbarten Bergen herabkommen, Oliven-, Zitronen- und Feigenbäume, welche die Wartung belohnen. Sie stehen hier als Bürgen und Propheten der schöneren Zukunft eines Platzes, den eine weise Regierung für das auflebende Griechenland zu benutzen wissen wird.

## Miscellen.

* Eine Elephanten-Jagd auf dem Kap *). Ein junger brittischer Offizier, der im Jahre 1827 zum königlichen afrikanischen Regiment

*) Nachstehende Schilderung liefert einen merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des gedachten höchst interessanten, mit fast wunderbaren Seelenkräften ausgerüsteten Thieres, mit Einem Worte, zur Psychologie des Elephanten, welcher, wenn sich die Herrschaft der Europäer in Asien und Afrika noch mehr verbreiten sollte, in vielleicht nicht sehr ferner Zeit durch frevelhafte Mordlust großentheils ausgerottet seyn dürfte!
Anmerkung der Redaction.

versetzt wurde, fand bei seiner Ankunft die Besatzung der an den mahlerischen Ufern des Gualana begründeten Station Friedrichsburg eifrig mit der Jagd der einzigen Feinde, die sie zu bekämpfen hatten, der Elephanten, beschäftigt. Er hatte bald Gelegenheit einer solchen Jagd und später einer zweiten beizuwohnen, von der er folgende Beschreibung macht:

„Einige Tage nach jener ersten Expedition brachte mir mein Diener die Nachricht, daß sich eine bedeutende Heerde Elephanten in der Nachbarschaft unserer Station sehen lasse, und daß bereits mehrere Einwohner nebst den Offizieren der Garnison sich aufgemacht hätten, um sie zu verfolgen. Ich traf sogleich meine Anstalten und begab mich unverweilt an den bezeichneten Platz. Noch wenig darin geübt, mir einen Pfad durch das sumpfige Dickicht zu bahnen, mit dem diese Gegend bedeckt ist, gelang es mir nur nach vieler Mühe und auf die Gefahr hin wohl zwanzigmal im Schlamme stecken zu bleiben, die Spur meiner Kameraden zu finden. Kaum war ich aus dem düstern Walde, den ich unglücklicherweise eingeschlagen hatte, um eine auf dem rechten Ufer des Gualana gelegene Wiese zu erreichen, als auch schon mehrere Schüsse mir verkündeten, daß ich endlich die Jagdgesellschaft gefunden habe, und nun schwand auch das peinliche Gefühl, das mich auf meiner einsamen Wanderung begleitet hatte. Ich athmete wieder frei, bald aber entrückte der wiederholte Anruf einer unserer Schildwachten: „Acht geben, nicht weiter vorgeschritten!“ mich der Sicherheit, der ich mich eben erst überlassen hatte; da ich indeß rings um mich nichts bemerkte, was mir die geringste Furcht hätte einflößen können, so traf ich durchaus keine Vorkehrungen, mich gegen eine Gefahr zu schützen, von der ich noch gar keine Ahnung hatte. Da die Schildwache aus meiner Gelassenheit schloß, daß ich die gefährliche Lage, in der ich mich befand, nicht kenne, so rief sie, um mich zu überzeugen, daß jener Anruf mir gegolten habe, wiederholt meinen Namen auf holländisch und englisch, und fügte stets die Worte bei: „Geben Sie Acht, gehen Sie nicht weiter!“ Ich zweifelte nun nicht mehr daran, daß ich mich in einer bedenklichen Lage befinde, und dachte eben an den Rückzug, als das Krachen der Zweige und ein durchdringendes, zorniges Geschrei die Annäherung unserer Feinde verkündete. Es war ein weiblicher Elephant, von zwei kleinern männlichen begleitet, die aus dem, den Gualana begränzenden Wald, den ich eben verlassen hatte, herausbrachen. Da ich kaum hundert Schritte von ihnen entfernt war und sie schnell auf mich zukamen, so blieb mir nicht viele Zeit zur Überlegung. Ganz allein mitten in einer offenen Ebene, sah ich wohl ein, daß ich unfehlbar unterliegen müsse, wenn ich nicht Gebrauch von meiner Flinte mache. Ich drückte also sogleich einen der Läufe ab, allein mein schlechtes Gewehr versagte. Nach diesem vergeblichen Versuche sprang ich aus der Richtung, welche die Elephanten einschlugen, entschlossen, mich meines Gewehrs bei günstigerer Gelegenheit zu bedienen, wenn es mir gelänge, mich ihren Blicken zu entziehen. Ich hatte ein Gebüsch von jungen Bäumen, das mitten auf der Pläne stand, zu meinem Versteck gewählt, befand mich aber stets im Nachtheile, denn als ich hinter mich blickte, sah ich zu meinem Schrecken, daß die Elephanten ihre erste Richtung verlassen hatten, und mit starken Schritten auf meinen Zufluchtsort zu eilten. Dieß bestimmte mich, ein so unsicheres Versteck auf der Stelle zu verlassen, und ich lief nun, indem ich einen rechten Winkel beschrieb, dem Gualana zu, mit der Absicht, mich in die labyrinthischen Felsen zu verbergen, von denen sein Ufer begränzt ist, und wo ich gegen jeden Angriff gesichert zu sein hoffte. Ich hatte nur noch wenige Schritte bis zu meinem Asyl; allein die Elephanten waren mir bereits auf der Ferse, voraus das große Weibchen, hinterher seine beiden Gefährten, oder vielmehr Jungen, alle unter furchtbarem Gebrüll. Außer mir und unvermögend, so furchtbare, erbitterte Verfolger zu verscheuchen, richtete ich den Lauf meiner Flinte auf den Anführer der Truppe, mehr um ihn zu erschrecken, als in der Hoffnung ihn zu erlegen. Das feuchte Zündkraut spottete meiner Ungeduld, und während ich die Ursache der Verzögerung untersuchte, ging der Schuß los, aber die Kugel streifte nur die ungeheure Stirn des Thieres, das sich, ohne Zweifel über meine Verwegenheit aufgebracht, auf mich stürzte. Was ich von diesem Augenblick an empfand, könnte ich nicht beschreiben, und selbst jetzt habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung von den ersten Augenblicken jenes unglücklichen Vorfalls. Von Entsetzen überwältigt, stürzte ich zu den Füßen des Elephanten nieder, der mich durch Stöße mit einem seiner Fangzähne wieder aufrichtete; zum Glück für mich hatte er nur einen einzigen, der noch dazu sehr stumpf war. Er hob mich hierauf mit seinem Rüssel auf, warf mich zwischen seine Vorderfüße, mit denen er mich bald unbarmherzig bearbeitete, bald mir die Füße auf die Brust setzte und mich dann wieder mit dem Zahn in die Weichen stieß. Die Schmerzen, die ich empfand, weckten mich aus meiner anfänglichen Betäubung; da ich aber nicht vermochte, mich der Wuth meines Gegners zu entziehen, so suchte ich mich wenigstens so gut als möglich gegen die Stöße zu schützen, die er mir versetzte. Ich hielt mich immer auf dem Boden ausgestreckt, und dieser Vorsicht, nebst dem schlammigen Boden und der Gestaltung der Füße des Elephanten habe ich es ohne Zweifel zu danken, daß ich den gewaltigen Quetschungen, die ich erlitt, nicht erlag. Die jungen Elephanten nahmen an dem Kampfe keinen thätigen Antheil, sondern gingen nur um ihre Mutter herum und machten durch Geschrei ihrer Ungeduld Luft.“

Noch lag ich unter den Füßen meines Gegners und hatte unbezweifelt neue Qualen zu erwarten, als der Lieutenant Chishorn und ein Hottentot, auf dem Grat der Felsen erschienen, in deren Mitte ich meinen Zufluchtsort gesucht hatte. Meine Lage erfüllte sie mit Schmerz; sie ließen sogleich ein Allarmgeschrei ertönen, allein die Jäger waren zu weit entfernt, als daß sie der Aufforderung hätten Folge leisten können, und nur die Schildwache, die mich gewarnt hatte, konnte zu ihnen stoßen. Meine Retter schossen jetzt mehreremale auf meinen Feind, dessen beide furchtsame Gefährten sich hierauf sogleich auf die Flucht machten und ihre Mutter durch Geschrei aufforderten ihnen zu folgen. Diese hingegen, weit muthiger, ließ sich nicht stören. Das gut unterhaltene Feuer meiner Kameraden, das Klaggeschrei der Jungen, die am Saume des Waldes Halt gemacht hatten, hauptsächlich aber eine Kugel, die mein Gegner in die rechte Schulter erhielt, bewogen ihn endlich die Flucht, wiewohl nur ungern, zu ergreifen; denn indem ich ihm

mit den Augen folgte, sah ich ihn noch oft rückwärts blicken, um zu sehen, ob ich etwa aufstehe. Hiezu hatte ich aber weder Kraft noch Lust, und nur erst als ich meinen Feind im Walde verschwinden sah, rief ich meine Kameraden herbei. Sie kamen, fanden mich aber entstellt; mein Gesicht war zerrissen, mein Körper in den Koth getreten, und meine Kleider hingen, mit Schlamm und Blut bedeckt, in Stücken am Leib. Mit Hülfe einiger Äste und ihrer Flinten huben mich meine Kameraden auf, allein ich war unvermögend, einen Schritt zu thun, so sehr hatten Schmerz und Wunden meine Kräfte erschöpft. Sie bereiteten daher sogleich eine Tragbahre und trugen mich an das Ufer des Gualana, wo der Chirurg unserer Station zu meiner Pflege herbei eilte. Ich war von meinen Freunden umgeben, und der Chirurg unserer Station hatte eben versichert, daß keine der Wunden tödtlich sey, als mein Bruder, der dießmal nicht unter den Jägern war, ganz verweint herbei kam. Ich bemühte mich eben ihm mein Abenteuer genauer zu erzählen, als wir einen unglücklichen Soldaten unsers Regiments, von einem ungeheuern männlichen Elephanten verfolgt, aus dem Walde kommen sahen, den ich vor Kurzem verlassen hatte. Er suchte die Felsen am Gualana zu erreichen; glitt aber aus und fiel in einen Sumpf. Der Elephant, dicht hinter ihm, ergriff ihn mit dem Rüssel am Arm, hob ihn auf und schleppte ihn in den Wald. Ein Offizier des 22sten Regiments, mein Bruder und alle Bewaffneten unter den um mich Versammelten, gaben sogleich Feuer auf den Elephanten; allein die Entfernung war zu groß, als daß die Schüsse hätten treffen können. Wir hatten den Schmerz, diesen braven Soldaten des grausamsten Todes sterben zu sehen. Der Elephant lehnte ihn an einen Baum und stieß ihm mehreremale die Fangzähne in den Leib, dann kehrte er ihn um und trat ihn, um ihn vollends umzubringen, unter die Füße. Während dieser Zeit waren meine Gefährten, ohne von dem Elephanten bemerkt zu werden, in die Nähe dieses gräßlichen Schauspiels gekommen; Alle gaben zugleich Feuer und hatten dießmal Ursache, mit dem Erfolge zufrieden zu seyn; denn das von mehreren Kugeln getroffene Thier wankte, stürzte aber nicht. Von Schmerzen zerrissen und ohne Zweifel sein nahes Ende fühlend, stöhnte es in lang gehaltenen Tönen; ein Baum, an den es sich anlehnte, gestattete ihm sich noch auf den Füßen zu halten, allein seine Unbeweglichkeit und das nicht mehr so volltönende, sondern mehr röchelnde Geschrei, das es ausstieß, zeigten zur Genüge, daß es auf dem Punkte war zu unterliegen. Die Jäger wagten indeß noch nicht näher hinzugehen, sondern setzten ihr Feuer aus der Ferne fort, und nun wurden wir Zeuge einer rührenden Scene, die uns bewieß, welche innige gegenseitige Zuneigung und Familienliebe unter diesen Thieren herrscht. Schon seit einigen Augenblicken hörten wir, wie das Stöhnen des sterbenden Elephanten durch ein aus dem Walde kommendes Geschrei beantwortet wurde; bald darauf sahen wir das Elephanten-Weibchen erscheinen, das mich so übel zugerichtet hatte. Sein unruhiger Blick, sein rascher unsicherer Schritt beurkundeten die lebhafte Theilnahme an dem Schicksal des andern Elephanten. Unsere Jäger hatten, wie es scheint, eine aus vier Gliedern, dem Männchen, dem Weibchen und den beiden Jungen bestehende Familie aufgejagt, die vom ersten Schreck aus einander gesprengt worden war. Jetzt fand das Weibchen das Männchen wieder, und stürzte auf dasselbe zu ohne sich an unser Feuern zu kehren. Einer bereits erhaltenen Wunde am Schulterblatt ungeachtet, stellte es sich vor den bereits von Kugeln durchbohrten Elephanten, und suchte ihn durch seinen eigenen Körper wie mit einem Schilde vor neuen Verletzungen zu schirmen, und so fing es zehn Minuten lang alle unsere Schüsse auf! Bald wendete es sich gegen uns mit schmerzlichen Blicken, die uns um Erbarmen zu flehen schienen, bald bemühte es sich, den Gatten mit dem Rüssel zu erheben, und ihn mit sich in den Wald zu ziehen. All sein Bemühen war vergebens! denn bald sahen wir ihn am Baum hinabgleiten und zusammen sinken. Die Zärtlichkeit des Weibchens wich indeß auch von dem Todten nicht; es suchte ihn mit seinem Athem zu beleben, indem es die Spitze des Rüssels in seinen Mund brachte. Da jedoch alle Mühe, dem Todten neues Leben einzuhauchen vergebens, und das treue Thier von vielen Wunden erschöpft war, so stieß es so tiefe und herzzerreißende Klagetöne aus, daß ich davon im Innersten gerührt und erschüttert wurde. Ich war in dieser allgemeinen Aufregung vielleicht der Einzige, der seinen Schmerz theilte; denn meine erbitterten Kameraden setzten ihr Feuer so lange fort, bis das Thier, tödtlich verwundet, zur Seite dessen niederfiel und sein Leben aushauchte, dem es eben noch eine so innige, hingebende Zuneigung bewiesen hatte. Sobald unsere Jäger es fallen sahen, brachen sie in ein rohes Freudengeschrei aus, ohne daran zu denken, um welchen Preis sie diesen Sieg erkauft hatten; jetzt erst näherten sie sich ohne Furcht ihren Feinden und nur mein Bruder blieb bei mir.

Beide Elephanten waren von ungeheurer Größe; das Männchen war 9 Fuß und das Weibchen 8 Fuß 4 Zoll hoch; beide schienen schon sehr alt zu seyn. Man versicherte mich, daß ihre Körper von mehr als achtzig Kugeln durchbohrt waren, und ich habe seitdem mehrere gesehen, die, von einer gleichen Anzahl von Schüssen getroffen, immer noch ziemlich geschwind liefen. Es war mir immer unbegreiflich, wie diese Thiere so lange Zeit so vielen und tiefen Wunden widerstehen konnten; indeß sah ich oft, daß die Kugeln sich an ihren gewaltigen Gebeinen plattgedrückt hatten und zwischen Haut und Knochen stecken geblieben waren. Die Fanfaren der Musikbande unsers Regiments hatten bald alle Jäger herbeigelockt; allein ihre Freude wurde durch die beiden Jungen gestört, die ohne Zweifel herbeikamen, um ihrer Mutter beizustehen. Einige Flintenschüsse waren indeß hinreichend, um diese noch jungen und sehr furchtsamen Thiere zu verscheuchen. Unser Major hatte die Aufmerksamkeit, mir am andern Morgen den Zahn des Weibchens zu schicken, von dem ich angefallen worden war, und den ich heilig aufbewahre. Die Gerippe der beiden Elephanten wurden später nach England geschickt, wo sie ohne Zweifel in irgend einem Naturalien-Kabinette prangen.

Druck bei Pichler in Wien.

Am 1ten, 10ten und 20ten jedes Monats erscheint eine Lieferung, von einem Bogen Text und einer Tafel mit 2—3 Ansichten in Stahl- oder Kupferstich, welche 15 kr. C. M. oder 4 Gr. sächs. kostet. 36 Lieferungen bilden einen Band, bei dessen Schluß ein Titelblatt, Inhaltsverzeichniß und ein Umschlag geliefert wird.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

# Bilder-Magazin

für

# allgemeine Weltkunde.

4.] London von der Waterloobrücke gesehen. — Das Börsegebäude in Paris. — Der Börsesaal. [1834.



## London, wie es war und ist.

(Beschluß).

Heinrich V. befahl zuerst, die Straßen durch Laternen zu erleuchten, welche an Stricken in der Mitte aufgehängt wurden, wie es noch jetzt bei unsern Reverberen geschieht. Die Kämpfe zwischen den Häusern York und Lancaster wütheten auch in London; unter Eduard IV. kam die erste Buchdruckerpresse nach London (1472). Die berühmte Westminster-Abtei verdankt Heinrich VII. ebenfalls ihren Ursprung. Heinrich VIII. hatte mit seinen Kämpfen gegen den Papst, mit seinen Frauen und unzufriedenen Unterthanen zu viel zu thun, um für Londons Verschönerung viel wirken zu können, doch ließ er die Straßen pflastern und schaffte mehrere Mißbräuche ab. Elisabeths langer Thronbesitz war im Ganzen glänzend und wohlthätig, aber doch mehr durch allgemeines Fortschreiten des Handels, Gewerbsfleißes und Wohlstandes, als daß die Stadt London selbst sehr verschönert worden wäre. Das vorzüglichste in jene Epoche fallende Gebäude ist die Börse, die aber nicht von der Königin, sondern von einem reichen Kaufherrn, Namens Gresham, gebaut wurde. Bis dahin hatte die Kirche, namentlich die Paulskirche zu den Geschäften gedient, die man hier abmachte. Die unter der Regierung Elisabeths wiedererschienene Pest gab die Veranlassung, Sterbelisten anzufertigen. Elisabeth versuchte zugleich, der Seuche dadurch Einhalt zu thun, daß Londons Umfang nicht ferner zunehmen sollte, was sich eben so wenig ausführen ließ, als nützlich erweisen konnte. Auch die Ostindische Compagnie bildete sich zu jener Zeit, und eben so kam nun der Gebrauch der Kutschen auf. Unter Jakob I. nahmen Handel und Gewerbe damals reißend schnell zu, und deßhalb konnte auch er nicht den Plan ausführen, Londons Vergrößerung bestimmte Grenzen zu setzen. Dagegen verdankt ihm die Stadt ihre ersten Trottoirs in den Hauptstraßen und eine Wasserleitung.

Karl I., erfahren in Künsten und Wissenschaften, gab durch den berühmten Baumeister Inigo Jones das Beispiel eines klassischen Geschmacks, in allen von ihm aufgeführten öffentlichen Gebäuden, denen später Christoph Wren mit noch größerem Rufe so viele Genossen gab. Besonders zeichnete sich die glänzende Regierung Karls II. durch ihre großen und schönen Bauten aus; denn unter Cromwell war keine Zeit, wo schöne Künste blühten. Indessen darf man nicht vergessen, daß Londons geräumige Pracht ihr Dasein minder dem König Karl als zweien der größten Unglücksfälle verdankt, welche es treffen konnten: der Pest und der großen Feuersbrunst. Die erstere lehrte, daß Raum, Luft und Reinlichkeit Bedürfniß seyen, die letztere gab eine große Ruine, auf welcher der Baumeister nach Belieben auf Schönheit und Bequemlichkeit Rücksicht nehmen konnte. Der große allgemeine Plan, welchen Christoph Wren zum Wiederaufbau entworfen hatte, wurde allerdings nicht angenommen, und dieß war für London immer ein Nachtheil, allein dennoch waltete er bei den öffentlichen Gebäuden vor. Zum Beispiel nennen wir die St. Paulskirche, die statt ausgebessert zu werden, wie man vor der großen Feuersbrunst beabsichtigt hatte, jetzt als ein Seitenstück, wo nicht als Nebenbuhlerin vom St. Peters-Dom in Rom emporstieg.

Die kurze Regierung Jakobs II. zeichnete sich durch die Entstehung der wichtigen Seidenfabriken in Spitalfield aus, indem französische Protestanten durch den Widerruf des Edikts von Nantes aus Frankreich vertrieben waren, und sich in London niederließen. Unter der Regierung Wilhelms und Marias ward die Bank gegründet; London nahm unter ihnen, wie unter der Königin Anna gewaltig zu, obschon mehr an Umfang als an Pracht. Ein Orkan, der 1703 in der Stadt, ihren Umgebungen und auf der Themse wüthete, verursachte an Gebäuden unendlichen Schaden und vernichtete viel Leben und Eigenthum.

Innere und auswärtige Kriege beunruhigten die Regierungen Georgs I. und II. und waren daher den Fortschritten der Künste noch weniger günstig, als denen der Gewerbe. London nahm an Größe und Schönheit ungleich weniger zu, als unter den vorigen Regierungen, dagegen wuchs es beispiellos unter der langen Herrschaft Georgs III., besonders als der amerikanische Krieg beendigt war. Zwei Ursachen lassen sich für diese Zunahme anführen. Erstlich kam in den Handel und die Fabriken, als der Krieg zu Ende war, ein ganz neues Leben; dann hatte sich die Staatsschuld über Gebühr vergrößert; es war ein ganz neues Menschengeschlecht aufgewachsen: Rentiers, Coursspekulanten, Papierinhaber, die natürlich in die Hauptstadt gezogen wurden. Unter Georg III. erblühte namentlich die Maler- und Bildhauer-Akademie in Sommersethouse.

Die Regierung Georgs IV. begann eigentlich neun Jahre früher als sie in der Geschichte verzeichnet ist, insofern er für den erkrankten Vater so lange die Regentschaft führte, und während dieser Epoche war London 1814 Zeuge von Festen, wie sie noch nicht da gewesen waren, Pracht und Herrlichkeit, Glanz und Größe vereinten sich in innigem Bunde, und die Gegenwart der gekrönten Häupter, und erhabenen Staatsmänner, welche dieselben verherrlichten, die Erinnerung an Thaten, an Ereignisse im Felde, im Cabinette, wie sie früher nie geahnet werden konn-

ten, verliehen ihnen einen Reitz, der noch viel höher strahlte.

Augustus rühmte sich, Rom in eine Stadt aus Marmor gebaut verwandelt zu haben. Auch auf Georg IV. ist dieß angewandt worden, allein mit Übertreibung. Von Christoph Wren und seinen Zeitgenossen waren manche gute öffentliche und Privatgebäude vorhanden, das Ganze hat nur unter Georg IV. an Pracht gewonnen, indeß stiegen allerdings ganze Straßen mit unglaublicher Schnelligkeit in die Höhe, die sich, so mannigfach und wunderlich auch der Geschmack dabei sich aussprach, so oft er nach neuen Ideen und Plänen haschte, doch immer dahin vereinten, London zur größten Stadt zu machen.

Der große Umfang, die dicke Luft und die Lage verursachen, daß man von London keinen großen Überblick gewinnen kann. Am meisten Eindruck macht seine Größe und Ausdehnung, wenn man zum ersten Male von der Knightsbrücke westlich hereinkommt. Hier sieht man links Kensingtonpark und manche Gärten, sanft in die Höhe steigen, auf einer Seite mit Privathäusern besetzt, deren einige Pallästen gleichen. Rechts ist allerdings Belgrave-Square mit seiner Pracht dem Blicke verborgen, und selbst der neue Pallast daselbst tritt nur mit der unbedeutendsten Kuppel entgegen, allein durch drei große Triumphbogen, welche mit einer Säulenreihe verbunden sind, gelangt man zu Wellingtons glänzender Wohnung, und damit beginnt eine Reihe von Pallästen, denen ein Park folgt, welcher ringsumher wieder von Prachtgebäuden der Admiralität, der Gardedragoner-Kaserne, Whitehall, dem Schatzkammerpalais, den Thürmen von Westminsterhall umgeben ist, und zu denen die Hügelkette von Surrey den Hintergrund bildet. Hier ist also gerade so viel architektonischer Prunk vorhanden, um des Beschauers Einbildungskraft zu fesseln und in ihm den Gedanken rege zu machen, daß London sich in riesenartigem Maaßstabe vor ihm, rings um ihn herum, ausdehnen möge.

Er mag weiter gehen! Er soll die Piccadillystraße hinauf wandeln, und die schönen Häuser, die Prachtgebäude auf der einen Seite, der offen da liegende Park auf der andern Seite, werden ihn gerade genug beschäftigen. Endlich ist der Park dem Auge entschwunden, denn er kam in die Medsstraße und hier wird seine Aufmerksamkeit wieder gefesselt. Die geräumige Straße hat Palläste, wohin er blickt. Gleich das zweite Haus ist ein solches; es ist ein berühmter Clubb mit der dreifachen Reihe von Corinthischen Säulen, mit seinen Balustraden und der herrlichen Façade. Im Innern ist übertriebene Pracht. Die Vergoldung kennt keine Grenze, eine große Marmortreppe führt hinauf. Unser Wanderer geht nach dem Regentenplatz. Er sieht nach Süden, die Regentenstraße entlang, über den Waterlooplatz, die Carltonterrasse hin, und wird eine der größten, mannigfachsten architektonischen Ansichten haben, die auf Erden vorhanden, denn Alles stimmt zu einander und tritt dem Auge klar und deutlich entgegen. Wendet er sich nach der andern Seite und geht bis zum Circus, so wird er bekennen, daß auf dem Quadrat der Regentenstraße, über die Oxfordstraße, den Langham- und Portlandplatz hin, eine Reihe Gebäude stehen, die alle erst jüngst aus Rom, Neapel oder Genua hergezaubert scheinen. Untersucht er sie alle einzeln und sorgsam, so wird er freilich manchmal einen barbarischen, verwirrten, phantastischen Styl entdecken, wenn von einem solchen die Rede seyn könnte; allein der Eindruck des Ganzen immer derselbe bleiben. Wir wollen unseren Wanderstab jetzt aber schnell ins Coliseum setzen. Es ist ein außerordentliches Gebäude, der Größe, Pracht und Bestimmung nach, und bildet ein Viereck von 130 Fuß Durchmesser, mit einem herrlichen Säulengang im Dorischen Style. Eine gläserne Kuppel erleuchtet das Ganze. An den Wänden im Innern läuft ein Panorama von London herum, soweit das Auge von der Paulskirche sehen kann. Wir kommen auf dieses so wie auf andere Prachtgebäude insbesondere zurück. Auch das neue Universitätsgebäude soll unser Wanderer besuchen; es bildet ein großes Viereck, und eine große Gallerie von schönen korinthischen Säulen umgibt dasselbe. Jetzt wollen wir durch nahe hübsche Straßen über freundliche Plätze hinweg, nach der Blackfriars- oder Waterloobrücke gehen und links die große Paulskirche betrachten, deren Thurm hoch gen Himmel emporsteigt. Die Brücke von Waterloo selbst ist ein schönes Denkmal. Die breite Themse nimmt sich hier am besten aus. Sie ist Londons Schmuck und große Quelle des Reichthums, ja die Bedingung seines Daseins. Es gibt keine prächtigen Kais an ihren Ufern; Werfte, kaum geräumig genug zu ihren Zwecken, ziehen sich längs dem Gewässer allein hin, aber nichts destoweniger leuchtet bei jedem Schritte die Unentbehrlichkeit des Stromes für alle Gewerbe und den Handel hervor.

Nicht weit vom Flusse ist die St. Paulskirche; und von der Blackfriarsbrücke sieht man sie, ob zu ihrem Vortheil oder Nachtheil, ist schwer zu sagen. Die untern Säulengänge dieses größten und prächtigsten aller Tempel in London kann man nicht erblicken, wohl aber die höhere Gallerie, und majestätisch in ihrer vollen Herrlichkeit tritt die Kuppel entgegen.

Etwas höher am Flusse hinauf liegt die berühmte Westminsterabtei, eines der schönsten noch vorhandenen Denkmale gothischer Baukunst. Heinrich III. legte den Grund, Eduard brachte sie bis zum Morgen-Chor, unter den folgenden Regierungen erhoben sich Schiff und Abendchor, die Thürme am letztern wurden von Christoph Wren vollendet. Die alten Glasmalereien, besonders das große Fenster im Süden, sind im Verlauf der Zeit zerstört, aber, nach Möglichkeit im Geschmacke der früheren Tage wieder hergestellt worden. Besonders zeichnet sich die Glasmalerei in den nördlichen Fenstern aus. Das Äußere von Westminster ist minder schön und leicht gebaut, als man es von gothischen Denkmälern gewohnt ist, das Innere aber gilt allgemein als so vollendet, daß die Kunst nicht höher steigen kann. Das Ganze hat die Gestalt eines länglichen Kreuzes. Das Schiff wird von zwei Reihen Bogen getragen, die über einander hinlaufen, die untere Reihe steigt von einer Reihe marmorner Pfeiler empor und schlankere, aber doppelt verbundne dergleichen tragen die obern Bogenreihen; jeder Hauptpfeiler besteht aus vier schlanken unter einander verbundenen, von welchen einer sich nach dem Gewölbe der Kirche emporbeugt. Das Große, Kühne und Erhabene im Innern reißt zum Staunen, zur Bewun-

derung und Ehrfurcht hin. Ein griechischer Altar von weißen Marmor, der schön, aber gar nicht an seinem Orte war, wurde bei der Krönung des vorigen Königs mit Recht wieder entfernt, und an seine Stelle ein dem ursprünglichen nahe kommender aufgestellt. Die Kapelle, welche Heinrich VII. am östlichen Theile der Kirche anbaute, ist vielleicht ohne ihres Gleichen. Wer ihre mannigfache Pracht schildern wollte, würde ein Buch schreiben müssen. Wir können nur bemerken, daß das Portal von vergoldetem Erze und künstlich gegossen ist, daß der Bildner seine Kunst überall verschwendrisch walten ließ, daß Marmor und Erz in Fülle angewendet sind. Viele Denkmäler, berühmten Männern errichtet, sind trefflich ausgeführt, allein geschändet wird dieß Heiligthum, zum mindesten herabgesetzt, daß auch schmutziger Geiz und Gewinnsucht jeden unbekannten Namen aufzunehmen gestattete. Schade, daß die Abtei ringsumher zu beengt liegt. Es würde aber große Verheerung anrichten, wenn man einen geräumigen Weg zu ihr bahnen, und eine Ansicht des Ganzen von fern eröffnen wollte. Eine Kirche, die hübsche kleine Margarethenkirche; eine ganze Straße müßten verschwinden!

Palläste, insofern man Pracht-Gebäude mit diesem Namen bezeichnet, hat London nicht viele, auch wird eigentlich mit dem Wort palace nur die königliche Wohnung, und keine andere, sie mag noch so großartig seyn, bezeichnet. Zu den vornehmsten gehört Westminsterhall; in ihm findet die größte aller Hoffeierlichkeiten, die Krönung Statt; Wilhelm II. baute und Richard II. vergrößerte ihn, bis er in neuerer Zeit aus seinem verfallenen Zustande wieder in verjüngter Gestalt auftrat und mit einer Menge öffentlicher Gebäude z. B. mit dem Hause der Gemeinen, mit dem Hause der Pairs u. s. f. in Verbindung gesetzt wurde. Der neue Pallast in St. Jamespark ist ein lebhafter Gegenstand von Debatten im Parlamente und in Zeitungen gewesen und noch nicht ganz vollendet. Die Kosten waren groß, Pläne wurden angenommen und verworfen. Am Ende wird sich das Ganze hübsch, aber auch nichts als hübsch machen, und keine Ahnung von Größe aufsteigen lassen. Besondern Glanz wird ihm ein Triumphbogen geben, der nach dem Muster des nahe beim Colisäum in Rom befindlichen Constantinischen gebaut ist. Die besten Bildhauer arbeiten an den Emblemen und Basreliefs desselben. Drei Arcaden bilden den Zugang. Noch nicht vollendet, aber außerordentlich imposant und groß ist Sommersetthouse am Strande, mit drei Façaden und drei Arcaden, welche vom Strande hereinführen. Nicht weit davon sind die beiden Hauptheater. Die Hauptfronte des Drurylanetheaters ist nie nach der schönen, ursprünglichen Zeichnung ausgeführt worden, und man verunstaltete sie durch eine Säulenhalle, welche Drama und Architektur zugleich herabwürdigt. Im Innern aber wird man durch Schönheit und Zweckmäßigkeit überrascht. Coventgarden hat eine Fronte ohne Gleichen. Ein Säulengang im dorischen Styl, nach dem Muster des Minerventempels in Athen mit Statuen und mit Basreliefs, ist nur zu ernst gehalten. Haymarkettheater und das Italienische Operntheater auf dem Haymarket, einander ziemlich gegenüber liegend, zeichnen sich ebenfalls durch ihre antike griechische Bauart aus.

Zu den ältesten und größten Gebäuden muß man den Tower rechnen. Seine Geschichte allein könnte einen Band füllen. Allein von der Größe urtheile man, wenn man hört, daß er einen Umfang von zwölf Morgen Landes einnimmt, die mit Wall und Graben umgeben sind. Wilhelm der Eroberer legte den Grund dazu, und vom ersten bis zum jetzigen Augenblicke war er das Gefängniß für große Staatsverbrecher.

Mitten in London liegt die Bank, ein großes, glänzendes Gebäude, das gegen acht Morgen Landes einnimmt, aber, weil es von mehreren Baumeistern allmählig aufgeführt ward, die fast alle keinen ausgezeichneten Geschmack hatten, blieb es nicht ohne Fehler. Erst Sonne wußte dieselbe zum großen Theile wegzuschaffen und dem Ganzen wenigstens einen Schein von Uebereinstimmung zu geben, daß sie jetzt ein großartiges pallastartiges Gebäude geworden ist. Die königliche Börse, von Thomas Gresham, unter der Elisabeth gebaut, hat in neuerer Zeit durch Balustraden, Basreliefs, Statuen und dergleichen Ornamente viel gewonnen. Guildhall oder das Zunfthaus, wie man es nennen könnte, ist besonders wegen seines geräumigen Saales merkwürdig, der zu Festen, auf Kosten der Stadt gegeben, benutzt wird. Mansionhouse, die Residenz des jedesmaligen Lord-Mayor, ist eine schwerfällige Masse, welche ein Schiffszimmermann baute, wie ein Topograph sich ausdrückt; Lord Burlington, der zur Zeit jenes Baues besonders Architektur förderte und kannte, hatte eine Originalzeichnung dazu von dem berühmten Palladio kommen lassen und legte sie der Baucommission vor. „Wer ist denn der Palladio?" fragte ein Glied derselben. „Ein Papist!" bemerkte der andere. Und dieß reichte hin, daß des Schiffszimmermanns Plan dem seinigen vorgezogen wurde.

Viel zur Schönheit Londons, und um ihm einen ganz besondern Reiz zu geben, trägt die Themse bei, mit ihren Docken, ihren Brücken, ihrer lebhaften Schifffahrt. Wer vermöchte jene Docken zu schildern, wo die größten Schiffe trocken gelegt werden können? Wer bewunderte nicht den kühn unternommenen Tunnel unter der Themse gegraben, wo sie am breitesten ist? Halb vollendet, da das Wasser hineinstürzte, zeugt er von der Größe der Idee, welche der Mensch fassen kann, und wird früher oder später anspornen, auch die zweite Hälfte zu vollenden. Die meisten Brücken zeichnen sich durch leichte, gefällige Form und große Festigkeit aus. Der Mittel-Bogen der Southwark-Brücke bildet, von Southwark angesehen, mit der emporsteigenden St. Paulskirche eines der größten architektonischen Gemälde, die sich die Phantasie träumen kann. Die Waterloobrücke gehört zu den schönsten, welche England besitzt, und gefällt besonders durch ihre schnurgerade Richtung.

In einer Hinsicht steht London andern großen Hauptstädten nach; es fehlt an schönen Brunnen, die zugleich das Bild des Lebens, der Reinlichkeit, der Frische und Kühlung erwecken. An Wasser ist kein Mangel. Unterirdische Röhren führen es jedem Hause zu, aber es taugt nicht viel. Auch nöthigt es zum häufigen Aufbrechen des Bodens, wodurch dann die Communikation gehemmt wird.

Die Lungen von London, wie Jemand die herr-

lichen Parks nannte, geben ebenfalls dieser Hauptstadt einen besondern Reiz. Es sind ihrer drei; alle geräumig und schön geschmückt. In sie, und die benachbarten Dörfer ergießt sich Sonntags die ungeheure, nach frischer Luft lechzende Menschenmenge der ungeheuern Hauptstadt. Hydepark ist der Londoner Prater für die vornehme Welt. Hier fährt und reitet alles im größten Glanze auf und ab, und nur wer den nahen Garten von Kensington genießen will, wandelt zu Fuß dahin.

Als Kunstsammlung und durch seinen Reichthum an Alterthümern ist besonders das brittische Museum bekannt; im Geschmacke der Zeit Ludwigs XIV. erbaut; groß, aber ohne gerade schön genannt werden zu können, enthält es einen Schatz von Seltenheiten und Curiositäten. Hier ist die einzige öffentliche Bibliothek, welche London, in dieser Hinsicht allein arm, besitzt. Aber auch diese einzige Bibliothek, reich an Manuscripten und Curiositäten, hat doch wenig fremde Werke, keinen gut geordneten Katalog und noch weniger eine vollständige Suite der besten Ausgaben klassischer Schriftsteller. Erst seit 1823 erhielt sie einen bedeutenden Zuwachs, indem ihr Georgs III. Handbibliothek einverleibt wurde. Als Gemäldegallerie enthält jetzt das Museum das Beste, was in öffentlichen Sammlungen England aufzeigen kann; allein immer muß sie nur als Kern, als Anfang betrachtet werden; denn das Meiste und Beste ist in den reichen Schlössern und Landhäusern der Großen verwahrt, die mit Argusaugen ihre Schätze bewachen.

Sehr herabgekommen ist Londons einst so berühmtes Theater. Es fehlt nicht an Raum, an Glanz, an Decoration, aber das eigentliche Nationalschauspiel hat dadurch wenig gewonnen. Große Talente schreiben nicht mehr dafür; die größten Familien besuchen es nicht mehr; fast ist es ein Tummelplatz der niedern Stände geworden, und man weiß nicht, ob die Künstler die Ursache des Verfalles tragen oder das ungebildete Publikum ihnen die Lust verdorben hat. Die Oper und das Ballet scheinen auch dort dem recitirenden Schauspiele den nachtheiligsten Eintrag gethan zu haben. Diesen, besonders der Oper, zollen die Kenner und Liebhaber den unbegrenzten Beifall, und keine Kosten werden gescheut, Sänger und Sängerinnen aus allen Ländern Europas kommen zu lassen. Und doch, sonderbar genug, ist das Opernhaus unansehnlicher, im Innern geringer ausgestattet, als nirgends eins in den großen Städten Italiens oder den Residenzen Deutschlands.

Nirgends wird so viel gestohlen, als in London. Es beträgt jährlich gegen 13 Millionen Thaler. Nach der Revue britannique bereicherten sich nämlich Dienstboten im Jahre 1831 auf Kosten ihrer Herrschaften mit 17,750,000 Fr.; auf der Themse und ihren Ufern raubte man für 12,500,000 Fr., in den Docken und auf den Straßen für 13,000,000 Fr.; die Falschmünzer schwärzten 5,000,000 Fr. ein, und eben so kamen falsche Banknoten im Betrag von 4,250,000 Fr. in Umlauf; zusammen 52 Millionen Fr. Es scheint freilich so eine Masse von Betrug und Diebstahl unglaublich; allein bedenkt man, daß 20,000 Menschen dort als Diebe, Betrüger, Gauner leben, 20,000 Abends nicht wissen, was sie morgen machen sollen, und 16,000 als Bettler vegetiren, bedenkt man, daß die ersten Bedürfnisse so theuer sind, der Luxus dem ärgsten Mangel gegenüber steht, die Versuchung also jeden Augenblick vorhanden ist, so kann man es sich auch erklären, daß diese Art sittlicher Verderbniß hier größer als in irgend einer anderen großen Stadt seyn muß.

---

## Die Börse in Paris.

Aus Paris, ou le livre des Cent-et-un.

Bis zum Jahre 1826, wo der große halbgriechische und halbrömische Tempel eröffnet ward, den wir jetzt als die Pariser-Börse bewundern, hatten die Kaufherrn dieser großen Hauptstadt, keinen andern Ort ihrer Zusammenkünfte als die Werkstatt eines Zimmermanns, zu der man von der einen Seite durch einen höchst schmutzigen Zugang kam, und die auf der andern auf den Abzugsgraben in der Straße Notre-Dame-des-Victoires hinaus ging.

Im 16ten Jahrhunderte gab es noch gar keine eigentlichen Börsen in Europa. Man hatte damals nur Handels-Comtoirs wie z. B. zu Venedig und Antwerpen. Eines schönen Tages aber entstand, vielleicht an demselben Tage zugleich, die Agiotage in Amsterdam und London. Es war 1690; England entwand sich seinen innern Zwisten und sein indischer Handel erlangte eine außerordentliche Ausdehnung. Agioteurs erschienen natürlich so wie das erste Papiergeld erschien, und die Spieler mit der ersten Anleihe. Law war wie es mir scheint, ein merkwürdiges Produkt dieses Handels- und Speculations-Geistes, der sich der Engländer bemächtigt hatte. Dieser listige Schotte, den man uns als einen mit hohen Fähigkeiten begabten Menschen geschildert hat, fühlte daß er in seinem Lande nicht freyen Spielraum genug habe und ging daher nach Frankreich, nach Paris, in die damals noch in dieser Art unverdorbne Stadt, wo er unter dem Schutze des Regenten in der Straße Quincampoix eine wahre Börse eröffnete. Durch ein Dekret des königlichen Conseils, vom 24. September 1724 erhielt die Börse eine offizielle Existenz und Benennung. Man nannte sie Wechselplatz (Place de change). Die Wechselagenten versammelten sich des Mittags um 1 Uhr in den Seitenflügeln des Hôtels Mazarin. Bis zur Revolution erlitt die Börse nur unmerkbare und vorübergehende Veränderungen. Als das Schreckenssystem eintrat, ward sie wie alles damalige Große verfolgt, erreicht, vernichtet. Man verjagte sie aus ihrem Pallast wie man Ludwig XVI. aus Versailles und den Tuilerien verjagt hatte. So mißhandelt richtete sich die Börse nach Petits-Peres, in der Kirche selbst ein. Die alten Christen verwandelten die römischen Basiliken, ihre Börsen oder Bazars, in Kirchen. Während der Revolution geschah das Entgegengesetzte. Die Kaufleute und Agioteurs machten aus einer Kirche ihr Handelsstelldichein. Die Masse der Käufer und Verkäufer von Renten überschwemmte das Schiff und die Seitengänge, die Commis und Buchhalter hatten Zutritt aufs Chor, die Wechselagenten saßen gleich den Vicarien am Altare, und der Syndicus nahm die Stelle des Predigers ein. Bonaparte, welcher den Gottesdienst



London.



Die Börſe,

*und der*



Börſeſaal in Paris.

wiederherstellte, verwieß die Börse unter die hölzernen Gallerien des Palais Royal. Als endlich Ludwig XVIII. den Thron seiner Väter wieder bestieg, verließ aus Gründen die ich nicht anzugeben vermag, die Börse das Palais Royal um sich in die Straße Feydeau zu begeben, von wo sie bloß wieder weggezogen ist, um in die prachtvolle Wohnung einzutreten, in welcher wir sie jetzt sehen.

Besuchen Sie jemals die Börse als Beobachter, in der Absicht Nutzen aus diesem Besuche zu schöpfen, so thun Sie wohl daran, nicht gleich in das Innere zu dringen, wo die Menge der Rentenkäufer und Verkäufer sich drängt. Ehe man zum Einzelnen übergeht, muß man erst eine allgemeine Übersicht zu gewinnen suchen, und deßhalb sich in das obere Stockwerk begeben. Von diesen Gallerien herab, zu denen auch das schöne Geschlecht Zutritt hat, können Sie sehr leicht die verschiedenen Farben dieser Handels-Bevölkerung unterscheiden, und Verschiedenheiten bemerken, die unten in Eins zusammen fließen.

So pflegt auch ein Reisender, der zum erstenmale nach Paris kommt, wenn er sich in der unermeßlichen Stadt sogleich orientiren will, zuerst auf einer der Höhen zu verweilen, die den Überblick über sie gewähren, und von dieser Warte aus kann er dann bei scharfem Auge und guter Beobachtungsgabe, die Sitten der Bewohner nach dem Äußeren ihrer Wohnungen voraus ahnen, und in der Physiognomie jedes Stadtviertels die charakteristischen Züge und Verhältnisse seiner Insassen entdecken. Westlich entfalten sich dann geräumige und breite Straßen wie mit eleganten Häusern bepflanzt. Da durchschneiden leichte Wägen die Luft, während Fußgänger müßig und zerstreut umherspazieren. Dies ist das Stadtviertel des Überflusses und Müßiggangs, die Chaussée d'Antin und die Vorstadt Saint-Honoré. In der Mitte der Stadt drängen und drücken sich die Häuser zusammen, die Straßen scheinen schwarz zu seyn, so sehr sind sie verengt, so dicht und wimmelnd ist die Menschenmenge darin. Weiterhin nach Süden zu vergrößern sich die Häuser und die Straßen werden noch enger. Es gibt nur noch Streifen, wo Pflasterung zu sehen, die von einem großen Platze in einen Garten, von einer Caserne in eine Kirche führen. Das ist das Stadtviertel der alten Gebäude, der Klöster, die nun Collegia und Pensionate geworden sind; es ist das lateinische Land. Nach Osten zu endlich sind die Straßen seltener und so auch die Einwohner; das ist das Marais, wo die Wohnungen Gräbern ähnlich sehen, und das eine kalk-kreidige Verlängerung des Kirchhofs des Pater Lachaise scheint, an welchen es stößt.

Eben so mit der Börse. Von oben herunter erkennt ihr gleich an den Eingängen zum Parquet die Welt der wahren Spekulanten, der Commis welche Aufträge bringen und austauschen; an den Seiten in minder gedrängten Reihen die Capitalisten die eine Wendung ausspähen, die großen Kaufleute die sich nur selten zeigen, gleichsam nur um Gegenwart und Geschäft zu beurkunden. Tiefer im Hintergrunde unter offenen Gallerien sitzend erblickt man den demüthigen Rentier, den Stock zwischen den Händen mit dem elfenbeinernen Knopfe am Munde, zugleich nachdenkend und zufrieden: nicht selten liest er sein Journal, öfter noch schwatzt er mit seinem Nachbar, und von Zeit zu Zeit unterbricht er das Gespräch um einen vorübergehenden Bekannten anzuhalten, und ihn nach dem Cours der Rente und der Staatsobligationen zu fragen. Habt ihr ein gutes Auge, so werdet ihr auch noch leicht der Bewegung einiger Individuen mit geschäftiger Miene um diese Gruppen her folgen können. Dieß sind gleichsam die Tirailleurs der Börse, eine Klasse für sich, die wenig speculirt, aber sich sehr mit den Speculationen die dort gemacht werden, beschäftigt.

Wollt ihr den ausgesprochensten Ausdruck, das lebendige Musterbild dieser an der Börse so zahlreichen Klasse sehen, so findet ihr es in dem Manne der zwei bis drei solchen Gruppen auf einmal zum Zuhörer dient: das Gesicht gespannt, die Ohren gespitzt, in den Zwischenräumen wo der Athem ihm zum Sprechen fehlt, das Auge scharf und ungeduldig, dabei höchst freundliches Benehmen und fast diplomatische Formen. Ihr könnt euch gar nicht irren, er ist es wirklich. Was treibt aber dieser Mensch, und wie lebt er? Ich würde sehr verlegen seyn es zu sagen. Niemand kennt eine andere Beschäftigung als die welche er hier treibt, und jedermann ist darunter einverstanden, daß dieß keine einträgliche ist. In diesem Individuo liegt zugleich etwas von Kaufmann, von Geschäftsmann, von Rentier, und doch braucht man ihn nur reden zu hören, um zu wissen, daß er weder Rentier, noch Geschäftsmann, noch Kaufmann ist. Er spricht von allen möglichen Operationen mit einer Unabhängigkeit, einem Uneigennutze, an denen man deutlich sieht, daß er sich nie darin einläßt. Seine Kenntnisse und sein Gedächtniß sind bewundernswürdig. Er weiß alles was an der Börse vorgefallen ist, ich will nicht sagen seit es eine Börse gibt, aber wenigstens seit er sie besucht, was denn ein gar ansehnlicher Zeitraum ist. Er ist ein wahres lebendiges Memorandum-Buch, eine Chronik welche leibt und lebt, ein Anekdoten-Lexicon, ein Wörterbuch von Daten, kleinen Ereignissen, besonders von Zahlen. Wundert euch nur einmal in seiner Gegenwart über ein schnelles Steigen, oder ein unglückseliges Fallen, der Mann wird nicht unterlassen, die Achseln verächtlich zu zucken. Denn in der That ist alles was ihr erleben könnt, nichts gegen das was er schon erlebt hat. Befindet ihr euch dann allein ihm zur Seite, und ich setze einen sehr wenig wahrscheinlichen Fall voraus, so wird er euch auf euern Ausruf gar nicht weiter antworten, so bald aber wenigstens an zwanzig Personen um ihn her stehen, wird er die Gelegenheit bei den Haaren fassen, und euch eine vollständige Abhandlung über den öffentlichen Credit in seinen Beziehungen zur Politik vortragen. Hat er nun gar gerade Muße von dem Allgemeinen auf das Einzelne herunter zu steigen, so verdankt es eurem Glückssterne, daß ihr auf diese Art euch positive Kenntnisse erwerben könnt, indem ihr über die Ideen von Say und Bentham, über das System von Ricardo oder Malthus und über die Finanzadministration des Herrn von Villelle oder des Baron Louis sprechen hört, denn unser Mann bildet sich namentlich auf politische Ökonomie und administrative Ansichten etwas ein, und wird euch in dieser Beziehung unstreitig mittheilen, daß sein Vater ihn für die Gerichtstafel oder die Armee bestimmte, seine natürliche Anlage aber bei ihm den Sieg davon trug, daß er ein geborner Finanzier war und auch als ein solcher sterben wolle.

Unsere Börse biethet nicht gleich denen so vieler anderer Städte, das mahlerische Schauspiel einer in Kleidung und Sprache verschiedenen Menschenmenge dar. Man sieht da nicht wie in London, Liverpool oder Lissabon das Asiatische neben dem Europäischen, den Kaufmann aus den vereinigten Staaten in Handelsgeschäften mit dem aus Alexandria, und den Handelsmann aus Ostindien mit kupferfarbenem Teint im vertrauten Gespräche mit dem Mulatten aus St. Domingo. Ist aber auch das Äußere gleich, wie viele andere Contraste! Die Charaktere bilden hier eine Stufenleiter wie das Vermögen. Die Börse ist vielleicht der einzige Ort in der Welt, wo die chimärische Gleichheit, von der man träumt, täglich, wenn auch nur vorübergehend in die Wirklichkeit tritt. In der Kirche, im Theater gibt es Abstufungen der Verhältnisse und des Vermögens, an der Börse findet man sie nicht.

Tretet ein wenig näher zu diesem dünnleibigen Manne, der wie eine Stange an dieser Säule aufgerichtet steht, und dessen Gesicht so freundlich und golden ist. Seit etwa zehn Jahren treibt er nun auf der Börse sein Glück, angefangen hat er es aber anderswo. Während dieser Zeit sagte er nicht wie er jetzt thut, wenn er von sich redete: ein Mann meines Gleichen! er machte sich demüthig, klein; in allen seinen Unternehmungen beobachtete er eine heilsame Anonymität; sein Geschäft war damals sehr einfach, und doch würden sehr wenige Personen selbst von denen die ihn beneiden, dessen fähig seyn. Er war der gewöhnliche Beistand jedes Kaufmanns, der, wenn er viel Vermögen und viele Schuldner hatte, das erstere vor den letzteren in Sicherheit zu bringen wünschte. Er hatte aber auch die Früchte seines guten Herzens bald eingeärndtet. Seine Dienstfertigkeit hat ihn reich gemacht, während sie diejenigen arm machte, denen er seine Dienste leistete. Noch einmal etwa wird sich das Rad für ihn drehen, und er ist Millionär; dann wird er sagen: meine Leute, mein Hôtel, mein Schloß. Schade daß dieses ganze Vermögen das ihm so viel gegeben hat, ihm nicht auch andere Manieren geben kann.

Übrigens ist diese Sucht, etwas mehr seyn zu wollen als ein reicher Mann, diejenige Lächerlichkeit welche mehr als jede andere an der Börse vorherrscht. Sie hat nur ihre Grade und Arten. Es gibt Personen die dieß thun ohne reich zu seyn. Sie haben so viel von Millionen sprechen hören, daß sie sich am Ende selbst überredet haben sie zu besitzen. Da sie immer die Hand mit bei Speculationen gehabt, und sich unter die geschickten und glücklichen Speculanten gemischt haben, haben sie auch deren Äußeres angenommen. Laßt euch aber dadurch nicht täuschen. An der Börse ist der, welcher sich das Ansehen eines Reichen gibt, es gewöhnlich nicht.

Weiterhin begegnet ihr dem Börsemann, der anfängt in Gang zu kommen. Wenn ihr ihm auf seinem Wege begegnet, so wird er euch bescheidenen Rentiers zurufen: „Fünftausend Franken jährlich zu verthun! das ist etwas schönes! Mit Ihrer Ansicht des Lebens sind Sie da ganz gedeckt.“ Und diese eure Ansicht wird er euch nun erwägen, besprechen, abschätzen, und hinzufügen, daß ihr auf diese Art noch etwas ersparen könnt und müßt; er, der eure Rente in einem Monate verthut, und doch immer noch behauptet, er habe zu wenig.

Da kommt ein dritter. Vorm Jahre war er noch Advokatenschreiber oder bei der Abgabe für Federvieh angestellt. Er hat Fuß in der Börse gefaßt. Wie und womit, verschlägt nichts. Er hat dort Operationen unternommen; er miethet ein Pferd auf einen Tag, ein Cabriolet auf einen Monat; einen Bedienten borgt er sich. Er kann vielleicht einmal reich werden; und hat daher schon aus Vorsicht die Miene eines reichen Mannes angenommen. Sein Gesicht zeigt 30,000 Franken Revenüen an. Gestern grüßte er euch sehr höflich, heute wirft er euch, so weit er euch nur erblicken kann, seinen Bon jour hin, ohne daß ihr wißt was ihr damit anfangen sollt, morgen sieht er euch gar nicht mehr an.

„Nicht alle Schauspieler stehen auf den Bretern,“ und nicht alle Speculanten befinden sich auf der Börse. Doch werden eine große Menge durch die Hoffnung dahin gezogen, gewisse Unterhandlungen anzuknüpfen, die nichts mit dem Schwanken der Staatspapiere gemein haben. Sie wissen daß es an der Börse mehr als irgendwo eine Menge jener Neulinge gibt, die darnach haschen in irgend eine Unternehmung sich einzulassen und auf der Stirn die Worte geschrieben tragen: Führt mich nur an! Diese werden denn auch richtig von ihnen angeführt. Noch gibt es auch Projektenmacher, Erfinder von aller Art moderner Vervollkommnungen, welche Cours haben. Es gibt deren die euch davon vorreden werden, mittelst einer zu rechter Zeit an irgend eine Republik der neuen Welt gemachten Anleihe, einen halben Welttheil zu revolutioniren. Ohne daß ihr sie darum ersucht werden sie euch an dieser Anleihe Antheil nehmen lassen, welche die Minen von Brasilien und die Reichthümer Mexico's zu Garantien hat. Einstweilen und gesprächsweise werden sie euch um 100 Franks, und habt ihr die nicht, um 20, ja, wenn das nicht geht, um 100 Sous bitten, denn sie müssen doch bei allen dem und zum Besten dieser künftigen Revolution heut zu Mittag essen.

Die Börse ist nicht der Ort des Zusammenkommens der Wucherer. Wird dort Wucher getrieben, so geschiehts im Großen. Ihr begegnet wohl auch dort einem jener Speculanten deren Industrie noch keine Gnade vor den Gerichtshöfen gefunden hat, aber sie werden euch nicht in ihrem wahren Äußern erscheinen. Es wäre eine Beleidigung für sie wenn ihr ihnen ein Geschäft vorschlüget. Sie werden euch auf Juwelen, auf Quittungen, auf Pfand borgen, bloß um euch gefällig zu seyn, wenn ihr Aussicht habt einmal reich zu werden, werden sie mit euch einen Theilungsvertrag eingehen, oder einige hundert Franks und ihre Industrie hinzu schießen, während ihr euch mit euerm ganzen künftigen Vermögen verpflichtet, aber ich sage es euch nochmals, laßt es diesen ehrlichen Leuten ja nicht merken, daß ihr ihren Handel und ihr Handwerk durchschaut habt, ihr seyd in ihre Hände gegeben und sie würden euch wegen euren Scharfsinnes strafen.

Übrigens findet man bei Licht besehen an der Börse nur zwei hervortretende Physiognomien, zwei durchgreifende Hauptcharaktere. Die eine Physiognomie ist einsilbig, bleich und geregelt, das ist der Sensal, Agent de change; die andere voll Bewegung, kühn, frei, die viel zu denken gibt ohne deßhalb selbst mehr zu denken, das ist der gemeine Mäk-

ler. Dieser, für sich selbst betrachtet, ist ein wahres Drama, ein ganzes Gedicht. Dieser Sosias des Sensals verdiente einen Artikel für sich allein, und der Leser kann sich Glück wünschen, daß ich jetzt mich noch stark genug fühle, diesen zu schreiben.

---

## Miscellen.

* Drei Tage in Lima. „Ich verließ," so erzählt ein Englischer Reisender, „Buenos-Ayres durch das südliche Thor und trat, von fünf stämmigen und muthigen Bauern begleitet, den Weg durch die Pampas, die Steppen Amerika's, an. Diese sich in's Unabsehbare ausdehnenden Sand-Ebenen gleichen keinesweges den Savannen in Nord-Amerika, noch den vom Mississippi, Amazonenfluß und Parana bewässerten Plänen, in denen hohes und herrliches Gras wächst; dagegen wuchern hier allenthalben verkrüppelte Gesträuche und Salzpflanzen, von Sandhügeln unterbrochen, die von den heftigen Winden fortwährend bewegt werden. Wir hatten auf unserer Reise durch diese Wüsten, die von zwei kleinen Flüssen, dem Colorado und dem Negro, durchschnitten werden, viel zu leiden, aber mit noch ungleich mehr Beschwerden und Hindernissen hatten wir zu kämpfen, um über die Anden zu gelangen. Dennoch kamen wir glücklich nach Valparaiso und schifften uns, nachdem wir ausgeruht, auf einem nach Callao segelnden Brigg ein.

Mit Hülfe eines starken Südwindes befanden wir uns am zwölften Tage unserer Fahrt den nackten und unfruchtbaren Küsten Peru's gegenüber, und sahen in der Ferne die ungeheure Anden-Kette, deren gigantische Gipfel sich in den Wolken verloren. Wir warteten den Tag ab, um uns der Küste zu nähern, und am anderen Morgen lief der Brigg in den Hafen von Callao ein. Der Gouverneur dieser Stadt, an den ich ein Empfehlungs-Schreiben hatte, ließ mich die Festung besehen, die sehr bedeutend ist und mit 300 Kanonen die Stadt, den Hafen und die Land-Enge beherrscht, über die man zu der Stadt gelangt. Am folgenden Tage verschaffte man mir Pferde, und ich schlug den Weg nach dem etwa neun Meilen von Callao gelegenen Lima ein. Der ganze Landstrich zwischen beiden Städten ist sandig und schien mir völlig unfruchtbar zu seyn. Der gänzliche Mangel an Regen erzeugt die Armuth des Bodens, denn in diesem Theile Peru's regnet es niemals, und auch keine Gewitter kommen dort vor. Als ich mich aber Lima näherte, sah ich die Felder mit den herrlichen Gaben des Herbstes geschmückt, namentlich längs den Ufern des Flusses Rimac, an denen sich diese Stadt, einer der reichsten Handels-Plätze Süd-Amerika's, erhebt. Auch mehrere andere Partieen der Umgegend von Lima entfalten eine schöne Vegetation; künstliche Bewässerungen, dicke Nebel, starker Thau und unterirdische Wasser erzeugen diese Fruchtbarkeit.

Etwa eine Meile vor der Stadt sah ich den öffentlichen Spaziergang, Neu-Alameda; er besteht in einer schönen Allee von hohen Weiden und Pomeranzenbäumen, zwischen denen Bänke für die Bequemlichkeit der Spaziergänger aufgestellt sind. Der erste Gegenstand, der beim Eintritt in die Allee meine Aufmerksamkeit fesselte, waren zwei Damen, die rittlings zu Pferde saßen; silberne Sporen glänzten an den niedlichsten Füßen, die ich jemals gesehen; beide hatten eine sehr anmuthige Haltung zu Pferde, und ihre bunte National-Kleidung stand ihnen äußerst gut. Ich gab meinem Pferde die Sporen, um sie einzuholen, aber wie unangenehm ward ich überrascht, als ich sah, daß diese beiden jungen und hübschen Damen Cigarren im Munde führten und dicke Rauchsäulen in die Luft bliesen!

Bald erblickte ich die aus Backsteinen, welche an der Sonne getrocknet waren, erbaute Ringmauer, die von 34 Bastionen vertheidigt wird und sieben Thore hat; ich hielt meinen Einzug in die Hauptstadt der Republik Peru durch die Puerta de maravillas, deren Architektur mir sehr bemerkenswerth erschien. Die von Pizarro erbaute Stadt hat viel von ihrem alten Glanze verloren. Längst verschwunden sind die Zeiten des Reichthums und der Größe, wo die Kaufleute dem Vice-Könige, Herzoge von la Plata, zu Ehren, als dieser von seinem Gouvernement Besitz zu nehmen kam, die Straße, durch die er nach seinem Pallaste zog, mit massivem Silber pflasterten. Die Straßen sind gerade und viele derselben wohl 25 Fuß breit; sie werden durch kleine Kanäle bewässert, die von dem Flusse Rimac dahin geleitet sind. Die Häuser sind aus weiß angestrichenen Backsteinen gebaut und stehen in der Mitte eines großen Hofraums, in dessen Hintergrunde man oft die herrlichsten Gärten erblickt. Das Aussehen der Häuser ist keinesweges freundlich; der häufigen Erdbeben wegen haben sie nur ein Stockwerk, und die meisten Fenster haben keine Scheiben; die Häuser der Reichen sind zweistöckig und innen reich möblirt.

Bei meinem Eintritt in den Gasthof kam mir ein junges hübsches Mädchen entgegen und überreichte mir eine Rose mit den Worten: „Dieses Haus steht zu Ihrer Verfügung." In allen anderen Häusern die ich betrat, kamen mir ebenfalls Mädchen mit Rosen und mit derselben Begrüßung entgegen. Da ich den Spaziergang Alameda schon gesehen hatte, so führte man mich Abends nach der Vorstadt San-Lorenzo, die an den schönen Sommer-Abenden gewöhnlich von den höheren Ständen besucht wird; wir gingen über eine schöne steinerne Brücke mit fünf Bogen, die nach dem südlichen Ende der Stadt führt. Die elegantesten Damen hatten sich auf diesem Spaziergange eingefunden, und ich konnte gemächlich das mahlerische und eigenthümliche Kostüm bewundern, das sie mit so viel Anmuth und Koketterie zu tragen wissen. Diese Tracht wird sage y manto genannt, und ist nur bei den Frauen von Lima üblich; sie besteht in einem Rocke von Atlas oder Bombasin, der zierlich gefaltet und mit Seide gefüttert ist; die Falten dieses Rocks sind sehr breit und elastisch und lassen die Formen von Brust, Taille und Hüften durchblicken, über diesen Rock wird eine Robe geworfen, die in der Taille eng zugeschnürt wird, und von da an immer weiter werdend, bis zu den Fersen herabfällt; diese Gewänder sind gewöhnlich schwarz oder braun, die vornehmeren Damen tragen sie indessen in helleren Farben, mit Spitzen und reich mit Seide, Gold und Silber, manchmal sogar mit kostbaren Perlen besetzt. Der eigentlich

mahlerische Theil des Kostüms aber besteht in einem Mäntelchen von Atlas oder dichter Gaze mit unzähligen Falten, das über der Hüfte zugebunden wird, den Rücken und einen Theil des Mieders bedeckt, sich dann nach hinten zu rundet und den Kopf verhüllt, wie die Kapuzen unserer Domino's; mit einer Schnur wird dieses Mäntelchen vor dem Gesicht zusammengezogen, so daß nur das eine Auge frei bleibt; es wird, wie die Pelzkragen der Europäischen Damen, über dem Kleide getragen und vertritt vollkommen die Stelle einer Maske. Es würde einem Vater oder Manne schwer, ja unmöglich werden, seine Tochter oder Frau zu erkennen, sobald sie den manto angelegt hat. Auch haben Reisende behauptet, daß die Damen von Lima in diesem Kostüm des Nachts hingehen, wo es ihnen beliebt, ohne Furcht, erkannt zu werden, und daß die Sitten-Verderbniß in dieser Stadt bei allen Klassen den höchsten Grad erreicht hat. Selten sieht man auf der Straße die Frauen in Begleitung von Männern, und niemals geben sie ihrem Kavalier den Arm; ihr Gang ist in der Regel edel und imposant.

Die Anzahl der Kirchen in Lima ist sehr bedeutend; die meisten derselben sind äußerst reich, und der Gottesdienst wird darin mit großer Pracht gefeiert; die Wände sind manchmal mit Gold und Silber ausgelegt, und die Kandelaber, so wie die heiligen Gefäße, Kelche, und Schaalen, sind von gediegenem Silber, manchmal sogar von Gold. Überraschend war es für mich, in einigen Kirchen an den Pfeilern des Haupt-Altars eine Menge silberner Käfige mit Vögeln hängen zu sehen, welche die feierlichen Orgeltöne mit lieblichem Gesange begleiteten. Die Kirche Nuestra Sennora de Merced und die des Klosters der Empfängniß schienen mir die merkwürdigsten und reichsten zu seyn. Da ich des Morgens häufig Streifzüge in die Umgegend machte, so hatte man meinem Bedienten gerathen, mich stets zu begleiten und immer Waffen bei sich zu führen; auch warnte man mich davor, mich des Nachts auf die Straßen zu wagen, denn Mordthaten und besonders Raub-Anfälle sind in der Hauptstadt Peru's häufig. Am Tage meiner Ankunft war ein Reisender in der Allee Neu-Alameda ausgeplündert worden und hatte bei seiner Vertheidigung gegen die Räuber drei gefährliche Messerstiche erhalten. Ein wohlunterrichteter Mann sagte mir, die Menge der Verbrechen komme von der Schwäche der Richter, und bei den niederen Klassen sey die Furcht vor der Beichte das einzige Mittel, welches dem Verbrechen steuere. Ohnehin ist die öffentliche Meinung gegen die Bestrafung der Schuldigen so gleichgültig, daß man dem Richter die strenge Anwendung des Gesetzes nicht verzeihen würde. Es ist nicht zu verwundern, daß in einem Lande, wo die Vorstellungen von Pflicht und Moral so gesunken sind, der Dienst in den verschiedenen Verwaltungs-Zweigen sehr unregelmäßig versehen wird. Dieses Volk, das seine Freiheit zu erobern wußte, ist noch keiner verständigen und aufgeklärten Regierung fähig; denn es besitzt weder Beharrlichkeit, noch Grundsätze, noch Energie, und ist für jetzt nur für eine Militär-Regierung geeignet, die durch Strenge Alles unter ihr Gesetz zu beugen weiß. Indessen muß hinzugefügt werden, daß die Keime des Guten angefangen haben, Wurzel zu schlagen, und daß der Weizen mit Gottes Hülfe das Unkraut unterdrücken wird.

Am Tage nach meiner Ankunft trat gegen Abend ein Erdbeben ein, als gerade die Straßen mit Menschen angefüllt waren. In meinem Leben habe ich keine entsetzlichere Empfindung gehabt; auf den ersten Stoß folgte bald ein zweiter; zuerst ließ sich ein donnerähnliches Rollen unter der Erde vernehmen; der Boden wankte und schien sich öffnen zu wollen. Männer, Frauen und Kinder stürzten mit Entsetzen aus den Häusern und flohen in der größten Verwirrung mit dem Rufe: Ein Erdbeben! nach allen Seiten hin. Einige warfen sich mit dem Gesicht zur Erde. Andere knieten nieder und betheten zu Gott und den Heiligen; die Kinder stießen Jammergeschrei aus, die Hunde heulten; auch die Pferde zitterten und neben ihnen knieeten ihre Führer. Das Geheul der Thiere nahm immer mehr zu und auch die Glocken fingen an zu läuten. Nach dem dritten Stoße trat tiefe Stille ein, Jeder blieb unbeweglich in seiner Stellung, alle Häupter waren entblößt, und das Ganze gewährte einen Anblick, den ich nie vergessen werde. Das Erdbeben ereignete sich am 30. September, und es war merkwürdig, daß seiner Heftigkeit ungeachtet, die Häuser nur leicht beschädigt wurden, und Niemand um's Leben kam. Bei dem ersten Stoße eines Erdbebens fühlt man in diesem Lande wenig Besorgniß, beim zweiten trifft man Anstalten zur Flucht, und tritt auch ein dritter Stoß ein, so entfernt sich jeder Vorsichtige von den Mauern und Dächern, weil diese über ihm zusammenstürzen könnten. Jedermann sucht dann eine Zuflucht in den Höfen, in deren Mitte die Häuser gebaut sind, und wo man ganz außer Gefahr ist. Es ist zu bemerken, daß bei diesem Phänomen die Furcht immer zunimmt; wer noch keine Vorstellung von einem Erdbeben hat, kann bei dem ersten Stoße sich ruhig fühlen, aber Jeder, der ein starkes Erdbeben erlebt hat, wird nie ein zweites wünschen.

Die Milde und Schönheit des hiesigen Klimas waren für mich die einzige Quelle des Genusses; ich kannte keine Familie genau genug, um an ihren Gesellschaften (Tertulias) Vergnügen finden oder Interesse gewinnen zu können. Ich brachte daher fast die ganze Zeit, wo ich nicht schlief, im Freien zu. Mein Zimmer lag nach einem mit Pomeranzenbäumen bepflanzten Hofe hinaus, und da die Fenster keine Scheiben hatten, so zogen die balsamischen Düfte unaufgehalten durch dasselbe. Ich war eben der glühenden Hitze von Buenos-Ayres, den öden und einförmigen Steppen der Pampas, und den Schnee- und Eisgefilden der Anden entflohen, und genoß nun mit Behaglichkeit die milde Temperatur von Lima und seinen schönen reinen Herbst. Meine Seele war voll Freude und Erkenntlichkeit, wenn ich an die überstandenen Gefahren dachte, und die Genüsse, die mir die Natur hier in so reichem Maaße gewährte, waren die einzigen, deren ich bedurfte.

---

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

allgemeine Weltkunde.

5.] Lissabon in zwei Ansichten. [1834.

## Streifereien in Chili.

Wer zu Lande, von Buenos-Ayres aus nach Chili reist, hat Unbilden und Gefahren aller Art zu bestehen. Erst geht die Reise einige hundert Stunden durch jene öden Steppen, die Pampas genannt, wo der Wanderer oft in Gefahr ist, zu verschmachten oder von Indianern aufgefangen zu werden, die hier sehr zahlreich herumschwärmen, und dann muß er über die himmelhohen Anden hinüber, um auf der andern dem stillen Ocean zugekehrten Seite bergab in Chili's Ebenen zu steigen. Die erste Erholung bietet ihm auf dieser langen, mühe- und gefahrvollen Reise Mendoza, eine ansehnliche am Fuße der Anden östlich derselben gelegene Stadt, die um so freundlicher erscheint, je mehr die ermüdende, gefährliche Reise durch die wüsten Pampas den Genuß, welchen sie bietet, doppelt empfinden läßt. Sie ist gewissermaaßen das Thor zu den Anden, der große Stapelplatz für die, welche vom atlantischen Ocean nach dem stillen Meere gehen wollen, ohne die Fahrt ums Cap Horn herum zu machen, und liegt am Flusse gleiches Namens, dessen Wasser sich in vielen Kanälen durch die Stadt vertheilt. Sieben Kirchen ohngefähr, ein großer Marktplatz, der in den bürgerlichen Kriegen seit 1808 gar manches Haupt fallen sah, ein großer Spaziergang, dem die Aussicht auf die nahen Cordilleras etwas unbeschreiblich Großartiges verleiht, und die schöne Welt bis um Mitternacht versammelt sieht, verleihen dem ganzen Orte so viel Frische und Anmuth, daß der Fremde sich kaum von der Wirklichkeit überzeugen kann; denn der Abstich gegen das Leben in den Pampas ist gar zu grell. 20,000 Einwohner, welche man hier zählt, und unter denen wenige Farbige vorkommen, da diese meist an die Regimenter abgegeben wurden, beschäftigen sich vornehmlich mit dem Handel, für welchen Mendoza eine Hauptniederlage ist. Auch starker Weinbau wird getrieben und einige Sorten sind nicht übel. Mancher Weinberg enthält gegen 60,000 Stöcke. Die Trauben sind groß, schwarz und gewürzhaft, so daß eine Art Malaga davon gewonnen wird. Außerdem baut man Melonen, ganz trefflich von Geruch und Geschmack, Feigen, Birnen und Quitten, von deren Wohlgeschmack man in Europa gar keine Ahnung hat. Mit einer Feigenart ist es ebenso, Branntwein, Wein und getrocknete Früchte sind daher auch hauptsächlich Ausfuhrartikel, um gegen Paraguay-Thee und Manufaktur-Waaren vertauscht zu werden. Letztere stehen aber in niedrigem Preise, so groß ist die Masse, welche der brittische Handel, vom Maschinenwesen begünstigt, nach allen Punkten der Erde, mit denen lebhafter Verkehr ist, hinsendet. Ein ganz treffliches englisches Federmesser z. B. kostet noch keinen englischen Schilling, nachdem es bis dahin so viele hundert Meilen gemacht, und so vielen Hundert Händen bereits Gewinn gegeben hat. Besonders wirft auch die Maulthierzucht vielen Gewinn ab. Mit Maulthieren wird der Gütertransport über die Gebirgskette betrieben, und da der Weg vornehmlich über Mendoza geht, so muß auch nothwendig diese Zucht hier ungemeinen Ertrag gewähren. Der Ackerbau blüht; meist ist jedes Feld umzäunt und künstlich bewässert. Man erndtet vortrefflichen Weizen, der im Julius gesäet, im December geschnitten wird. Trefflicheres Brot, als hier, findet man nirgends. Der Pflug erinnert aber noch an die Zeit, wo er von Triptolemus erfunden worden seyn soll. Er ist wenig mehr als ein mit Eisen beschlagenes Stück Holz, das von Ochsen gezogen wird. Klee wird in Menge gebaut, und der üppige Boden gestattet oft einen vierzehnmaligen Schnitt.

An Bildung fehlt es den höheren Ständen nicht, und die Frauen derselben sind in Gesang, Musik und Tanz sehr wohl geübt. Am liebsten tanzen sie den Quando und Menuett; beide sind nur durch das Tempo verschieden.

In Mendoza hatte sich San Martin, der in Südamerika so berühmt gewordene Feldherr, niedergelassen, nachdem er zehn Jahre an der Spitze des Heeres von Buenos-Ayres gestanden hatte. Geboren in Yapeyn, 1778, einer in der Provinz Entre Rios gelegenen Stadt, kam er, bei der Rückkehr seines Vaters nach Spanien als Knabe im achten Jahre nach Madrid, und wurde im dortigen Kadettenhause erzogen. Der französische Revolutionskrieg erschütterte bekanntlich auch Spanien, und als Napoleon seine Adler über die Pyrenäen getragen hatte, trat San Martin mit Auszeichnung in den Schaaren von Romana und Castannos auf, bis er, man weiß nicht warum, plötzlich 1811 Spanien verließ und über England nach dem La Platastrom ging. In einem Gefechte mit dem spanischen Gouverneur von Montevideo zeichnete er sich an der Spitze eines kleinen Corps der Truppen von Buenos-Ayres so aus, daß man ihm den Oberbefehl übertrug, und die öffentliche Stimme allgemein zu seinen Gunsten war. Von allen Seiten eilten Freiwillige zu seiner Fahne, aufs höchste aber stieg sein Ruhm durch den Marsch über die Cordilleren in die Ebenen Chilis 1817. Er ging mit 3 bis 4000 Mann dahin, den von Peru heruntergekommenen Spaniern die Spitze zu bieten, und langte nach einem zehntägigen Marsche in den Ebenen von Cachabuco an, wo er am 17. Februar gedachten Jahres eine entscheidende Schlacht lieferte, der im folgenden Jahre noch eine bei Maipu folgte und wodurch die spanische Herrschaft in Chili ihr Ende erreichte. Um aber auch allen neuen Angriffen von Peru aus vorzubeugen, griff er die

Spanier dort seinerseits 1820 selbst an. Am 20. August segelte er von Valparaiso ab, lieferte dann ein Jahr lang meist glückliche, öfters auch unglückliche Gefechte, rückte aber endlich am 13. Februar 1821 in der Hauptstadt Lima, als Sieger ein und zog sich dann ins Privatleben zurück, seinen Aufenthalt in Mendozas blühenden Gefilden nehmend. Sein Übergang über die Anden ist häufig mit dem Buonaparte's über die Alpen verglichen worden. Man hat letztern sogar für ungleich geringer gehalten. Wahr ist es, daß die Cordilleras viel höher und unwegsamer als die Alpen sind, daß noch kein Heer unter solchen Umständen darüber gegangen war, daß das französische Heer bis an den Fuß des St. Bernhard überall Pflege, das von San Martin in den Pampas vorher nur Entbehrungen fand. Dagegen hatte dieses wenig Geschütz; es zählte nur so viel Tausende, als das französische Zehntausende; doch aber zeichnete sich Martins Unternehmen dadurch aus, daß er einen der unwegsamsten Pfade wählte, um seinen Marsch nach Möglichkeit zu verheimlichen.

Es gibt nämlich in den südlichen Cordilleren vier verschiedene Päße. Der oberste nach der Stadt San Juan führende rührt noch von den Yncas her, ist aber ganz verfallen und äußerst rauh. Gleich unterhalb desselben öffnet sich, Mendoza gegenüber gelegen, der Paß Uspallata, und auch ihn mögen schon die Yncas angelegt haben. Der letzte Vice-König von Peru, O'Higgins, hatte auf den höchsten Punkten eine Anzahl Bauden oder Hütten errichten lassen, den Reisenden wenigstens Unterkommen zu sichern, wenn Schnee und Sturm sie übereilte. Ein dritter, 30 Stunden südlich von Mendoza liegender Paß, Portillo genannt, durchschneidet die Berge, wo sie sich in zwei Arme theilen. Endlich ganz unten im Süden ist der Letzte, der Stadt und dem Hafen La Conception gegenüber. Alle diese Päße sind zunächst wohl ausgetrocknete Betten von großen Bergströmen gewesen, in denen man etwas nachgebessert hat. Einst muß noch ein Weg schnurgerade über die Berge geführt haben, denn die in St. Jago wohnenden Geistlichen konnten, wie aus Urkunden erhellt, Freitags zu Abend ihr Kloster verlassen und Sonntags früh in Mendoza die Messe lesen. Vermuthlich hat einmal ein Erdbeben dieß Strombett, denn weiter ist der Pfad wohl nichts gewesen, verschüttet und die Richtung ganz verändert, denn 1820 wurden von der Regierung mehrere Ingenieure abgesendet, die besten Wege über die Anden auszukundschaften, um zu sehen, wie sich am Leichtesten Truppen hinüber führen ließen oder wo die Schmuggelei am meisten zu fürchten wäre. Ihren Berichten nach gab es nur noch einen Weg, der aber so gefahrvoll war, daß ihn kein Mensch zu verfolgen geneigt seyn möchte.

Wenn man die Anden auf einem oder dem andern der vier Päße überschreiten will, besorgt man immer einige leere Maulthiere, um sie als Reserven bei zufälligen Ereignissen zur Hand zu haben und nimmt für mehrere Tage Lebensmittel mit. Man passirt von Mendoza aus den Fluß gleiches Namens, der mit entsetzlicher Gewalt von den Bergen herabstürzt und dahin strömt, daß er oft die Maulthiere mit fortführt, wenn diese, da keine Brücke vorhanden ist, hindurchschwimmen. Die Anden erscheinen nun gleich den Schweizeralpen in ihrer vollen Pracht, und hoch steigt der schneebedeckte Tupungato empor, ein ausgebrannter Vulkan. Am Fuße der Anden ist die Hitze noch äußerst drückend, und die zerstreuten Binsenhütten der von Viehzucht lebenden Ansiedler zeugen von dem milden Klima, das nur, wenn es anhaltend regnet, unangenehm wird. Allein so wie man nun emporsteigt, fällt das Thermometer bedeutend und der Föhn stürmt kalt aus dem engen Thal entgegen, daß man bei dem schnellen Übergange von Wärme zu Kälte sich kaum genug zu schützen weiß. Auf beiden Seiten heben sich die Felsenwände; auf der einen Seite von ihnen beengt, droht ein reißender Bergstrom oft auf der andern, und aus seinem Gewässer ragen schwarz- und dunkelzackige Steinmassen hervor, die von Zeit zu Zeit den unterwühlten Felsen entstürzten. Immer kahler und öder wird das Steingeklüfte, immer unwegsamer der Pfad, immer mehr windet er sich in den Bergen so hin und her, daß man am Ende kaum noch weiß, ob man rechts oder links vordringt. Kein Laut ist zu hören, als das Rauschen des Bergstromes. Bisweilen überfällt den Wanderer auch ein Schneesturm, ein Temporale, wie er heißt. Kommt man dem höchsten Punkte nahe, so scheint die Felsenwand durchaus nicht zu übersteigen. Das Gewässer stürzt senkrecht herab und löst sich, ehe es in die Kluft am Fuße des Berges gefallen ist, zu Dünsten auf. Da mag man nur immer ruhig auf seinem Maulthiere sitzen bleiben und sich diesem und dem Himmel vertrauen. Besonnen folgt ein solches Thier dem andern nach und prüft sorgfältig mit dem Hufe den Weg, wenn er ihm nicht fest genug dünkt, wählt aber den äußersten Rand, um nicht mit seiner Ladung an die Vorsprünge des Felsens zu stoßen. Doch ohne Unfälle geht es nicht immer ab und grauenvoll erscheinen die Leichname von Menschen und Thieren in der Tiefe, die vielleicht vor hundert Jahren da ihr Grab fanden, aber bei der hier herrschenden Kälte frisch und wohlerhalten liegen, als ob sie eben erst am Tage vorher ihres Lebens Ziel gefunden hätten. Endlich hat man die Spitze erklommen, meist ganz erschöpft vor Angst und Kälte, denn man ist höher, als 12,000 Fuß über der Fläche des Meeres.

(Die Fortsetzung folgt).

## Bilder aus Ostindien.

### 5. Pondichery.

Pondichery enthält gegenwärtig ungefähr achtzig weiße Familien, die wenigstens dafür gelten; denn ihr Blut ist nicht ganz unvermischt; die Anzahl der Individuen derselben mag sich also wohl auf 300 belaufen. Außer diesen zählt man noch ungefähr vierzig Tausend Malabaren.

Die Stadt ist an der Meeresküste erbaut, und hart an derselben lagen vormahls die Häuser der reichen Einwohner von Pondichery, die sich durch ihre Schönheit und Zierlichkeit auszeichneten. Sie sind alle zerstört worden, als die Engländer diese Stadt im Jahre 1778 eroberten; nur das Gouvernementshaus, ein sehr schönes Gebäude, der Justizpallast, die Münze (welche beide letztern jetzt ziemlich in Verfall gerathen sind), das alte Intendanzgebäude, von dem nur ein Flügel noch steht, und das Hospital wurden verschont.

Die Stadt wird durch einen Kanal, der sehr zu

ihrer Verschönerung beitragen könnte, in zwei Theile getheilt; wovon der eine die weiße, der andere die schwarze Stadt heißt; in jener wohnen die weißen Familien, in dieser die Malabaren.

Die weiße Stadt wird durch einen großen freien Platz wieder in zwei Parthien getheilt, in den nördlichen und südlichen; gedachter Marktplatz wird seinerseits von einer langen Straße durchschnitten, welche ihn in zwei Hälften, in die östliche und westliche, theilt. Deßhalb sagt man in Pondichery: ich gehe zu Madame N. in den Norden; Herr Z. wohnt in Osten.

Alle Straßen sind schnurgerade, die Häuser ungemein groß und sehr luftig, was in einem so heißen Lande, in welchem der Thermometer bis auf 115 Grad Fahrenheit steigt, erstes Bedürfniß ist. Auch sind sie mit vieler Eleganz erbaut; fast alle sind mit Säulen von weißem Stuck geziert, der dem Marmor in Rücksicht der Schönheit nichts nachgibt. Die Zimmer, so wie die Außenwände, sind ebenfalls damit bekleidet, und gewähren deßhalb einen sehr schönen Anblick. Verbindet man damit die Menge von Bedienten die alle sehr gut, das heißt, in weißen Musselin gekleidet sind, und den Platz vor den Häusern zwischen den Säulen einnehmen, so muß das allerdings überraschen und der Stadt einen Anstrich von Reichthum und Majestät geben.

In der weißen Stadt findet man zwei Kirchen; in der Einen versieht ein Capuziner den Dienst, in der Andern besorgen ihn die Jesuiten-Missionäre, welche dort ein Kollegium errichtet haben, das zur Erziehung junger Leute bestimmt ist; beide Kirchen sind übrigens sehr baufällig.

Die schwarze Stadt zieht sich in einem halben Cirkel herum und lehnt sich an den oben erwähnten Kanal an. Sie wird von 30 bis 40,000 Malabaren bewohnt, und hat einen Bazar oder Marktplatz, der von beträchtlichem Umfange und immer reichlich mit Waaren versehen ist; übrigens theilen sich die Straßen der Stadt ganz nach der in Indien gewöhnlichen Art ab, so daß jede Kaste eine besondere Gasse bewohnt, und von der andern getrennt ist.

Die malabarischen Häuser sind, nach der Landessitte, sehr niedrig und sämmtlich so gebaut, daß die Zimmer die Aussicht auf den Hof haben, welcher viereckig und gepflastert ist, und sich in der Regel in dem Mittelpunkte der Gebäude befindet. Auch sind mehrere Zellen für das Frauenzimmer eingerichtet. Das Dach hat oben eine Öffnung, so daß der Hof immer frische Luft hat. Hier pflegt auch der Herr des Hauses gewöhnlich auf einer Matte zu schlafen.

Diese Stadthälfte enthält ferner zwei große Pagoden, von denen die Eine dem Chiwa, die andere dem Wischnu geweiht ist, und 30 kleinere. Die Mahomedaner, welche in Pondichery leben, bekennen sich zu der Sekte Alis, und haben eine Moschee.

Von den alten Festungswerken der Stadt findet man keine Spur mehr. Sie hatten einen Umfang von 14,000 Toisen, und waren mit Bastionen und Gräben versehen. Es ist aber unbegreiflich, wie die vormalige französische Regierung Pondichery auf diese Weise befestigen konnte. Man sieht auf den ersten Blick, daß 60,000 auf diese Art eingeschloßene Menschen sich nicht lange halten können, und daß eine Besatzung von höchstens 4000 Mann auf der Dauer nicht im Stande seyn könne, in einem so ausgedehnten Raume einen so ermüdenden Dienst zu verrichten.

Wenn man Pondichery jemals wieder befestigen wollte, so möchte man rathen, daß man ganz den Plan und das System der Engländer befolgte, nach welchem sie das Fort St. Georg erbaut haben: d. h. man müßte alle öffentliche Gebäude in eine, nach den Regeln der Kunst angelegte Citadelle einschließen, ohne sich weiter um das Schicksal der Indier zu bekümmern, welche ruhige Zuschauer aller Gefechte wären.

Die Rhede ist sehr gut und sicherer, als irgend eine längs der ganzen Küste; auch macht ein Riff das Anlanden sehr schwierig. Bei der letzten Einnahme Pondicherys, im Jahre 1793, zerstörten die Engländer noch den letzten Rest der Festungswerke. Herr von Chermont vertheidigte damals die Stadt. Als die französische Revolution ausbrach, so erstreckte sie sich auch bis hierher, obgleich diese Colonie 3000 Lieues vom Mittelpunkte der Unruhen entfernt war; man hatte hier ebenfalls seine Versammlungen, seine Freiheitsbäume, seine Clubs und seine Parteien. Ein Theil der Offiziere hielt es mit der alten Verfassung, der andere mit der neuen, was Herrn von Chermont in große Verlegenheit setzte. Die Engländer, welche gern von den innern Zwistigkeiten Nutzen ziehen wollten, erschienen mit einer bedeutenden Macht vor Pondichery. Nach einigen Gefechten sah sich der Gouverneur genöthigt, zu capituliren. Diejenigen Offiziere, welche sich für die damals in Frankreich herrschende Partei entschieden hatten, kehrten dahin zurück, die übrigen blieben Kriegsgefangene, und mehrere, welche die Ankunft der Engländer gewünscht hatten, nahmen bei ihnen Dienste, und haben diese nicht wieder verlassen.

Die Engländer benahmen sich aber eben nicht sehr großmüthig; denn plötzlich kam von Madras ein Fahrzeug mit Truppen und zwang einen Theil der Einwohner, mochten sie wollen oder nicht, sich einzuschiffen. Man nahm durchaus keine Rücksicht auf ihre Verhältnisse; mehrere wurden genöthigt, Frau und Kinder im Stiche zu lassen, die dadurch in die äußerste Noth versetzt wurden; andere, welche auf einem Cartelschiffe fortgeführt wurden, hatten wenigstens das Glück, nach Isle de France zu kommen, weil die Franzosen dieses Fahrzeug caperten.

Alle übrigen europäischen Einwohner, welche ohne Handel, ohne Gehalt und ohne Hülfsquellen waren, sahen sich genöthigt, zu der englischen Regierung ihre Zuflucht zu nehmen, um von ihr als Kriegsgefangene behandelt zu werden, und die Mittel ihrer Subsistenz zu erhalten. Da es in Pondichery im Ganzen nicht theuer ist, mindestens wenn man den Preis der Lebensmittel mit dem vergleicht, in welchem dieselben in den übrigen Theilen Indiens stehen, so reichte das, was sie von der englischen Regierung erhielten, allerdings zu, um ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Trotz der Unglücksfälle, welche diese Stadt betroffen haben, ist sie doch noch immer die angenehmste von allen übrigen Städten auf dieser Küste; dieser Vorzug ist ihr allein übrig geblieben.

Die gesellschaftlichen Zirkel in Pondichery tragen noch ganz das Gepräge des französischen Charakters; man lacht und scherzt über die Unglücks-

fälle, die man erduldete, so wie über den Verlust des Vermögens. Man kommt zu einander und ist froh zusammen, ohne reich zu seyn; das Klima, welches die Bewohner dieses Landes in ein gewißes Wohlbehagen versetzt, trägt auch viel dazu bei, den Reiz geselliger Zusammenkünfte zu erhöhen. Freilich können diese Gesellschaften weder in Rücksicht der geistreichen Unterhaltung, noch des feinen Tons mit den europäischen verglichen werden; aber die Frauen besitzen auch dort die Kunst, den Mangel an Kenntnissen durch eine gewisse Koketterie zu ersetzen, und das macht sie sehr liebenswürdig.

In der Stadt läßt man sich im Palankin herumtragen, zu dem in der Regel zwölf Träger gehören, die unter einander abwechseln. Bei Lustparthien außerhalb der Stadt bedient man sich aber auch sehr leichter, kleiner Wagen, welche mit unsern offenen Cabriolets viele Ähnlichkeit haben. Die Equipage ist aber sehr kostspielig; die Pferde sind theuer und ihre Unterhaltung verursacht ebenfalls große Kosten. Für jedes Pferd werden zwei Wärter gehalten.

Zu Pondichery, so wie in den übrigen Städten dieser Küste, sind alle Religionen ohne Unterschied gestattet.

Sobald die dort befindlichen Missionäre in das Innere des Landes reisen wollen, müssen sie sich nach Art der Braminen kleiden, und sich auch allen Gebräuchen dieser Kaste unterziehen, d. h. sie müssen sich regelmäßig baden und des Ochsenfleisches enthalten; denn die Indier haben vor Allen, die davon essen, einen unüberwindlichen Abscheu. Äußerst selten, ja fast beispiellos ist es, daß ein Hindu der obern Kasten seine Religion ändert, weil er dann von seiner Familie auf immer entfernt und mit den verachteten Parias in eine Klasse gesetzt werden würde, was für sie ein ganz unerträglicher Gedanke ist.

Wenn Pondichery noch einige Jahre in seiner jetzigen Verfassung bleibt, so kann man die gänzliche Zerstörung dieser schönen Stadt prophezeihen. Schon sind mehr als 400 malabarische Häuser während der Regenzeit eingefallen, und die der Weißen sind sehr baufällig: Aber keiner von allen, selbst diejenigen nicht, welche für reich gelten, hat die Mittel in Händen, sein Haus wieder ausbessern zu lassen.

An Frauen ist in Pondichery ein großer Überfluß; die meisten Gesellschaften werden dort nur von ihnen gebildet, und nicht selten kommen auf Eine Mannsperson zwanzig Frauenzimmer.

---

## Lissabon.

Lissabon sollte das „Thor von Europa“ genannt werden. In Lissabon müßte der Bewohner eines anderen Erdtheiles einfahren, um von dem unsrigen eine richtige Vorstellung zu empfangen, und, betroffen von dem erhabenen Eindrucke, würde er dann noch vernehmen, daß ähnliche Blicke ihm an dem östlichen Ende Europa's zu Konstantinopel, am nördlichen zu Petersburg und Stockholm, am südlichen zu Genua, Venedig und Neapel, zu Theil werden können.

Der Ocean scheint an der Westgrenze Europa's das Wasser des Tajo zurückweisen zu wollen. Der Fluß mußte sich daher, ehe er dennoch aufgenommen wurde, ein Becken verschaffen, so breit er nur konnte, und bis ihn die Felsenhügel an beiden Seiten in die Nothwendigkeit setzen, den Kampf mit dem Meere noch einmal zu beginnen. Jetzt nahm nun das Meer endlich den Kämpfenden ehrenvoll auf.

Diese Felshügel des Tajo sind mit Häusern, mit Kirchen, mit Pallästen vom größten Umfange besetzt. Die Abhänge dieser Hügel tragen lachende Gärten, Olivenhaine, Weinpflanzungen und den köstlich duftenden Orangenbaum. Vierzig Tausend Häuser prangen auf dem Rücken und an terrassirten Seiten dieser Hügel, und eine Viertel Million Menschen hat sich in diese Häuser zusammen gedrängt, um hier die Reitze der Umgebung, die Milde der Atmosphäre, den erhabenen Eindruck der Bauwerke, den Prachtblick der untergehenden Sonne zu genießen. Lissabon ist, Alles zusammen genommen, in Europa einzig.

Diesen Vorzug verschafft ihm das Wasserbecken des Tajo. Amphitheatralisch hingegoßen wie Genua und Neapel, nimmt es in seine Mitte die größten Seeschiffe auf, die bei Genua und Neapel nur am Saume liegen bleiben müssen. Das überblickende Auge glaubt die Stadt ihrer Länge nach durch ein ganzes Meer aus einander gedrängt zu sehen.

In dieser Idee sind die beiden Abbildungen, welche der Beschauer hier vor sich hat, entworfen. Er befindet sich bei der ersten am Südufer, bei der zweiten am Nordufer des Flusses, und wirft, in der ersten, den Blick nach Nordost, in der zweiten nach Süden.

### Lissabon von Almada aus gesehen.

Almada liegt Lissabon gegen über, auf der Ostspitze der hohen Felsen, welche sich an dem südlichen Ufer des Tajo bis an das Meer erstrecken. Von diesem hohen Standpunkte aus hat man eine Welt von Schönheiten vor sich.

Der Tajo, von der Rechten her kommend, zertheilt die Stadt in ihre beiden ungleichen Hälften, und wälzt sich gegen die Linke hin, in das Meer.

Gegen Norden sieht man Lissabon nach seiner ganzen Ausdehnung, wie es die Hügel auf beiden Seiten bedeckt, und eine prachtvolle Einfassung des Tajo bildet. Gegen Westen setzt der prächtige Fluß seinen majestätischen Lauf fort, um sich zwischen den beiden Citadellen Bugio und St. Julian in den Ocean zu ergießen. Gegen Osten erweitert sich das Ufer zu einem großen See, der ein weit von einander getrenntes Ufer zur Einfassung hat. Gegen Süden senken sich die Höhen von Almada allmählig zur Ebene herab, und laufen aus in ein Thal voll Rebengärten, hinter denen sich abermals eine Reihe von Hügeln erhebt, die bis zu mehreren Ortschaften hin, mit üppiger Waldung bedeckt sind. Begrenzt ist der Horizont von den Bergen der Serra Arabida, zu welchen der hervortretende Felsen des Schloßes von Palmela, gegen Osten, gehört, so wie das Maurische Schloß von Cezimbra, weit hin gegen Westen. — Es ist angenommen, daß der Beschauer seine Blicke nach Nordosten hin richte.

Die Scene zur Linken ist ein Theil der Stadt. Das Kloster von Penha de França liegt auf dem



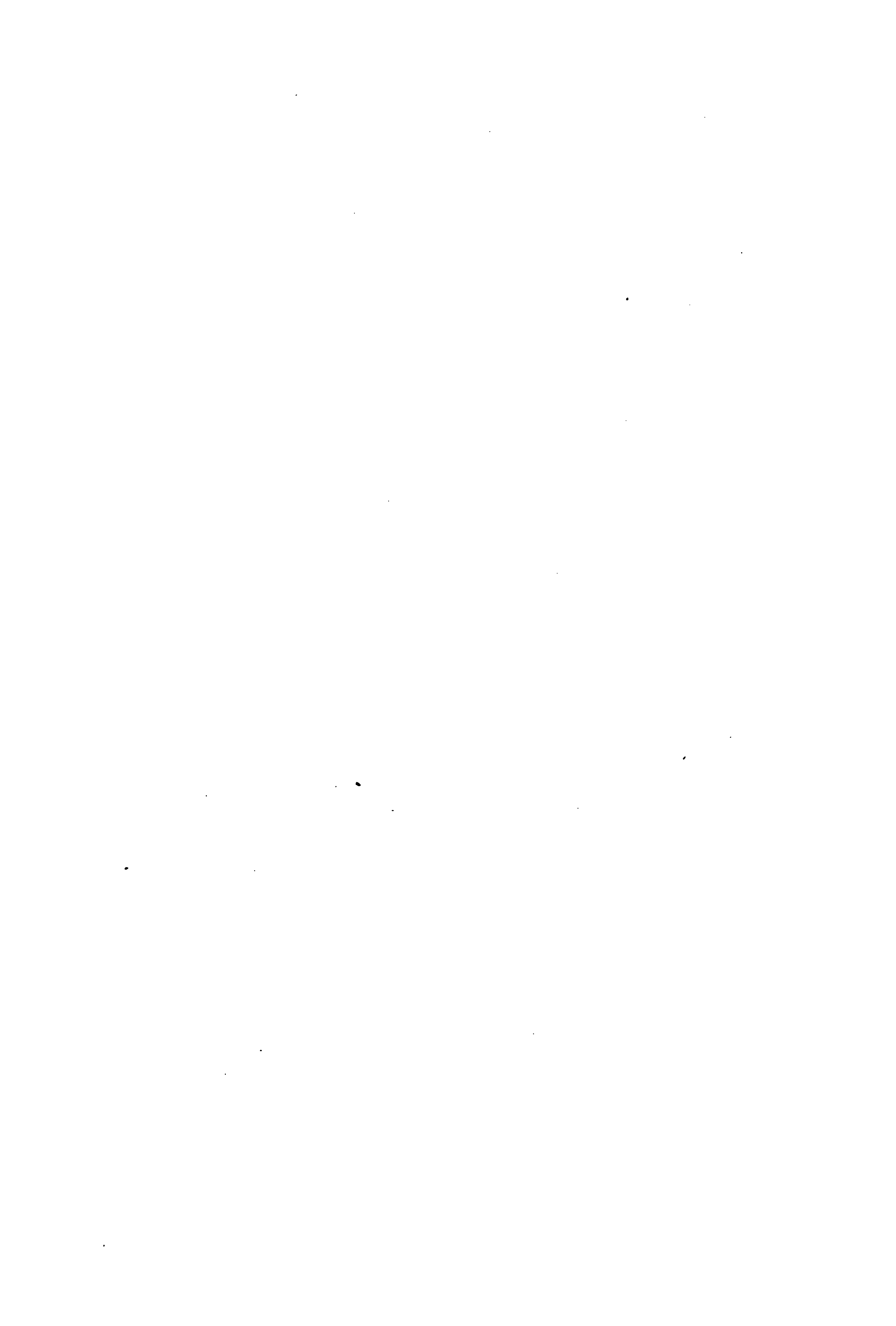
**Lissabon**

*von dem Hügel der Kapelle da Nossa Senhora da Monte.*



**Lissabon.**

*von Almada aus gesehen.*



höchsten Hügel dieser Seite. Etwas rechts hin, auf dem zweiten Hügel der Reihe steht die Capelle de Nossa Senhora de Monte. Noch weiter rechts hin sieht man das Schloß St. Georg an einem Hügel hin liegen, und den Rücken des vierten und äußersten Hügels bekränzen die Thürme der Kirche zu S. Vincente in welcher die Monarchen von Portugal beigesetzt werden. In derselben Linie, aber näher zu dem Beschauer, sieht man die alten düsteren Thürme der Cathedralkirche; und vor derselben, unmittelbar an dem Ufer die Gebäude, welche die Praça do Commercio umgeben; ein Platz, an welchem sich auch die Afsondega oder das Zollgebäude, das See-Arsenal, und die Caas de Sodra, die Börse, befindet; ein Platz, der an Größe des Eindrucks seines Gleichen nicht hat. Hunderte von Schiffen bedecken den Tajo. Das Ganze, zusammen mit der stufenartig herablaufenden Höhe von Almada, stellet ein Bild voll Größe und Reitze dar.

### Lissabon von dem Hügel der Capelle de Nossa Senhora de Monte aus gesehen.

Der Beschauer steht hier am Nord-Ufer des Tajo, und also auf der entgegengesetzten Seite, wie auf dem vorigen Blatte. Dort liegt die Capelle Unserer lieben Frauen vom Berge ihm gegen über, und begrenzt seinen Blick; hier befindet er sich bei dieser Capelle selbst, und hat die am Süd-Ufer des Flusses liegende größere Hälfte von Lissabon vor sich. Hier fließt ihm der Tajo von der Linken daher, und stürzt sich zu seiner Rechten in den Ocean.

Dieser Hügel bietet, und zwar unweit der genannten Capelle eine der erhabensten Ansichten von Lissabon dar. Man übersieht, das Auge gegen Süden gerichtet, mit einem einzigen Blicke den bedeutendsten Theil dieser Stadt. Der Schloßberg, mit Gebäuden von allen Arten bedeckt, und von alten Mauern aus der Sarazenen Zeit eingefaßt, erhebt sich majestätisch zur Linken des Beschauers, und verdeckt ihm die Seite, von welcher der Tajo daher kömmt. Der Abhang des Berges ist mit Olivenbäumen bepflanzt, welche die malerische Scene vollenden, und dem Auge bei dieser großen Masse von an einander gedrängten Häusern, eine wohlthuende Ruhe gewähren.

Eine andere Hügelreihe erhebt sich dem Beschauer zur Rechten. Sie ist nicht so hoch als der Schloßberg, aber ebenfalls mit Gebäuden übersäet. Unter diesen ragen Kirchen, Klöster, Hospitäler hervor.

Das Thal im Mittelpunkte der Perspective ist ausgefüllt mit einem fast undurchdringlichen Labyrinthe von Häusern; es ist aber dennoch gegenwärtig der regelmäßigste Theil der Stadt. Denn eben auf dieser Stelle litt das unglückliche Lissabon bei dem Erdbeben des Jahres 1755 am meisten, und wurde seitdem nach einem ordentlichen Plan, so daß die Gassen in rechten Winkeln sich schneiden, wieder aufgebauet. Es befinden sich hier auch die größten und die Hauptplätze der Stadt.

Der größte von diesen ist der Kaufplatz, (Praça do Commercio) der mit seiner Nordseite sich bis zu dem Becken des Tajo hinzieht. — Hier stand auch das königliche Schloß, welches bei der großen Zerstörung in einem einzigen Augenblick aus einander gerissen wurde und zusammen stürzte. — In der Mitte des Kaufplatzes steht das Reiterbild Josephs I.

Der andere große Platz liegt etwas weiter gegen Norden hin, und befindet sich beinahe mitten im Thale. Er heißt gegenwärtig der Rocio, wurde aber ehedem der Platz der Inquisition genannt, weil dieser Gerichtshof seine Sitzungen in einem großen Pallaste an der nördlichen Seite des Platzes hielt.

Der Schloßberg verbirgt auf dem Blatte den Theil der alten Stadt, welcher, merkwürdig genug, durch das Erdbeben am wenigsten litt, ob er gleich mit dem so eben beschriebenen Theile der Stadt vollkommen zusammen hängt. Dieser wurde in wenig Minuten in einen Trümmerhaufen verwandelt, der Tausende von Menschen unter dem Schutte vergrub.

Auf der gegenüber liegenden, südlichen Seite des Tajo sieht man die Hügel von Almada. Sie schließen den Horizont, und erstrecken sich, dem Beschauer rechts hin, bis an das Ufer des Meeres.

Zwar nicht auf dem Bilde zu sehen, gar sehr aber zu den Merkwürdigkeiten Lissabons zu rechnen, ist die Wasserleitung, welche im J. 1743, unter der Regierung Johanns V. erbaut wurde. Sie ist über eine deutsche Meile lang, besteht aus 35 Bogen, deren höchster 230 Fuß hoch ist, jeder Pfeiler 23 bis 28 Fuß dick, und führt der Stadt Wasser über das Thal von Alcantara hinweg zu. Sie ist ganz von Marmor, und so gut gebauet, daß selbst bei dem Erdbeben die Bogen sich zwar etwas senkten, der Zusammenhang des Ganzen aber durchaus nicht unterbrochen wurde.

---

## Skizzen aus England.

Von Adrian.

### 4. Tom und Jerry.

Tom und Jerry sind in London so bekannte und stehende Charaktere wie Punch und Judith. Wenn man zwei Dandies (Stutzer), die à la Française gekleidet sind und die Leichtigkeit der Pariser Elegants mit Englischer Plumpheit nachahmen, bezeichnen will, heißt es: „Sieh da, Tom und Jerry!" — Wenn zwei junge Collegians von Oxford oder Cambridge kommen, und sich das Ansehen geben, als wären sie in London zu Hause, während ihnen alles neu ist und sie nicht wissen, wohin sie die geblendeten Augen wenden sollen, heißt es: „Sieh da, Tom und Jerry!" — Wenn der Pöbel zwei anständig gekleidete junge Leute sieht, die er schon deßhalb zu verspotten Grund findet, weil sie keine Löcher in dem Ellenbogen haben, heißt es: „Sieh da, Tom und Jerry!" Tom und Jerry sind aber in der That oft gar lächerliche Gesellen: ihre Windbeutelei und ihre krasse Ungeschlachtheit, ihre Bärennatur in der modischen Schlangenhaut sind nicht unergötzlich. Das Hauptthema ihrer Unterhaltung sind Frauen, Pferde und Spiel; Jagd- und Reise-Abentheuer gehen zuweilen demüthig neben jenen Modegottheiten her und füllen eine müßige Minute aus. Nichts ist aber possierlicher als Tom und Jerry von ihren Reisen sprechen zu hören. Alle Welt weiß, daß die Mode in England unbedingt fordert, daß man das feste Land besucht und die Hauptstädte Europa's gesehen habe; auch findet man kaum einen gebildeten oder

vornehmen Engländer der nicht wenigstens Frankreich auf kurze Zeit besucht hätte. Die guten Söhne Albions sind auch im Geruche, des Sparens wegen auf Reisen zu gehen; doch sagt man ihnen dieß nur aus Unkunde nach; der Engländer wird im Auslande so mißhandelt und geprellt, daß er zu Haus besser und wohlfeiler lebt. Es gibt Ausnahmen, aber diese stützen bekanntlich die Regel. Also Tom und Jerry müssen den Continent gesehen haben; je weiter sie gekommen sind, desto voller können sie den Mund nehmen; je schneller sie von Calais nach Konstantinopel und zurück kamen, desto mehr beweisen sie sich als Fashionables, denen an nichts in der Welt liegt, sofern sie nur der Mode genug gethan haben.

Der freundliche Leser trete nun mit mir in einen Mode-Club. Die zwei Dandies dort, Arm in Arm einher pustend, in der Breterabtheilung neben der meinigen geräuschvoll Platz nehmend, französische Flüche schmählich verstümmelnd, stellen Tom und Jerry täuschend vor. Hören wir ihr Gespräch.

Tom. Nun hört, wie ich es gemacht habe. Hamburg, Berlin, Wien, Konstantinopel, Palermo, Rom, Paris — alles in drei Monaten, das hat noch niemand gethan, wie?

Jerry. Verdammt schnell, bei Jingo! Aber ich hatte einst einen Burschen, der vierzehn Tage lang seine hundert Meilen täglich ritt. Ich selbst bin von Wien nach Calais in kürzerer Zeit gereißt, als der Kurier unseres Gesandten. Ich glaube nicht, daß ein Engländer je etwas Ähnliches gethan hat.

Tom. Pah, da möchte ich doch ein wenig Einsprache thun. Hört nur, wie ich es gemacht habe. Von Rom nach Neapel in neunzehn Stunden — eine Thatsache, auf meine Ehre! Was sagt Ihr dazu?

Jerry. Verdammt schnell, bei Jupiter! Aber ich habe denselben Weg in achtzehn Stunden zurückgelegt. Niemand that das in so kurzer Zeit.

Tom. Möglich, daß die Uhren sich verrückten; man kann nicht schneller reisen als ich reiste. In sechs Tagen von Neapel nach Paris — wie?

Jerry. Theilweise zur See?

Tom. Pah, ganz zu Land, mein lieber Freund. Das heiß ich reisen.

Jerry. Ich will Euch sagen, wie ich es den letzten Sommer hielt. Ich hatte verdammt wenig Zeit. Alle Hände voll zu thun zu Stonyhall. Ihr werdet sehen, was man in kurzer Zeit thun kann. Zu Calais vier vor den Wagen — rasch fort, ohne Aufenthalt, ohne mich umzusehen — keine Minute verloren; so ging's dahin, bis ich mein Ziel erreicht hatte — das war Sicilien. Ich brauchte neun und einen halben Tag.

Tom. Nicht möglich! Ihr habt mich zum besten! Wie lange bliebt Ihr in Rom?

Jerry. Genau zehn Minuten — so lange brauchte es, um eine kleine Reparatur an meinem Wagen zu machen. Wer nicht ausstieg, war ich. Auf dem Rückweg sah ich mir aber all die Merkwürdigkeiten an und verwendete darauf eine Zeit von — ja, das habe ich vergessen, es ist aber in meinem Tagebuch genau angemerkt, so wie alles Denkwürdige, das ich unterwegs gesehen habe.

Tom. Viel bei Nacht gereißt?

Jerry. Sehr viel. Es geht nichts über eine Dormeuse und eine Reiselampe — die angenehmste und beste Methode, fortzukommen.

Tom. So könnt Ihr auch sagen, daß Ihr allmählig durch so schöne Gegenden geschlafen habt, wie irgend ein Mann auf Erden.

Jerry. Oho, ich sah die Gegenden alle, d. h. die welche sehenswerth waren. Mein Kammerdiener kannte alles Merkwürdige auf der Straße und ließ halten, wenn er es der Mühe werth fand. Ich werde ewig daran denken. Eine höllische Erkältung habe ich mir einst Nachts in der Schweiz zugezogen, indem ich ausstieg, um einen Wasserfall bei dem Licht meiner Lampe zu beschauen. Ich möchte nie wieder einen Wasserfall sehen. Aber da kömmt unser Essen und ich habe grimmigen Appetit, bei Jupiter. —

---

## Miscellen.

* Eine Nacht in der Steppe. Auf meinen zahlreichen Reisen und Wanderungen durch die Einöden der nördlichen Gegenden Amerika's (berichtet einer von den neuesten Reisenden), ist mir nie die mindeste Gefahr begegnet, außer in dem folgenden Falle: Bei meiner Rückkehr vom obern Missisippi hatte ich eine jener unabsehbaren Steppen zu durchwandern, die man in diesem Theile der Vereinigten Staaten vorzugsweise findet, und die dieser Gegend einen so neuen und malerischen Anblick geben; das Wetter war herrlich und die Grasflächen mit den reichsten Gaben der Natur geschmückt, wie nur in den schönen Tagen des Frühlings. Meine Jagdtasche und meine Jagdflinte waren mein ganzes Gepäck, und meine einzige Begleitung — mein Hund. Wiewohl meine Mokalsins (indianische Halbstiefel oder Schuhe von Wildleder) in dem besten Stande waren, so kam ich doch nur langsam vom Flecke; denn ich blieb oft und lang stehen, um die frische Farbenpracht der Blumen, die mir überall auf meinem Wege entgegen leuchtete, und die zierlichen Hirschkälber, die fröhlich ihre Mütter umsprangen, zu betrachten. Die Sonne war indessen am Horizonte verschwunden, und noch war ich auf keine Hütte, keine Hürde, kurz auf Nichts gestoßen, das von der Gegenwart des Menschen in diesen Graswüsten gezeugt hätte. Der Fußpfad, welchen ich eingeschlagen hatte, war noch von keinem Fuße, als dem des Wildes betreten worden; die Schatten der Nacht legten sich immer weiter über die Prairie und mit Sehnsucht wünschte ich irgend ein Gehölz oder Dickicht herbei, um dort mein Nachtlager aufzuschlagen. Ich schritt indeß immer rüstig weiter und hoffte, da bald ein anhaltendes Wolfsgeheul mir in die Ohren tönte, in Kurzem einen Wald zu erreichen.

Einige Augenblicke darauf gewahrte ich in der Entfernung ein großes Feuer, und dachte anfangs, es seyen wohl einige umherstreifende Indianer, die sich hier gelagert hätten. Als ich jedoch näher kam, sah ich, daß das Feuer in einer kleinen Hütte brannte und entdeckte bald ein Weib von ansehnlichem Wuchse, das, wie mit der Besorgung von allerlei Haushaltungsangelegenheiten beschäftigt, ab- und zuging. Ich lenkte meine Schritte nach dieser Hütte und fragte unter der Thürschwelle die Frau, ob sie mir wohl für heute Nacht gastfreundliche Herberge geben wolle. Sie murmelte etwas mir Unverständliches zwischen den Zähnen und hieß mich dann eintreten. In der Hütte konnte ich nun die abschreckende Häßlichkeit meiner Wirthin, ihren zerlumpten Anzug und ihr abstoßendes

Äußeres näher betrachten. Ich nahm indessen einen Schemel und setzte mich ruhig an das Feuer. Das erste, was sich hier meinen Blicken darbot, war ein junger, kräftiger Indianer, der ebenfalls am Feuer saß, und den Kopf zwischen den Händen, und die Ellenbogen auf die Knie gestemmt hatte. Ein Bogen von ungewöhnlicher Größe stand neben ihm an die hölzerne Hüttenwand gelehnt, und zu seinen Füßen lagen eine große Menge Pfeile und einige Dachshäute. Der Indianer blieb völlig regungslos; ja es war fast, als hielte er den Athem an. An die Art dieser Völkerschaften gewöhnt, und wohl wissend, daß sie den ihnen in Weg kommenden Fremden stets unbeachtet lassen, redete ich ihn französisch an, eine Sprache, welche die Bewohner der umliegenden Gegenden zu reden pflegen. Der Rothhäutige hob seinen Kopf in die Höhe, deutete mit seinem Finger auf eines seiner Augen, das voll Blut war, und warf mir mit dem andern einen bedeutenden Blick zu. Auch sein Gesicht war mit Blut bedeckt, und aus seinen Gebärden entnahm ich, daß er sich mit seinem Bogen bedeutend verwundet hatte.

Von Ermüdung und Hunger erschöpft fragte ich die alte Frau, ob ich bald etwas zum Abendessen bekommen würde. Ich sah nichts in der Hütte, das einem Bette ähnlich gewesen wäre; nur waren eine große Menge Bären- und Büffelhäute in einer Ecke aufgethürmt. In demselben Augenblick zog ich meine Uhr, die ich unter meiner Weste trug, heraus, und sagte meiner Wirthin, es sey spät und ich der Speise und Ruhe bedürftig. Kaum hatte sie die Uhr erblickt, so war es, als ob ihre Lebensgeister blitzschnell elektrisirt worden wären. Mit der sanftesten Stimme, die ihr möglich war, sagte sie mir, sie habe einen Vorrath von Wildpret und gesalzenem Büffelfleisch, und wenn ich mir die Mühe geben wollte, die Asche wegzukehren, so würde ich einen Maiskuchen darunter finden. Meine Uhr hatte indessen auf die Einbildungskraft der Frau einen solchen Eindruck gemacht, daß sie der Befriedigung ihrer brennenden Neugier nicht zu widerstehen vermogte; sie verlangte meine Uhr in der Nähe zu besehen. Ich nahm die goldene Kette, an der sie hing, vom Halse und gab sie ihr in die Hand. Die Glückseligkeit des Weibes läßt sich schwer beschreiben; ihre Blicke hingen wie verwirrt an der Uhr, sie drückte sie, aus Angst sie fallen zu lassen, fest in ihre Hände: dann nachdem sie sie lange betrachtet, sich über ihre Schönheit vor Entzücken nicht zu fassen gewußt, und mich nach ihrem Werthe gefragt hatte, legte sie sie um ihren schwarzen Hals und sagte, wie glücklich sie seyn würde, wenn sie eine solche Kostbarkeit besäße. Ich beachtete ihre Ausrufungen und ihr Geschwätz nicht weiter und setzte mich, als ich endlich etwas zu essen erhielt, an mein Mahl, wobei ich auch meinen treuen Reisegefährten, meinen Hund, nicht vergaß.

Während dessen war der Indianer von seinem Platze aufgestanden, und ging, als ob er sich vor Schmerzen nicht zu fassen wüßte, mehrere Male an mir vorbei, wobei er mich einmal so heftig zwickte, daß ich vor Schmerzen beinahe laut aufgeschrieen hätte. Ich sah ihn an; unsere Augen begegneten sich; allein sein Gesicht gab einen solchen Grad von Entsetzen kund, daß es mich am ganzen Körper kalt überlief. Der Indianer ging auf seinen Platz zurück, zog ein großes Jagdmesser aus der Scheide, und steckte es nach einem Zeichen des Mißvergnügens, wieder in dieselbe; dann ergriff er seinen Tomahawk, legte ihn über seine Knie und warf mir fortwährend bedeutende Blicke zu, so oft ihn unsere Wirthin nicht bemerken konnte, und uns den Rücken drehte. Bis jetzt hatte ich nicht im Entferntesten die Gefahr, die mir in dieser Hütte drohte, geargwohnt. Ich beantwortete die Zeichensprache des Indianers, und überzeugte mich, daß, wer auch die Feinde seyn möchten, mit denen ich vielleicht noch zu thun bekam, er wenigstens nicht darunter gehören würde. Ich verlangte inzwischen die Uhr von meiner Wirthin zurück, und ging, meine Jagdflinte zu mir nehmend, unter dem Vorgeben, als wollte ich nachsehen, ob das Wetter morgen gut zu werden verspreche, aus der Hütte. Nun that ich eine Kugel in jeden Lauf, untersuchte die beiden Feuersteine sorgfältig, schüttete frisches Zündpulver auf und kehrte dann, nachdem ich mich versichert hatte, daß Alles in gutem Stande sey, in die Hütte zurück, streckte mich auf dem Boden auf einige Bärenhäute hin, rollte andere zu einer Art Kopfkissen zusammen, legte mich, meinen getreuen Hund neben mir, mein Gewehr zwischen den Händen, zum Schlafen zurecht, und that, nach einigen Minuten, als sey ich tief eingeschlafen.

Bald ließen sich einige Stimmen von außen hören, und herein traten nun zwei athletisch gebaute junge Männer, die einen Damhirsch an einer Stange auf ihren Schultern trugen. Sie waren die Söhne meiner Wirthin. Sie warfen die Last sogleich ab, und verlangten Whisky, an dem sie sich in langen Zügen labten. Wie sie mich in der Ecke, in der ich mich zu schlafen niedergelegt hatte, gewahr wurden, fragten sie ihre Mutter, wer ich sey, und was denn der arme Teufel von Rothhaut auch in der Hütte zu schaffen habe. Das letztere fragten sie in englischer Sprache, da sie wohl wußten, daß diese dem Indianer gänzlich unbekannt war. Die Alte bedeutete ihre Söhne, leiser zu reden, ließ ein Wort von meiner Uhr fallen, führte sie dann in die von mir entfernteste Ecke, und sprach mit ihnen lange und leise. Der Gegenstand ihres Gesprächs war leicht zu errathen. Ich gab meinem Hunde einen kleinen Stoß, um ihn wachsam zu erhalten; er wedelte auch sogleich mit dem Schwanze, und mit einem unbeschreiblichen Vergnügen sah ich, wie sich seine Augen abwechselnd auf seinen Herrn und auf die Elenden richteten, die sich noch immerfort heimlich im Hintergrunde der Hütte unterredeten. Mein Hund begriff die mir drohende Gefahr; auch der Indianer warf mir einen letzten Blick des Einverständnisses zu. Die beiden Indianer hatten sich indeß dermaßen mit Whisky überladen, daß ich sie als völlig kampfunfähig betrachtete, auch sprach die würdige Mutter so fleißig der Flasche zu, daß ich auch diese außer Stand glaubte, mir ein Leid zuzufügen; allein man denke sich mein Erstaunen, als ich die höllische Hexe, ein ungeheuer großes Messer ergreifen, mit entschlossenem Schritte an ein Schleifrad gehen, Wasser darauf schütten und die Klinge schleifen sah. Ein kalter Schweiß lief mir über alle Glieder, trotz meines festen Entschlusses, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Das abscheuliche Weib warf von Zeit zu Zeit die Augen auf die

Schneide der Klinge, und als sie sie scharf genug finden mochte, kehrte sie wieder zu ihren Söhnen, die der Whisky nicht mehr gerade stehen ließ, zurück und sagte zu ihnen: „frisch zu an's Werk, Kinder! ich werde ihn bald abgefertigt haben; Ihr," fuhr sie fort und deutete nach der Rothhaut, „Ihr macht Euch an den, und dann wollen wir hinter die Uhr."

Ich kehrte mich sachte um, spannte so leise als möglich die Hähne meines zweiläufigen Gewehrs, liebkosete meinen getreuen Begleiter, und legte mich so zurecht, daß ich im Nu aufspringen, und auf den Ersten, der mein Leben bedrohen würde, Feuer geben könnte. Der kritische Augenblick nahte, und diese Nacht hätte vielleicht mein letztes Stündlein schlagen hören, ohne die mir unerwartet zugekommene Hülfe. Alles war inzwischen bereit; langsamen Schrittes ging die scheußliche Megäre, das gewaltige Messer in der Hand, auf mich zu, ohne Zweifel mit dem Gedanken beschäftigt, auf welche Art sie mir wohl am Geschicktesten das Leben nehmen könnte, während ihre beiden würdigen Söhne den Indianer abschlachteten. Mehrere Male fühlte ich mich versucht, aufzuspringen, und das ruchlose Weib mit einem Büchsenschusse niederzustrecken — allein die Strafe sollte ihr nicht werden; denn plötzlich ging die Thüre auf und zwei Reisende, jeder eine lange Büchse auf der Schulter, traten in die Hütte. Im Nu eilte ich ihnen entgegen, sagte ihnen mit beflügelter Zunge, wie gelegen sie kämen, und erzählte ihnen in kurzen Worten die Gefahr, in der ich schwebte. Was nun folgte, kann man sich leicht denken. Die beiden Rothhäute, die — so zu sagen — toll und voll betrunken waren, wurden mit tüchtigen Stricken festgebunden, und ihre Mutter theilte, trotz ihres tobenden Geschreies und ihres hartnäckigen Widerstandes, das Schicksal ihrer Kinder. Der arme Indianer sprang und hüpfte vor Freude über diesen unerwarteten Ausgang; er gab uns zu verstehen, daß er, da ihn seine Schmerzen ohnehin nicht schlafen ließen, den Rest der Nacht für uns wachen wolle; man kann sich indeß leicht vorstellen, daß die beiden Reisenden und ich nicht eben daran dachten, uns dem Schlafe zu überlassen; wir brachten die Nacht mit wechselseitigen Erzählungen von unsern Wanderungen hin, und ich erfuhr, daß auch die beiden Reisenden einmal eine gleiche Gefahr, wie ich, zu bestehen gehabt hatten. Endlich brach der Tag hell und rein an, und mit ihm die Stunde der Strafe für die Schuldigen.

Man band ihnen die Füße los; desto fester wurden aber ihre Arme geknebelt, dann steckten wir ihre Hütte in Brand, gaben die Wildhäute und was sie an Mundvorrath enthielt, dem ehrlichen Indianer, führten sie dann in das tiefste Dickicht des nahen Waldes und vollzogen an ihnen die allerstrengste Geißelung.

* **Amerikanische Hirsch-Jagd.** Wir zogen bei vollkommen heiterem Himmel aus, und durchstreiften jene ungeheuern Wälder, deren sterbendes Laub das Nahen des Winters verkündet, und die ganze Natur wie mit einem glänzenden buntfarbigen Mantel bedeckte. In einem großen und bequemen Gebäude, obgleich aus Holz erbaut und durch sein äußeres Ansehen ganz dem, was wir eine Hütte nennen, entsprechend, fanden wir einen heiteren, gastfreundlichen alten Herrn mit Hörnern, Flinten und Hunden. Ein Dutzend der Letzteren war schon auf dem Wege vor dem Hause versammelt, völlig gerüstet, in den Geist der Jagd einzugehen. Niemand begriff klarer, was vorgehen sollte, als jene klaffenden ungeduldigen Thiere. Es waren schöne Doggen, mit schönen Namen, und in ihrer Freude und Ausgelassenheit zogen sie sich häufig die Verweise des alten Herrn zu. Kein Thier drückt seine Empfindungen so deutlich aus, wie ein Hund. — Eine Jagd-Partie muß wenigstens aus sechs oder sieben Personen bestehen. Ein oder zwei sogenannte Treiber mit Hörnern, Pferden und Hunden begeben sich nach den Stellen, die der Hirsch gewöhnlich zu besuchen pflegt, und die Hunde kommen ihm bald auf die Spur. Es gibt gewisse bekannte Stellen im Walde, durch die das scheue Thier immer zu entschlüpfen sucht, wenn es aufgeschreckt wird. An jeder dieser Stellen wird einer aus der Gesellschaft aufgestellt, und ich befand mich an jenem schönen Morgen an einer solchen Öffnung, allein, inmitten dieser stillen und pfadlosen Wälder, wie ein Mörder mit einer geladenen Flinte lauernd, bis das hülflose fliehende Geschöpf in seinen Tod eilen würde. Die Ruhe um mich her war entzückend. Ich hörte nichts, nicht einmal den Gesang eines Vogels, nicht das Murmeln einer Welle; denn der Fluß an meiner Seite, anstatt zu schäumen und über seinen Rand zu sprudeln, ergoß sich in ungestörter Klarheit dahin. Zuweilen trieb ein spielender Fisch Blasen herauf oder zeugte sich auf der Oberfläche, die silbernen Schuppen von der Sonne beglänzt; und zuweilen lößte sich ein Blatt von den Zweigen, fiel und schwamm langsam und leise hinab. Ich überließ mich eben dem Gedanken, wie viel Millionen meiner Mitgeschöpfe eben so hinsterben und mit eben so wenig Unterbrechung der Beschäftigung und der Freude und Schönheit der Natur in's Grab sinken, — als ich erst in der Entfernung, dann näher und näher das Toben und Bellen der Hunde hörte, bis endlich der ganze lärmende Chor den stillen Wald erfüllte und die ausdrucksvolle Ruhe durch die Mißtöne des Aufruhrs und Todes seltsam unterbrach. Man kann sich, wenn man nicht selbst einen ähnlichen Augenblick erlebt hat, von der fast schmerzlichen Erwartung und Besorgniß keinen Begriff machen, mit der ich dem Erscheinen des Opfers durch die Zweige entgegensah. Ich hörte ein Rasseln in dem dürren Laub, und mit verzweiflungsvoller Eile, die ganze blutige Meute dicht hinter sich, brach ein großes Reh durch das Gebüsch und kam dicht an der Stelle vorbei, wo ich stand. Schnell wie der Wind sprang es bei Seite, als ich ein leises Geräusch machte; dann stand es plötzlich still, und die unselige Kugel saß im Blatte, und wieder eine und noch eine streckte es zu Boden. Es war ein allerliebstes Geschöpf. Nichts glich der Anmuth und Schönheit seiner Formen und Glieder. Ich bekenne, so unmännlich es auch seyn mag, daß sich meiner ein augenblicklicher Schauder bemächtigte, als die langen Doggen mit ihren langen Schnautzen über diese großen, dunkeln, schönen Augen herfielen, und als einer der Jäger dem Thiere mit einem langen glänzenden Messer den Leib aufschnitt.

---

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.
Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

allgemeine Weltkunde.

6.] Isola Bella. — Coliseum in Regentspark zu London. — Cornwall-Terrasse daselbst. [1834.


## Streifereien in Chile.

(Beschluß).

Das Hinabsteigen ist nicht minder, ja wohl noch mehr gefährlich, und da sich die Kette der Anden in zwei parallel laufende Arme zertheilt, hat man nur die Aussicht, das bedenkliche Wagstück noch einmal unternehmen zu müssen. Von großen Lavinen, wie sie in den Hochgebirgen der Schweiz drohen, hat man doch nicht viel zu fürchten; der Schnee fällt fast niemals so stark, daß er die Berge über und über bedeckte, Klüfte und Thäler füllte und durch das Herabrollen von den höchsten Felsenspitzen den Reisenden gefährdete. Dagegen lösen sich oft Felsenstücke selbst los, und erfüllen mit ihrem Krachen das bange Herz mit Zagen. Die Kunst des Mahlers fände hier reichen Stoff. Man denke sich nur so einen langen Zug von Saumthieren; an ihrer Spitze die Madrina oder Anführerin, mit einer helltönenden Glocke am Halse. Man wählt dazu ein längst mit diesen Pfaden vertrautes Maulthier, dessen Spur alle andern sorglich nachfolgen. Darauf sitzen nun die Reisenden, dicht in ihre Mäntel eingehüllt, auf welchen der Schnee zu einer Eiskruste gefroren. Von Zeit zu Zeit, wo der Pfad breit genug ist, springt der eine oder der andere Maulthiertreiber herab und eilt voraus, die Richtung oder Sicherheit des Weges zu erforschen, oder auch das Zusammentreffen mit einer entgegenkommenden Karavane zu verhüten, denn an den meisten Punkten ist an ein Umkehren und Ausweichen nicht zu denken, und die eine oder die andere Parthie müßte geradezu verloren seyn. Das schrecklichste von allen Ereignissen auf dieser Reise muß also um jeden Preis vermieden werden, und jede dergleichen Berg-Karavane darauf bedacht seyn, die wenigen Punkte, wo ein Ausweichen möglich ist, zeitig genug in Obacht zu nehmen.

Endlich ist alle Gefahr vorüber; die warme Luft des Thales, mit tausend gewürzigen Pflanzenhauchen geschwängert, verkündet dem erstarrten Reisenden das Ziel seiner Leiden. St. Jago liegt wie ein blühender Garten unten zu seinen Füßen. Der Oliven- und Feigenbaum beschatten dunkel alle Häuser; heller und lichter treten aus dem düsteren Laube die Mimosen hervor. Und unter ihnen erheben sich die Thürme der Kirchen oder die Giebel der Häuser.

Das Innere entspricht dem Bilde, welches die Stadt dem herabsteigenden Reisenden bietet. Ein Fluß, der Mappocho, durchschneidet sie in zwei Theile, die durch eine kleine Brücke verbunden sind. Wie alle von den Cordilleren entspringende Gewässer, läuft er manchmal gewaltig an, ein andermal fehlt es ihm an Wasser.

Die Straßen sind regelmäßig angelegt. Bei jedem Hause pflegt ein großer Garten zu seyn, was der ganzen Stadt selbst das Ansehen eines solchen gibt. Die Fenster nach den Straßen hinaus sind sparsam und meist stark vergittert. Eben so verwahrt ist die nach dem Garten führende Thüre. Innere Unruhen, welche hier, wie in ganz Südamerika so oft das Eigenthum und Leben gefährden, machten solche Einrichtung nur zu oft nothwendig.

Chile ist eines der kleinern Länder des unermeßlichen Continents von Südamerika. Von der Wüste Atacama in Norden begränzt, reicht es im Süden bis zum Biobioflusse und erstreckt sich folglich vom 26 bis 37 Grad südlicher Breite. Von den Cordilleren in Osten, vom stillen Ocean in Westen umfaßt, ist seine Breite verschieden, und in Durchschnitt vom 69 bis 71½ Grade westlicher Länge anzunehmen. Südlich vom Biobio wird zwar der große hier befindliche Landstrich ebenfalls zu Chile gerechnet, ohne aber je dazu gehört zu haben, denn hier hausen die Araucaner, das Einzige unter allen amerikanischen Völkern, welche der europäischen Gewalt siegreich widerstanden und ihre Unabhängigkeit behaupteten. Es läßt sich ohne Übertreibung annehmen, daß der Kampf mit ihnen den Spaniern mehr Menschen und Schätze kostete, als der Sieg über alle andern Völker von Mexico bis Buenos-Ayres hinab. Als die Spanier nach Amerika kamen, hatten sich die Yncas von Peru zum Herrn von Chile bis fast zum 35. Grade südlicher Breite gemacht. Sie waren östlich der Cordilleren herab gedrungen, durch einen der oben geschilderten Bergpässe hindurch gegangen, und hatten sich wohl hauptsächlich deßhalb behauptet, weil ihre Herrschaft sanfter war, als das der nach ihnen gekommenen Spanier. Da sich nicht annehmen läßt, daß ein Paar Grade so einen wesentlichen Unterschied machen können, so mögen wohl die etwas südlicher wohnenden Araukanos ebenfalls, bevor die Spanier mit ihnen zusammen trafen, viel zugänglicher und geselliger gewesen seyn, als sie es nachher geworden sind.

Als die Spanier nach Peru kamen, fanden sie ein Volk, das eigentlich viel gebildeter war, als sie, wenn man die Schriftsprache abrechnet, und hier an der Grenze von Chile kamen sie mit einem zusammen, das sich nun und nimmer einer Hand voll Europäer preis gab. Zuletzt war es vor der Revolution dahin gediehen, daß die Araukaner nicht nur völlig unabhängig und frei waren, sondern auch keine Angriffe von den Spaniern mehr zu fürchten hatten. Im Gegentheil war ein friedlicher Verkehr angeknüpft worden. Sie brachten treffliche Pferde und grobe wollene Zeuge, die sie gegen Weizen und Europäische Waaren austauschten. Die Spanier dachten groß genug, ein Volk zu achten, das sie

nicht besiegen konnten und das einzige war, welches ihnen in der neuen Welt kräftigen Widerstand leistete. Ein Heldengedicht: die Araucana des Don Alonzo de Ercilla *), feiert die blutigen Kämpfe, welche Valdivia mit ihnen bestand. Seit der Revolution ist der Verkehr mit ihnen sehr gering, aber doch nicht von Feindseligkeiten unterbrochen gewesen. Genaue Kenntniß von diesem Volke fehlt daher immer noch. Wenn man hört, daß es sehr zahlreich sey, so findet dieß schon in dem tapfern Widerstande Bestätigung, den es fast 300 Jahre lang leisten konnte. Eine Sage läßt unter ihnen Europäische, weiße Menschen leben. Nach einigen sollen es Abkömmlinge von Schiffbrüchigen seyn; nach andern sollen die Araukaner bei ihren Kriegen mit den Spaniern die Männer, welche sie gefangen nahmen, getödtet, die Weiber aber und die Kinder geschont haben. Sicher ist es, daß man in Chile selbst oft Menschen von auffallender Weiße, aber ganz andern Zügen findet, als die Spanier haben. Man nennt sie gemeiniglich Abkömmlinge von weißen Araukanern. Die Sprache der Araukaner ist besser bekannt, als die meisten andern amerikanischen Idiome. Unter andern hat der Jesuit Andr. Febres, in Lima 1765 ein Wörterbuch derselben herausgegeben **). Die Jesuiten hatten nämlich mit ihrer gewöhnlichen Milde und Klugheit zwei Niederlassungen unter diesen Indianern zu gründen gewußt, und so gehaßt die Spanier überhaupt waren, so geachtet und verehrt blieben sie stets, theils wegen ihres musterhaften Lebens, theils wegen ihrer Besonnenheit, und ihrer arzneiwissenschaftlichen Kenntnisse. Die Stadt Valdivia ist noch immer in Besitz der Chilesischen Regierung, aber ohne daß ihr Gebiet sich über einige Meilen ausdehnte.

Im Jahre 1558 entdeckte Garcia de Mendoza den tief unten nach Süden dicht an der Küste befindlichen Archipel der Chiloe-Inseln; Ercilla, der Dichter, dessen Araucana wir vorhin erwähnten, wohnte der Expedition bei; denn damals gingen Leier und Schwert unter den ritterlichen Spaniern öfter Hand in Hand, als jetzt. Man denke nur an Cervantes, der die Schlacht von Lepanto mit kämpfte. Ercilla schwamm nach dem südlichsten Punkte des großen Archipels und schrieb seinen Namen, den Tag der Entdeckung und einige Verse in die grüne Rinde eines Baumes. Er konnte sich rühmen, südlicher in Amerika gekommen zu seyn, als irgend ein Europäer. Wohl 80 Inseln sind hier auf einem kleinen Raume des stillen Oceans zerstreut, aber meist unbewohnt. Chiloe, die Hauptinsel, blieb noch in den Händen der Spanier, als das ganze feste Land von Ferdinand VII. abgefallen war. Endlich aber öfnete sie ebenfalls der Republik Chile ihre Häfen, als vor einigen Jahren eine kleine Flotte abgesendet worden war, sie in Besitz zu nehmen. Ganz große Schiffe finden hier keinen Hafen, der tiefes Wasser genug hätte, sonst würde sie bei ihrer Fruchtbarkeit einen trefflichen Sammelplatz für alle Wallfischfahrer abgeben, die sich im Südmeere alle Jahre aus England und Amerika zusammen finden. Einen großen Theil des Jahres hindurch ist das Klima feucht und regnerisch, ohne deßhalb ungesund zu seyn. Man baut viel Mais und andere Feldfrüchte.

Wer in Chile verweilt, wird auch nicht müde werden, des herrlichen Klimas zu gedenken. Nur mäßig ist die Wärme, denn die Winde welche von den Cordilleren und dem Meere herwehen, kühlen hinreichend die Atmosphäre. Mit dem December beginnt der Sommer und nur selten trübt ein Regenschauer den blauen Himmel. Der Thau vertritt die Stelle des Regens und tränkt die Früchte des Feldes. Schnee fällt in vielen Jahren nicht. Im Winter kommen öfters Stürme aus Nordwesten und in ihrem Gefolge heftige Regengüße, doch sind anhaltende Orkane sehr selten. An Erdbeben ist kein Mangel. Dagegen geht oft Jahr und Tag hin, ohne daß man einen Blitz gewahr würde. In der Nacht funkeln die Sterne in einer Helle und Klarheit, wie sie nur in einer Region vorkommen können, wo die Luft von keinen Dünsten geschwängert ist. Das Auge des Europäers glaubt hier unendlich mehr Sternbilder zu sehen, als ihm je in seiner Heimath erschienen.

Chile ist, als ein zwischen der See und den hohen Cordilleren eingeschlossenes Küstenland, von einer Menge Flüsse durchschnitten, die von den Bergen herabstürzen und überall eine Menge Hohlwege bilden. Viele solche Flüsse sind im Lauf der Zeit versiegt oder haben einen andern Weg genommen; aber ihr trocknes, felsiges Bett blieb zurück. Die, welche den Weg zum Ocean finden, sind aber nirgends schiffbar und kaum daß in ihren Mündungen ein Kauffahrer vor Anker gehen kann. Bis nach Peru hinauf wird der Ackerbau besonders in solchen ausgetrockneten Strombetten oder Thälern getrieben, die nur von einer dünnen, aber äußerst fruchtbaren Erdschicht bedeckt sind.

Das nahe Meer in solcher Ausdehnung gewährt dem Handel unendliche Vortheile. Ohne Mühe lassen sich die Schätze der Cordilleren und die Erzeugnisse des Feldes ans Ufer hinabbringen, wo sie in vielen Häfen auf Versendung harren. Der Passatwind weht ein halbes Jahr lang nach dem Äquator und macht die Schifffahrt wenigstens so lange sicher und regelmäßig. Coquimbos Hafen ist im Norden berühmt und der Stapelplatz des trefflichen dort einheimischen Kupfers. Valparaiso würde mit ihm wetteifern, wird aber öfters von Winden heimgesucht, da es gegen Norden hin offen liegt. Fische werden an der Küste häufig gefangen und künftig vielleicht mit dem Stockfisch von Terre neuve um den Beifall buhlen.

Eilf Stunden von St. Jago gibt es ein heißes Bad: Colina, aus Kalkfelsen kommend, das von den reichen Familien der Hauptstadt der Gesundheit und des Vergnügens wegen besucht wird.

Für den Pflanzenkundigen ist hier eine große Ausbeute. Die warmen Thäler, die heißen Schluchten, die eisigen Cordilleren, die Küsten, lassen alle Geschlechter, die Pflanzen jedes Himmesstrichs finden. Bis jetzt sind diese Schätze noch gar nicht aufgezählt; das Wenige, was die Spanier davon mitgetheilt haben, kommt nicht in Betracht; ein fremder Botaniker kam noch nicht hin.

In der Regel pflegen alle Gegenden, die einen

*) Eine Verdeutschung dieses Heldengedichtes, worüber man bei Bouterwek und in andern die spanische Literaturgeschichte betreffenden Werken die ausführlichsten Angaben findet, ist erst kürzlich erschienen. A. d. R.

**) Man sehe Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde u. s. f. Theil III. Balbis Ethnographischen Atlas u. m. a. linguistische Werke. A. d. R.

großen Metallreichthum enthalten, eine dürftige Pflanzenwelt zu bieten, Chile aber macht davon eine seltene, überraschende Ausnahme. Hier wandern die goldhaltigen Flüsse durch die lachendsten Gefilde. Der Landmann, der Gärtner, und der Bergmann gehen hier gemeinsam ans Werk.

Das meiste Gold, was Chile in Menge gewährt, ist in seinen Flüssen enthalten, und wird durch Waschen gewonnen. Meist findet man es in großen linsenförmigen Körnern, die eine auffallend glänzende Farbe haben. Vermuthlich waren sie erst in einem andern Metalle, vielleicht in schwefelsaurem Eisen, eingehüllt gewesen. Man fand schon ganze Goldlager, in der Dicke von mehreren Zollen, dicht unter der Erde, und der sich verbreitende *Ackerbau* verspricht hier, sonderbar genug, noch reichlichern Ertrag an *Goldkörnern*. Eigentliche Goldminen gibt es in Coquimbo und bei Valparaiso. Silberminen werden hauptsächlich nahe bei den Cordilleren gefunden.

In Coquimbo und Copiapo, wo seit einigen Jahren große Silberminen entdeckt wurden, baute man früher meist auf Kupfer, das der Regierung nur fünf Procent geben darf. Steinkohlen finden sich bei Concepcion und sind vortrefflich. Vielleicht daß sie einst, wie in England, eine der vornehmsten Quellen des Reichthums werden, wenn erst alle südlich gelegenen Städte sich damit versorgen und die Bergwerke sie auf bequemen Wegen beziehen können.

Die wenigen Manufakturen sind, möchte man sagen, mehr unter den Araukanern als unter den Creolen selbst zu suchen, und liefern vornehmlich nur kupferne ganz gewöhnliche Hausgeräthe, so wie einige wollene grobe Waaren, Hüte, und Töpfergeschirr. Die wollenen Waaren haben vor den eingebrachten bessern englischen den Vorzug, daß sie völlig wasserdicht sind.

Nimmt man auf Chile's Flächenraum und geringe Bevölkerung Rücksicht, so ist der Handel lebhaft genug. Früher, bis die Revolution eintrat, war es die Kornkammer von Peru. Eben so gingen Salzfleisch, die genannte carne secca, und Hanf dahin und wurden gegen Zucker, Kaffee, Chokolade umgetauscht. Ob jetzt wieder diese Handelsverbindungen angeknüpft sind, ist uns nicht genau bewußt, aber zu vermuthen ist, daß sie an Umfang eher zugenommen haben. Über die Cordilleren sandte Chile sonst 400,000 Dollars, um Paraguaythee zu kaufen; jetzt wird letzterer aber gewöhnlich in Montevideo eingeschifft und kommt über Valparaiso ins Land. Buenos-Ayres sendet europäische Waaren öfters über die Gebirge hinüber, ohne daß aber eine genaue Nachweisung über den Betrag gegeben werden könnte. Lebhafter Verkehr findet zwischen England und diesem Küstenlande Statt. Noch lebhafter ist beinahe die Verbindung über den stillen Ocean nach Ostindien, aus welchem Musselin, Nankins und Reis bezogen werden. Dieselben Fahrzeuge bringen dann auch chinesische Waaren mit. Kurz, mit starken Schritten geht Chile dem Ziele entgegen, welches ihm die Natur durch seine Lage, sein Klima, seine Fruchtbarkeit gesteckt hat. Handel und Industrie, und folglich auch allgemeine Volkskultur nehmen auf eine so überraschend schnelle Weise zu, daß schon jetzt das Übergewicht jenes Volks über die benachbarten Peruaner entschieden da steht. Fahrzeuge, im Lande gebaut, und unter chilesischer Flagge, sind im vorigen Jahre in Ostindien gewesen, und man denkt bereits daran, thätig an dem höchst bedeutenden Wallfischfange Theil zu nehmen, welchen die Engländer und Nordamerikaner jetzt ausschließlich in jenem Meere betreiben, obgleich sie zur Erreichung desselben weit mehr als 100 Breitegrade zu durchsegeln gezwungen sind.

Es hat sich in den Anden von Chillan eine Bergebene gefunden, auf welcher weit umher die Ruinen einer bedeutenden Stadt eines spurlos untergegangenen Volkes zerstreut liegen. Da die gegenwärtigen Eingebornen von Chile stets Nomaden waren, so schließt man nun sehr richtig, daß in einer uns unbekannten Vorzeit Chile eben so von höher civilisirten Völkern bewohnt gewesen sey, als das tiefe Innere von Nordamerika. Nicht unwichtig ist es endlich, daß man vom Kamm der Anden von Sant-Jago das stille Meer und nach Osten die Pampas erblickt, so daß der alte Streit über das Bestehen mehrer parallelen Ketten in jenen Cordilleren auf Einmal als beendet angesehen werden muß, sofern wenigstens von diesem Punkte die Rede ist.

In den Städten herrscht Luxus genug. Da fehlt es nicht an stattlichem Geräthe; da ist das Bett häufig mit Vorhängen geschützt, die kostbare Spitzen zeigen. Da sieht man nichts als französische und englische Moden und die schönen Gestalten der Frauen treten stattlich genug einher. Die Geselligkeit ist hier zu Hause. Fast kein Abend vergeht, wo nicht Ball oder Concert in diesem oder jenem Hause wäre. Der spanische Tanz läßt alle denkbare Anmuth entwickeln und eine Tour, der Espejo oder *Spiegel* genannt, gibt hierzu besonders Gelegenheit. Die Damen treten ohne Handschuh in die Reihe, in den Shawl gehüllt, bis der Tanz beginnen soll. Da nimmt der Herr den Shawl ab und gibt ihn der Mutter hin, die schon darauf wartet. So wie die Musik schweigt, wird er schnell wieder herbeigeholt und umgethan. Equipagen gibt es nicht viel, und da gewöhnlich einem solchen Balle die Nachbarn beiwohnen, so bricht die ganze Gesellschaft zusammen auf, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Die Musik zieht voran und spielt munter auf, bis eine Familie nach der andern an ihr Haus kam und sich vom übrigen Zuge trennte. Die Nächte sind warm, der Himmel so sternefunkelnd, daß sich niemand bekümmert, ob auch der *nächste* Weg gewählt wird.

Musik wird in allen Häusern der Vornehmen leidenschaftlich getrieben und, ohne daß es viele Lehrmeister gäbe, zu großer Fertigkeit gebracht. Die Mutter gibt der ältesten Tochter Unterricht im Gesang und Harfenspiel und die älteste Tochter unterrichtet die jüngern Schwestern. So wie die Kinder nur etwas fassen und begreifen können, so hält man sie zum Spielen und Singen an, und die Fähigkeit scheint angeboren zu seyn. Die Mädchen, welche noch zu jung zum *Tanzen* sind, spielen schon zum Tanze der ältern Schwestern auf. Oft schlafen sie schon, wenn noch am späten Abend sich eine Tanzgesellschaft findet und ihr Saitenspiel nöthig macht. Die Caballeros bringen ihnen Dolces (Süssigkeiten) in Menge mit, um sie für den gestörten Schlummer zu entschädigen.

Der Chileer spricht ein sehr reines, gutes Spanisch, und obschon keine Universität im Lande ist, so hat doch St. Jago eine große Schule, wo 400 Knaben

auf öffentliche Kosten unterrichtet werden. Auch eine Bibliothek findet sich vor, die ein Gelehrter von vieler Bildung, Don Manoel de Sala, aus dem ehmaligen Jesuitencollegium zusammen brachte. Bis zur Revolution gab es gar keine Presse. Alles mußte in Lima gedruckt werden. Die seitdem entstandenen Druckereien dienten bis jetzt mehr für Zeitungen und Flugschriften.

Der Chileer ist von jeher sehr religiös gewesen. Vielleicht daß die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Erdbeben, welche ganze Städte in einem Nu vernichteten, das Ihrige dazu beitrugen*). Während der Fasten beginnt lange vor Tagesanbruch der erste Gottesdienst, und jede Frau eilt dann in ihre lange Mantilla eingehüllt in die Kirche, wo sie die Messe hört, dann ihren Thee trinkt und noch ein Stündchen schläft. Läutet des Nachmittags die Vesperglocke um halb sechs zum Gebet, so bleibt jeder auf der Strasse stehen; kein Pferd, kein Wagen darf sich von der Stelle fortbewegen, bis die letzten Schläge ansagen, daß die Tiempo de oracion vorüber ist. Doch nicht solche äußere Frömmigkeit allein herrscht hier. In allen Familien findet man auch eine Liebe und Verträglichkeit, wie sie allgemein zu wünschen wäre. Die Kinder achten ihre Ältern und sind ihnen zugethan, daß der Fremde sich freut und verwundert **). Die Töchter vereinen kindlichen Sinn mit aufgewecktem Geiste, große Schönheit mit unbefleckter Tugend. Der Fremde selbst findet eine Gastfreundschaft, welche in Europa fast ganz unbekannt ist.

Minder Gutes läßt sich von der sittlichen Bildung der niedern Stände rühmen. Der Huso, wie der Landmann hier heißt, ist weniger wild und roh, als der Guacho in den Pampas, aber verschlagener, listiger, mehr zum Betrug geneigt. Zu stehlen und nicht entdeckt zu werden, macht dem gemeinen Chileer unendliche Freude; doch seltner wird er Raub und Mord begehen. Furchtbar hat die Spielwuth Wurzel geschlagen. Karten, Würfelspiel und Wetten beschäftigen manchmal den gemeinen Mann ganze Tage. So werden z. B. Stöcke nach einem bestimmten Ziele geworfen und der es nicht treffende gibt oft das letzte hin, um den unglücklichen Wurf zu bezahlen. An den Strasseneckeu, wo Höckerinnen ihre Früchte verkaufen, stehen oft solche Leute und wetten, ob die Melone inwendig weiß oder roth aussieht. Doch muß man zu ihrem Lobe auch sagen, daß sie einander gern im Unglück beistehen, daß sie minder träge sind, als die Bewohner jenseits der Anden, daß sie eine große Anhänglichkeit für ihr Vaterland äußern.

Die Bevölkerung des ganzen Landes beträgt über 600,000 Seelen, von denen etwa 50000 in St. Jago leben. Indianer findet man wenig, die südlich wohnenden Araukaner kommen aber natürlich hierbei nicht in Betracht, da sie zu Chile nicht gut gerechnet werden können. Neger sind von jeher hier nicht sehr eingeführt worden, weil die Erzeugnisse, welche man von ihnen im übrigen Amerika bauen läßt, hier wenig cultivirt werden können. Im Sclavenzustande dürften nur wenig noch leben, denn schon vor 15 Jahren erklärte die Regierung alle ihre Kinder für frei. Wirft man einen Blick auf die Charte, so scheinen so viel Städte und Flecken da zu seyn, daß die Bevölkerung viel größer seyn müßte, als wir sie angaben; allein die meisten gleichen kaum einem Dorfe und sind oft nur dem Namen nach da. Sie entstehen und verschwinden schnell. Zwei Fünftel der Einwohner treiben nähmlich den Bergbau und sind ein wanderndes Volk. Ist eine Ader gefunden, so macht man der Regierung Anzeige und bittet um Erlaubniß einzuschlagen, die fast nie verweigert wird. Jetzt strömen Arbeiter herbei, und bauen sich eine Kirche und Wohnungen, und ein Alkalde hält Ordnung. Entspricht die Ausbeute der Hoffnung, so wird die Niederlassung immer fester und hübscher und volkreicher. Aber siehe da: es tritt das Gegentheil ein und eine Familie zieht nach der andern hinweg, die leichten Hütten ihrem Schicksale überlassend.

*) Erst im Jahre 1833 hatte Coquimbo dieß Geschick a. 25. Aug.

**) Ganz anders lauten die glaubwürdigsten Berichte in dieser Hinsicht aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo z. B. die kaum aus den Kinderschuhen getretenen jungen Ladies, nicht selten eine zu neugierige Frage ihrer Mutter, schnippisch-lachend mit den Worten abweisen, „O Ma! Sie glauben wohl, ich „sey eine Sklavin oder eine Europäerin? Ich gehe „spazieren, Adieu Ma!“ Man sehe unter andern die vortrefflichen Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner, im Morgenblatt.

Anmerkung der Redaction.

## Nachschrift des Herausgebers.

In Bezug auf die im vorstehenden Aufsatz vorkommende Bemerkung: „daß die Pflanzenschätze Chiles noch gar nicht aufgezählt seyen, und kein außerspanischer Botaniker je dahin gekommen sey,“ wollen wir nachstehende flüchtige Angaben über die von den neuesten wissenschaftlichen Reisenden in Chile gewonnene naturhistorische Ausbeute mittheilen.

Der französische Naturforscher Herr Claude Gay, dermals Professor der Physik und Chemie an dem Collegium zu Santiago, der Hauptstadt von Chile, hat innerhalb der wenigen Jahre, während welcher er zuerst in Auftrag und auf Kosten der französischen Regierung und später vermöge seiner dortigen ämtlicher Stellung, Chile in naturhistorischer Hinsicht bereiste, dem k. naturhistorischen Museum zu Paris 900 Pflanzenspecies eingesendet, wovon, zufolge des in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 24. Juni 1833, von Herrn Jussieu erstatteten Berichts über den Botanischen Theil der aus Chile angelangten Sendungen dieses noch sehr jungen Reisenden, ungefähr die Hälfte neu, d. h. noch im System nicht vorkommend und noch durchaus unbenannt ist. Denjenigen Gewächsen, welche ihrer ungemeinen Zartheit oder ihres Farbenglanzes wegen keine Aussicht gewährten, daß sie, trotz der sorgfältigsten Einlegung und Verpackung, in einem hinlänglich conservirten Zustande in Europa anlangen würden, um die Gattung, wozu sie gehören, so wie die Schöne und Eigenthümlichkeit ihrer Form oder ihres Colorits erkennen zu lassen, hat er von ihm selbst verfertigte illuminirte Zeichnungen beigefügt. Herr Gay, welcher sich auch aufs Angelegentlichste mit Culturversuchen von Pflanzen der Flora von Chile und des östlichen Abhangs der Anden beschäftiget, hat auch eine bedeutende Sammlung von Sämereien eingesandt, wovon diejenigen, welche auf den Beeten und in den Versuchshäusern des Pflanzengartens ausgesäet wurden, sämmt-

lich aufgegangen sind. Über die durch Herrn Gay bewirkte Bereicherung unserer Kenntniß der chileschen und cordillerischen Fauna, so wie über den oryktognostisch-geologischen Theil seiner Reise und naturhistorische Ausbeute, haben am oberwähnten Tage die Herrn Blainville und Brogniart besondere Vorträge gehalten.

Zu den von ihm entdeckten und eingesendeten neuen Thierarten gehört unter andern eine Otterart, welche auf den Cordilleren heerdenweise vorkommt, eine Fuchsart, eine schöne Distelfink-Art, schwarz mit gelbem Unterleibe, u. m. a.; ein lebendiger Condor ist ebenfalls durch ihn eingesendet worden. Seine zu Anfang des Jahres 1833 zusammengebrachte chilesche Insektenfauna betrug bereits gegen 3000 Arten. In einem zu Santiago de Chile erscheinenden Blatte, El Araucano, sind einige Briefe mitgetheilt worden, welche er auf seinen Reisen im Innern von Chile an mehrere Mitglieder eines in der Hauptstadt bestehenden wissenschaftlichen Vereins gerichtet hatte, und worin er ihnen Bericht über die Resultate seiner Forschungen erstattet.

Er schildert darin unter andern die schwimmenden Inseln des Sees von Taguatagua, welcher fast zur Hälfte mit denselben bedeckt ist. Diese je nach der Richtung des Windes bald nach dieser bald nach jener Weltgegend hintreibenden Eilande, deren Erdreich durch die unabläßige Erzeugung frischer Pflanzenerde immer fruchtbarer und üppiger wird, sind der Lieblingsaufenthalt von vielen meist noch ganz unbekannten Vogelarten, welche dort brüten, und mithin ein wahres Eldorado für den ornithisirenden Naturforscher. Was der Vögelteich am Rio de San Franzisco in Brasilien, dessen sich wohl viele unserer Leser aus Spix und Martius Reisewerke erinnern dürften, für Brasilien, das dürften diese schwimmenden Eilande oder Chivinas des Taguatagua-Sees für diese Region des südlichen Amerika seyn, und es wäre zu wünschen, daß ihnen eine eben so geistreiche und sinnige Darstellung zu Theil würde. Morgens, wenn die rosigen Flamingos in ihren Reihen stehen, und ihre Schwingen mit den Fittigen des gleich einem purpurnen Kondor über die schweigenden und hocherglühenden Cordilleren langsam heraufschwebenden Morgenroths wetteifern, und die dem ewigen Schnee der Anden gleich schimmernden Silberreiher auch wie er zu erröthen scheinen, gewähren diese Inseln ein unbeschreiblich zauberisches Schauspiel.

Wir wollen bei diesem Anlasse des anziehenden Umstandes erwähnen, daß auch auf den Seen von Kaschmir in Ostindien schwimmende Gärten oder Eilande vorkommen, welche in dem ersten Bande der Verhandlungen der 1829 zu Serampuhr in Bengalen errichteten Gartenbau-Gesellschaft beschrieben worden sind.

Herr Gay hat an den Gestaden dieses Sees, und längs den Ufern des Cachapual und des Cypressen-Flusses über hundert ihm unbekannte Gewächsarten entdeckt.

Der durch sein treffliches Werk über Phytotomie bekannte Naturforscher Dr. Meyen aus Berlin, welcher vor einigen Jahren das südliche Amerika bereiste, hat seine Forschungen auch über Chile erstreckt.

Der nordamerikanische Reisende G. N. Reynolds hat in neuester Zeit die südlichen Landschaften Chiles und des von dem weltberühmten tapfern südamerikanischen Volksstamme der Araucaner bewohnten Landstrichs bereist, um die Lebensarten der Vogelgeschlechter dieser Region zu studiren, so daß man hoffen darf, über Kurz oder Lang, ein in ähnlicher sinniger und anziehender Weise, wie die ornithologischen Werke Wilsons, Audubons und Buonapartes über die Gefiederwelt des nördlichen Amerika, abgefaßtes Werk über die von Chile und Arauco von ihm zu erhalten.

F. M. W.

---

## Die Borromäischen Inseln.

Also nennt man fünf kleine Inseln im Lago Maggiore, welche seit Jahrhunderten das Eigenthum der Gräflich Borromäischen Familie sind, die seit alten Zeiten auch die reichsten Ländereien in der Nähe des Sees besitzt. Die beiden größern, Isola Bella und Isola Madre sind durch ihre mittelst Kunst geschaffenen reizenden Garten-Anlagen als anmuthige Vororte des irdischen Paradieses berühmt, welches der Reisende im schönen Italien sucht und findet, und geben ihm in der That einen bezaubernden Vorschmack der Genüsse, welche seiner dort warten. Beide waren nackt, rauh, schroff aus dem Wasserspiegel empor ragende Felsen, als 1671 Vitaliano Borromeo sie mit Gartenerde bedecken, Terrassen und Pflanzungen darauf anlegen ließ, wodurch sie bald in wunderherrliche Stellen der Erde verwandelt wurden. Das Meiste hat die Kunst an Isola Bella gethan, und aus der unwirthbaren steilen Klippe zehn in der Höhe sich verkleinernde Terrassen geschaffen, auf welchen Garten-Anlagen in französischem Geschmack, eine über der andern und durch schöne breite Treppen mit einander verbunden, empor steigen, und wo das auf der zehnten, 120 Fuß über dem Wasserspiegel erhabenen, und 40 □ Fuß großen Platteform errichtete colossale Standbild eines geflügelten Einhorns (des Wapens der Borromäischen Familie) dem Ganzen das Ansehen einer Piramide gibt. Auf der Westseite nahe am Ufer steht ein stattliches Schloß, welches vom Grafen Borromeo gewöhnlich einige Monate im Jahre bewohnt wird, und im Innern mit vielen Schildereien berühmter Maler, als Lucas Giordano, Annibal Caracci, Camillo Procaccini, Paul Veronese, van Dyck, Schidone ꝛc. wie auch mit Bildhauerwerken geschmückt, und durch einen unterirdischen ebenfalls mit guten Gemälden verzierten Grotten-Gang mit den Garten-Anlagen verbunden ist. Sehenswerth sind im Erdgeschosse die Salle terrene — eine Reihe mit Steinchen ausgelegter, und mit Springbrunnen versehener Zimmer, in denen stets erfrischende Kühle herrscht, und welche mit recht guten neueren Bildhauerwerken, (unter andern einer Venus und einer Flora von Canova) ausgeschmückt sind. Der Garten ist mit Lustwäldchen von Pomeranzen-, Granat-, Lorbeer- und Oliven-Bäumen angefüllt, mit mehreren Springbrunnen geziert, und noch andere südliche Gewächse, als Cypressen, Pinien, Aloën, Cactus ꝛc., geben hier einen Vorschmack von den eigenthümlichen Reizen der italienischen Flora. Merkwürdig ist hier ein Lorbeerbaum von ungewöhnlicher Größe, in dessen Rinde Napoleon einige Tage vor der Schlacht von Marengo das Wort „Bataglia“ schrieb. Von der obersten Terrasse hat man eine wunderschöne panoramische Aussicht auf den durch Fahrzeuge belebten See und dessen reizend-bebüschte, mit

auf öffentliche Kosten unterrichtet werden. Auch eine Bibliothek findet sich vor, die ein Gelehrter von vieler Bildung, Don Manoel de Sala, aus dem ehmaligen Jesuitencollegium zusammen brachte. Bis zur Revolution gab es gar keine Presse. Alles mußte in Lima gedruckt werden. Die seitdem entstandenen Druckereien dienten bis jetzt mehr für Zeitungen und Flugschriften.

Der Chileer ist von jeher sehr religiös gewesen. Vielleicht daß die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Erdbeben, welche ganze Städte in einem Nu vernichteten, das Ihrige dazu beitrugen*). Während der Fasten beginnt lange vor Tagesanbruch der erste Gottesdienst, und jede Frau eilt dann in ihre lange Mantilla eingehüllt in die Kirche, wo sie die Messe hört, dann ihren Thee trinkt und noch ein Stündchen schläft. Läutet des Nachmittags die Vesperglocke um halb sechs zum Gebet, so bleibt jeder auf der Strasse stehen; kein Pferd, kein Wagen darf sich von der Stelle fortbewegen, bis die letzten Schläge ansagen, daß die Tiempo de oracion vorüber ist. Doch nicht solche äußere Frömmigkeit allein herrscht hier. In allen Familien findet man auch eine Liebe und Verträglichkeit, wie sie allgemein zu wünschen wäre. Die Kinder achten ihre Ältern und sind ihnen zugethan, daß der Fremde sich freut und verwundert **). Die Töchter vereinen kindlichen Sinn mit aufgewecktem Geiste, große Schönheit mit unbefleckter Tugend. Der Fremde selbst findet eine Gastfreundschaft, welche in Europa fast ganz unbekannt ist.

Minder Gutes läßt sich von der sittlichen Bildung der niedern Stände rühmen. Der Huso, wie der Landmann hier heißt, ist weniger wild und roh, als der Guacho in den Pampas, aber verschlagener, listiger, mehr zum Betrug geneigt. Zu stehlen und nicht entdeckt zu werden, macht dem gemeinen Chileer unendliche Freude; doch seltner wird er Raub und Mord begehen. Furchtbar hat die Spielwuth Wurzel geschlagen. Karten, Würfelspiel und Wetten beschäftigen manchmal den gemeinen Mann ganze Tage. So werden z. B. Stöcke nach einem bestimmten Ziele geworfen und der es nicht treffende gibt oft das letzte hin, um den unglücklichen Wurf zu bezahlen. An den Strassenecken, wo Höckerinnen ihre Früchte verkaufen, stehen oft solche Leute und wetten, ob die Melone inwendig weiß oder roth aussieht. Doch muß man zu ihrem Lobe auch sagen, daß sie einander gern im Unglück beistehen, daß sie minder träge sind, als die Bewohner jenseits der Anden, daß sie eine große Anhänglichkeit für ihr Vaterland äußern.

Die Bevölkerung des ganzen Landes beträgt über 600,000 Seelen, von denen etwa 50000 in St. Jago leben. Indianer findet man wenig, die südlich wohnenden Araukaner kommen aber natürlich hierbei nicht in Betracht, da sie zu Chile nicht gut gerechnet werden können. Neger sind von jeher hier nicht sehr eingeführt worden, weil die Erzeugnisse, welche man von ihnen im übrigen Amerika bauen läßt, hier wenig cultivirt werden können. Im Sclavenzustande dürften nur wenig noch leben, denn schon vor 15 Jahren erklärte die Regierung alle ihre Kinder für frei. Wirft man einen Blick auf die Charte, so scheinen so viel Städte und Flecken da zu seyn, daß die Bevölkerung viel größer seyn müßte, als wir sie angaben; allein die meisten gleichen kaum einem Dorfe und sind oft nur dem Namen nach da. Sie entstehen und verschwinden schnell. Zwei Fünftel der Einwohner treiben nähmlich den Bergbau und sind ein wanderndes Volk. Ist eine Ader gefunden, so macht man der Regierung Anzeige und bittet um Erlaubniß einzuschlagen, die fast nie verweigert wird. Jetzt strömen Arbeiter herbei, und bauen sich eine Kirche und Wohnungen, und ein Alkalde hält Ordnung. Entspricht die Ausbeute der Hoffnung, so wird die Niederlassung immer fester und hübscher und volkreicher. Aber siehe da: es tritt das Gegentheil ein und eine Familie zieht nach der andern hinweg, die leichten Hütten ihrem Schicksale überlassend.

*) Erst im Jahre 1833 hatte Coquimbo dieß Geschick a. 25. Aug.

**) Ganz anders lauten die glaubwürdigsten Berichte in dieser Hinsicht aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo z. B. die kaum aus den Kinderschuhen getretenen jungen Ladies, nicht selten eine zu neugierige Frage ihrer Mutter, schnippisch-lachend mit den Worten abweisen, „O Ma! Sie glauben wohl, ich „sey eine Sklavin oder eine Europäerin? Ich gehe „spazieren, Adieu Ma!“ Man sehe unter andern die vortrefflichen Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner, im Morgenblatt.

Anmerkuug der Redaction.

---

## Nachschrift des Herausgebers.

In Bezug auf die im vorstehenden Aufsatz vorkommende Bemerkung: „daß die Pflanzenschätze Chiles noch gar nicht aufgezählt seyen, und kein außerspanischer Botaniker je dahin gekommen sey,“ wollen wir nachstehende flüchtige Angaben über die von den neuesten wissenschaftlichen Reisenden in Chile gewonnene naturhistorische Ausbeute mittheilen.

Der französische Naturforscher Herr Claude Gay, dermals Professor der Physik und Chemie an dem Collegium zu Santiago, der Hauptstadt von Chile, hat innerhalb der wenigen Jahre, während welcher er zuerst in Auftrag und auf Kosten der französischen Regierung und später vermöge seiner dortigen ämtlicher Stellung, Chile in naturhistorischer Hinsicht bereiste, dem k. naturhistorischen Museum zu Paris 900 Pflanzenspecies eingesendet, wovon, zufolge des in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 24. Juni 1833, von Herrn Jussieu erstatteten Berichts über den Botanischen Theil der aus Chile angelangten Sendungen dieses noch sehr jungen Reisenden, ungefähr die Hälfte neu, d. h. noch im System nicht vorkommend und noch durchaus unbenannt ist. Denjenigen Gewächsen, welche ihrer ungemeinen Zartheit oder ihres Farbenglanzes wegen keine Aussicht gewährten, daß sie, trotz der sorgfältigsten Einlegung und Verpackung, in einem hinlänglich conservirten Zustande in Europa anlangen würden, um die Gattung, wozu sie gehören, so wie die Schöne und Eigenthümlichkeit ihrer Form oder ihres Colorits erkennen zu lassen, hat er von ihm selbst verfertigte illuminirte Zeichnungen beigefügt. Herr Gay, welcher sich auch aufs Angelegentlichste mit Culturversuchen von Pflanzen der Flora von Chile und des östlichen Abhangs der Anden beschäftiget, hat auch eine bedeutende Sammlung von Sämereien eingesandt, wovon diejenigen, welche auf den Beeten und in den Versuchshäusern des Pflanzengartens ausgesäet wurden, sämmt-

lich aufgegangen sind. Über die durch Herrn Gay bewirkte Bereicherung unserer Kenntniß der chileschen und cordillerischen Fauna, so wie über den oryktognostisch-geologischen Theil seiner Reise und naturhistorische Ausbeute, haben am oberwähnten Tage die Herrn Blainville und Brogniart besondere Vorträge gehalten.

Zu den von ihm entdeckten und eingesendeten neuen Thierarten gehört unter andern eine Otterart, welche auf den Cordilleren heerdenweise vorkommt, eine Fuchsart, eine schöne Distelfink-Art, schwarz mit gelbem Unterleibe, u. m. a.; ein lebendiger Condor ist ebenfalls durch ihn eingesendet worden. Seine zu Anfang des Jahres 1833 zusammengebrachte chilesche Insektenfauna betrug bereits gegen 3000 Arten. In einem zu Santiago de Chile erscheinenden Blatte, El Araucano, sind einige Briefe mitgetheilt worden, welche er auf seinen Reisen im Innern von Chile an mehrere Mitglieder eines in der Hauptstadt bestehenden wissenschaftlichen Vereins gerichtet hatte, und worin er ihnen Bericht über die Resultate seiner Forschungen erstattet.

Er schildert darin unter andern die schwimmenden Inseln des Sees von Taguatagua, welcher fast zur Hälfte mit denselben bedeckt ist. Diese je nach der Richtung des Windes bald nach dieser bald nach jener Weltgegend hintreibenden Eilande, deren Erdreich durch die unablässige Erzeugung frischer Pflanzenerde immer fruchtbarer und üppiger wird, sind der Lieblingsaufenthalt von vielen meist noch ganz unbekannten Vogelarten, welche dort brüten, und mithin ein wahres Eldorado für den ornithisirenden Naturforscher. Was der Vögelteich am Rio de San Franzisco in Brasilien, dessen sich wohl viele unserer Leser aus Spix und Martius Reisewerke erinnern dürften, für Brasilien, das dürften diese schwimmenden Eilande oder Chivinas des Taguatagua-Sees für diese Region des südlichen Amerika seyn, und es wäre zu wünschen, daß ihnen eine eben so geistreiche und sinnige Darstellung zu Theil würde. Morgens, wenn die rosigen Flamingos in ihren Reihen stehen, und ihre Schwingen mit den Fittigen des gleich einem purpurnen Kondor über die schweigenden und hocherglühenden Cordilleren langsam heraufschwebenden Morgenroths wetteifern, und die dem ewigen Schnee der Anden gleich schimmernden Silberreiher auch wie er zu erröthen scheinen, gewähren diese Inseln ein unbeschreiblich zauberisches Schauspiel.

Wir wollen bei diesem Anlasse des anziehenden Umstandes erwähnen, daß auch auf den Seen von Kaschmir in Ostindien schwimmende Gärten oder Eilande vorkommen, welche in dem ersten Bande der Verhandlungen der 1829 zu Serampuhr in Bengalen errichteten Gartenbau-Gesellschaft beschrieben worden sind.

Herr Gay hat an den Gestaden dieses Sees, und längs den Ufern des Cachapual und des Cypressen-Flusses über hundert ihm unbekannte Gewächsarten entdeckt.

Der durch sein treffliches Werk über Phytotomie bekannte Naturforscher Dr. Meyen aus Berlin, welcher vor einigen Jahren das südliche Amerika bereiste, hat seine Forschungen auch über Chile erstreckt.

Der nordamerikanische Reisende G. N. Reynolds hat in neuester Zeit die südlichen Landschaften Chiles und des von dem weltberühmten tapfern südamerikanischen Volksstamme der Araucaner bewohnten Landstrichs bereist, um die Lebensarten der Vogelgeschlechter dieser Region zu studiren, so daß man hoffen darf, über Kurz oder Lang, ein in ähnlicher sinniger und anziehender Weise, wie die ornithologischen Werke Wilsons, Audubons und Buonapartes über die Gefiederwelt des nördlichen Amerika, abgefaßtes Werk über die von Chile und Arauco von ihm zu erhalten.

F. M. W.

---

## Die Borromäischen Inseln.

Also nennt man fünf kleine Inseln im Lago Maggiore, welche seit Jahrhunderten das Eigenthum der Gräflich Borromäischen Familie sind, die seit alten Zeiten auch die reichsten Ländereien in der Nähe des Sees besitzt. Die beiden größern, Isola Bella und Isola Madre sind durch ihre mittelst Kunst geschaffenen reizenden Garten-Anlagen als anmuthige Vororte des irdischen Paradieses berühmt, welches der Reisende im schönen Italien sucht und findet, und geben ihm in der That einen bezaubernden Vorschmack der Genüsse, welche seiner dort warten. Beide waren nackt, rauh, schroff aus dem Wasserspiegel empor ragende Felsen, als 1671 Vitaliano Borromeo sie mit Gartenerde bedecken, Terrassen und Pflanzungen darauf anlegen ließ, wodurch sie bald in wunderherrliche Stellen der Erde verwandelt wurden. Das Meiste hat die Kunst an Isola Bella gethan, und aus der unwirthbaren steilen Klippe zehn in der Höhe sich verkleinernde Terrassen geschaffen, auf welchen Garten-Anlagen in französischem Geschmack, eine über der andern und durch schöne breite Treppen mit einander verbunden, empor steigen, und wo das auf der zehnten, 120 Fuß über dem Wasserspiegel erhabenen, und 40 □ Fuß großen Platteform errichtete colossale Standbild eines geflügelten Einhorns (des Wapens der Borromäischen Familie) dem Ganzen das Ansehen einer Piramide gibt. Auf der Westseite nahe am Ufer steht ein stattliches Schloß, welches vom Grafen Borromeo gewöhnlich einige Monate im Jahre bewohnt wird, und im Innern mit vielen Schildereien berühmter Maler, als Lucas Giordano, Annibal Caracci, Camillo Procaccini, Paul Veronese, van Dyck, Schidone ꝛc. wie auch mit Bildhauerwerken geschmückt, und durch einen unterirdischen ebenfalls mit guten Gemälden verzierten Grotten-Gang mit den Garten-Anlagen verbunden ist. Sehenswerth sind im Erdgeschosse die Salle terrene — eine Reihe mit Steinchen ausgelegter, und mit Springbrunnen versehener Zimmer, in denen stets erfrischende Kühle herrscht, und welche mit recht guten neueren Bildhauerwerken, (unter andern einer Venus und einer Flora von Canova) ausgeschmückt sind. Der Garten ist mit Lustwäldchen von Pomeranzen-, Granat-, Lorbeer- und Oliven-Bäumen angefüllt, mit mehreren Springbrunnen geziert, und noch andere südliche Gewächse, als Cypressen, Pinien, Aloën, Cactus ꝛc., geben hier einen Vorschmack von den eigenthümlichen Reizen der italienischen Flora. Merkwürdig ist hier ein Lorbeerbaum von ungewöhnlicher Größe, in dessen Rinde Napoleon einige Tage vor der Schlacht von Marengo das Wort „Bataglia“ schrieb. Von der obersten Terrasse hat man eine wunderschöne panoramische Aussicht auf den durch Fahrzeuge belebten See und dessen reizend-bebüschte, mit

unzähligen Dörfern und Villen geschmückte Gestade wie auf die ihn umkränzenden Gebirge. Isola Madre, eine Stunde von Isola Bella entfernt, besteht nur aus sieben Terrassen, welche ebenfalls Garten-Anlagen enthalten, die aber einfacher und ländlicher mehr zum landwirthschaftlichen Betrieb eingerichtet, und durch eine reich bevölkerte Fasanerie belebt sind. Sie wird bloß von einem Gärtner mit seiner Familie bewohnt. Das durch die umgebenden gegen die kalten Winde schützenden Berge milde Klima ist noch milder als auf Isola Bella, und es bedürfen da nicht wie dort die Pomeranzen- und Limonien-Bäume während des Winters einer schirmenden Breterdecke und bisweilen der wärmenden Kohlenpfanne. Die drei andern und kleinern Inseln, del Piscatori, St. Giovanni und St. Michale entrathen alles künstlichen Schmuckes und werden von Fischern bewohnt, welche mit den Erträgnissen des Sees nach Mayland und Piemont handeln. Ungerne vermißt der Reisende ein gutes Wirthshaus, wo er die Reize der schönen Eilande ruhig und behaglich genießen könnte, er muß daher sich begnügen, in einem der nahe gelegenen Städtchen zu übernachten, und sich mit dem Mundbedarf für die Dauer der Lustpartie zu versehen. Bei der entzückenden Schönheit der Borromäischen Inseln ist es nicht zu verwundern, daß kein Reisender, welcher über den Simplon oder auch aus Tyrol in die Lombardey herabkommt, sie unbesucht läßt, — und daß Roman-Dichter sie zum Schauplatz ihrer Vorgänge gewählt haben. Unter andern that dieses Jean Paul in seinem Titan, und neuerdings gibt eine sehr rührende englische Novelle „Lady Evelyn Savile's three Trials" (L. Eveline Savile's drei Prüfungen) betitelt, folgende mahlerische Schilderung des Sees und der Inseln:

„Warlich! — so berichtet der Erzähler in seinem Tagebuche d. d. Isola Bella."

„Hier fanden wir die balsamischen Kräfte der Natur, welche wie Milton sagt:" „Allen Kummer, ja selbst die Verzweiflung zu heilen vermögen."

„Nie sah ich eine so herrliche Landschaft, nie athmete ich so würzige mit den Wohlgerüchen des scheidenden Sommers erfüllte Lüfte, als an diesem Morgen, wo wir uns Isola Bella näherten. Jene ferneren Gebirge contrastirten in stolzer Rauheit mit der zierlichen und üppigen Cultur des zu ihrem Fuße liegenden Eilands, die nähern Hügel mit düstern Olivenwäldern bekleidet, hoben das glänzende Laubwerk der Kastanien- und Maulbeerbäume wie der sie zu einem Laubengang verbindenden Reben hervor, und waren durch die Giebel zahlloser Dörfer belebt; — im klaren Krystalle des Sees spiegelten sich die zwischen der Toccia, dem Tesino und ihren anmuthigen Gestaden verkehrenden Fahrzeuge. Aber wer vermag den reizenden Anblick zu schildern, welchen Isola Madre uns Landenden gewährte! — wie sie uns einlud, im geheimnißvollen Schatten ihrer Palmen Schutz gegen die Gluth der Herbstsonne zu suchen, wie ihre exotischen Sträucher mit blüthevollen Zweigen aus Felsenspalten in das heitere Tageslicht hinausflatterten, und im Bewußtseyn ihrer Schönheit zu schwelgen schienen!"

## Der Regents-Park.

Unter den Vergrößerungen und Verschönerungen, welche der ungeheuren Weltstadt London in den letzten Jahrzehenden zugewachsen sind, und täglich zuwachsen, (in den letzten 30 Jahren wurden über 50,000 neue schöne Privat-Häuser gebaut), ist Regents-Park gewiß mit oben an zu setzen. Dieser harmonische Inbegriff von herrlichen Bauwerken und reizenden Garten-Anlagen, liegt in dem ausgedehnten Bezirke Mary-le-bone, welcher umfassender, reicher und bevölkerter und mit mehr öffentlichen und Privat-Gebäuden geschmückt ist, als manche Hauptstadt des Continents, 8¼ M. im Umfang und 2500 Äcker Areal-Gehalt hat, und von den Pfarreien St. Giles in the Fields, St. Pancraß, Paddington, Kilbourn Road, Hampstead, St. Anna Soho, St. James Westminster und St. George Hannover-Square begränzt wird. Der in ältern Zeiten mit Wildpret bevölkerte Park war schon damals königliche Domaine, wurde von Carl I. verpfändet, von Cromwell als Staatseigenthum behandelt, und einem Dragoner-Regimente zur Besoldung angewiesen. Nach der Restauration wurde er wieder Krongut und durch theilweise Verpachtungen fortwährend benutzt, bis er 1794 auf Befehl der Lords von der Schatzkammer dem Thomas Leventon zur besondern Aufsicht unter Direction des John Fordyce, Ober-Inspectors der Kronländereien übergeben wurde. So wie der Park jetzt ist, befaßt er einen Raum von 543 Äcker 17 Ruthen und gehört zu ⅔ zur Pfarrei Mary-le-bone, zu ⅓ zur Pfarrei St. Pancraß, und erstreckt sich längst der New Road von Portland Street gegen Mary bis zum Ende von Harlay Street, und gegen Westen bis Portland Place.

Kurz nach jener speciellen Beaufsichtigung ermächtigten die Lords der Schatzkammer den Ober-Inspector, eine Prämie für die besten Pläne zu Bebauung und Anlage des neuen Platzes auszusetzen, und entschieden sich für den ländlichen Plan des John Nash, welcher schöne Garten-Partien mit stattlichem architektonischen Ausschmucke durch abgesonderte Villen beabsichtete, wogegen die andern rivalisirenden Entwürfe mehr städtisch und auf viele Bauwerke berechnet waren.

Nach der Regel des alten Cato, welcher beim Bauen Überlegung, beim Pflanzen Handeln statt Berathschlagen empfiehlt *), begann man sogleich mit Anpflanzungen und nach der Hand mit den Bauten, und so ward im Kurzen der prächtige schöne Park zum Vergnügen der Londoner geschaffen, wie ihn schwerlich eine andere Hauptstadt Europas aufzuweisen vermag.

Zum Eingang in den Park wählt man am besten das Yorks-Gitter und hat einige Stunden, ja! einen langen Morgen oder zwei Besuche nöthig, um sich den gemüthlichen Genuß der herrlichen durch Garten- und Bau-Kunst geschaffenen Partien zu gewähren. Unter die durch Fülle und correcten Styl ausgezeichneten und von schönen Waldpartien umgebenen Bauwerke gehört:

*) Cato de re rustica: „Aedificare diu cogitare oportet, conserere non cogitare oportet, sed facere."



Isola bella.



Coliseum in London.



Cornwall-Terrasse in Regent's-Park.



## 1.

## Die Cornwall-Terrasse*).

Sie ist eine Reihe der vorzüglichsten und zierlichsten Gebäude des Parks, und hat ihren Namen von dem Herzogs-Titel, welchen bei ihrer Errichtung der Prinz-Regent führte, und wenn sie sich auch nicht in so weiter Reihe erstreckt, als die York-Terrasse, so hat sie doch einen eigenthümlichen Charakter regelmäßiger Schönheit, welcher einigen ihrer colossalen Nachbarn abgeht. Sie ist nach dem Plane des Mr. Decimus Burtons gebaut, und macht durch ihre Schönheit und schulgerechte Regelmäßigkeit den Talenten dieses jungen Architekten große Ehre. Ihre Grundlage ist in ländlichem Geschmack, bildet aber eine wohlproportionirte Basis für eine vorzügliche Säulenreihe corintischer Ordnung, und Thüren und Fenster im übereinstimmenden Charakter gewähren dem Auge den Anblick höchst anmuthiger Einheit.

## 2.

## Das Coliseum.

Dieses Gebäude ist ein Polygon mit 16 Façen und hat 130 Fuß im Durchmesser. Jeder Winkel ist durch doppelte Pfeiler dorischer Ordnung verstärkt, welche außer den Triglyphen das um das ganze Gebäude herumlaufende Gebälke tragen. Der Karnies ist mit einem von den englischen Architekten sogenannten Blokking-Course bekrönt und über solchem steigt ein Attica mit einem passenden Karnies und einem Sub-blocking empor, um dem Gebäude seine gebührliche Höhe zu geben. Auf dem Hochrand dieser obern Reihen ist die majestätische Kuppel errichtet, welche durch drei abstehende Scamillen oder Ausladungen getragen wird. Der untere Theil ist mit Kupferplatten gedeckt, der obere mit einem Gewölb-Fenster, welches sich in einen ungeheuren Kreis oder das Auge der Kuppel endet. Die großartigste Partie des schönen Gebäudes ist dessen Porticus, eines der feinsten und bestproportionirten, griechischdorischen Bauwerke in ganz London, welches diesem Theile des Parkes einen unübertrefflich majestätischen Charakter gibt. Die Logen sind von gleich gutem Geschmack und machen ihrem Baumeister Burton große Ehre. Man mag das Coliseum entweder von der Fronte oder von der entgegengesetzten Straßen-Seite, von Norden von der Chester-Terrasse her, oder von Süden (S. das Kupfer) betrachten, so stellt es sich als ein großes und majestätisches Bauwerk dar, welches durch seinen Umfang imponirt und durch seine Verbindung mit den schönen Logen, die an die colossale Hauptmasse angeschlossen, der pyramidalen Gruppe zum Stützpunkte dienen, seine Schönheit durch die Reize der Abwechselung erhöht. Die ringsum von Horner angelegten Pflanzungen tragen das Ihrige zur Verschönerung des majestätischen Anblickes bei, und so ist denn das Ganze ein herrliches Muster architektonischer Größe und Erhabenheit, welches dem Baumeister Burton d. j. und dem talentvollen Bauherrn Horner zu gleichem Ruhme gereicht. Letzterer nämlich ist es, welcher das Coliseum dazu hat errichten und einrichten lassen, um darin das große Panorama von London und dessen Umgegend aufzustellen, welches er vom höchst möglichen Gesichtspunkt aus, meisterhaft aufgenommen hat. Dieser höchst mögliche Punkt war ein Observatorium, welches er im Sommer 1821, als man der St. Pauls-Cathedrale einen neuen Knopf und Kreuz aufsetzte, und auch sonst Reparaturen an der Laterne der Kuppel vornahm, auf der Spitze des hierzu errichteten Gerüstes erbaute. Er ging bei der Aufnahme der ungeheuren Rundsicht durch seine topographische Kenntniß der Gegenstände unterstützt, mit einer mathematischen Genauigkeit und Treue zu Werke, wie man von so einem geschickten Geometer erwarten konnte, und brachte mit Hülfe guter Fernröhre und anderer sinnreichen Mittel ein Panorama zu Stande, welches an Umfang und Richtigkeit und an Effect nicht seines Gleichen hat. Man denke sich nur die Rundansicht der ungeheuren Weltstadt, welche 150,000 Häuser (worunter über 300 gottesdienstliche) und über 1 Million Einw. zählt, von einem noch über das 340 Fuß hohe Kreuz der Paulskirche erhabenen Standpunkte genommen, wozu noch die Fernsicht in das umgebende platte Land, so weit das Auge reicht, sich gesellt! Der Zeichner entwarf seine Skizzen auf 300 Papierbogen größten Formats, welche eine Fläche von 1680 Fuß bedeckten; und eine Menge von Mahlern brachten über vier Jahre zu, um die einzelnen Partien des gesammten Panoramas zu vollenden. Jetzt ist nun solches im Coliseum aufgestellt, — und zwar auf eine Art, welche nicht sinnreicher noch befriedigender seyn kann.

Da das Coliseum höher als 150 Fuß ist, und die Ansicht des Panoramas in verschiedenen Höhen gegeben wird, so würde es beschwerlich gewesen seyn, von ebener Erde bis zur Spitze die Treppen zu steigen, und um diese Anstrengung zu ersparen, ist eine Maschinerie angebracht, welche den ganzen Raum, wo sich die Zuschauer befinden, mit ihnen vom Boden bis auf die erste Platteform der Gallerie zu einer größern Höhe, als der eines stattlichen vierstockigen Hauses empor hebt. Dieß geschieht durch Wasserkraft, welche so berechnet und eingerichtet ist, daß jede eintretende Person solche nach Verhältniß ihres individuellen Gewichts verstärkt. Auf gegebenes Signal steigt das ganze Zimmer in die Höhe, während dessen die Zuschauer nichts vom Panorama erblicken, bis sie endlich auf der ersten Platteform anlangen, wo sich ihnen die Rundsicht so eröffnet, als wenn sie auf der sogenannten eisernen Gallerie der St. Pauls-Kirche ständen. Hier sehen sie die ungeheure Kuppel, die Thürmchen und alle die Theile der Cathedrale, welche von diesem Standpunkt aus unmittelbar unter ihnen sichtlich sind, und die ganze Stadt London wie sie mit ihren Gewässern, Brücken, Vorstädten rc. auf allen Seiten und nach allen Richtungen sich ausbreitet. Einheimische und Fremde müssen die Genauigkeit und Treue

*) Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man seit einiger Zeit in England, eine Reihe von, oft ganz verschiedenen Eigenthümern gehörenden, Gebäuden, welche vermöge ihrer durchaus gleichen Bauart, Höhe, Verzierung und Anstrich, ein einziger weitläufiger Pallast zu seyn scheinen. Wenn wir nicht irren, ist diese prachtvolle Bauart ganzer Straßen in neuester Zeit, in mehreren Städten des Continents nachgeahmt worden. Diese Bedeutung des Worts „Terrasse," haben wir noch in keinem englischen Wörterbuche gefunden.
Anmerkung der Redaction.

bewundern, mit welcher alles dargestellt ist, und es muß ihnen dieß um so werther seyn, als die Ansicht Londons von der eisernen Gallerie der Cathedrale in der Natur wegen des Dunstkreises der Stadt selten klar, und nur in Frühstunden eines heitern Tages zu gewinnen ist. Der große Umfang des Gemäldes und die Anzahl seiner Gegenstände geben ihm mehr das Ansehen eines Abrisses im gigantischen Maßstab, als eines gemalten Panoramas, und der erste Eindruck auf den Beschauer ist gewöhnlich, ihm fühlbar zu machen, wie wenig er den Umfang vielleicht seiner Wohnstadt — kenne.

Von diesem ersten Standpunkte gelangen die Besucher durch eine Wendeltreppe zu einer zweiten Gallerie, etwa 30 Fuß höher als die erste, wozu der Aufweg so gemacht ist, als wenn sie zu einem rund um die Laterne der Cathedrale errichteten Gerüste aufstiegen, und hier gehen sie wirklich um den alten Knopf und das Kreuz herum, welche ursprünglich Christoph Wren auf die Kuppel setzte, und die seit Kurzem durch neue ersetzt worden sind, — denn Horner hat diese zwei Reliquien alter Zeit hier bewahrend aufgestellt. Diese Gallerie gibt die zweite Ansicht des Panoramas, und von dieser höher hinauf eröffnet sich eine dritte, — und wenn man noch höher steigt, so kommt man plötzlich auf eine große Gallerie heraus, welche rings um den äußern Rand des Coliseums läuft, — und hier hat man keine Kunstgemälde mehr vor sich, sondern ein lebendiges Panorama der Natur, welches den ganzen Regents-Park mit seinen prächtigen Verschönerungen, die Hügel von Highgate und Hampstead, die Abtei von St. Paul und Westminster 2c. umfaßt. Schon dieses gewährt ein außerordentliches Schauspiel.

Übrigens den architektonischen Werth des herrlichen Bauwerks in allen Ehren — kann man den Namen Coliseum nicht billigen, da es gegen das römische Coliseum doch nur ein Zwerg ist, und auch in seiner Form selbem keineswegs, sondern mehr der Struktur des Pantheons ähnelt. Zwar seine architektonischen Verhältnisse erscheinen in seinen Umgebungen colossal, — aber im Grunde hat es nichts wahres Colossales, als in seinem Innern das größte Panorama der Welt, — die eben geschilderte Rundansicht der colossalen Weltstadt.

---

## Miscellen.

Einen interessanten Beitrag zur Kenntniß der mitunter äußerst barocken Beschäftigungen und Tendenzen der längere oder kürzere Zeit im Auslande, besonders in der Schweiz und in Italien, verweilenden Engländer, oder wenn wir so sagen dürfen, einen Beitrag zur Kenntniß der geographischen Vertheilung und Beschäftigung der sogenannten Absentees, enthalten die vor Kurzem erschienenen Briefe aus der Schweiz und Italien von dem bekannten englischen Reise-Schriftsteller Carne*). So hielt sich unfern des Thunerthales, wo er vor einigen Jahren einen Winter hindurch verlebte, um die an Hochgenüssen unerschöpfliche Alpenwelt auch in dieser ihrer Natur verwandten Jahreszeit zu bereisen, einer seiner Landsleute bereits seit zwei Jahren auf, welcher in nächster Nähe des zu jahrelangem Verweilen einladenden anheimelnden Wemmisschloßes und trotz seines bedeutenden Vermögens, in einem niedrigen, düster aussehenden unwirthlichen Gebäude hauste und Alles aufbot, um mittels Verbreitung von Pamphleten und mündlichen Unterweisungen wie Ermahnungen, die Bevölkerung zu den religiösen Ansichten der Sekte, welcher er selber angehörte, (der Methodistischen) zu bekehren; er sparte zu diesem Behufe weder Geld noch Zeit, noch Mühe, und unterhielt auch einige Agenten, die ihm sehr eifrig an die Hand gingen; der Erfolg schien aber seine Erwartungen nicht zu belohnen. —

Einer ganz anderen, himmelweit davon verschiedenen, und wenn man will, vielleicht dem Himmel, wenigstens den Wolken, näherführenden, obgleich an sich wenn man jenes berühmten Schiller'schen Liedes eingedenk ist, sehr unfrommen Beschäftigung, lag ein anderer Sohn Albions, ein Marinecapitän, ob, welcher in dem im Haslithale gelegenen Dorfe Meyringen wohnte. Er war ein leidenschaftlicher Gemsenjäger, und brachte ganze Tage und Nächte auf dem Anstand zu.

Seine Herzstärkung bei den mit dieser Jagd verknüpften unsäglichen Beschwerden bestand nicht wie gewöhnlich in einem tüchtigen Schluck Kirschenwasser, dem Labsal aller seiner Genossen, sondern in einem gewaltigen Stück weißen Zuckers, dessen panaceische Eigenschaften er jedermann anpries; wenn er von Hunger und Durst und Klettern erschöpft war, setzte er sich hin und verzehrte von diesem Leckerbissen aller Kanarienvögel so viel, daß er zehn Kaffehschwestern reichlich damit zu ihren fünf bis sechs Vespertassen hätte versehen können, worauf er frisch gestärkt und gestählt aufsprang und weiter kletterte.

Ein dritter Engländer, welcher in einem halbverfallenen Schloße zu dem ungemein wohlfeilen Miethpreise von 12 Pfund jährlich hauste, schrieb Tag und Nacht an — einem Romane, wozu er nicht nur die langen Winterabende, während der wilde Föhn das unheimliche graue und bemooste Gehöfte umheulte, sondern auch die köstlichen Maien- und Sommertage, wo die namenlos herrlichen Scenen der Gebirgswelt ihn ins Freie hinaus hätten locken sollen, mit eisernem Fleiße verwendete, der vielleicht später durch das Gähnen der Lesewelt vergolten wurde.

Die Bruthenne kann nicht zärtlicher ihre Küchlein begacksen, als dieser unermüdliche Autor sich über die vollgeschriebenen Bögen und deren zuverläßigen großen Succeß ausließ, wenn sie einer neben dem andern vor ihm ausgebreitet dalagen; und seine Augen flammten, wenn er Schilderungen grauenvoller und entsetzlicher Auftritte daraus vorlas, deren in Hülle und Fülle darin vorkamen. F. M. W.

*) Letters from Switzerland and Italy, during a late Tour, by the Author of the Letters from the East. *London*, 1834.

Druck bei Pichler in Wien.

Am 1ten, 10ten und 20ten jedes Monats erscheint eine Lieferung, von einem Bogen Text und einer Tafel mit 2—3 Ansichten in Stahl- oder Kupferstich, welche 15 kr. C. M. oder 4 Gr. sächs. kostet. 36 Lieferungen bilden einen Band, bei dessen Schluß ein Titelblatt, Inhaltsverzeichniß und ein Umschlag geliefert wird.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

7.] Einfahrt in den Hafen von Monembrasi. — Mistra. [1834.

### Die Ruinen von Balbek,

Bruchstück aus dem nächstens erscheinenden Werke Lamartine's, über seine Reise im Orient*).

Mitgetheilt vom Herausgeber.

Einst hatte ich die mit ewigem Schnee bedeckten Kuppen des Sannim überstiegen, und war von dem mit seinem Zederndiadem umkränzten Libanon in die nackte und unwirthliche Wüste von Heliopolis hinabgezogen. Nach einer langen und beschwerlichen Tagreise trat uns am noch fernen Saume des Horizonts auf den letzten Staffeln der schwärzlichen Berge des Antilibanons, eine von der Abendsonne vergoldete unabsehbare Gruppe gelber Ruinen aus dem Schatten des Gebirgs entgegen. Unsere Führer zeigten sie uns mit dem Finger und riefen: Balbek! Balbek! Ja, es war das Wunder der Wüste, die fabelhafte Balbek, die aus ihrem namenlosen Sarkophage stralend hervorging, um uns von einem Weltalter zu erzählen, dessen Kunde in der Geschichte verschollen ist. Wir näherten uns auf unsern ermüdeten Pferden derselben langsam, die Blicke auf die riesigen Mauern, die schimmernden und hochragenden Säulen gerichtet, welche je näher wir ihnen kamen sich immer mächtiger in die Höhe zu recken, in die Weite auszudehnen schienen. Unter unserer ganzen Karavane herrschte tiefe Stille, jedweder hätte gefürchtet durch die Mittheilung eines so eben erhaltenen Eindruckes von diesem schauerlich=großartigen Schauspiele, einen andern unwiederbringlich zu verlieren; selbst die Araber schwiegen, und schienen die tiefe und erhabene Bedeutung dieses Momentes und dieser Stelle zu fühlen.

Endlich gelangten wir an die ersten Marmorblöcke, an die ersten Säulentrümmer, welche durch die Erdbeben von den Denkmalen abgerissen, und über eine Meile weit hinweg geschleudert worden waren, und gleich den vom Sturme dem Walde entführten dürren und fahlen Blättern umhergeweht lagen. Die tiefen und weiten Stein=Brüche, welche gleich Thalschluchten die schwärzlichen Halden des Antilibanons durchziehen, gähnten bereits dicht neben unserm Pfade; diese weitausgebreiteten Steinbecken, an deren Wänden noch zur Stunde die tiefen Spuren des Meißels sichtbar sind, welcher sie ausgehölt, zeigten noch hie und da einige theils von ihrem Grunde halbabgelöste, theils auf allen vier Seiten behauene Riesenblöcke, welche nur auf die Arme von Titanengeschlechtern, die sie hinweg bringen sollten, zu harren schienen. Einer von diesen Quadern maß zwei und sechszig Fuß in der Länge, vier und zwanzig in der Breite, und sechszehn in der Dicke.

Ein Araber stieg vom Pferde, ließ sich in den Steinbruch hinab, und erklomm den Block, indem er sich an die Einschnitte des Meißels, und dem darin wachsenden Moose fest klammerte; er stieg auf diesen Säulenstuhl, und rannte unter wildem Geschrei auf der Plattform hin und her; allein der Säulenstuhl erdrückte durch seine Masse den Pygmäen=Menschen unserer Tage, der Mensch verschwand vor seinem Werke. Es bedürfte der vereinten Kraft von sechszig tausend Menschen unserer Zeit, um diesen Block nur allein aufzuheben; und auf den Plattformen der Tempelruinen von Balbek kommen noch gewaltigere vor, welche fünf und zwanzig bis dreißig Fuß hoch über den Erdboden hinauf gewunden worden waren um Säulenreihen zu tragen, die mit solchen Grundvesten in Einklange stehen!

Wir setzten unseren Weg zwischen der Wüste links und den Abhängen des Antilibanons rechts fort, wobei wir längs einigen von Hirtenarabern angebauten kleinen Feldern und dem Bette eines sich zwischen den Ruinen hindurch schlängelnden Stromes, dessen Gestade von einigen stattlichen Nußbäumen beschattet wurde, hinzogen. Die Akropolis oder der künstliche Hügel, welcher sämmtliche große Denkmale von Heliopolis trägt, blickte hie und da durch die Zweige und über die Wipfel der Bäume, endlich kam sie uns ganz zu Gesicht, und die gesammte Karawane hielt, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, wie von einem Zauberstabe festgebannt, plötzlich an. Keine Feder, kein Pinsel vermöchte den Eindruck zu schildern, den dieser einzige Anblick auf das Auge und die Seele ausübt; auf unserem Pfade, im Bette des Stromes, inmitten der Felder, rings um alte Baumstämme, ungeheure Blöcke von rothem und grünem Granit, von Porphyr, weißem Marmor, Säulenschäfte, gemeisselte Kapitäler, Architrave, Schnecken, Karnieße, Gesimse, Piedestale, mit dem Antlitz auf der Erde liegende Bildsäulen, alles dieses auseinandergestreut, bunt durcheinander in tausend Bruchstücken geworfen, gleich den Laven eines Vulcans, welcher die Trümmer eines großen Reichs aus= und umher=warf. Kaum ein Pfad, um sich durch diese das ganze Erdreich bedeckenden Trümmer einer ganzen untergegangenen Kunstwelt hindurchzuwinden; die Hufschläge unserer Rosse ertönten mit jedem Schritte auf dem glattgeschliffenen Acanthusblatte eines Karnießes, oder hallten auf dem schneeigen Busen eines weiblichen Torso; nur das Gewässer des Flusses fand den Weg durch dieses Rinnsal von Bruchstücken und bespülte sie mit seinem murmelnden Wellenschaum.

*) Nachstehende Verdeutschung war bereits abgedruckt, als uns die im Morgenblatt erschienene zum Gesicht kam; die geringste Vergleichung dürfte zeigen, daß beide nichts mit einander gemein haben.

Jenseits dieser eigentlichen Marmordünen, stieg der Hügel von Balbek von dem Wüstenabend hehr umschauert in die Höhe; eine von Menschenhänden aus Quadern, worunter Riesenblöcke, aufgethürmte Plattform von tausend Schritte in der Länge und sieben hundert in der Breite; er kehrte uns seine östliche Seite zu mit ihren tiefen Grundvesten und unermeßbaren Verkleidungen, mit den weiten Mündungen seiner unterirdischen Gewölbe, in welche sich das Gewässer des Flusses verliert. Der über das Gewässer hinsausende Zugwind brachte mit dem Gemurmel desselben ein Geräusch hervor, welches dem fernen Geläute unserer großen Dome glich.

Auf dieser unabsehbaren Plattform zeigten sich uns die großen Tempel, wie sie sich abendgolden von dem blauen und rosigen Horizont abhoben; einige von diesen einsamen Denkmalen schienen unberührt von der alles zerstörenden Zeit und erst gestern aus den Händen des Erbauers hervorgegangen zu seyn; andere boten nur noch Überreste dar; der Blick verlor sich in den schimmernden Säulenhallen dieser verschiedenen Tempel, und der zu hochliegende Horizont hinderte uns wahrzunehmen wo diese Steinwaldung ende.

Die drei riesenmäßigen Säulen des großen Tempels, welche noch zur Stunde ihr reiches und kolossales Gesims majestätisch tragen, beherrschten diese ganze Scene, und verloren sich gleich einem zu den Opfern der Giganten bestimmten Luft-Altar in den blauen Äther des Wüstenhimmels. Wir verweilten nur einige Augenblicke um einen einstweiligen Überblick desjenigen zu gewinnen, zu dessen Besuch wir aus so weiter Ferne und unter so vielen Fährlichkeiten hergekommen waren; und den eigentlichen Vollgenuß dieses Schauspiels, das „uns im Traume selbst so reich und glänzend nicht zu erscheinen vermochte“ auf den morgenden Tag versparend, zogen wir weiter. Der Tag neigte sich, wir mußten eine Herberge entweder unter dem Zelte, oder unter irgend einem Gewölbe dieser Ruinen suchen, um allda zu übernachten, und uns von dem Ungemach der Reise zu erholen.

Wir ließen den Ruinenberg und eine von Marmortrümmern ganz weiße weite Pläne links liegen, zogen über einige Grasflächen, worauf Kamehle und Ziegen weideten, einer Rauchsäule zu, welche in geringer Entfernung aus einer mit Araber-Hütten untermischten Ruinen-Gruppe aufstieg. Der Boden war uneben und widerhallte unter den Hufschlägen unserer Rosse, als wie wenn sich die Katakomben, über welche wir hintrabten, unter unsern Füssen aufthun wollten. Wir langten endlich an der Thüre einer niederen Hütte an, deren Thüre und enge Fenster, ohne Scheiben und ohne Laden, aus Marmor- und Porphyr-Trümmern bestanden, welche mit etwas Mörtel schlecht zusammengefügt waren.

Eine kleine steinerne Bogengräte erhob sich einen bis zwei Fuß hoch über die Plattform auf welcher diese Hütte stand, und ein Glöcklein, ähnlich denjenigen welche man in Einsiedler-Grotten sieht, erzitterte unabläßig im Abendhauche.

Dieß war der Pallast des arabischen Bischofs von Balbek, welcher in dieser Wüste die oberhirtliche Aufsicht über eine kleine Gemeinde von 12 bis 15 griechischen Christen führt, die mitten unter dem wilden Stamm der unabhängigen Bquà Araber leben.

Bis jetzt hatten wir außer den Schakalen, welche im Abenddunkel zwischen den Säulen des großen Tempels umherstreiften, und den kleinen Schwalben mit rosigem Halskragen, welche gleich einem Zierrathe der morgenländischen Baukunst, die Kornichen der Plattform umsäumten, kein lebendes Wesen erblickt. Der Bischof, welcher durch das Geräusch der Karavane von unserer Ankunft unterrichtet worden war, trat in die Thüre, verneigte sich gegen uns und bot uns gastliches Obdach an. Es war ein schöner silberhaariger Greis mit langem grauen Barte, ernsten und milden Gesichtszügen, edler und wohllautender Rede, ganz dem Bilde des Priesters ähnlich wie es im Gedicht oder im Romane vorkommt, und in jeder Beziehung würdig inmitten dieser feierlichen Scene, unter Ruinen, wo die sinnende Betrachtung weilt, sein Frieden-, Entsagung- und Milde-athmendes Antlitz zu zeigen.

Er ließ uns in einen kleinen innern Hof eintreten, welcher mit Stücken von Statuen, Mosaiken und antiken Vasen gepflastert war, stellte uns sein Haus, das heißt, zwei kleine, niedrige, geräth- und thürenlose Kammern zur Verfügung, worauf er sich zurückzog und uns nach morgenländischem Brauche in unumschränktem Besitze seiner Behausung ließ.

Während unsre Araber rings um die Hütte eiserne Pflöcke in die Erde steckten um unsere Pferde daran fest zu binden, und andere in dem Hofe ein Feuer anzündeten um unser schlichtes Pillau-Mahl zu bereiten, und die Gerstenkuchen zu backen, traten wir hinaus, um auf die uns in der hehren Abendstille umgebenden Denkmale einen zweiten Blick zu werfen.

Die großen Tempel standen vor uns wie Bildsäulen auf ihren Fußgestellen, die Sonne beschien sie mit einem letzten scheidenden Strale, der gleich dem Dämmerschein einer Lampe, welche der Priester aus dem Hintergrunde des Heiligthums hinwegträgt, von Säule zu Säule irrend, sich immer mehr und mehr entfernte; die tausend Schatten der Portiken, Pilaster, Säulenreihen, Altäre, schwankten verschwimmend unter dem weiten steinernen Walde umher, und traten auf der Akropolis allgemach an die Stelle der schimmernden Helle des Marmors und Travertins. Weiter hinab, auf der Pläne, wogte ein Ocean von Ruinen, der sich erst im fernen Horizont verlor, man hätte sie für Wogen von Gestein halten mögen, welche an eine Klippe anbranden, und den unabsehbaren Strand mit ihrem weißen Schaume bedecken. Nichts ragte über dieses Trümmermeer hinaus, und die Nacht, welche sich von den schon grauen Kuppen einer Bergkette herab senkte, breitete ihren Schattenschleier über dasselbe aus. Wir verweilten einige Augenblicke sinnend und schweigend vor diesem unnennbaren und namenlosen Schauspiel, und kehrten hierauf langsamen Schrittes in den von den Flammen erhellten Hof zurück. Diese erloschen nach und nach, der Mond aber stieg am klaren Firmament voll und glänzend herauf, und während er durch die Zacken einer weißen Marmormauer und durch die Steinblätter eines mit Arabesken verzierten Fensters hindurch zog, erhellte er den Hof mit einer zauberischen Helle. Die feierliche träumerische Stille versenkte uns in tiefes Sinnen; und was wir in jener Stunde, und auf jener Stelle, so fern, fern von der lebenden Welt, in Gegenwart so vieler stummen Zeugen einer unbekannten und verklungenen Vergangenheit dachten, die aber alle unsere winzigen Theorien von der Ge-

schichte und der Philosophie der Menschheit über den Haufen wirft, was sich in unserem Geiste oder in unserem Herzen von unseren Systemen, unseren Ideen, ach! und vielleicht auch von unseren Erinnerungen und individuellen Empfindungen regte, der Alleswissende weiß es allein, und unsere Zunge versuchte es nicht zu sagen, sie würde befürchtet haben, die erhabene Feier dieser Stunde, dieses Gestirns, dieser Gedanken selbst zu entweihen; wir schwiegen.

Plötzlich erscholl es aus den Ruinen, hinter der von arabischen Bogenwölbungen durchbrochenen Mauer die nach der Wüste hinaus stand, wie eine Klage der Liebe, wie ein bedeutsames von der Leidenschaft betontes Murmeln; dieses unverständliche und verworrene Gemurmel schwoll an, wurde gehaltener, erhob sich höher und stärker, und wir unterschieden endlich einen Chorgesang, monoton, melancholisch und zart, welcher bald lauter, bald leiser wurde, bald hinstarb, bald wieder aufglimmte und sich selber antwortete; — es war das Abendgebet, welches der arabische Bischof mit seiner kleinen Gemeinde hielt. Wir waren durch nichts auf diese Musik der Seele vorbereitet worden, wovon jeglicher Ton ein Gefühl oder ein Seufzer des Menschenherzens ist, und die in dieser Einsamkeit, in der Tiefe der Wüste, aus den stummen, von den Erdbeben, den Barbaren und der Zeit zu Boden geworfenen Bildsäulen zu ertönen schien.

Wir wurden von sprachlosem Staunen ergriffen, und begleiteten die Accente dieser heiligen Poesie mit der Erhebung unseres Innern, unseres Gebets und unserer ganzen überschwenglichen Inbrunnst, bis die gesungenen Litaneien ihren eintönigen Refrain geendet hatten, und der letzte Seufzer dieser frommen Stimmen in das gewohnte tausendjährige Schweigen dieser Einöde verklungen war.

So, sagten wir aufstehend, wird sonder Zweifel die Poesie der kommenden Zeiten seyn; Seufzer und Gebet auf Gräbern, ein klagendes Sehnen nach einer Welt, die nicht Tod noch Trümmer kennt.

(Der Verfasser schließt an diese Schilderung umständlichere Betrachtungen über die Bahnen an, welche die Poesie in der Zukunft einschlagen dürfte, die wir aber als nicht hieher gehörig übergehen.)

Ferdinand Maria Wertheim.

## Allerlei aus der Havannah.

In dem vor Kurzen (gegen Ende des Februar d. J.) zu London erschienenen Reisewerke: Narrative of a Tour in South Amerika, comprising Mexico, etc., with an excursion to the island of Cuba; in a series of letters written in the years 1831 — 32. by H. Tudor, 2 vol., kommen unter anderm, anziehende Angaben über Leben, Sitte, gesellige Verhältnisse u. s. f. in der Havannah vor, welche man als einen schätzenswerthen Beitrag zu der Kunde von der Insel Cuba ansehen darf, worüber wir in Alexander von Humboldts unvergleichlichem Werke über diese Colonie einen Kern- und Mittelpunkt besitzen, wie sich dessen wohl keine andere Colonie von gleichem Umfange zu rühmen vermag. Wir eilen daher sie unseren Lesern im wesentlichen Auszuge mitzutheilen:

Den 28. Dezember 1831 gleich nach Sonnenuntergang liefen wir in den stattlichen Hafen der Havannah, welcher auf einer Seite von romantischen schroffen Klippen umzirkt, eine überaus malerische und so enge Einfahrt hat, daß keine zwei Schiffe neben einander in denselben einlaufen können. Da wir erst am folgenden Tage landen durften, so hatten wir am Morgen vollkommene Muße die Rhede von dem Verdeck unsers Fahrzeugs zu überschauen. Die Sonne stieg an dem glänzend-klaren Firmamente herauf, und übergoß alle Gegenstände mit jener köstlichen unbeschreiblichen Glühtinte, welche nur in den Tropengegenden vorkommt; die sich verbreitende erquickliche und belebende Wärme bildete einen ungemein behaglichen Abstich gegen das Gefühl von Feuchtigkeit und Kälte, welche wir noch so kürzlich erst auf dem Mississipi ausgestanden hatten. Das prachtvolle Hafen-Becken worin wir lagen, ist in jeglicher Richtung gegen Sturmwinde geschirmt und so geräumig, daß es an tausend Fahrzeuge fassen kann.

Der schönste Theil der, einen wahrhaft morgenländischen Anstrich tragenden, Havannah ist der Exercirplatz, wo sich die sogenannte Erste Messe (la primera misa) d. h. diejenige Stelle befindet, auf welcher Columbus gleich nachdem er auf Cuba gelandet, die erste Messe lesen ließ. Zwei Seiten dieses reitzenden Platzes werden von dem Regierungspallaste und der Intendantur gebildet, vor deren Untergeschossen sich ihrer ganzen Länge nach geräumige Säulengänge hinziehen; die Mitte des Platzes nehmen viele kleine Gärten und Blumenparterre ein, die durch köstlich duftende Myrthenhecken von einander geschieden und eingefriedet sind, und eine mannigfaltige Fülle der lieblichsten tropischen Bäume-, Gesträuche- und Blumengewächse enthalten, die mir jemals vorgekommen sind. Da sieht man den Baumwollenstrauch, das Zuckerrohr, den Pisang, den Kaffehbaum und zahllose andere in den gemäßigten Erdgürteln fremde Gewächse. In diesen zauberischen Bezirken stehen hie und da Statuen, und Springquellen sprühen empor; längs den würzehauchenden Gehegen laufen kühle Gänge zum Lustwandeln hin, was in diesem schwülen Klima doppelt ergötzlich ist. Hier wie in der ganzen Umgegend steht, selbst mitten im tiefen Winter, (wenn man anders die dem Sommer entgegengesetzte Jahreszeit hier so nennen darf) alles im üppigsten Grün und vermält die Frische des Lenzes mit den Früchten des Herbstes. Die Gebüsche und Gesträuche prangen in reichster Laubfülle, die Orangenbäume glühen von Goldfrüchten, und bieten dem Ankömmling, welcher wie dieß bei uns der Fall war, von den Gestaden des Mississipi anlangt, wo mit Ausnahme von Neu-Orleans und der Gegend zwanzig deutsche Meilen weit oberhalb der Stadt, noch alle Bäume unbelaubt und in Schnee eingeschleiert standen, einen durch den Abstich zwiefach reitzenden Anblick dar. —

(Es folgt nun eine Schilderung der beiden bedeutendsten öffentlichen Spaziergänge der Havannah, die wir aber in einer Skizze der vorzüglichsten öffentlichen Promenaden bedeutender Städte in der alten wie in der neuen Welt, in einer unserer künftigen Lieferungen besonders mitzutheilen uns vorbehalten).

Sehr ergötzlich ist der phantastische Anzug, in welchem das freie schwarze Frauenzimmer ein-

hergeht, wovon sehr viele außer ihrer Freiheit auch ein beträchtliches Vermögen besitzen, und daher nach allen Vergnügungen streben, welche ihnen dasselbe zu gewähren vermag. Man stelle sich einen zartgewebten weißen Spitzenschleyer über ein kohlschwarzes Angesicht geworfen, vor, dazu eine bizarre Mischung so vieler Farben im Anzuge als im Regenbogen erscheinen; die reitzende Hand der schwarzen Schönen hält dabei zugleicherzeit einen Sonnenschirm hoch empor, um ihren zarten und blühenden Teint vor dem schädlichen Einfluß der tropischen Sonne zu bewahren.

Ihr Wetteifer mit den schönen Töchtern Europas (den Kreolinnen), hat sich jedoch noch nicht so weit verstiegen, um den Luxus, welchen die Toilette dieser letztern zuweilen zur Schau trägt, nachzuahmen; manche Anzüge der Havannerinnen aus den vornehmen und reichen Ständen, sind aus dem innern Baste des Spitzen-Baumes verfertigt, der dem kostbaren Gewebe, von welchem derselbe seinen Namen trägt, täuschend ähnlich sieht.

Dieser Baum kommt in verschiedenen Gegenden von Cuba vor, und sein Bast gleicht wie gesagt so wundersam genau in Gewebe und Ansehen, den zartesten Brüßler Spitzen, daß selbst Sachkenner leicht getäuscht werden, und eines für das andere nehmen mögen. Solche an sich schon prachtvolle Anzüge werden, mit einem phantasie- und erfindungsreichen wie zugleich geschmackvollen Sinne, wie er nur den putzverständigen Frauen eigen ist, mit Glühwürmchen geschmückt, welche innerhalb eines durchsichtigen Spitzengürtels und in den verschiedenen Falten der Kleider so angebracht werden, daß sie ihre Lage unverrückt behalten müssen, und nun, je nachdem das Gemach oder der Saal mehr oder minder erhellt sind, schwächer oder stärker schimmern.

Wenn die Gesellschaft aber die kühle Abendluft im Garten genießt, — was in diesen heißen Breiten gewöhnlich geschieht und dort so überaus erquicklich ist — so verbreiten diese anziehenden niedlichen Insekten einen unglaublichen Glanz, so daß sie sich also gewissermaßen als wahre Gegensätze des nur im Lichte schimmernden Edelgesteins darstellen. Die vornehmen Havannerinnen ziehen diese ihre Lieblinge mit großer Sorgfalt auf; sie bewahren selbe in reichverzierten aus Zuckerrohr geflochtenen Etuis, welche zuweilen gleich einer chinesischen Pagode geformt sind, und füttern sie mit den zartesten Theilen des Zuckerrohres, das für sie ein eben so großer Leckerbissen ist, wie für den chinesischen Feinzüngler die Salanganen-Nester oder Haifischfinnen.

Gewissermaßen in Einklang mit dieser Erfindsamkeit steht der an den vornehmen Tafeln in der Havannah herrschende Brauch, daß Damen und Herren sich einander kleine Leckerbissen, welche sehr zierlich auf eine Gabel gesteckt werden, von ihrem Teller durch die Bedienten zusenden. Eine solche Sendung wird für eine ausnehmende Artigkeit gehalten; nicht minder gilt es als ein vielverheißendes Zeichen freundlicher Herablassung, wenn eine Dame von dem vollgefüllten Glase nippt, ehe der Herr davon trinkt, zweifelsohne ist diese Sitte in der Absicht eingeführt, um die Wirkung hervorzubringen, deren der Dichter in folgender Stelle gedenkt: „Sobald ihre Lippen den Becherrand berührt hatten, überfloß der Kelch von Nektar.“ Der Vergleich mit der an den europäischen Tafeln herrschenden Sitte, einander zuzutrinken, liegt sehr nahe, daß jener aber romantischer und sinniger ist, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Die einem Franzosen Namens de Pestre gehörende Kaffeh-Pflanzung, Namens La santissima Trinidad, welche ungefähr sieben Leguas von Matanzas liegt, beschreibt der Verfasser folgendermaßen: Der Eingang zur selben wird durch einen Baumgang der herrlichsten Palmen gebildet, die mir jemals zu Gesichte gekommen sind, und sogar diejenigen, welche ich in Ostindien gesehen, an stattlichem Wuchse übertreffen. Jeder Palmbaum steht ungefähr zwanzig Fuß von dem andern entfernt, und die Zwischenräume sind mit Aprikosenbäumen, die im frischesten Grün prangen, ausgefüllt. Die Palme hat außer der ihr eigenen Zierlichkeit noch eine andere Eigenschaft, die, so viel mir bewußt ist, kein anderer Baum von ähnlichem Hochwuchse besitzt, ich meine diejenige Beschaffenheit, woran man sein Alter erkennen kann, nämlich an der Zahl der leicht von einander unterscheidbaren Ringe, welche sich um den Stamm schlingen und wovon jeder ein Jahr anzeigt, also eigentliche Jahrringe.

In Hinsicht auf malerische Wirkung kann sich übrigens keine Vegetation mit einer Kaffehpflanzung vergleichen. Eine Zuckerrohr-Pflanzung mit ihrem in üppigen Wuchse thurmschlank emporschießenden Röhricht, welches Hunderte von Morgen überbreitet, gewährt einen äußerst reitzenden Anblick; allein der Anblick einer Kaffeh-Pflanzung beut noch höhere Schönheit und Mannigfaltigkeit dar. Die Kaffeh-Sträucher werden in Reihen gepflanzt, und erreichen im Durchschnitt eine Höhe von fünfthalb bis fünf Schuh; die Zwischenräume werden von Orangenbäumen eingenommen, welche zum Theil in Blüthe stehen, zum Theil schon Früchte tragen; während Pisangs, Kalabaschenbäume, Mangos, Malabarische Nußbäume, Guaven, Brotfruchtbäume nebst einer Fülle anderer tropischen Baum- und Strauch-Arten in reichem Gewühle umher wachsen. Diese reitzenden würzeathmenden Gehölze und Gesträuche haben, abgesehen davon, daß sie dem Gelände zur Zierde dienen, noch den großen Nutzen, daß sie die jungen zarten Kaffehpflanzen vor dem heißen Sonnenbrande schirmen.

* * *

Die phantastischen und dichterischen Namen, welche den verschiedenen in Diensten befindlichen Negerknaben und Mädchen, in dem Hause, wo ich mich in der Havannah aufhielt, beigelegt worden sind, belustigten mich nicht wenig. Einer hieß „Lord Byron“ ein anderer „Thomas Moore“ u. s. f., alle diese Namen haben diese kleinen Kobolde als sie noch fast Kinder waren, von der romantischen Tochter des Hauses, einem der Dichter-Lectüre ergebenen fünfzehnjährigen Mädchen erhalten, welches damit die große Liebe, die es zu diesen ihren Lieblings- und Herzens-Troubadouren hegt, hat an Tag legen wollen, (Vol. II. pag. 137). Seine schwarze Herrlichkeit, Lord Byron, führen ihren doppelt-hohen Namen mit einer Würde und einem Anstande wie sie einem solchen geziemen, und da der Knabe seinen frühern Namen rein vergessen hat, so würde er es zweifelsohne für eine gewaltige Schmach halten, wenn man ihm seinen jetzigen, dessen Bedeutsamkeit er zu kennen scheint, wieder zu entziehen gedächte.



Einfahrt in den Hafen von Monembrasi.



Mistra.

Einer meiner Lieblings-Spaziergänge während meines Aufenthaltes in der Havannah, war längs der Küste der Landspitze oder Punta. Die ganze Oberfläche derselben besteht aus Madreporen, welche in ihren zahllosen Schichten große Vertiefungen darbiethen, und durch ihren zarten und netten Bau, dem Geologen ein nicht geringes Interesse darbieten.

Hier hat man am Saume des Oceans, welcher während der herrschenden Nordwinde mit entsetzlichem Ungestüm die Küste peitscht, eine Menge von Bädern in den Boden hineingearbeitet, die durch hölzerne Dächer vor dem Unwetter geschützt werden, und wo man sich daher diese in einem heißen Klima so köstliche Erfrischung in aller Fülle, und ohne Besorgniß vor den See-Ungeheuern verschaffen kann.

Das See-Wasser hat an der Küste von Cuba eine größere Klarheit, als ich je anderwärts gesehen zu haben mich erinnere, und die dem Golfstrome, welcher bei der nördlichen Spitze der Insel vorbeigeht, eigenthümliche Wärme, ertheilt dem Wasser eine Temperatur, die eben so ergötzlich als überraschend ist. So ungewöhnlich man es bei uns finden würde, sich im Januar am Meere zu entkleiden, um des Vergnügens halber zu baden, so war doch bei einem Stande des Reaumurschen Thermometers von 18°, ungefähr um die achte Morgenstunde, und der beinahe gleichen Temperatur des Wassers, keine große Gefahr des Erkältens vorhanden.

F. M. W.

---

## Einfahrt in den Hafen von Monembrasi.

Vor einem der schönsten Häfen Lakoniens, am östlichen Ufer des dritten Strahles von Morea, hat die Natur den Felsen hingepflanzt, der sich in vorliegender Abbildung so schön darstellt.

Man kann versucht werden, an die vom Pausanias berichtete Veranlassung zur Bewohnung desselben durch Menschen, buchstäblich zu glauben, da zu der Zeit, als der Felsen seine ersten Bewohner erhielt, der Gedanke, einen Hafen durch Festen zu schützen, wohl schwerlich in dem Kopfe derselben sich mag befunden haben.

Epidaurus Limera, so hieß zu Pausanias Zeiten das gegenwärtige Monembrasi, Malvasia, oder auch Napoli di Malvasia, wurde, wie der griechische Geograph als Sage erzählt, von Leuten aus dem argolischen Epidaurus gegründet. Sie sollten, von ihren Mitbürgern gesendet, eine Wallfahrt nach der Insel Cos, zu dem dort stehenden berühmten Tempel des Äskulap unternehmen, und landeten bei dieser Fahrt an dem Felsen an, auf welchem sich Monembrasi gegenwärtig ausbreitet. Auf das Geheiß einiger Träume ließen sie sich daselbst nieder. Auch entwischte ihnen eine Schlange, heißt es in der Erzählung weiter, welche sie aus Epidaurus mit genommen hatten, von einem ihrer Schiffe, versteckte sich auf dem Lande, und zwar ganz nahe am Ufer. Dieses Verschwinden des Thieres, und diese Träume, deren Inhalt jedoch des Aufzeichnens nicht werth befunden worden ist, erzeugten in den Reisenden den festen Entschluß, sich hier anzubauen. Auf dem Platze, wo die Schlange in die Erde gekrochen war, befanden sich noch zu Pausanias Zeiten einige Altäre, dem Äskulap geweihet, und mit Ölbäumen umpflanzt. —

Der Fuß des Felsen ist von Wasser umgeben, und steht nur durch eine lange hölzerne Brücke, die bis an die Spitze einer Erdzunge reicht, mit dem Lande in Verbindung. Die Festungswerke sind von den Venetianern angelegt, welche den Platz im Jahr 1537 in einem Friedensschlusse mit Solimann II. zwar abtreten mußten, ihn aber im J. 1687 nach sehr langer Belagerung wieder erlangt hatten. Es wächst an dem Felsen der edle Wein, der an den Namen des Platzes durch den seinigen erinnert.

Die Leser erhalten hier die Beschreibung von Malvasia größtentheils aus der Feder des vor einiger Zeit verstorbenen Arztes Zuccarini, der von dem jetzigen Regentschafts-Mitgliede General Heidegger dem Obristen Bory empfohlen wurde, als dieser für einige Mitglieder der französischen Gelehrten-Expedition ärztliche Hülfe verlangen mußte.

„Monembrasia, oder Napoli di Malvasia ist eine kleine felsige Insel, oder vielmehr ein Fels, an der Küste Lakoniens, und wird durch eine Brücke aus der Zeit der venetianischen Herrschaft, aus welcher überhaupt alle großen Bauwerke abstammen, welche nicht Reste des Alterthums sind, mit dem festen Lande verbunden. Die Insel hat ungefähr eine Stunde im Umfange. Der Grund erhebt sich anfangs mäßig aus dem Meere hervor, steigt aber plötzlich senkrecht, und überall ungeheure schroff in die Höhe sich erhebende Felsenwände bildend, zu sehr großer Höhe empor. Auf dem Gipfel ist eine Citadelle erbauet. Die Fläche oben auf dem Felsen, die von den Werken eingeschlossen ist, hat ziemlich den Umfang des Fusses selbst. Einst standen auch viele Häuser innerhalb dieser Werke, jetzt gewähren aber die Ruinen derselben, obgleich mit Feigenbüschen und Granatbäumen umgeben, einen nur traurig-schönen Anblick. Besonders malerisch stellt sich die halb zerfallene, halb erhaltene Kirche in byzantinischem Style dar. Sie steht auf einer Anhöhe, von einigen andern schönen Ruinen umgeben; rings herum grünt seltsames Buschwerk, hinter ihr ragen Cypressen in die Höhe. An der Südseite befindet sich die Stadt, bergabwärts bis an die Gestade des Meeres hinlaufend. Starke, besser als die Citadelle vertheidigte, Mauern schließen ein Gedränge von Kirchen und Häusern ein, die so durcheinander und übereinander gehäuft sind, daß fast keine Strasse vorhanden ist. Wenn sich ein mäßig großer Mann quer über die Hauptstrasse legte, so wäre diese völlig gesperrt. Die Häuser sind steinern, massiv, nach venetianischer Art, aber viele zerstört. An der Westseite befindet sich ein stark befestigtes Thor, welches zur Brücke und zu dem Landungsplatze führt. Die Brücke besteht aus 12 Jochen, und ist an der Seite der Insel mit einem ziemlich starken Thurme befestigt. — So weit ich den Boden, ein paar Stunden hin aufwärts und abwärts am Strande besucht habe, ist dieser nicht viel fruchtbarer als die Felseninsel.“

„Dürre, nackte Berge, mit Strauchwerk bedeckt, geben der Gegend ein düsteres, graues Ansehen. Nur einzeln, und weit von einander weg, liegen grüne Plätzchen, wie in der Wüste die Oasen. Wo sich nämlich Wasser findet, das entweder als Quelle zu Tage tritt, oder aus Cisternen durch Räder heraufgepumpt werden kann, die größtentheils von Eseln getrieben werden, da hat sich die Pflanze und der Mensch eingefunden, da sind Hütten und Nester gebauet, da grünt

Tabelle der Koreischen Schrift; eine Karte der Insel, nach einen koreanischen Original, Abbildungen dortiger Götterbilder, Münzen, Kleidungsstücke u. m. a.

Sowohl der höchst merkwürdige und noch so wenig erforschte Gegenstand, wie der Verfasser des Werkes und alle andern Umstände vereinigen sich dasselbe zu einer der wichtigsten Bereicherungen der geo- und ethnographischen Literatur zu machen.

2.

Der bekannte blinde Reisende J. Holman, welcher seinen Plan, sämmtliche Erdtheile zu besuchen, der unsäglichen Schwierigkeiten ungeachtet, welche sein Zustand dem Reisen entgegensetzen muß, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ausgeführt hat, schildert seine mannigfachen Abentheuer in folgendem kürzlich erschienenen Werke: A voyage round the world, including travels in Afrika, Asia, Australia and Amerika. F. M. W.

## Miscellen.

1.

Auf einer Sennalpe in der Nähe des Grindelwalds trug sich, wie Carne in seinen zu London 1834 erschienenen Letters from Switzerland and Italy erzählt, vor einiger Zeit folgender Vorfall zu. Ein achtjähriger Hirtenknabe, welcher unfern der Sennhütte, deren einziger Bewohner er war, einiges Vieh hütete, gewahrte auf dem Vorsprung eines niedrigen Felsens zwei junge Adler stehen; verwogen und entschlossen, den von der Bernerischen Regierung auf den Fang jedes Adlers ausgesetzten Preis von Einem Louisd'or zu erringen, schlich er sich leise und unbemerkt hinter den Felsen, packte beide Aarlinge plötzlich, und ließ sie trotz ihres heftigen Widerstandes nicht los. Er war eben im eifrigsten Kampfe mit seiner sich überaus ungeberdig sträubenden Doppelbeute begriffen, als er gewaltiges Getöse vernahm, und zu seinem nicht geringen Entsetzen, die beiden alten Adler mit grauenerregendem Flügelschlag gegen ihn herangestürmt kamen. Er rannte in größter Hast nach der Hütte, und hatte eben nur noch Zeit die Thür zuzuwerfen als die Aare schon dicht davor waren. Wüthend über den Raub ihrer Jungen erhoben sie ein Geschrei, welches weit und breit umher wiederhallte, und den Knaben mit Beben erfüllte; sie stürmten mit aller Macht ihrer Fittige gegen die lose zusammengefügte Hütte an, um sie zu zertrümmern und hinein zu dringen; sie hielt aber glücklicher- und unbegreiflicherweise Stand. Sie tobten so fort bis zum Einbruch der Nacht, wo sie endlich nach ihrem nicht weit entfernten Horste zurückkehrten, worauf der Knabe, welcher die beiden jungen Adler drinnen frei gelassen hatte, sie wieder fest packte und spornstreichs die Alpe hinab in das nächste Dorf rannte, wobei wie man sich denken kann, er öfter ängstlich rückwärts schaute, ob die Adler nicht hinter ihm hergerauscht kämen, und ungefährdet dort anlangte. F.M.W.

2.

Die Schilderung der so ungemein anziehenden Lebensart der amerikanischen Wandertaube, ihrer Züge, Ruhe- und Brüteplätze, ist aus der Nordamerikanischen Ornithologie des trefflichen Wilson, deren unschätzbarer Werth längere Zeit hindurch nicht gewürdigt worden ist, in neuester Zeit von mehreren vielgelesenen europäischen besonders deutschen Zeitschriften mitgetheilt worden. Einen merkwürdigen Beitrag dazu enthält das Aprilheft des American Journal of Science and Arts by Silliman, vom Jahr 1833.

In dem Schreiben eines Dr. Hildreth aus Marietta von 1. Februar 1833 an den Herausgeber, berichtet derselbe, daß die Wälder des Staats Ohio seit dem Herbst des Jahrs 1832 von unzählbaren Schaaren der Wandertauben wimmelten, welche durch das im gedachten Jahre dort stattgefundene beispiellos-ergiebige Gedeihen der Waldfrüchte, insbesondere der Eicheln und Buchnüsse dahin gelockt worden waren. Ihr vorzüglichster Nachtaufenthalt in derjenigen Gegend des Staats Ohio, wo der Wohnort des Berichtstellers gelegen ist, befand sich an der Quelle des kleinen Hockhocking, fünf deutsche Meilen von Marietta, in einem öden unwirthlichen dichtverwachsenen Felsenstriche von mehr als einer halben deutschen Meile ins Gevierte, wo selbst fast alle hochstämmigen Bäume durch die Wucht der Myriaden von Tauben, die sich auf ihnen und zwar immer ein Schwarm über dem andern niedergelassen, im buchstäblichen Sinne des Worts fast allesammt vernichtet, und zwar theils abgebrochen oder gar entwurzelt, theils aller ihrer Äste und Zweige beraubt sind. Das Geräusch des Flügelschlages dieser Millionen von Wandertauben, wenn sie in der Frühe fast gleichzeitig das Lager verliessen, um nach den Wäldern zu fliegen, glich dem Getöse des durch den Hochwald einher brausenden Sturms. 3.

3.

Der durch mehrere Reisewerke und durch seinen Zwist mit der ostindischen Compagnie bekannte englische Reisende Buckingham, hatte im Jahre 1830 in einer Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften, und später in öffentlichen Blättern, den Plan zu einer Reise um den Erdkreis entwickelt, deren Zweck und Gegenstand, nicht nur in der Vervollkommnung der Geo-, Hydro- und Ethnographie, so wie der Bereicherung der verschiedenen naturgeschichtlichen Sammlungen der beiden Hemisphären, z. B. der botanischen Gärten, und Herbarien, der zoologischen und mineralogischen Kabinette u. s. f. bestehen, sondern auch außerdem die Civilisation der Länder, Inseln und Halbinseln, wohin er gelangen würde, dadurch gefördert werden sollte, daß aus allen und jeden derselben Knaben von zehn bis zwölf Jahren nach Europa mitgenommen werden sollten um allda ihre Erziehung zu erhalten, und nachher die Wohlthaten der Gesittung in ihrem Vaterland einführen zu können.

Wir wünschten zu erfahren, was aus diesem Plane geworden ist, bei dessen Entwicklung der Urheber, wie wir schon damals in einem öffentlichen Blatte äußerten, vergessen hatte anzugeben, wie die Vorsteher der europäischen Institute es anfangen sollten, sich diesen ihren exotischen Pflege- und Unterrichts-Befohlenen verständlich zu machen, und wie hinwieder diese letztern, die, nachdem sie in Folge eines in so frühem Alter stattgefundenen vieljährigen Aufenthalts außer ihrem Vaterlande, vermuthlich ihre Muttersprachen ganz oder großentheils verlernt haben würden, es anfangen sollten, sich ihren Landsleuten verständlich zu machen.

Unseres Wissens wenigstens hat seitdem nicht das Mindeste von einer Ausführung desselben oder von den Vorkehrungen dazu verlautet. F. M. W.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin
für
allgemeine Weltkunde.

8.] Oporto und Villanova, in zwei Ansichten. [1834.

## Bilder und Skizzen aus Ostindien.

Neue Folge.

### Von Josephine Dietrich.

1.

#### Die Hindus.

Genaue Kenntnisse von den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes, sind mit Ausnahme desjenigen was man aus ihren eigenen nicht immer zuverlässigen Mittheilungen zu entnehmen vermag, schwer oder vielmehr gar nicht zu erlangen. Der Grund davon liegt hauptsächlich in der fast gänzlichen Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechtes, welche erst nach der Eroberung Hindostans von den Moslimen eingeführt worden ist. In großen Städten, wo mehr Handel und Wandel getrieben wird, mag eine nähere Bekanntschaft mit den Sitten der Eingebornen gewonnen werden, aber ihr Betragen ist bei solchen Gelegenheiten meist nach der Laune derjenigen berechnet, welchen sie aus was immer für einem Grunde oder Vortheil zu gefallen suchen. Über diese Sitten kann man, nach dem, was während dieses oberflächlichen Verkehrs beobachtet werden kann, mit ziemlicher Bestimmtheit urtheilen; was aber im Innern ihres Hauses vorgeht, und die Stellung der verschiedenen Mitglieder ihrer Familie zu einander betrifft, das ist eben so gut ein Geheimniß, als die eleusinischen Mysterien. Die Sitten und Gebräuche der Eingebornen stammen aus einer grauen Vorzeit und sind durch dieses ehrwürdige Ansehen vor gegenwärtigen Neuerungen geschirmt. Doch wer weiß es, ob nicht auch sie, die bisher fast Unwandelbaren, über Kurz oder Lang endlich auch in den Wirbel der Bewegung gerissen werden dürften? Deutet die so höchst merkwürdige Erscheinung des Reformators Romahun-Roy nicht darauf hin? und strebt die brittisch-ostindische Regierung zwar nicht auf ostensible desto mehr aber auf andere versteckte Weise, besonders durch die Verbreitung zahlloser in den Landessprachen geschriebener Zeitungen und Flugschriften, einen solchen Umschwung, eine solche Umwälzung in den Ansichten und Sitten des unermeßlichen Volkes der Hindu herbeizuführen?

Der gesellige Verkehr ist sehr beschränkt, vorzüglich unter den Hindu; nicht so bei den Moslimen. Das Weib des Hindu bedient zuerst ihren Gemahl, dann ihre Kinder, hierauf erst nimmt sie selber Nahrung zu sich. Patriarchalische Gesetze sind, wie das Recht der Erstgeburt, eingeführt; kein jüngerer Bruder darf sich vor dem älteren verheirathen; der Wille des Vaters ist Gesetz, dem sich die Kinder und sämmtliche Hausgenossen unbedingt unterwerfen; kein Angehöriger darf in seiner Gegenwart ohne Erlaubniß sitzen.

Um die Meinung zu erhärten, wie schwer es sey, mit den Sitten und Gebräuchen der Eingebornen in ihren eigenen Häusern bekannt zu werden, darf nur angeführt werden, daß Alle, welche bis jetzt darüber geschrieben haben, ihre Kenntnisse nur von Eingebornen erhielten, die nicht in dem eigenthümlichsten und schönsten Theile von Indien zu Hause waren, oder deren Nationalcharakter schon durch europäischen Einfluß gelitten hatte. In Bengalen ist die Hauptquelle der Mittheilungen geöffnet worden, allein sie sind keineswegs auf die Bewohner der nördlichen und westlichen Regionen der vordern indischen Halbinsel anwendbar. Bengalen im engen Sinne des Wortes steht auf einer zu tiefen Stufe des indischen Charakters, als daß man dasselbe zum Maßstabe für die übrigen Länder des unermeßlichen Ostindien sollte gebrauchen können.

2.

#### Die Falkenbeize.

Denjenigen, welche mit indischen Waidmannsspielen und Jagdvergnügungen unbekannt sind, dürfte die Schilderung einer Falkenbeize, jener im Mittelalter in Europa so ritterlichen und hochgefeierten Jagdweise, wie dieselbe noch zur Stunde in Indien geübt wird, in mehrfacher Hinsicht anziehend seyn; wir wollen daher eine der neuesten Beschreibungen einer solchen, aus dem vor Kurzem in London erschienenen Reisewerke: Tours in Upper India and in Parts of the Himelaya Mountains etc., by Major Archer, mittheilen:

„Der Radschah hatte uns seine Falken und Jagd-Leoparden (Chettah's) zu einer Morgenbeitze geschickt, zu welcher wir uns auch mit Tagesanbruch aufmachten. Wir stießen alsbald auf einige Reiher, welche harmlos auf den Feldern ihrem Futter nachgingen. Kaum erblickten sie die auf dem Handgelenke der Falkner sitzenden Jagdhabichte, so kreischten sie laut auf, und begannen sich beinahe lothrecht in die Höhe zu erheben. Einer von den Falken, welcher zur langbeschwingten hochfliegenden Gattung der Beiries gehörte, stieg allsogleich auf und verfolgte einen von diesen Vögeln. Da er wußte, daß er nicht im Stande sey, sich so schnell als seine Beute in der Höhe aufzuschwingen, so entfernte er sich seitwärts, als sey er nicht gesonnen, wieder zurück zu kehren, dabei aber stieg er allmälig immer höher und höher, schwenkte sich dann plötzlich gegen den Vogel und schoß so schnell empor, daß er fast über ihm schwebte. Diese Wendungen und Schwenkungen des Falken, so wie überhaupt sein Emporflug hatten etwas ungemein Großartiges und zugleich Zierliches, und zeugten von nicht geringer Schlauheit. Der Reiher

war indessen so hoch gestiegen, daß er fast schon unseren Blicken entschwunden war.

Die Jäger müssen bei diesem Waidwerke überhaupt sehr schnell reiten, und dadurch, daß der Blick und die ganze Aufmerksamkeit unabläßig auf den Falken wie auf das Federwild gerichtet seyn müssen, welche ihre Evolutionen des Entfliehens und des Verfolgens stets in fast unersehbarer Höhe vollführen, wird dieses Waidwerk etwas gefährlich.

Der Falke setzt seine wohlberechneten Bewegungen so lange fort, bis er sich gerade senkrecht über seiner Beute befindet; dann schießt er adlerschnell hernieder; der Reiher gewahrt das Unvortheilhafte seiner Lage, er strebt daher ein Gewässer zu erreichen, um über dasselbe schweben zu können, und hiedurch seinem Dränger zu entgehen, dem es über einem Wasserspiegel nicht wohl zu Muthe ist, und sich daher zu stoßen scheut. Ist jedoch kein Gewässer in der Nähe, so strengt der unglückliche Vogel in größter Bedrängniß seine ganze Flugkraft an, um so schleunig als möglich den Boden zu erreichen; und nur aus diesem Niedersteigen entnimmt der geübte Jäger, daß der Falke über dem Federwilde seyn müsse, so hoch schweben beide in der Luft.

Dieß ist der Augenblick, wo die Aufmerksamkeit der Jäger am meisten gespannt ist, und ihr weidmännisches Vergnügen den höchsten Grad erreicht. Der Falke schießt nun, seine Fittige fest anschließend, mit einer Schnelle hernieder, von welcher sich nur wer ein Augenzeuge einer solchen Jagd gewesen ist, eine Vorstellung zu machen im Stande ist; sein Herniederflug rauscht gleich einem scharf dahin sausenden Winde. Der Reiher kann nun nicht mehr entkommen, und ehe er im Stande ist, den Boden zu berühren, hat ihn der Falke schon getroffen, und durch den Stoß ganz betäubt gemacht, dabei ist er aber dennoch zu vorsichtig, sich mit dem Reiher, welcher ihm an eigentlicher Stärke überlegen ist, zugleich niederzulassen, weil er in diesem Falle leicht den Kürzern ziehen, und von ihm getödtet werden könnte; er läßt ihn vielmehr herabfallen, und schwebt dann so lange über ihm bis die Jäger herbeigekommen sind, welche ihn vor den Flügelschlägen und dem Picken des mittlerweile wieder zu sich gekommenen Vogels schützen. Nun wird wie bei den europäischen Jagden verfahren; dem armen vor Schmerzen zuckenden Geschöpfe die Schwingen zerbrochen, und dem Falken gestattet, sich durch die Brust einen Weg zu dem Herzen seines Opfers zu bahnen. Selten ist der Falkner oder einer von den Jägern so menschlich, die Qualen des grausam gemarterten Geschöpfes schnell zu enden. — —

Das Reiten, das Verfolgen der mannigfachen Bewegungen des Federspieles, machen diese Jagd für denjenigen, welcher überhaupt an dergleichen Schauspielen Gefallen findet, sehr ergötzlich. Wenn der Falke ein starker Vogel ist, und seine Beute zu faßen im Stande ist, darf man nicht besorgen, daß er von ihr abläßt; nur schlägt er zuweilen eine falsche Richtung ein. Auch muß man immer zur Hand seyn, um ihn vor dem Ertrinken, wenn er etwa ins Wasser gefallen, oder vor andern Raubvögeln, z. B. Geyern zu bewahren, welchen letzteren er erliegen würde.

## 3.
## Die Vorketten des Himalaya-Gebirges, oder das Taffelland von Gherwal.

Das Kamehl kann auch unbeladen nur mit Mühe eine wenn auch sanft hinansteigende Strecke bergaufwärts gehen; mit der geringsten Bürde aber ist es dieser Aufgabe durchaus ungewachsen. Maulwurfshügel sind für dasselbe im buchstäblichen Sinne des Wortes Berge, und obschon es in der Wüste einem allen andern Fahrzeugen zuvoreilenden Schnellsegler gleicht, vermag es doch nichts auf der Bergstraße, die wie hier, oft nur zwölf Fuß breit, auf der einen Seite durch eine fast lothrecht in die Höhe starrende Felsenmauer abgeschlossen ist, während auf der andern ein schwindelnder Abgrund, gleich dem weitaufgesperrten Rachen eines Königstigers gähnt.

Heimische Strauch- und Baumarten begrüßen auf diesen Alpengauen das Auge des freudig überraschten europäischen Wanderers, und erwecken zugleich süße und wehmüthige Gefühle, Erinnerungen an die so ferne Heimath in seinem Busen. Der wilde Kirschenbaum, Fichten mannigfaltiger Art, erscheinen; das Veilchen, hier wie überall in der Frühlings- und Alpenwelt so holdverschämt und jungfräulich, blickt von dem moosigen Lager mit seinen frommen Gazellenaugen umher, während der bläulich schimmernde Falter, den du aufgescheucht, dich umschwärmt als wie neugierig forschend, welcher Unberufene ihn im trauten Kosen mit der süßen Blumengeliebten gestört. Auch hier glüht die Moosrose einsam auf duftendem Rasenplane, auch hier entfaltet die wunderliebliche Genziane ihre blauen Glocken.

Der Eindruck, den diese heimathlichen Wiesen- und Alpenblumen hier in den Vorhallen des heiligen Himalaya, dieser hehren Völker- und Religionenwiege, auf das von tausend wechslenden Empfindungen bewegte Gemüth des Wanderers hervorbringen, ist unbeschreiblich, zumal wenn sein Auge noch von der seltsamen fremdartigen Blumenpracht des Hindostanischen Tieflandes geblendet ist.

Von dem höchsten Punkte des Berges, welcher auf Subathu, dem Hauptort des brittischen Cantonnementes heruntersieht, breitet sich das entzückendste Alpenbild vor den Blicken aus. Von einem Föhrenhain blickt das Auge in eine Kluft von einigen tausend Fuß Tiefe hinab; die terrassenartig angebauten Berggehänge, die Thäler und Flußufer zeigen ihre mannigfaltigen Culturen: Reis, Mais, Murwa, Bathu, Ugal, Tschenna, Kangri wallen in vielfarbigen Streifen durch einander; emporblickend gleitet es längs einer unabsehbaren Reihe von Piks hin, die gleich Pagodenzinnen erschimmern, bis es am äußersten Saume mit Ehrfurcht und Bewunderung auf der ungeheueren Gebirgs- und Gletscherwelt des Himalaya verweilt.

Subathu, welches ungefähr vier deutsche Meilen von der Ebene entfernt, in den Vorgauen des Hochgebirges liegt, war der Hauptsitz der wilden Gorkhas; nachdem sie aber von den Britten (1815) vertrieben worden waren, wurde es von diesen besetzt, und der brittische Schutz zugleich über allen Alpenstaaten *),

*) Unter dem Ausdruck „Alpenstaaten," (hill-states, wie sie fast in allen englisch-ostindischen Reisebeschreibungen und Staatsschriften heißen), werden die größern

in Süden des Ssetledsch, und ostwärts bis zum Spihtiaflusse, welcher sich am äußersten Rande der von den Engländern sogenannten Chinesischen Tatarey in den Ssetledsch ergießt. Die Bevölkerung, welche früher unter dem härtesten Drucke schmachtete, und keinen Augenblick ihres Lebens oder ihrer Habe sicher war, genießt nun des vollen Schutzes der brittischen Herrschaft, und kehrt hie und da schon allmälig wieder zu jenem ursprünglichen Zustande der Sitteneinfalt zurück, die ihr früher eigen war. Der Besitz dieser Alpengaue ist für das brittisch-indische Reich, in doppelter Hinsicht von unschätzbarem Werthe, nämlich in militärischer und in medicinischer Beziehung.

In militärischer, weil sie, wie der große Krieg mit der Gorkha-Dynastie bewiesen, eine natürliche fast unüberwindliche Vertheilungslinie darbieten; in medicinischer, weil sie als „Repräsentanten des gemässigten Europäischen Klimas" ganz dazu geeignet sind, die höchst nachtheiligen ja lebensgefährlichen Krankheiten aufzuheben und zu heilen, welchen die Europäer durch einen langen Aufenthalt in dem schwülen Klima von Hindostan, und insbesondere von Bengalen unterworfen sind*), denn bis noch vor einigen Jahren mußten dergleichen Kranke sich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit mit einem außerordentlichen Aufwande von Zeit und Gelde, theils nach dem Cap oder nach Madeira, theils sogar nach England zurück begeben.

Je nachdem man sich höher hinauf oder tiefer hinab begibt, kann man in jede beliebige und erforderliche Temperatur gelangen, und jenseits der Schneelinie in dem mit reichen Traubengehängen geschmückten Alpengau von Kanawer, der Hauptlandschaft des Alpenstaates Bissahir, findet der Genesung Suchende alle Vortheile, die eine in Europa ungekannte Gleichförmigkeit des Klimas und die Elastizität der, Gesundheit und Wangenröthe auf ihren Schwingen tragenden Bergluft **), mit sich bringen müssen.

---

und kleinern Gebiete des Indischen Alpengürtels genannt, welche von Erbfürsten unter den verschiedensten Titeln, (Radscha, Rana u. s. f.) beherrscht wurden. Siehe J. B. Fraser Journal of a Tour through Part of the snowy range of the Himalaya Mountains, and to the Sources of the Rivers Jumna and Ganges 1820. P. I. Historical sketches of the origine, progress and termination of the war with the Nepal Governements, und das nicht genug zu preisende Werk unseres unvergleichlichen C. Ritter: Allgemeine vergleichende Geographie u. s. f. Theil III., oder Erdkunde von Asien B. II. Anmerkung der Redaction.

*) Siehe J. Jeffreys Dissertation on the Climate of the Hill Provinces as connected with Pathology. Calcutta 1823, und C. Ritter über die Sanatarien (oder „Kur-Alpen" wie man sie nach Analogie von „Kur-Orte" nennen könnte), im brittischen Indien, in der Vergleichenden Erdkunde von Asien. Von den bis jetzt errichteten drei Kur-Stationen, ist die erste im Süden von Dekan zwischen Coromandel und Malabar, auf den von allen Reisebeschreibern als ein wahres Elysium geschilderten Blauen Bergen oder Nil-Gerri-Alpen am Südende der Ghat-Kette, welche kürzlich erst von unserm vaterländischen Botaniker Freiherrn Karl von Hügel, bereist worden sind, und die wir in einer unserer künftigen Lieferungen des Bilder-Magazins ausführlicher zu schildern gedenken; die zweite in dem Mittelgebirge des Gherwal-Himalaya zu Landur, und die dritte in den Bergen von Sikkim im Vor-Himalaya. Anmerkung der Redaction.

**) „Das reine kühle Luftbad," wie C. Ritter es so richtig bezeichnet. A. d. R.

Diese Alpengegenden gewähren denen, welche an einem oder mehreren von den vielfachen Übeln leiden, die das Tropenklima in der europäischen Constitution zu erzeugen pflegt, viel größere Leichtigkeit der Wiederherstellung als eine Seereise, und ihre Heilkraft erweist sich unter hundert Fällen bei neun und neunzig wohl noch entschiedener. Die Langwierigkeit der Reise aus dem obern Indien, und die damit verknüpften schweren Unkosten halten viele, denen ihre Mittel oder ihre Amts- und Dienstverhältnisse eine solche unabweisbare ja oft unaufschiebbare Luft- und Klima-Veränderung nicht gestatten, ab, eine solche zu unternehmen, während eine Reise nach diesen lieblichen Alpengauen einer ganzen Familie nicht hoch zu stehen kommt. Selbst in dem Falle, wo augenblickliche und schnelle Hülfe erforderlich ist, kann der Kranke im Palankin die Reise nach der Gherwal-Station binnen vier oder fünf Tagen zurücklegen, ausgenommen etwa, daß er sich in den weithin nach Westen gelegenen Landschaften befände. Bei günstigem Wetter werden im Palankin neunzig englische Meilen in einem Tage und öfter sogar hundert zurückgelegt.

---

## Einiges über Lissabon,

mitgetheilt von

### Josephine Dietrich.

Lissabon, die Hauptstadt von Portugall, liegt höchst entzückend am rechten Ufer des Tajo, ungefähr zwei deutsche Meilen von der Barre vor der Einfahrt in den Hafen, unter 38°, 42′ N. Breite, und 8°, 31′ W. Länge.

Kein Hafen ist reicher an örtlichen Vortheilen, als Lissabon: sein weiter Umfang, die Sicherheit des Ankerplatzes, und die so ausgedehnte Strecke Landes, durch welche der Tajo seinen Lauf nimmt, erhöhen wesentlich seine Wichtigkeit für den Welthandel. Das Clima ist ebenfalls so günstig, daß die Schifffahrt längs den portugiesischen Küsten zu jeder Zeit des Jahres möglich ist. Schiffe, welche nach dem Orient oder nach der westlichen Hemisphäre, nach den Ländern am Mittelmeere oder dem nördlichen Europa absegeln, befinden sich, wie sie den Hafen verlassen, gleich in offener See, und können ihre Fahrt, ohne durch Canäle, Inseln oder Klippen gehindert zu werden, fortsetzen. Es wird jedoch richtig bemerkt, daß in der Nähe der westlichen Küste Portugalls der Wind, vorzüglich in den Sommermonathen, meist von Norden bläst; wodurch jene Schiffe, welche von San Vicente nach den nördlichen Theilen Europa's segeln, genöthigt sind, in einer Entfernung von wenigstens vier bis sechs und selbst sieben Längengraden von der Küste, guten Wind zu suchen.

Diese so reitzend gelegene Stadt, nimmt eine Reihe von sieben Hügeln, in paralleler Linie mit dem Flusse ein. Die Häuser erheben sich an den Ufern des Tajo amphitheatralisch bis zu den Kuppen der Hügel, und breiten sich rückwärts beträchtlich aus. Die Kirchen und öffentlichen Gebäude sind meist vortheilhaft in die Augen fallend gelegen, und bilden, besonders von der Wasserseite aus gesehen, ein prachtvolles Ganze. Der Fremde aber findet sich, wenn er landet, sehr getäuscht; denn er entdeckt schnell, daß er sie von ihrer besten Seite gesehen hat, und sieht sich bald in höchst schmutzigen Strassen. —

In Beziehung auf den Gründer und die Zeit der Entstehung Lissabons, haben die eifrigsten Nachforschungen bis jetzt keinen befriedigenden Erfolg gewährt; desto reichlicher fließen die Quellen über die Zeit der Wiederentstehung dieser Hauptstadt, als sie nach jenem furchtbaren Erdbeben, von welchem sie fast gänzlich verwüstet wurde, gleich einem Phönix wieder aus ihrer Asche hervorging.

Das Andenken an jene grauen- und verhängnißvolle Katastrophe, deren Kunde wie selten eine andere, ganz Europa ergriffen und tief erschüttert hatte, ist neuerlichst durch die in mehreren der gelesensten Blätter erschienene Schilderung wieder aufgefrischt worden.

Der Marquis von Pombal stand damals an der Spitze der portugiesischen Regierung, und war mehr mit ämtlichen Anordnungen, als solchen mildthätigen Handlungen beschäftigt, die ein fühlendes Herz anzeigen. Ruhig und ungerührt, ja gefühllos, durchschritt er die mit Leichnamen angefüllten Ruinen, aus welchen halbverbrannte und durch den Druck des Schuttes fast zerquetschte Körper, unter den Qualen eines langsamen, gräßlichen Todes, das herzzerreissendste Weheklagen hören liessen. Für dieß Alles war Pombal taub und blind. Nur mit seinen Entwürfen beschäftigt, berechnete er sogleich die großen Verschönerungen und Umgestaltungen, welche wohl durch nichts, als solch eine allgemeine Zerstörung möglich geworden, und widmete seine Aufmerksamkeit ganz dem Plane, nach welchem die Hauptstadt neu gebaut werden sollte. Das, im Laufe mehrere Jahre sich wiederholende Erdbeben, hinderte den Minister einige Zeit sein Unternehmen auszuführen. Endlich wurde begonnen, aber die Armuth der früher reichen Einwohner verzögerte die Fortschritte des großen Werkes, welches sich noch jetzt in unvollkommenem Zustande befindet. Gegenwärtig, wo Alles, was damals das allgemeine europäische Mitgefühl stürmisch aufregen mußte, in den Hintergrund getreten und verblaßt ist, dürfen wir dieses tragische Ereigniß, mit eben so vieler Ruhe, als der Marquis von Pombal damals, ein für die Verschönerung der Stadt günstiges nennen, obgleich wir die Scene unter ganz verschiedenen Verhältnissen erblicken.

Das Klima von Lissabon ist vielleicht das angenehmste der Welt, obschon man in der Stadt selbst nicht alle die Reitze desselben genießen kann, die man aber in deren Umgebungen, zu Buenos Ayres, Bellas, Queluz u. s. w. in so reicher Fülle findet. Das Thermometer steigt im Sommer selten über 74° Fahrenheit, und im Winter kann die Höhe im Durchschnitt auf 55° bis 62° angenommen werden. Die südliche Seite der Stadt ist durch die erquickliche Frische, welche die Nähe der See und der Lauf des Tajo bewirken, angenehmer als die andere. Die kalten, nördlichen Winde werden, ehe sie die Stadt erreichen, durch eine Reihe von Bergen aufgehalten, und ihre Gewalt gebrochen.

Lissabon enthält ein und vierzig Pfarreien; viele von den Kirchen sind höchst merkwürdig; besonders jene des heiligen Rochus, welche früher den Jesuiten gehörte. Was aber am meisten Aufmerksamkeit verdient, ist die St. Johann dem Täufer geweihte Kapelle; in ihrer Art vielleicht einzig in Europa. Unter dem edlen Gesteine, mit welchem sie geziert ist, erblickt man Lapis Lazuli, orientalischen Granit, Porphir, Amethysten, Alabaster, Carrarischen Marmor u. s. w. Auch findet man darin drei schöne, meisterhaft ausgeführte Mosaikgemälde. Das Eine, die Taufe des Heilandes vorstellend, ist über dem Altar angebracht; die zwei anderen, die Verkündigung und die Herabkunft des heiligen Geistes, befinden sich an beiden Seiten desselben. Der Boden ist gleichfalls von Mosaik, mit einer Gitter-Einfassung und einer Himmelskugel im Mittelpunct geschmückt. Die Säulen des Altars sind von Lapis Lazuli; der Tisch desselben wird durch silberne Cherubims gestützt, an deren Seite zwei hohe Candelaber von gleichem Metalle prangen. Die Schäfte der Säulen sind in gezackten Streifen mit Goldzierrathen versehen. Der Werth dieser Kostbarkeiten mag, aufs Geringste angeschlagen, gegen dritthalb Millionen Silbergulden betragen. Die ersten Künstler Roms waren auf Befehl Johanns V. mit der Ausführung dieser Prachtarbeiten beschäftigt, welche er im Jahr 1751 den Jesuiten schenkte. Diese Kapelle mißt siebzehn Fuß in der Länge und zwölf in der Breite.

Die übrigen Kirchen bieten auch viel Bemerkenswerthes dar. Die Orgeln sind im Allgemeinen sehr groß und die Pfeifen in den meisten horizontal angebracht. Reich vergoldetes Schnitzwerk ist in verschwenderischer Menge, jedoch mit wenig Geschmack angewendet. Die äußere Architektur ist gewöhnlich durch flitterhafte Ausschmückung entstellt, und die Rücksicht auf Ebenmaß und Zierlichkeit hat meist der seltsamen Laune des Erfinders weichen müssen. — Von anderen, öffentlichen Gebäuden verdienen nur wenige Beachtung, ausgenommen: das Gebäude der ehemaligen Inquisition, das Opernhaus; das Seearsenal; die königliche Bank; die Kanonengießerei; und die mit Recht berühmte Wasserleitung.

In dem Theile der Stadt, welcher von dem Erdbeben am meisten verheert wurde, sind die Straßen lang, gerade, sehr regelmäßig und nehmen zwischen zwei Hügeln der Stadt eine ebene Fläche ein. Fünf derselben laufen einander parallel und breiten sich von der Praça do Commercio, an der Seite des Flusses, bis zu der Praça do Rocio aus. Diese werden rechtwinklig, von sechs anderen, geraden Straßen durchkreuzt, welche einander ebenfalls parallel laufen, und Travesas „Kreuzgassen," genannt werden. Die Häuser in diesem neuen Theile der Stadt sind gewöhnlich drei oder vier Stockwerke hoch; in den Stockwerken sind die Fenster meist mit verzierten, eisernen Balconen versehen. Die Erdgeschoße, welche mit den Straßen in gleichem Niveau sind, da keines der Häuser Keller hat, sind ganz für den Handel eingerichtet. Sonderbar ist die Ordnung, welche von den verschiedenen Gewerbtreibenden beobachtet wird. Beinahe alle Goldschmiede und Juwelenhändler bewohnen eine der neuen Straßen; die Silberarbeiter eine zweite; die Kupferschmiede und Zinnarbeiter eine dritte; die Wollhändler eine vierte; die Handschuhmacher eine fünfte u. s. f. Die ausländischen Waaren und Erzeugnisse, wie Thee, Zucker, Porzellan, Seide rc. sind unveränderlich auf eine der Kreuzstraßen beschränkt. In den neuen Straßen allein findet man die Bequemlichkeit gebahnter Wege für Fußgänger.

Der Rest der Stadt ist so unregelmäßig als möglich gebaut, und obgleich viele Straßen breit genug sind, ist doch das fortwährende Auf- und Niedersteigen höchst unangenehm.

Der Fremde findet leicht Eintritt in Gesellschaften; jedoch muß er mit zwei oder drei Empfehlungsbriefen an angesehene Einwohner versehen seyn, welche es sodann aber für ihre Pflicht halten, ihn bei ihren Freunden einzuführen. Die umständlichen Gewohnheiten, womit man in England empfängt, werden dort, so lange sie bestehen, für die Geselligkeit eine unübersteigliche Schranke bilden. In Portugall, wo das Gesetz der Etikette weniger Gepränge heischt, wird der Fremde eingeladen an einem Familienmahl Theil zu nehmen, oder sich des Abends an einen fröhlichen Kreis anzuschließen. Nachdem dieß geschehen, bedarf es keiner besonderen Einladung mehr. Die Sonntage sind vorzüglich kleinen Tanz-Unterhaltungen und beliebten dramatischen Vorstellungen gewidmet.

Das Innere jener Palläste, die den Fidalgos oder Edlen gehören, ist meist reich verziert, Gobelin-Tapeten, Damaste und Fresko-Gemälde, findet man an den Wänden in verschwenderischem Überfluß. Herrliche Gobelins zumal bedecken die Wände des großen Saales im Pallaste des Barons von Quintella; ausgezeichnete Fresko-Malereien zieren das Staatszimmer und den Saal im Pallaste des Marquis von Loulé. Die anderen Meubles sind eben so glänzend, und bestehen aus Ruhbetten und Sesseln von Atlas, Damast, eleganten französischen Uhren, deren sich zuweilen drei oder vier in einem Zimmer auf kostbaren Marmortischen, welche auf vergoldeten Füßen ruhen, befinden; noch sieht man herrliche Porcellain-Tassen, Statuen von weißem Marmor u.s.w. Die Betten sind sehr zierlich, ja prächtig und denen ähnlich, welche man in alten, englischen Häusern wegen ihrer vorzüglichen Gold- und Silberstickereien und reich mit Fransen besetzten Seidenvorhängen bewundert. Man trifft sie aber auch öfter ohne Vorhänge. Überdecken und Kissenüberzüge werden mit schönen Point-Spitzen besetzt. Waschbecken, Kannen und dergleichen sind immer von Silber. — Ein großer Scharlachvorhang, worauf das Familien-Wapen farbig gestickt ist, wird häufig statt einer Thüre zwischen zwei Gemächern gefunden. Er ist oben ganz einfach befestigt, und hängt leicht herab. — Man kann nicht umhin zu bedauern, daß die Eingänge der Palläste und selbst aller Privathäuser an Stallungen oder Remisen vorüber führen, zu welchen die Erdgeschoße gewöhnlich verwendet werden.

Der Baron von Quintella, dessen eben erwähnt wurde, galt noch vor einem Jahrzehend fur den reichsten Unterthan des Königs von Portugall, und als die französische Armee im Jahre 1807 in Lissabon einrückte, wurde sein Pallast zum Aufenthalt des Generals Junot, nachmaligen Herzogs von Abrantes, gewählt, welcher ihm befahl, jeden Tag eine reichbesetzte Tafel für vierzig Personen bereit zu halten. Diese Tafel kam dem armen Baron täglich auf ungefähr tausend Silbergulden zu stehen. Als nach einiger Zeit die Contribution von acht hundert Millionen Reis, (ungefähr 1,866,400 Silbergulden) mit welcher Lissabon am 4. December 1807 belegt wurde, bezahlt werden sollte, wurde des Barons Antheil zu dreißig Millionen Reis (ungefähr 69,990 Silbergulden) festgesetzt. Als Quintella darüber Vorstellungen machte, und dem General beweisen wollte, wie er um so mehr Anspruch auf einige Schonung machen dürfte, da des Generals Tafel ihm schon so große Ausgaben verursachte, — antwortete Junot: „O mein lieber Baron; das ist eine Privatsache zwischen Ihnen und mir, welche ich nicht säumen werde zu berichtigen. Die Contribution aber ist eine öffentliche Maßregel und dieser muß Genüge geleistet werden.“ Quintella bezahlte seinen Antheil; die Privat-Rechnung aber — ist noch heute nicht abgemacht, die Frau Herzoginn Witwe müßte denn den Ertrag ihrer dickleibigen Memoires dazu verwenden, was ihr aber wohl nicht im Traume einfällt.

Die gewöhnlichen portugiesischen Wägen sind auf zwei Rädern, und werden von zwei Pferden gezogen; das Eine in der Gabel, das Andere für den Vorreiter. Diese Fuhrwerke sind nach Art der englischen mit einem ledernen Dach gedeckt; aber sie haben in der Vorderseite Öffnungen, welche sie ziemlich bequem machen. Der Darinsitzende hat ein paar Schnüre, durch welche er ohne zu dem Vorreiter sprechen zu müssen, den Wagen lenken kann. Der Postillon trägt einen großen, aufgekrempten Hut; einen langen Zopf, eine mit Borden besetzte Jacke, gelblederne Beinkleider und ein paar Stiefel, welche über die Kniee reichen, und woran sich so schwere, silberne Sporen befinden, daß sie meist bei dreißig Milreis (=80 Silbergulden) werth sind. Staatswägen werden selten gesehen, und sie sind so plump und altfränkisch, als die, von welchen man vor einem Jahrhundert in England Gebrauch machte. Die Livreen sind im Allgemeinen dunkel von Farbe und schwer von gewirkten Tressen; dunkel blaue, oder braune mit roth oder grüne mit roth, sind am meisten gebräuchlich.

Die Märkte in Lissabon sind im Überfluß mit jeder Art von Fleisch- und Fischwaaren versehen; (Kalbsfleisch und Lachse ausgenommen, wovon das Erstere Contrebande und der Lachs so selten ist, daß er nur in den nördlichen Theilen des Königreiches zu finden ist). Pflanzen und Früchte sind zur Zeit ihrer gewöhnlichen Reife in Menge wohlfeil zu bekommen. Es wird aber kein Versuch gemacht, sie in Treibhäusern früher zu ziehen.

Die Tracht der Frauenzimmer aus den untern Klassen und insbesondere der weiblichen Dienstbothen, weicht von unserer Kleidung durch ein weißes Musselin-Tuch ab, welches sie um den Kopf winden, und unter dem Kinne fest knüpfen. Auf der Straße jedoch erscheinen sie in scharlachfarbnen oder braunen Überröcken, von welchen breite, mit schwarzem Sammt besetzte Krägen herabhängen; sie stecken die Arme nicht durch die Ärmel, sondern gebrauchen den Rock als Mantel; auch sind die Ärmel selten anders, als zur Zierde geeignet. —

Lissabon kann kein wohlfeiler Aufenthaltsort genannt werden, obschon nicht so theuer als London. Die Hotels oder Gasthäuser in Lissabon sind nicht nur sehr schlecht, sondern eben so theuer, als die Mehrzahl dieser Häuser in London, ohne doch irgend Eine ihrer Annehmlichkeiten zu gewähren. Ein einzelner Mann kann aber immer bei einer acht-

baren Familie für drei oder vier Guineen wöchentlich Kost und Wohnung erhalten; und so können auch Familien im Verhältniß einen wohlfeileren Aufenthalt finden.

---

## Oporto

### von Villanova aus gesehen.

An beiden Ufern des Duero, und nur eine Meile weit von der Stelle, wo das atlantische Meer die Gewässer dieses Flusses aufnimmt, befindet sich Porto oder Oporto, die zweite große Stadt von Portugall, ebenfalls in imposanter Lage dorthin gebauet.

Der Beschauer steht an der Süd-Seite des Flusses, dessen beide Ufer, wie die des Tajo, aus Felshügeln bestehen. Er befindet sich am Fuße dieser Serra oder Hügelreihe, und hat den älteren Theil der Stadt vor seinem Auge, welcher, an einem Hügel angebaut, den bischöflichen Pallast, und die bei demselben hervorragende Kathedrale, mit ihren zwei Thürmen zu seiner Krone hat.

Links von diesen Gebäuden ragt der Thurm einer anderen Kirche in die Höhe. Dieser wird weit in das Meer hinaus gesehen. Zehn Meilen weit dient er den Schiffen, welche dem Hafen mit vollem Seegel zusteuern, als Richtpunct. Diese Kirche ist erst vor 90 Jahren gebaut, zeugt aber dennoch von dem großen und verständigen Geschmacke der Portugiesen in der Baukunst, in welcher sie wenig ihres Gleichen haben werden.

Zur Rechten des Beschauers und ebenfalls auf einem Hügel, steht das Kloster zu Santa Clara, mit seinen alten Thürmen und Mauern.

Von der Kathedrale herabwärts ist der Felsen seiner ganzen Länge nach in Terrassen gehauen, und als Garten bepflanzt, so daß die großen Gebäude auf dem obersten Rücken des Hügels wie aus dieser grünen, üppigen Vegetation heraus gewachsen erscheinen.

Die Mauer um Porto, so alt als die Stadt selbst, dient auch dem Flusse zur Einfassung. Die schöne Strasse, linker Hand, läuft auf dem Kay aus; es ist die St. Johannisstrasse. — Rechts ist ein Theil der Schiffbrücke zu sehen, welche mitten unter grossen Schiffen, und den unzähligen Barken, nach einer besonderen Form gebaut, eine nöthige und wohlthätige Verbindung zwischen der Stadt und Villanova unterhält.

Oporto soll von den Römern angelegt worden seyn; der Name begünstiget allerdings diese Meinung. Dessenungeachtet aber glaubt man ziemlich allgemein, daß es seinen Ursprung erst von den Sueven und zwar aus dem Jahre 417 nach Christo ableiten könne. Diese hätten sich, sagt man, hauptsächlich zu Braga und in dessen Umgegend niedergelassen, seyen aber von den Alanen bis an diese westliche Küste Lusitaniens getrieben worden, und hätten diese Hügel gefunden, bebaut und befestiget. Da wo der erzbischöfliche Pallast und die Kathedrale steht, hätten sie sich zuerst verschanzt. Man nennt daher diesen Theil von Oporto auch heute noch la Villa Antiga, die alte Stadt; den gegenüber liegenden Theil aber la Villa Nova, oder die neue Stadt. Beide zusammen haben gegen 80,000 Einwohner, und sind durch die erwähnte Schiffbrücke verbunden.

## Oporto, der Kay und das Zollhaus.

Herkommend von der Nordseite des Duero, und sich auf die Mauer der Stadt setzend, an der Ecke der Strasse di Ribuleria, hat der Beschauer eine entzückende Ansicht des Flusses vor sich. Der Vordergrund bietet ein lebenvolles Gemälde von dem Kay und dem Zollhause dar. Die an der alten Mauer stehenden Häuser, größtentheils mit weit überragenden, auf die Hitze der aufzufangenden Sonnenstrahlen berechneten Dächer versehen, nehmen sich für das an diese Bauart nicht gewohnte Auge zwar sonderbar, zugleich aber malerisch gut aus.

Zur Rechten des Bildes sieht man einen Theil von Villanova. Auf einem Granitfelsen das Kloster de la Serra, Kloster auf dem Berge; es steht genau auf dem Gipfel desselben, und hat eine der schönsten Lagen der Welt. Es wurde im Jahre 1540 für Mönche des Augustinerordens angelegt. Die Kirche desselben ist cirkelrund; man ahmte dabei die Rotonda de Santa Maria zu Rom nach.

Links von diesem Klosterberge, und auf dem Kamme eines etwas entfernteren Hügels stellt sich das Seminarium, eine lange Reihe von Gebäuden dar. Dieses ist zu dem Unterrichte der Jünglinge bestimmt, welche sich dem Dienste der Kirche als Weltpriester widmen wollen. Zwar sieht man auf dem Bilde nur eines der äussersten Enden des Gebäudes; es verdient aber dennoch die Aufmerksamkeit des Beschauers, weil es bei dem Kampfe der Engländer gegen die Franzosen der erste Punkt war, welchen die Engländer bei ihrem denkwürdigen Übergang über den Duero besetzten.

Die Schiffbrücke ist erst im J. 1806 angelegt worden. Sie wurde in dem Halbinsel-Kriege von den Franzosen vernichtet; im Jahre 1815 aber wieder hergestellt. Im Anfang des Jahres 1809 griff der Marschall Soult den durch 60 Geschütze gedeckten, und durch die Bevölkerung der ganzen Umgegend vertheidigten Ort an, und nahm ihn. Aber ein fürchterliches Unglück trübte dabei diesen ohnehin schon so blutigen Tag. Die Portugiesen, nach hartnäckigem Widerstande zum Weichen gebracht, und mit den erschrockenen Bürgern vor sich her, hinter sich die verfolgenden Franzosen, drängten sich in so dichten Haufen aus den anliegenden Strassen auf die Brücke, daß diese zusammenbrach, und daß der Strom nicht nur die auf der Brücke befindliche Menschenmasse verschlang, sondern auch die nachfolgende Menge, welche nicht wieder umkehren konnte, weil sie fortwährend von hinten gedrängt wurde, in wilder Unordnung nachstürzte, bis eine andere Art Brücke hergestellt war; so daß die letzten Flüchtlinge und Soldaten jeder Gattung nebst ihrer Artillerie den Strom über Leichname von Menschen hinweg passiren konnten.

* * *

Porto und Lissabon sind zwei viel zu wichtige Orte für Portugal und für Europa überhaupt, als daß der Blick von ihrer Betrachtung nicht wenigstens auf die ganze Pyrenäische Halbinsel, welcher sie angehören, übergehen sollte.



Stahlstich von Fr. Ed. Eißner in Wien

**Oporto,**
*der Quai und das Zollhaus.*



Stahlstich von Fr. Ed. Eißner in Wien

**Oporto,**
*von Villa Nova aus gesehen.*

Man pflegt von einzelnen Menschen zu sagen, daß jedem sein Glückstern im Leben wenigstens ein einzigesmal leuchte, daß er aber oft nie wieder erscheine, wenn dieses Einzigemal nicht benutzt worden sey. Es scheint, daß man von ganzen Ländern eben so urtheilen könne; wenigstens ist die Pyrenäische Halbinsel ein laut sprechender Beleg für diese Meinung.

Der Glückstern schien ihr in den Zeiten der arabischen Beherrschung. Von einer Parthei der Gothen und Christen, welche die Halbinsel den Römern abgenommen hatten, selbst gerufen, setzten die erobernden Araber über die Meerenge, und vertrieben am Ende ihre Schützlinge sowohl, als diejenigen, gegen die sie gerufen worden waren, beinahe ganz aus dem herrlichen Lande.

Dieses fremde Volk brachte aber Kunstfleiß und Geschicklichkeit, es brachte Liebe zu Feld- und Gartenbau mit; es war ein handelndes Volk, und hob während seiner Anwesenheit auf der Halbinsel die Wissenschaften zu einer Höhe empor, gegen welche alles, was von dieser Art damals in Europa vorhanden war, sehr weit zurück stand.

Diese Höhe der Civilisation und Cultur hätten die Christen, die in Asturiens Gebirgen unangefochten gelassen wurden, benutzen, sie hätten den Arabern nacheifern sollen. Statt dessen hörten sie jedoch nur auf die Eingebungen des Hasses gegen den anderen Glauben, benutzten zwar die Gelegenheit zur Wiedereroberung ihres Landes, welche die in Uneinigkeit unter einander gerathenen Besitzer ihnen darboten, und vernichteten endlich ihre Gegner vollkommen. Sie vernichteten aber auch alles Gute und Schöne, das von diesen verständigen und thätigen Menschen geschaffen worden war.

Welch ein Land, diese Halbinsel, für einen zweiten Karl den Großen, der verstanden haben würde, dasselbe in einen wirklichen Staat zu verwandeln! Mit Gebirgen bedeckt, durch ein hohes Gebirge gegen den einzigen Nachbar, mit welchem es gränzet, geschützt, von drei Seiten Meerufer, muß hier eine Nation leben konnen, welcher es nie begegnen würde, von irgend einem Volke besiegt, und selbst nicht einmal bekrieget zu werden. Ein ewiger Friede könnte auf diesen zehn tausend Quadratmeilen wohnen; es würden sich fünfzig Millionen Menschen auf dieser Halbinsel wohl befinden können, wenn sie bevölkert wäre, wie die kleine Provinz Portugals zwischen dem Minho und Duero.

Statt dieses erhebenden Ideales, was für eine grell abstechende Gegenwart! Kaum vierzehn Millionen in einem Lande, dessen rauheste Hälfte noch süd- europäisch, dessen lachendere Hälfte beinahe ostindisch ist. Zwei feindlich gegen einander gewordene Völker haben sich auf diesem paradiesischen Boden schon oft unter einander bekriegt, und stehen jetzt eben auf dem Punkt es wieder zu thun! Selbst die Schätze Brasiliens, und die Reichthümer von Peru und Mexico konnten nur verderblich fur die Halbinsel wirken, und Europas werkfleißigen Einwohnern flossen durch die Hände der Spanier und Portugiesen die großen Vortheile zu, welche der Mensch durch Nachdenken und Thätigkeit im Verkehr mit entlegnen Welttheilen gewinnen kann. England und Frankreich, vor andern, wuchsen dadurch zu ihrer Höhe von Kraft empor, und leider hat es das Ansehen, daß die unglückliche Halbinsel jetzt mehr als je in die Hände dieser beiden Mächte gerathen dürfte.

---

## Nachrichten

von den europäischen und außereuropäischen Geographischen Gesellschaften.

Mitgetheilt von dem Herausgeber.

### Geographischer Verein in Bombay.

Diese im Jahre 1832 zusammengetretene jüngste aller bereits vorhandenen geographischen Gesellschaften, hat in einem Programm so wie in einem an die große königliche geographische Gesellschaft zu London erlassenen Schreiben den Zweck, Gegenstand und Umfang ihrer künftigen Forschungen und Bestrebungen ausgesprochen. Wir lassen vorerst gedachtes Schreiben in wesentlichem Auszuge folgen, und werden hierauf das Programm mittheilen:

„Der Präsident und die Mitglieder des geographischen Vereins zu Bombay, dessen hauptsächliche Bestrebungen dahin gerichtet seyn werden, Licht über die Geographie der westlichen Region der vordern Indischen Halbinsel und der benachbarten Länder zu verbreiten, hegen die Überzeugung, daß die königliche geographische Gesellschaft zu London, die Anzeige von der Stiftung dieses Vereins mit um so größerm Vergnügen empfangen werde, als die Weltgegend, deren nähere Erforschung sich derselbe vorgesetzt hat, so überaus anziehend und in mannigfaltiger Hinsicht wichtig ist.

Es bedarf wohl keiner nähern Auseinandersetzung, wie günstig und geeignet die Lage von Bombay für den Anbau der geographischen Wissenschaft ist, man mag nun Hindostan insbesondere, oder die verschiedenen Landstriche und Inseln, welche man im weiten Sinne unter dem allgemeinen Namen Ostindien zusammenfaßt, im Auge haben. Westlich stößt unsere Präsidentschaft unmittelbar an die Länder von Iran und Arabistan, mit denen der Verkehr über den Meerbusen, welcher sich längs der Küsten des erstern ausbreitet, und über die verschiedenen Gewässer, von welchen drei Viertheile des anderen umfluthet werden, leicht und häufig ist. Gegen Mitternacht dehnt sich die Provinz Malwa aus, der Sitz der altberühmten Städte Angein, Mandhow und Palebothrae, weiterhin in derselben Richtung erstrecken sich die unerforschten Wildniße der Tatarey. Wenden wir uns nach Aufgang, so finden wir uns in der Nachbarschaft von Tibet, China, der Malayischen Halbinsel und der unermeßlichen Inselwelt des großen Indischen Oceans. Mit beinahe allen diesen angeführten Land- und Inselstrichen steht Bombay in theils unmittelbarem, theils mittelbarem Verkehr und sein Hafen ist der Schauplatz eines Handelsverkehres, welcher alljährlich die Bewohner und Kauffahrer der mannigfaltigsten und weit von einander entlegensten Länder zusammenführt.

Durch die Aufzählung der in der Nachbarschaft von Bombay vorhandenen Gegenstände von geographischem Interesse, will jedoch der Verein keinesweges zu verstehen geben, daß er sich schon jetzt in Besitz der Mittel befindet, sie allesammt oder auch nur einen beträchtlichen Theil in den Kreis seiner Forschungen zu ziehen; sondern nur so viel, daß ihm mannigfaltige Anläße zu Gebote stehen, die wenn sie auf geeignete und gründliche Weise benützt werden, zu wichtigen und schätzbaren Ergebnissen führen müssen. Vermöge

der großen Ausdehnung der brittisch=ostindischen Besitzungen sind europäische Offiziere und Beamte über unermeßliche Landesgebiete zerstreut, und besitzen vielseitige Gelegenheit sich theils durch persönliche Beobachtung, theils durch das Organ der Eingebornen, deren Idiome sie meistens verstehen, eine vollkommene Kenntniß der örtlichen Verhältnisse und Beschaffenheit ihrer Bezirke zu verschaffen. Anderseits kreuzen die Kriegsschiffe der Compagnie ununterbrochen in den arabischen und persischen Meerbusen, wie auf dem Indischen Ocean, und die Capitäne derselben haben durch ihre Vermeßungen und Aufnahmen, der Geo- und Hydrographie bereits wichtige Dienste geleistet, und sind in der Verfassung deren noch mehr zu leisten."

Im weitern Verfolg des Schreibens heißt es hierauf, der Verein werde nach erhaltener Erlaubniß Behufs seiner Forschungen eine Untersuchung der im Marine=Departement vorhandenen öffentlichen Aktenstücke, als Berichte über Aufnahmen u. dgl., vornehmen lassen.

In Besitz dieser Vortheile und Aussichten hege er den lebhaften Wunsch in Verbindung und Austausch mit dem Londoner zu treten, und als ein Zweig desselben angesehen zu werden.

* * *

Der oben erwähnte Prospectus oder das Circular des Vereins lautet im Wesentlichen folgendermaßen:

„Bei der Anzeige von der Stiftung einer geographischen Gesellschaft zu Bombay scheint es erforderlich, den besonderen Zweck und Gegenstand derselben so wie die Art und Weise anzugeben, wie solche am geeignetesten gefördert werden können."

„Hier müssen wir uns nun aber vor allem gegen die gewöhnliche Ansicht auflehnen, als sey die Erdkunde, streng genommen, nichts anderes, als die Kenntniß von der Gestalt der Erde, ihren verschiedenen Eintheilungen, den Längen und Breiten der Gegenden und Arte, so wie die Beschreibung der Meere, Rheden, Küsten und Gebirgszüge. Diese irrige Ansicht verleitet Viele das Studium derselben für trocken und reizlos zu halten, während es eigentlich eines der reizendsten und anziehendsten ist, und die Gegenstände, welche in den Kreis der Erdkunde gehören, an Zahl, Mannigfaltigkeit und Interesse, diejenigen, welche zur Sphäre anderer Wissenschaften gehören, weit überbieten. Überdieß ist es niemanden benommen sich derselben mit Eifer und Erfolg zu widmen, wenn er auch nicht im Stande seyn sollte, einen Sextanten zu brauchen, oder eine Insel, eine Bai, u. s. f. aufzunehmen, oder die Lage irgend eines gegebenen Punktes des Erdkreises zu ermitteln."

Nach einer Definition des Begriffs des Wesens und Umfangs der Erdkunde, die wir bei unseren deutschen Lesern als hinlänglich bekannt voraussetzen, heißt es in dem Prospectus weiter: Wir halten es für unnöthig umständlicher anzudeuten, welch ein weites Feld sich in unserer unmittelbaren Nachbarschaft dem Anbau des mathematischen Zweigs der Erdkunde darbietet. Die Küsten und Eilande des rothen Meeres und des Persischen Meerbusens, so wie des Archipels, der sich längs der Küste von Malabar ausbreitet, sind auf unsern Karten noch nicht genau angegeben; und ein großer Theil der zu gedachter Inselwelt gehörigen Eilande ist noch unbesucht und unbekannt, so wie nicht minder die bereits vorhandenen Aufnahmen der Küsten des glücklichen Arabien einer Verification von Seiten des Hydrographen bedürfen. Wir erwarten mit Zuversicht von den Offizieren der (brittisch=) indischen Marine die allmälige Ausführung dieser Arbeiten, und ihre Beiträge zu diesem Gebiete der geographischen Wissenschaft machen, wie wir anzunehmen berechtigt sind, den reichsten schätzbarsten Theil der Materialien aus, deren Mittheilung der geographische Verein zu Bombay, von Seiten seiner Mitglieder und Gönner mit Verlangen entgegensieht.

Die Capitäne vieler von den Kauffahrern welche den Hafen von Bombay besuchen, können öfter manche ersprießliche Belehrung gewähren, wenn sie dazu geeigneten Personen ihre Logbücher zur Einsicht mittheilen, in der Absicht, damit ihre nautischen Bemerkungen über streitige Punkte mit denen, welche früher schon von andern aufgestellt worden sind, verglichen werden können. Ferner wird dem Vereine ein wesentlicher Vorschub durch die Bemerkungen von Reisenden geleistet werden, welche das Innere von Indien besuchen, und hinlängliche astronomische Kenntnisse besitzen, um die Lage der verschiedenen schon bestimmten oder noch unbestimmten Orte, durch die sie kommen, feststellen zu können.

Es wird allgemein angenommen, daß selbst die größten Karten von Hindostan äußerst mangelhaft sind, und die Lage der meisten binnen=indischen Orte von geringerm Belange unrichtig bestimmt ist.

(Die Fortsetzung folgt).

## Miscellen.

Madame Bonpland, Gattinn des berühmten Reisegefährten unseres großen Humboldts, ist vor Kurzem von Jamaika zu New=York angekommen. Wenige Frauen unter unsern Zeitgenossinnen dürften in ihrem Leben mit so vielem Ungemach gekämpft haben als sie; und wenn man bedenkt, daß sie diese ihre jetzige Reise nur aus dem Grunde und zwar ganz allein unternommen hat, um ihrem Gatten entgegen zu gehen, welcher wie bekannt eine so lange Reihe von Jahren hindurch von dem Dictator von Paraguay in einer Art von Gefangenschaft gehalten worden ist, so wird unsre Bewunderung für sie gesteigert. Madame Bonpland hatte sich gleich, nachdem sie mit unsäglicher Freude vernommen, daß ihr Gatte endlich seine Freiheit erhalten habe, trotz ihrer Kränklichkeit aufgemacht, um dem so lange Vermißten und Ersehnten entgegen zu reisen; beide scheinen sich aber verfehlt zu haben, und selbst ihre gegenseitigen Briefe nicht erhalten zu haben, denn nach einem längern Verweilen auf Jamaika und anderwärts, wo sie ihn anzutreffen oder wenigstens Kunde von ihm zu erhalten hoffte, beschloß sie wieder nach Frankreich zurückzukehren, um den vielleicht mittlerweile bereits dort Angekommenen zu treffen.

Madame Bonpland hat über ihre sechsjährige Reise ein Tagebuch gehalten, und alle ihre Bemerkungen über den Charakter und die Sitten der Bewohner der Länder, wo sie verweilte, darin aufgezeichnet.

3.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.
Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

9.] Bordeaux. — Das italienische Opernhaus in Paris. — Edinburgh. [1834.


## John James Audubon.

Der Herausgeber hat sich in einem hier zu Wien vor einiger Zeit erschienenen Aufsatze, überschrieben: „Fragmente aus einer natur- und landschaftsmalerischen Blumenlese der abendländischen Völker," auf folgende Weise über den in der Überschrift genannten großen nordamerikanischen Ornithologen und Naturmaler ausgesprochen: „Eine der anziehendsten neuesten Erscheinungen auf dem unermeßlichen Gebiete der höhern reise- und naturhistorischen Literatur sind die beiden (bis jetzt noch unvollendeten) Werke des großen unvergleichlichen nordamerikanischen Naturforschers und ornithologischen Malers J. J. Audubon, wir meinen die Ornithological Biography, or an Account of the Habits of the Birds of the United States of America, interspersed with Delineations of American Scenery etc. Edinburgh 1831 and The Birds of America, London 1831, sie sind ein schwelgerisch-reiches Füllhorn treuer, sinn- und gefühlvoller Schilderungen tropischer Scenen, vorzüglich der dortigen befiederten Welt, von der Hand eines Mannes, der wie jede Zeile bezeugt, von jenem lautern tiefen Sinne, jener edlen großartigen Gesinnung beseelt ist, ohne die der naturforschende Reisende so wenig als der alterthum- und völker-forschende, für die höhere Erkenntniß und Forschung wahrhaft Ersprießliches zu leisten vermag. Dieser begeisterte Druide der nordamerikanischen Urwälder, ist nebst dem bei uns in Deutschland leider noch nicht hinlänglich gewürdigten Alexander Wilson, als der eigentliche Begründer der echten lebendigen Kunde der befiederten Welt anzusehen. Wie anziehend müßte es gewesen seyn, Goethen über die autobiographische Skizze, die Audubon dem zweiten von den beiden oben angeführten Werken als Einleitung vorangesetzt hat, zu vernehmen, worin er einen kurzen Abriß seiner Lebensgeschichte entwirft, und mit so hinreißender edler Einfalt erzählt, wie er zum Naturforscher und eigentlich zum Ornithologen und ornithologischen Maler geworden."

Die vollständige Mittheilung dieses überaus merkwürdigen Lebensabrisses war uns damals unmöglich, weil uns das Werk selbst, wohl eines der herrlichsten unter den vorhandenen Prachtwerken*), nicht zu Gebote stand; nun sind wir aber durch den Abdruck der Autobiographie, welche dem ersten Bande der vor Kurzem zu Edinburgh erschienenen Miscellany of Natural History, von Sir Thomas Dick Lauder und Capt. Thomas Brown, (The Parrots) als die herrlichste Propyläe vorangestellt worden ist, im Stande, diejenigen unserer geneigten Leser, welchen diese so anziehende autobiographische Skizze, die sich berühmten Selbstschilderungen an die Seite stellen darf, noch unbekannt seyn dürfte, mit derselben bekannt zu machen.

J. M. W.

Ich empfing Leben und Licht in der Neuen Welt. Kaum noch dem Gängelbande entwachsen, und im Stande jene dem Ohre der Mutter stets so süßen Erstlingsworte zu lallen, wurde ich schon unausgesetzt auf die mich rings umwebende großartige Natur hingewiesen; sie wurde bald meine Gespielinn, und ehe ich noch den Unterschied zwischen den azurnen Tinten des Firmamentes und dem smaragdenen Schmelze des glänzenden Wälderlaubes zu fassen vermochte, fühlte ich mich schon unwiderstehlich zu ihr hingezogen, fühlte ich schon, daß nicht bloße Freundschaft, sondern eine an Raserei, an Wahnsinn gränzende Inbrunst zur Natur meine Schritte durchs Leben begleiten müsse; und jetzt, auf der Mittagshöhe des Lebens, bin ich mehr als je von der Macht jener frühen kindlichen Eindrücke durchdrungen.

Ich war dergestalt von ihnen umstrickt, daß, wenn ich aus den Wäldern, den Auen und Mooren entfernt war, oder des Anblicks des unermeßlichen Atlantischen Oceans entbehrte, meine Seele eine unaussprechliche Öde empfand. Nur befiederte ätherische Genossen sagten meinem Geschmacke zu. Kein Obdach schien mir so sicher und reitzend als das dichte Laubgewölbe, worunter sich das herrliche Federspiel jenes Erdstrichs birgt, oder die schaurigen Klippen und Schluchten, in welchen der dunkelbeschwingte Cormoran und der Brachvogel Nachtruhe und Schutz vor der Wuth des eichenzerschmetternden Orkanes suchen.

Mein Vater begleitete mich gewöhnlich, verschaffte mir aufs Emsigste Vögel und Blumen; machte mich auf die zierlichen Bewegungen und Stellungen der ersteren, auf die Schöne und den Schmelz ihres Gefieders aufmerksam, lehrte mich auf die ihnen eigenthümlichen Äußerungen ihres Behagens oder ihrer Ahnung von Gefahr, so wie auf die stets in ihrer Art vollendeten Formen und Farbenspiele der letztern achten.

Da pflegte er denn auch von der durch den Wechsel der Jahrszeiten bedingten Wanderung und Wiederkehr der Vögel zu sprechen; beschrieb ihre so mannigfaltig verschiedene Aufenthalts- und Lebensweise; den wundersamen Wechsel ihres Gefieders; er regte mich so zum Studium derselben an, und gewöhnte mich mein

*) Der Preis des aus 20 Heften bestehenden I. Bandes beträgt 40 Guineen, jedes aus fünf Kupfertafeln bestehende Heft kostet 2 Guineen; ein im Verhältniß zu der beispiellosen Genauigkeit und Trefflichkeit der Darstellung, wie der außerordentlichen Größe der Tafeln, gewiß eher zu geringer, als zu hoher Preis.

Gemüth zu Ihm zu erheben, welcher alle diese wunderbaren Wesen geschaffen. Ein unnennbarer Wonneschein überglänzte jene längst dahingeschwundenen Tage meines frühen Kindesalters *); sie verflossen mitten unter diesen Beschäftigungen in einem wunderseligen stillen Behagen. Stundenlang mochte ich mit begeistertem Entzücken die perlengleich = glänzenden Eier betrachten, wie sie in den weichsten Dunen eingehüllt, oder unter Blättern und Zweigen versteckt, oder auf dem brennenden Sande, auch zuweilen auf der von der Brandung und dem Sturme gepeitschten Klippe, längs dem Gestade des brausenden Oceans lagen. Ich wurde angewiesen sie gleichsam als Blüthen- und Blumenknospen anzusehen; da harrte ich mit banger Ungeduld ihrem Erschließen entgegen, um zu sehen, wie die Natur jegliche verschiedene Art mit Augen ausgestattet, die entweder schon beim ersten Hervorschlüpfen des Jungen offen waren, oder noch eine Zeit lang geschlossen blieben, um den allmäligen Verlauf der Entwicklung jeder Art zu verfolgen, oder die Schnelligkeit zu bewundern, womit welche noch im unbefiederten Zustande sich schon vor der Gefahr zu bergen wußten.

So wuchs ich empor, und meine Wünsche wuchsen mit mir groß. Diese Wünsche, lieber Leser, gingen dahin, Alles, was ich von diesen so anziehenden Wesen sah, zu besitzen, mit der Natur aufs Innigste vertraut zu werden; sie blieben aber viele Jahre hindurch unerfüllt. In dem Augenblick, wo ein Vogel von dem tödtlichen Blei getroffen, leblos nieder gefallen war, wie herrlich und farbenschimmernd er im Leben gewesen seyn mochte, mein Vergnügen an seinem Besitze war gleich ihm verblaßt; und obschon alles angewendet wurde, ihm den Schein der lebenden Natur zu bewahren, konnte ich mich doch nicht seiner so lebhaft wie früher mehr erfreuen; ich wünschte alle diese Naturwesen zu besitzen, aber lebendig oder mit einem edlern Schein des Lebens ausgestattet, als das Ausstopfen zu gewähren vermag. Ich wandte mich an meinen Vater und that ihm dieses unbestimmte Verlangen und meinen Kummer kund. Er langte ein Bilderbuch vor. Ein neues Leben durchzuckte alle meine Pulse. Ich blätterte mit überschwenglicher Begierde in demselben, und obgleich das, was ich sah, doch nicht dasjenige war, wornach ich lechzte, so erregte es doch den ersten heißen Wunsch in mir die Natur abzuconterfeyen; ich wandte mich zu ihr, und versuchte sie nachzubilden, auf dieselbe Weise ungefähr, wie ich in den Tagen meiner Kindheit nach dem Beispiele der Erwachsenen aufrecht zu stehen und zu gehen versucht hatte.

Welchen Unmuth, welchen Kummer empfand ich Jahre lang, wenn ich sah, daß meine Conterfeye schlechter waren als diejenigen, die ich (vielleicht im Stillen und ohne daß ich es zu äußern wagte), in dem mir vom Vater geschenkten Bilderhefte als schlecht erkannte!

*) Wer erinnert sich bei dieser Stelle nicht unwillkührlich an jene liebliche Strophe in Matthissons „Kinderjahren:"

> Sie steht im Frühlingshaine
> All' ihre Freuden blüh'n!
> Es wallt im Rosenscheine
> Ihr Blumenleben hin!

Ich fuhr jedoch in meinem glühenden Bestreben, vollkommene Darstellungen der Natur zu erzielen, unermattet und unermüdlich fort, und je schlechter meine Zeichnungen ausfielen, um desto schöner erschienen mir die Originale; diesen Arbeiten und Übungen entrißen zu werden, wäre mir ärger als der Tod gewesen, meine ganze Zeit war ihnen unausgesetzt geweiht, und ich brachte alljährlich Hunderte solcher rohen unförmlichen Conterfeye zuwege, welche auf mein Begehren immer an meinen Geburtstagen dem Feuer übergeben wurden.

So arbeitete ich emsig und unverdroßen lange Jahre fort, und obschon ich die Unmöglichkeit sah, meinen Erzeugnissen Leben einzuhauchen, so gab ich dennoch die Hoffnung einer vollkommenern Darstellung der Natur nicht auf; viele Pläne wurden nach der Reihe befolgt, viele Lehrer leiteten meine unsichere Hand. Als ich in einem Alter von siebzehn Jahren aus Frankreich, wohin ich in eine Erziehungs-Anstalt gesendet worden war, zurückkehrte, hatten meine Zeichnungen schon eine Form gewonnen; David hatte meine Hand in der Zeichnung von Gegenständen großen Umfanges unterwiesen; Augen und Nasen von Riesen, und Köpfe von Pferden, wie sie in antiken Bildwerken vorkommen, waren meine Muster, die aber meinem Zwecke und dem Zweige der zeichnenden Kunst, welcher ich mich geweiht hatte, nicht entsprachen. Ich kehrte mit neuerwachtem frischen Eifer nach den Wäldern der Neuen Welt zurück, und begann allda eine Sammlung von Zeichnungen, welche ich nun unter dem Titel: „Die Vögel von (Nord)-Amerika" der Welt übergebe.

Jeder gebildete Mensch von unverdorbenem Sinne und Gemüthe lauscht mit Entzücken dem so mannigfaltigen Gesange des Haingefieders, er betrachtet nie die anmuthigen und immer anziehenden Formen und Stellungen all dieser Wesen, ohne den lebhaften Wunsch zu hegen, mit ihrer so unendlich verschiedenen Lebensweise, wie mit ihren Lieblings-Bäumen und Blumen (die Blumenspechte) inniger vertraut zu werden.

Mein Vater, welcher mich stets verstanden, und der mein ganzes Wesen und mein Inneres erfüllenden Neigung zur Natur immer entgegengekommen war, gab mir in dem schönen Pensylvanien eine Pflanzung, die während der Sommerszeit von dem Gewässer des Schuylkil-Flusses bespült und erfrischt, und von einer Bucht Namens Perkioming durchschnitten wurde. Ihre Gehölze, Fluren, mit einem Teppich von Immergrün überzogenen Höhen boten meinem Stifte viele Gegenstände dar. Meine Ausflüge begannen unverbrüchlich mit Tagesanbruch; und vom Thau durchnäßt mit einer Beute für meine Studien zurückzukehren, war der höchste Genuß, der mir zu Theil werden konnte, und wird es stets für mich seyn.

* * *

Ich unternahm lange und beschwerliche Reisen, durchstreifte die Wälder, die Savannen, die Seen, und die Gestade des Atlantischen Oceans. Ganze Jahre wurden abwesend von den Meinigen zugebracht. Doch, Leser, wirst du wohl meiner Versicherung Glauben schenken, daß all' meinem Streben und Forschen kein anderer Zweck zum Grunde lag, als das reine absichtslose Schauen und Erfassen der unendlichen Natur. Nie war es mir noch in den Sinn

gekommen, daß es auch außer mir irgend jemand ersprießlich seyn könne, bis ich zufälligerweise mit dem Prinzen von Musignan (Karl Lucian Buonaparte, dem Verfasser der Fortsetzung der Alexander Wilson-schen Ornithologie von Nordamerika), zu Philadelphia bekannt wurde, wohin ich im April 1824 gekommen war, um von dort ostwärts längs der Küste eine Wanderung zu unternehmen. In jenen pfadlosen unermeßlichen Wäldern, stieg wundersamerweise der erste Gedanke in meiner Seele auf, daß ich vielleicht dereinst wieder Europa besuchen, und dasjenige, woran ich mein bisheriges Leben gesetzt, durch den Grabstichel vervielfältigt sehen dürfte. Glückliche Tage und Nächte voll wonniger Träume! Ich überlas das Verzeichniß meiner Sammlung, und sann hin und her, wie es wohl einem namenlosen alleinstehenden Menschen möglich seyn dürfte, das große Werk zu vollbringen. Der Zufall hatte es bewirkt, daß meine Zeichnungen in drei Klassen nach der Größe der Gegenstände, die sie darstellten, eingetheilt waren, und obgleich ich damals noch nicht alle erforderlichen Arten besaß, ordnete ich doch das Ganze in Hefte von fünf Zeichnungen, welche Eintheilung bei der wirklichen Herausgabe beibehalten wird, verbesserte Alles so gut als ich vermochte, und drang immer tiefer in das Innere der Wälder ein, immer ferner von den Wohnungen der Menschen, mit dem festen Entschlusse, Alles was in meinen Kräften stehe, aufzubieten, um nichts unvollbracht zu lassen. Nach Verfluß von achtzehn Monden kehrte ich wieder zu den Meinigen zurück, welche sich damals in Louisiana aufhielten, durchstreifte die dortigen weitausgebreiteten Wälder nach allen Richtungen, und segelte endlich nach der Alten Welt ab.

Doch ehe wir die Küsten des gastlichen Englands betreten, wünsche ich dir geneigter Leser eine Vorstellung von meiner Art und Weise, die Originalzeichnungen auszuführen, zu gewähren, und hoffe, daß die Lesung dieser Zeilen den Wunsch in dir erwecken wird, die Kupfertafeln, denen sie zum Grunde liegen, einer genauen Prüfung darnach zu unterziehen.

Die bloße Angabe, daß jeder Gegenstand in seiner natürlichen Größe aufgefaßt worden ist, wäre zu unbestimmt, — weil Viele die Sache so verstehen würden, dieß sey nur mehr oder minder so geschehen, je nachdem der Zeichner mehr oder minder richtig in seinem Augenmaße gewesen sey. Nun ist aber die Zeichnung keineswegs nach dem bloßen Augenmaße, sondern nach den genauesten und speciellsten Messungen, sogar der Federn nach ihren Lagenverhältnissen zu und gegen einander, verfertigt worden. Fast sämmtliche Vögel wurden von mir selbst getödtet, nachdem ich zuvor ihre ihnen eigenthümlichen Bewegungen und Sitten so weit als nur möglich war, in ihrem freyen Zustande studirt hatte, und sie wurden unverbrüchlich an Ort und Stelle, wo ich ihrer habhaft geworden war, oder doch in der Nähe davon abgezeichnet. Diese Stellungen dürften in manchen Fällen übertrieben scheinen; dergleichen scheinbare Übertreibungen können aber nur von demjenigen, welcher mit dem Leben und Weben der befiederten Welt nicht vertraut ist, gerügt werden; denn der Eingeweihte weiß, daß nichts flüchtiger, verschiedenartiger und wechslender als die Stellungen oder Attitüden der Vögel sind.

Der Reiher z. B. wenn er sich sonnt, läßt zuweilen seine Schwingen mehrere Zoll tief so herabhangen, als ob sie verrenkt wären. Der Schwan schwimmt oft mit einem Fuß weit seitwärts ausgestreckt; und mehrere Tauben-Arten kehren sich fast gänzlich auf dem Rücken um, wenn sie in der Luft spielen.

Die Blumen und andere Gewächse so wie die Baumzweige, welche mit abgebildet worden, sind solche, welche in der Nähe der Stelle, wo der Vogel gefunden und abgezeichnet worden, vorkamen, keineswegs aber, wie manche glauben, diejenigen Gewächse und Bäume, worauf sie stets nisten oder die sie des Futters wegen besuchen.

(Die Fortsetzung folgt).

## Das Anzasca-Thal in Piemont.

Nach Brockedon geschildert.

Von Josephine Dietrich.

Der erste Anblick der oberen Gegend dieses schönen Thales, in dessen Tiefe die hohen Gebirge dem Auge verborgen bleiben, erinnert an mehrere der lieblichsten Landschaften und Scenen von Devonshire. An dem linken Ufer des Flusses erhebt sich der Pfad, und erreicht eine beträchtliche Höhe; aber der Boden ist, einige kleine Stellen an dem oberen Ende des Thales, und an den steilen Seiten der Berge ausgenommen, nicht urbar zu machen. Ausgebreitete Wälder von Kastanien- und Wallnußbäumen, dicht bestanden und von reichem Laubschlage, überschatten die Hügel so weit das Auge reicht, bis sie von hohen und entfernten Bergen überragt werden; sie senken sich den Pfad des Wanderers entlang, und drängen sich dann so dicht an einander, daß dem Flusse kaum Raum genug übrig zu bleiben scheint um sich durchzuschlängeln; wirklich zeigt derselbe auch nur selten seine spiegelnde Oberfläche. So sind die Hauptzüge des Thales. Man genießt aber von einer Kapelle zu Cimamorga auf der Straße bei Ceppo Morelli einer Ansicht, welche alle Schönheiten dieses Thalbildes in sich faßt: — den tief unten, in seinem engen Bette dahineilenden Fluß; die majestätischen Wälder, welche die Halden der Berge zieren, in denen hie und da eine Dorfkirche oder eine Gruppe ländlicher Hütten sichtbar wird; die schönen, ungeheuren Gipfel des Monterosa, von welchem das Thal nebst noch sieben andern ausgeht, und welcher hier das Bild schließt.

Das Aussehen der Bewohner dieser Gegend ist höchst anziehend. Ihre schönen Gesichter und Formen, ihr heiterer, unbefangener Blick, und was in Piemont noch bemerkenswerther ist — ihre außerordentliche Reinlichkeit, fesseln die Aufmerksamkeit beständig. Ihre Tracht ist zwar eigenthümlich, doch gefällig. Die Haare werden geflochten; die Jacke, hier ein volksthümliches Kleidungsstück, schließt eng an den Leib an, und wird bis hinauf zugeknöpft, darüber wird eine andere getragen, welche gewöhnlich gestickt ist, und offen gelassen wird; unter dieser wird ein um den Leib geschlungener Gürtel sichtbar, welcher zuweilen von Seide ist; der Rock reicht bis an die Hälfte des Beines. Manchmal tragen sie auch einen weiten Rock, dem der Neugriechen ähnlich, über ihren Anzug. Fuß, Knöchel und Bein, sind wahre Muster für den bildenden Künstler. Die Bewunderung jedes Malers

aber hätte die reizende Gestalt und anmuthige Haltung eines ungemein schönen jungen Mädchens bei San Carlo erregen müssen, welches gleich einem schlanken Hindu-Mädchen ein Gefäß mit Öhl auf dem Kopfe nach den Minen trug.

Überdem sah und hörte ich (berichtet Brockedon) während meiner fünf und zwanzig Meilen langen Reise durch dieses Thal, nichts von Kröpfen und Cretins; eine Bestätigung der Meinung, welche die Gebirgsbewohner selbst auf meine Fragen äußerten, daß unreinliche Lebensart eines Volkes die Hauptursache der Kröpfe und des Cretinismus sey. Diese furchtbare Geißel wird in den mit ihr behafteten Gemeinden erblich, und kann nur durch eine gänzliche Änderung der Lebensweise erst nach zwei oder drei Menschenaltern erlöschen. Für die Wahrheit dieser Behauptung spricht der Umstand, daß sich dieses Thal nicht durch örtliche Verhältnisse von den mit Cretinismus behafteten Thälern unterscheidet. Die Gewässer der Anza fließen von den Gletschern des Monte Rosa, wie jene der Doire vom Mont blanc, und beide werden von den Bewohnern getrunken. In Arbeiten und Lasttragen stehen die Anzasca-Thal-Bewohner mit andern gleich; eben so das Thal selbst in Höhengraden und Feuchtigkeit, auch liegt es parallel mit dem Wallis und dem Thale von Aosta, wo diese Plage vorzüglich herrscht. Die Valanzascїner wissen, daß sie ihrer Reinlichkeit und Schönheit wegen gerühmt werden, und sind stolz darauf. „Kommt in unser Thal hinab," sagte einer derselben zu mir, „kommt und seht unsere Weiber und Mädchen nächsten Sonntag bei San Carlo — dem Dorfe, welches Ihr da unten im Thale erblickt; Alles wird sich da versammeln. Im oberen Val-Sesia rühmen sie sich zwar ihrer Weiber; aber sie können nicht mit den unsern verglichen werden." Als ich von ihrer Reinlichkeit sprach, sagte er: „Unsere Weiber sind stolz auf die Menge, Feinheit, und vorzüglich auf die Weiße ihres Linnenzeuges."

---

## Einige Bemerkungen

### über den wahrscheinlichen Einfluß der geognostischen Beschaffenheit Griechenlands auf seinen politischen Zustand und auf die Entwicklung seiner Kunst.

Von Boblaye.

*Mitgetheilt von dem Herausgeber.*

Die geologischen Forschungen und Kenntnisse leiten zu zahlreichen Folgerungen, deren Feld sich noch erweitert, wenn man die verschiedenen Betrachtungen, welche die physische Geographie an die Hand gibt, damit verbindet. Bei einer gegebenen geographischen Lage gewähren die Beschaffenheit des Bodens und dessen Gestaltung, welche ihrerseits auf rein geognostischen Ursachen beruhen, die Hauptbedingungen der Existenz der Völker und der Rolle, welche ein Land auf der Weltbühne gespielt hat. Wir wollen uns jedoch weit entfernt von dem systematischen Gedanken halten, diesen Ursachen einen ausschließenden Einfluß beimessen zu wollen, glauben aber selbe als die mächtigsten und allgemeinsten ansehen zu dürfen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnt das physisch-geographische Studium Griechenlands ein neues Interesse. Die pyrenäischen und italienischen Halbinseln, Griechenland, Syrien und ein Strich von Kleinasien machen nicht bloß ihres gleichförmigen Klimas, und des ihre Küsten bespülenden einen und desselben Meeres wegen eine abgesonderte physische Region aus, sondern der Gleichförmigkeit ihrer geognostischen Constitution halber, welche dermalen von Lissabon bis zum Libanon hin erforscht und als gleich befunden worden ist.

Die Völker, welche diese verschiedenen Landstriche bewohnen, mochten auf ihren Wanderungen und Zügen durch diesen breiten Ländergürtel, mit demselben Himmelsstrich dieselben Eigenschaften des Bodens, dieselben Formen, dieselben Ansichten, dieselben Erzeugnisse, wie alle diejenigen physischen Umstände wieder antreffen, welche auf die Völker in der Kindheit der Gesittung einen so tiefen Einfluß ausüben. Alles änderte sich hingegen in Beschaffenheit und Anblick, wenn man sich nach Norden oder Süden wandte. Dort öffneten zwei geognostische Regionen von unermeßlichem Umfange den Bewegungen der Völker von Morgen gen Abend zwei neue Bahnen, wovon die eine sich durch die Sandwüsten Arabistans und Afrikas, und die andere durch die endlosen Steppen des mitternächtlichen Asiens und Europas hinzog.

Griechenland hat eine so scharf ausgesprochene Physiognomie, daß selbe sogar aus den allerunvollkommensten Karten in die Augen springt. Die ungeheure Steile seiner Küsten, und deren ausgezackte und zerklüftete Gestaltung; seine Gewässer mit zahlreichen Inseln besäet, welche die Piks einer unterseeischen Region sind, die noch gebirgiger und zerklüfteter als die Landveste ist, würden sattsam hinreichen, dasselbe von allen Landstrichen und Gebieten der alten Welt zu unterscheiden, deren Küsten lange mit erstaunlicher Regelmäßigkeit gezeichnete Curven bilden. Überdieß treffen wir im Innern des griechischen Continents anstatt der ausgedehnten und reichen Ebenen des europäischen Nordens eine unfruchtbare und gebirgige Region, in welcher nur hie und da einige kleine fruchtbare Plänen gleich Oasen vorkommen. Man möchte sagen, die großen Umwälzungen, welche die europäischen Gebirge hervorgebracht haben, hätten sich hier auf eine Weise durchkreuzt, daß nichts an seiner Stelle blieb, und der Boden in eine Menge kleiner geschlossener Becken zerfiel, die nur durch tiefe Thalschluchten miteinander in Verbindung stehen.

Welchen Einfluß die physischen Bedingungen auf das Schicksal Griechenlands ausüben, ist leicht zu entnehmen; eine geographische Lage, welche dasselbe zum natürlichen Bande zwischen Europa und Asien gestaltete; Richtung zur Schifffahrt und zum Handel, welche durch diese zahlreichen Inseln, die weite Ausdehnung seiner Küsten und die Unfruchtbarkeit des größten Theiles seines Bodens *), bewirkt und bedingt wurde; Staaten-Abtheilungen, die eben so zahlreich als seine natürlichen von einander geschiedenen Regio-

---

*) Diese Unfruchtbarkeit dürfte aber wohl zum Theil von der schonungs- und rücksichtslosen Ausrottung der Waldungen, insbesondere der Bergwälder herrühren, und mithin durch die Einführung einer geregelten Forstwirthschaft, die ja wie bekannt, echtdeutschen Ursprungs ist, mit der Länge der Zeit zu heben seyn.

Die von dem Cavaliere Rivera, in seinem 1833 zu Neapel erschienenen wichtigen Werke, vorgeschlagenen Mittel zur Verbesserung des physischen und landwirth-

nen, wie z. B. Achaia, Böotien, Laconien, Arkadien u. s. f. welche hinwieder in kleine Urbalstaaten zerfielen, die ihre Unabhängigkeit durch die Schwierigkeit des Verkehrs behaupteten.

Daraus entsprang für jeden Staat eine scharfausgesprochene Individualität; ein kräftiger aber in enge Schranken gebannter Patriotismus.

Die geognostische Beschaffenheit Griechenlands hat sogar, so paradox es klingen mag, auf die Gestaltung und Entwicklung der griechischen Kunst einen mehr oder minder unmittelbaren Einfluß ausgeübt. Es unterliegt in der That keinem Zweifel, daß die Fülle und Schönheit der griechischen Marmore der Entwicklung der bildenden Kunst wie der Architektur in hohem Grade förderlich gewesen sey.

In Ägypten ließen die dortigen Stoffe, die sich durch eine ungemeine Härte und eine düstere Farbe auszeichnen, wie z. B. die Basalte, die Sienite, Trapps u. dgl. dem Künstler kein anderes Verdienst übrig, als die Unzerstörbarkeit und die überwundene Schwierigkeit; diese einzige Ursache würde hingereicht haben, daß die Formen der Schönheit ferne, und die Kunst stationär blieb. In Griechenland dagegen, vergönnte der in Fülle vorhandene so bildsame und hellfarbige, ja blendend weiße Marmor dem Bildner, sich die Vollkommenheit und Schöne der Formen als Ziel zu stecken. Die griechischen Marmore übten denselben Einfluß auch auf die Baukunst aus; überdieß aber dürfte diese Kunst, indem sie sich in ihren allgemeinen Formen mit dem Charakter der Landschaft verschwistert, auch hiedurch einen mächtigen Einfluß von der geognostischen Beschaffenheit und der geologischen Gestaltung des Bodens erleiden.

Große röthliche Schichten von Marmor oder compaktem Kalkstein, welche die Halden der Berge bis zu den Kuppen hinan gleich Staffeln aufsteigen, ohne daß die einförmige Regelmäßigkeit derselben durch ein Grün gemildert und verkleidet wird; schroffe Bergsteilen, welche mehr durch die Menschenhand, als durch die Natur hervorgebracht scheinen, nehmen sich am Saume des Horizontes völlig wie Architektural-Formen, wie Bauwerke aus; man möchte sie allenthalben für den Unterbau von Riesengebäuden halten, denen der dorische Tempel mit seinen schlichten und majestätischen Linien nur zur Krone diene.

Jedweder muß bei dem Anblicke der griechischen Tempelruinen, insbesondere des auf den Felsen der athenischen Akropolis thronenden prachtvollen Parthenons, von diesem Gedanken ergriffen werden. Der griechische Genius schuf, indem er das Parthenon und die Minervencultur auf diese Basis setzte, deren Großartigkeit und Majestät die Kunst nie zu erreichen vermocht hätte, eine erhabene Harmonie von Idee und Wirklichkeit.

---

## Bordeaux.

Diese berühmte See- und Handelsstadt, einer der ersten Stapelplätze des so schwungreichen französischen Weinhandels, breitet sich auf dem linken Ufer der Garonne zwölf Meilen von ihrer Mündung, in einem prachtvollen Halbkreise aus, welcher der ellyptischen Krümmung des hier gegen eine Viertel Meile breiten Flusses folgt, die einen über tausend Seeschiffe fassenden herrlichen Hafen bildet. Dieser bedeutend entfernten Lage Bordeaux's von der See wegen, von woher die ankommenden großen Fahrzeuge nur mittels der Fluth, die oft bis zwölf Fuß hoch steigt, in den gedachten Garonnehafen gelangen können, darf der Platz nur als ein unvollkommener Seeplatz angesehen werden, welcher zugleich Fluß- und See-Schifffahrt treibt, wovon letztere vorzüglich der Vorstadt Charteron und demjenigen Stadttheile, welcher Chapeau rouge heißt, anheimfällt. Die Gränzscheide der See- und Flußstadt und somit auch beider Navigationen, wird von der auf Befehl Napoleons erbauten steinernen Bogenbrücke gebildet, jenseits welcher alle größern Kauffahrteischiffe am rechten Garonneufer anlegen. Die imposanteste Ansicht des Hafens bietet sich von dem der Stadt gegenüber, auf dem rechten Ufer der Garonne gelegenen Dorfe La Bastide, dar, von wo man die im Durchschnitt zwischen den beiden äußersten Enden, gegen zwei (französische) Meilen große herrliche Ellypse, welche der Fluß beschreibt, und das längs derselben sich drängende Häusergewühl mit Einem Blicke überschauen kann. Der lebhafte Verkehr, worin Bordeaux durch den Atlantischen Ocean mit dem europäischen Norden, den beiden Amerikas und den beiden Indien, so wie durch den Languedoker Kanal, also durch das Mittelmeer, mit dem europäischen Süden und der Levante steht, gewährt diesem Platz unermeßliche Vortheile, und macht ihn zu einem der größten Emporien des Seewelthandels; daher ist auch jede Kriegs- und Friedensfrage eine Lebensfrage für Bordeaux, und darum wohl war es die erste Stadt in Frankreich, welche ihre Thore der alten vertriebenen Königsdinastie wieder öffnete. Ihr Handelsverkehr kennt in Friedenszeiten keine andern Gränzen als die des Erdkreises, erstreckt sich dagegen in Kriegszeiten nicht über den an der Mündung des Flusses gelegenen Leuchtthurm hinaus. Während der Continental-Sperre, welche für Bordeaux wohl mit am drückendsten fiel, war der Kay von Charteron mit Gras bewachsen, während er jetzt an riesiger Geschäftigkeit auf dem Continent wohl seines Gleichen sucht. Der Bordeauxer Handelsstand unterhält über drei Hundert ihm zugehörige Kauffahrer auf allen Meeren, und nimmt durch die Häfen von Bayonne, Jean de Luz und St. Molo, auch am Wall- und Stockfischfange den lebhaftesten Antheil.

Den größten Reiz der Umgebungen von Bordeaux bilden die lachenden überaus mahlerischen Ufer der Garonne. Das Schloß Brede, wo der große Montesquieu lebte, wird fast von allen gebildeten Fremden, welche nach Bordeaux kommen, besucht; eine lange Eichen-Allee führt zu demselben.

Indem wir in Betreff des eigentlichen topographischen Details auf die vorhandenen geographischen Lehr- und Handbücher verweisen, wollen wir zum Schlusse nur noch Einiges über die gesellschaftliche und die artistische Bedeutung Bordeaux's äußern. In ersterer Hinsicht nun dürfte es, abgesehen von der fast ausschließend kaufmännischen Richtung des Sinnes

---

schaftlichen Zustandes des Königreichs beider Sicilien, insbesondere der Insel Sicilien, dürften mit den erforderlichen Modificationen auch auf Griechenland anzuwenden seyn.

D. Herausg.

und Charakters der Bevölkerung, wodurch allerdings der gesellschaftliche Ton und Verkehr sehr bedingt wird, nach der Hauptstadt den ersten Rang in Frankreich einnehmen, wozu die fast sprichwörtlich gewordene Grazie und Feinheit des bordelesischen Frauenzimmers (la grace bordelaise) das Meiste beiträgt. Nirgends, Paris ausgenommen, wird der theatralische wie der gesellschaftliche Tanz, mit mehr Vorliebe und Anmuth gepflegt als hier. Die berühmtesten und zierlichsten Tänzer des großen Pariser Ballets sind zum Theil aus Bordeaux, oder haben doch dort ihre Lehrjahre bestanden, so z.B. der jetzt so gepriesene Perrot, den man die männliche Taglioni nennt. Der berühmte Violinspieler Rode, der Stifter einer neuen Schule; die beiden ersten Sänger Laïs und Garat stammen aus Bordeaux. W.

## Edinburgh, Hauptstadt von Schottland.

Die Lage dieser in jeder Hinsicht ausgezeichneten Stadt, ist der Hauptstadt eines so hochromantischen Landes würdig. Auf drei Anhöhen hingegossen, eine wahre Dreihügelstadt, gewährt die innere Anlage ihrer Straßen und öffentlichen Gebäude, ein Schauspiel der höchsten Pracht und Mannigfaltigkeit. Die Burg, welche gleichsam den Anfangs- und Ausgangspunkt der Stadt bildete, liegt auf dem felsigen Saum der Mittelhöhe, und bezeichnet mit dem gegenüber gelegenen altberühmten Schloße von Holyrood, die Gränzen der Altstadt. Die Neustadt liegt auf der Nordseite und zeichnet sich durch die Nettigkeit ihrer Gebäude, wie durch die zierlichen Anlagen ihrer Straßen und Plätze und deren symmetrische Verhältnisse zu einander aus.

Wir sehen also auch hier wie bei Bordeaux eine Scheidung der Gesammtstadt in zwei Sphären, mit dem Unterschiede, daß selbe dort auf einem topographischen, hier auf einem chronologischen Grunde, wenn wir so sagen dürfen, beruht. Die Flußstadt Bordeaux entspricht der Altstadt von Edinburgh, die Seestadt Bordeaux der Neustadt von Edinburgh, und diese beiden letzten stimmen darin überein, daß sie die reinlichere, heitere, schöner-angelegte Sphäre der beiden Städte bilden.

Beide Stadttheile werden durch eine Brücke verbunden, die über die dazwischen liegende Schlucht führt.

Den vorzüglichsten Theil der Altstadt bilden die sogenannte Hoch- oder Hauptstraße, die über eine Fünftel deutsche Meile lang, und hie und da neunzig Fuß breit ist, und die Cowgatestraße, welche parallel mit ersterer läuft. Das in geschichtlicher wie in architektonischer Hinsicht merkwürdigste und anziehendste Gebäude sind die Burg und die Abtei von Holyrood.

Die Burg von Holyrood war im Jahre 1822 während der Anwesenheit Königs Georg IV. der Schauplatz glänzender und überaus eigenthümlicher Feste. Acht Jahre später schlug ein vertriebenes altes Königsgeschlecht seinen Wohnsitz darin auf. Der Felsen, worauf sie steht, erhebt sich fast zwei hundert Fuß hoch und hängt an manchen Stellen über. Von der ehemaligen Abtei sind nur noch die Mauern übrig.

Edinburgh ist einer der Hauptsitze der brittischen, ja man darf dreist behaupten, der europäischen Wissenschaft und Gelehrsamkeit; zu den Organen und Anstalten derselben gehören unter andern: eine Reihe bedeutender Gelehrtenvereine; der berühmte Botanische Garten, das den Namen dieser Stadt führende Review, welches als das Hauptorgan der Whig-Gesinnung stets einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat u. s. f. Das ausgezeichnetste Prachtwerk, welches dermalen in Europa erscheint, die Ornithologie der Vereinigten Staaten von Nordamerika von J. J. Audubon, kommt in Edinburgh heraus. W.

## Die geographische Verbreitung des Papageien-Geschlechtes.

Es scheint, daß die Griechen in dem Zeitalter Alexanders des Großen nur Eine Papageienart kannten, welche von einem seiner Schiffsbefehlshaber aus Indien nach Griechenland gebracht worden war. Dieß war diejenige Art, die jetzt den Namen Alexander-Papagey (Psittacus Alexandri) führt, welcher ihr von den neuern Ornithologen dem großen Welteroberer zu Ehren, dem man ihre erste Einführung verdankt, beigelegt worden ist. Aristoteles, der Vater der Naturgeschichte, erwähnt dieses Papageien als eines seltenen Vogels, den er nur von Hörensagen kenne. Goldsmith bemerkt über diesen Umstand folgendes: „Dieses Geschlecht ist jetzt so allgemein bekannt, und so reich an Arten, daß es uns überaus seltsam vorkommt, daß die alten Römer nur Eine Art desselben kannten, und zwar in einer Periode, wo sie die Herrn der (damals bekannten) Erde zu seyn vorgaben.

Das Papageiengeschlecht dürfte als einer der triftigsten Belege für die Behauptung aufgeführt werden, daß diese vorgebliche Weltherrschaft sich nicht so weithin erstreckte, als gewöhnlich angenommen wird, denn von allen den Hunderten von Papageien-Arten, die wir jetzt kennen, ist keiner in den Ländern zu Hause, über welche das alte Rom seinen Scepter schwang. Aus Älian ersehen wir, daß die Papageien damals allgemein, insbesondere beim großen Haufen einer Art von religiöser Verehrung genoßen. Die Vorliebe für sie war so groß, daß sie zu Preisen so hoch wie die Durchschnittspreise eines Sclaven verkauft, und in Käfigen aus Silber und Elfenbein gehalten wurden. Der strenge Cato, welcher sich heftig dagegen auflehnte, vermochte nichts dawider; die Vorliebe wie die hohen Preise blieben dieselben, und letztere stiegen in der Folge noch höher, als in Folge einer schändlichen Ausartung der Feinzüngeley, der Papagei auch zum vielgesuchten Leckerbissen wurde. Die Portugiesen, welche zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifften, fanden auf den Küsten von Afrika und den Inseln des Indischen Oceans mannigfaltige Gattungen und Arten von Sittigen vor, die in Europa völlig unbekannt waren, und zwar in so ungeheuren Schwärmen, daß man die Reis- und Mais-Pflanzungen nur mit Mühe vor ihnen schützen konnte. Doch eine noch weit größere Menge und Mannigfaltigkeit an Arten fanden die ersten Ankömmlinge in der neuen Welt, wo mehrere Eilande wegen der unermeßlichen Schwärme von Sittigen, mit denen sie bevölkert waren, den Namen



Bordeaux.



Das italienische Opern=Theater in Paris.



Edinburgh.

Papageien-Inseln erhielten: Diese Vogelart machte den ersten Handelsartikel zwischen der Alten und Neuen Welt aus. Sie kommt jedoch nicht bloß im gesammten Continental- und Insel-Indien (dem indischen Archipel) in Westindien und dem ganzen mittäglichen Amerika, sondern auch in der Inselwelt des stillen Meeres in größter Fülle und Mannigfaltigkeit vor. Das Papageiengeschlecht läßt sich geographisch füglich in zwei große Klassen eintheilen, die der alten, und die der neuen Welt; die erste hinwieder in Kakadus, eigentlich Sittige, Lories und Parrakits; die zweite in Aras oder Macaos, Amazonen, Briks und Popinschäs. Die Lories bewohnen die Molukken, Neu-Guinea und andere indische Länder und Inseln, und kommen in der westlichen Hemisphäre nicht vor. Ihres schwachen Fluges wegen sind ihre Wanderungen sehr beschränkt, und häufig sind benachbarte Inseln des Indischen Archipels von ganz verschiedenen Arten dieser Gattung bewohnt.

Die geographische Verbreitung der Sittige ist wahrscheinlich ausgedehnter, als gemeinhin angenommen wird. Die Carolina-Sittig bewohnt nach Angabe Lathams Guayana und soll zur Herbstzeit bis gegen Carolina und Virginien hin kommen.

Nach Bertram kömmt er nie so weit nördlich als Pansylvanien, wo doch alle die Früchte, die zu seiner Lieblingskost gehören, in großem Überflusse vorkommen. Dieß ist nun allerdings ein seltsamer Umstand, da er einen sehr schnellen Flug hat, und von Nordkarolina nach Pansylvanien leicht binnen zehn bis zwölf Stunden gelangen könnte. Buffon hat den fünf und zwanzigsten Grad auf beiden Seiten des Äquators als die Gränzlinie der geographischen Verbreitung dieses Vogelgeschlechtes angegeben; diese Angabe hat sich jedoch nicht minder irrig wie die von ihm über die geographische Verbreitung des Kolibris aufgestellte erwiesen. Zwei Papageienarten sind in der Gegend vom Dreifaltigkeits-Hafen in der Südsee unter dem fünf und vierzigsten Grade S. B. angetroffen worden. Foster sah dergleichen sogar in der Magellansstraße unter dem drei bis vier und fünfzigsten Grade S. B., wo ihr Futter aus Beeren u. dgl. bestehen mußte, da die Wälder häufig von Gebirgen begränzt werden, die mit ewigem Schnee bedeckt sind. Der Calita-Parrakit kommt nach Dr. Gillies in der Nähe von Las Calitas in der Provinz Mendoza sehr häufig vor, ungefähr achtzehn deutsche Meilen östlich von der gleichnamigen Stadt, welche die westliche Gränze des geographischen Vorkommens dieses Geschlechtes zu seyn scheint; östlich trifft man den Sittig bis zum Rio Quarto in der Provinz Cordova, ungefähr siebzig deutsche Meilen von Las Calitas entfernt und dieser Landstrich liegt schon gegen zwei bis drei Hundert Fuß über dem Meere.

Man sagt, daß sich jede Art dieses ausgebreiteten Geschlechts von der andern absondert, sich auf ihren besondern Bezirk im Walde beschränkt, ohne je auf das Gebieth einer andern zu kommen.

---

## Nachschrift des Herausgebers.

Bei Mittheilung vorstehenden Aufsatzes, welcher von einem oder dem andern der beiden Herausgeber der Natural History of Parrots, Sir Th. Lauder und Capt. Th. Brown, (Vol. I. der Natural Miscellany, Edinburgh 1834) herrührt, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Geschichte des Sittigs auf eine ähnliche Weise aufgefaßt und behandelt würde, wie es mit der Geschichte des Elephanten von unserem berühmten A. W. von Schlegel (Indische Bibliothek Band I.) geschehen ist. Überhaupt wäre es zu wünschen, daß die historische Seite oder Sphäre der Naturgeschichte, insbesondere die von wichtigen Hauspflanzen und Hausthieren, so wie von anderen Naturwesen, welche in der Völker-, Cultur-, Kunst- und Literatur-Geschichte eine bedeutende Rolle spielen, wie z. B. die Rose, die Nachtigall, der Diamant, u. s. f. auf ähnliche überaus geistreiche und erschöpfende Weise bearbeitet werden möchte.

---

# Nachrichten

von den europäischen und außereuropäischen Geographischen Gesellschaften.

## Geographischer Verein in Bombay.

(Beschluß).

Wir kommen nun zur zweiten oder physischen Sphäre der geographischen Wissenschaft. Diese umfaßt die Geschichte der sowohl belebten als unbelebten Erzeugnisse der Erde, was den Umfang ihrer Verbreitung und die Ursachen anbelangt, welche eine Beschränkung derselben auf besondere Erd- oder Landstriche bewirken; die Entwicklung des Einflusses, welchen das Klima auf ihre Eigenschaften und ihren äußeren Charakter ausübt; die Wanderungen und Züge der Quadrupeden von einer Region in die andere; die Geschichte der Einführung der Gras- und Getreidearten in Länder, wo sie nicht einheimisch sind; die verschiedenen physischen Eigenschaften der Menschenrassen, namentlich Gesichtsfarbe, Gesichts- und Körperbildung, u. s. f. so wie deren Ursachen; mit Einem Worte: alle Arten von Untersuchungen und Beobachtungen, welche dazu geeignet sind, uns mit den Gesetzen der geographischen Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt bekannt zu machen, um genau bestimmen zu können, innerhalb welcher besondern geographischen Gränzen ihre verschiedenen Gattungen und Arten gebannt sind. Die rings um uns her liegenden Länder bieten uns einen reichen Spielraum zu neuen Beobachtungen über unsere eigene Gattung dar, da noch viele von den besondern Volksstämmen, welche das Continental- und Insel-Indien bewohnen, bis jetzt noch fast unbekannt oder wenigstens sehr mangelhaft beschrieben sind.

Die Nomadenstämme, welche in den Tschengeln*), Heide- und Waldgegenden von Maißur, umherziehen; die Eingebornen der Andamanen; die Battas, eine antropophagische Horde im Innern von Sumatra; die Papuas des östlichen Archipelagus und verschiedene

*) Jungle ist das persische Tschengl und bedeutet eine Heide- und Waldgegend, auch das dichte Gestrippe; (v. Hammer in den Wiener-Jahrbüchern Bd. LI. S. 77. und Bd. LXV. S. 63).

andere Volksstämme nehmen die angelegentliche Beachtung des physischen Erdkundigen dringend in Anspruch, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach früher oder später ausgerottet werden, oder durch Vermischung mit andern Volksrassen wenigstens ihre Identität und Eigenthümlichkeit einbüssen dürften. Die Wanderungen und Irruptionen der verschiedenen Völker gehören ebenfalls in den Kreis unserer Wissenschaft, wie nicht minder Untersuchungen über die Perioden, in welchen irgend ein fremder Volksstamm in irgend einem besondern Lande angelangt sey. So z.B. ist die Untersuchung: „Wie lange es her sey, daß die Araber zuerst die Eilande des indischen Archipels zu besuchen anfingen, wo der Islam durch sie so reißende Fortschritte gemacht hat, und dermalen so weitverbreitet ist," eine physisch-geographische Frage. Da die meisten von den großen Inseln des Indischen Archipels von zwei von einander verschiedenen Menschenrassen bewohnt werden, wovon die eine an der Küste und die andere im Innern des Landes haust, so dürfte es für diejenigen, denen die erforderlichen Mittel und Gelegenheiten zu Gebote stehen, ein anziehendes Geschäft seyn, die Ursachen dieser Anomalie zu studieren, und die physischen Eigenthümlichkeiten jedes Volksstammes zu erforschen, um zu ermitteln, von woher sie stammen und gekommen sind, und welches von beiden das eingeborene Volk ist.

Die dritte Sphäre unserer Wissenschaft ist die **politische**, oder mit andern Worten, die Geographie des menschlichen Geistes. Ihr Haupt-Gegenstand und Geschäft besteht in der Untersuchung des Einflusses, welchen Klima, Gebiet und Boden auf den Charakter der Völker- und Volksstämme ausüben; sie ist angewiesen zu ermitteln, in welchem Wechselverkehre die verschiedenen Erzeugnisse der Erde mit den Sitten und Gewohnheiten derjenigen stehen, welche sich mit deren Anbau beschäftigen, und denen sie zum Unterhalt bestimmt sind; die Schätzung, welche Wirkung die geographische Lage auf die Modification der Regierungsformen und der politischen Institutionen der in gesellschaftlichem Verbande lebenden Menschen ausüben. Die Bekanntschaft mit den Annalen, Sagen und Überlieferungen, Religionssystemen, abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, so wie mit den Sprachen und Mundarten der verschiedenen Länder, ist zur Förderung der physischen Geographie wesentlich; und wer immer irgend eine dahin einschlagende Nachricht oder Angabe, wie alltäglich sie auch scheinen mag, beizutragen vermag, wird dadurch die Zwecke der geographischen Gesellschaft von Bombay befördern, und vielleicht ein unerwartetes Licht auf irgend ein noch unerhelltes Gebiet der Geschichte unsers Geschlechtes werfen.

Möge sich niemand durch die Zahl der Gegenstände, die wir als zum Kreise der geographischen Wissenschaft gehörig aufgeführt haben, abschrecken lassen. Man erwartet nicht und es ist auch nicht möglich, daß irgend ein einzelner Kopf (mit Ausnahme eines **Alexanders von Humboldt**!) sie allesammt umspannen könne; dieß darf man aber erwarten, daß jeder Gebildete sich irgend einen einzelnen Gegenstand aus der großen Mannigfaltigkeit derselben je nach seinem Geschmacke und den sich ihm darbietenden Gelegenheiten zur Beobachtung, zum besondern Vorwurf seiner Forschungen wählen, und das Ergebniß dem geographischen Vereine mittheilen dürfte, welcher alles, auch das geringfügigste mit lebhaftem Danke empfangen wird. Die Schwierigkeiten, welche sich dem in Europa lebenden Freunde der Erdkunde entgegenstellen, dieselbe auf irgend eine Weise zu bereichern, sind hier nicht vorhanden, weil ein weites unbetretenes und höchst anziehendes Brachfeld der Beobachtung rings um uns her ausgebreitet liegt, auf welchem das oberflächlichste Umwühlen des Bodens die Mühe reichlich vergelten muß. W.

---

## Miscellen.

Der berühmte Sir Charles Wilkins, einer der größten Sanskritisten Englands, war vor einigen Jahren Augenzeuge eines schaudererregenden Vorgangs, welcher sich auf dem Ganges oder Hugli in der Nähe von Calcutta zutrug. Es badeten sich eben mehrere hinduische Frauenzimmer im Flusse, als ein ungeheurer Alligator plötzlich auftauchte, mitten unter eine Gruppe derselben schoß, ein wunderliebliches junges Mädchen, welches fast noch an der Grenze des kindlichen Alters stand, in den gräulichen Rachen nahm und damit pfeilschnell in die Mitte des Stromes schwamm, welcher unglücklicherweise damals eben sehr angeschwollen war, und mit einer Geschwindigkeit von mehr als anderthalb deutschen Meilen in der Stunde dahin fluthete.

Mehrere leichte Boote, welche sich in der Nähe befanden, eilten auf das Jammergeschrei der Unglücklichen und ihrer entsetzten Gefährtinnen dem Ungethüm sogleich nach, waren aber nicht im Stande, bis in die Mitte des reißenden Stromes zu gelangen, und das Ungeheuer wendete sich so, als ob es wüßte, daß alles Nachsetzen vergeblich sey, und als ob es seine Verfolger höhnen wollte.

Das unglückliche beweinenswerthe Geschöpf, welches von dem Alligator in der Mitte des schlanken Leibes gepackt worden war, so daß das Haupt und die Schultern auf der einen Seite, und die Beine auf der andern Seite des scheußlichen Rachens herunter hingen, hatte die eine nicht vom scharfen Zahn des Unthieres gepackte Hand in die Höhe erhoben, als wie wenn es um Hülfe und Rettung flehte, die aber kein menschliches Wesen ihm zu gewähren vermochte.

Der Alligator durchschnitt mit seiner Beute die reißend dahin fluthende Strommitte, und rastete nicht eher, als bis er auf die jenseitige, ruhige und tiefe Seite des Ganges gelangte, wo er plötzlich untertauchte und nicht mehr gesehen wurde. — 3.

(Aus dem Oriental Annual for. 1834, p. 92—93, besonders hervorgehoben in der Anzeige in den Wiener-Jahrbüchern Bd. LXV. S. 62).

---

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Am 1ten, 10ten und 20ten jedes Monats erscheint eine Lieferung, von einem Bogen Text und einer Tafel mit 2—3 Ansichten in Stahl- oder Kupferstich, welche 15 kr. C. M. oder 4 Gr. sächs. kostet. 36 Lieferungen bilden einen Band, bei dessen Schluß ein Titelblatt, Inhaltsverzeichniß und ein Umschlag geliefert wird.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

allgemeine Weltkunde.

10.] Das Schewallah-Gat zu Benares. — Die Ufer des Ganges. [1834.




## Die neuesten Stimmen über das spanische Land und Volk.

### 1.

Capt. S. E. Cook *).

Wir hoffen auf die volle Beistimmung unserer geneigten Leser rechnen zu dürfen, indem wir bei unsern größern und kleinern Mittheilungen vorzüglich auf diejenigen Länder und Völker Bedacht nehmen, welche eben jetzt auf der Weltbühne eine bedeutende Rolle spielen, oder allen An- und Wahrzeichen zufolge binnen Kurzem spielen dürften. Die Pyrenäische Halbinsel steht unter den ersteren, die vordere ostindische Halbinsel unter den letzterern in erster Reihe. Folgende Bemerkungen eines der neuesten einsichtsvollen und im Ganzen unpartheiischen englischen Reisenden über Spanien, dürften daher nicht anders als willkommen seyn.

F. M. W.

Man beschwert sich in Spanien allgemein, sowohl in der Gesellschaft wie mittels der Presse darüber, daß die verschiedenen Reisenden, welche das Land besucht und Beschreibungen davon geliefert haben, dasselbe mißverstanden und in einem falschen Lichte darstellten, und insbesondere ihre Schilderungen der spanischen Volkssitten durchaus unrichtig und unzuverläßig seyen. Diese Beschwerden kommen so häufig vor, und die Spanier haben sich gewissermaßen schon so gewöhnt, in jeder ihr Land betreffenden Reisebeschreibung nichts als Spott und Verläumdung zu suchen, daß sie dergleichen selten mehr berücksichtigen; und ich kann mich nicht entsinnen, daß von den in letzterer Zeit in England erschienenen Werken dieser Art dort die geringste Notiz genommen worden wäre. Die Art und Weise, wie der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen mit England verfahren ist, darf man noch glimpflich in Betracht gegen die lieblose Weise nennen, wie so viele, namentlich englische Reisende, sich über Spanien ausgesprochen haben. . . . . .

Der spanische Volkscharakter und die auf demselben beruhende Volkssitte in ihrer ungetrübtesten lautersten Weise verbinden Offenheit und Geradheit mit der angemessenen Zurückhaltung und Behutsamkeit, Ernst und Würde mit Frohsinn, welche Eigenschaften auf der vollkommensten Menschenliebe, Leutseligkeit und Achtung für andere wie für sich selbst beruhen, und wahrscheinlich die Vollkommenheit der Menschensitte und eines reinmenschlichen Betragens ausmachen. Die Volkssitte ist in dieser Hinsicht so rein und unverfälscht, daß die geringste ausländische Beimischung augenblicklich wahrgenommen wird, und ich habe in zahllosen mir vorgekommenen Fällen nie ein Beispiel erlebt, daß ein Spanier oder eine Spanierinn durch den Aufenthalt im Auslande gewonnen hätten, obgleich Viele es gethan haben, ohne daß ihre Denkart und Sitte dadurch getrübt oder verändert worden wären.

#### 1) Die Frauen.

Der Zustand der Sittlichkeit und des Lebenswandels in Spanien ist von den meisten Reisenden, welche über dieses Land geschrieben haben, aufs Ungünstigste geschildert worden; vor dem größten Theile derselben haben die Frauen in dieser Hinsicht keine Gnade gefunden, und vorzüglich die Andalusierinnen haben zur Zielscheibe ihrer giftigen Pfeile dienen müssen.

Einer von den englischen Schriftstellern über Spanien spricht gar von der „beispiellosen Treulosigkeit des spanischen Frauenzimmers,“ ein Ausspruch, welcher nur aus der tiefsten Unkenntniß ihres Charakters hervorgegangen seyn kann.

Kein Frauenzimmer in der Welt verdient eine solche Beschuldigung weniger als das spanische! Untreue, welche allerdings vorkommt, ist die Ausnahme aber nicht die Regel. Daß hie und da solche Ausnahmen herrschen, läßt sich nicht in Abrede stellen, in welchen Ländern wäre dieß aber nicht der Fall? Wenn man in Spanien einen Durchschnitt in dieser Beziehung ziehen möchte, so dürfte sich zweifelsohne ein Resultat ergeben, welches wohl in den meisten gesitteten Ländern von Europa nicht so günstig ausfallen würde.

Der größte, der hervorstechendste Zug im spanischen Volkscharakter, ist Treue gegen eingegangene Verpflichtungen, und ist es stets gewesen; dieser Zug bewährt sich durchgehends auch im Charakter des spanischen Weibes; es geschieht äußerst selten, daß eine spanische Frau ihre Pflicht verletzt, wenn sie ge-

*) Sketches in Spain, during the years 1829 — 30 — 31 — 32, by Capt. S. E. Cook, R. N. Vol. II. London, 1834.

Unter der großen Menge der seit dem Halbinsel-Kriege über Spanien erschienenen Schriften von Ausländern eine der anziehendsten und lehrreichsten. Sie gehört in die Reihe derjenigen, die gleich des Freiherrn Clemens von Hügel im Jahre 1821 erschienenem Werke, und einigen wenigen andern, nie veralten können, und ihren ungemeinen Werth für den Geschichts- und Sittenforscher stets bewahren. W.

ziemend behandelt, und nicht, wie zuweilen vorkommen mag, durch Vernachlässigung und schlechtes Beispiel zu einer andern Handlungsweise hingetrieben wird. Ein sehr ruchbar gewordenes Beispiel weiblicher Pflichtverletzung in Spanien war durch die beleidigende Antwort veranlaßt worden, welche der Ehegemahl ertheilte, als er wegen seiner Untreue zur Rede gestellt wurde; diese Abfertigung lautete so, daß kein Weib, am allerwenigsten eine Andalusierinn, sie jemals vergeben konnte, obgleich man die Art der Rache keineswegs entschuldigen kann. Die Untreue liegt so wenig im Charakter des spanischen Weibes, daß überall und häufig Beispiele einer treuen und uneigennützigen Aufführung von Seite desselben in unerlaubten Verbindungen vorkommen, wozu die Hintansetzung oder üble Aufführung des rechtmäßigen Gatten Anlaß gegeben hat. Untreue von Seite des Mannes vergibt die spanische Frau aufs Edelmüthigste, wofern dieselbe nicht von Unbilden oder sein Unrecht verschlimmernden Umständen begleitet war; die Nachsicht tritt vorzüglich häufig da ein, wo die Nebenbuhlerinn schöner oder reitzender, und die Versuchung sehr groß ist; in dergleichen Fällen muß es wahrscheinlich denn diese entgelten. In dem obenerwähnten Falle kam gerade das Gegentheil vor.

Keine Frau in der Welt beurtheilt ihre eigenen Ansprüche auf Bewunderung ihrer körperlichen Reitze, oder diejenigen Anderer genauer und unpartheyischer. Die Spanierinnen werden von frühester Kindheit auf sehr daran gewöhnt, Spott über ihre Mängel oder Schmeicheleien über ihre Vorzüge anzuhören, denn beides geschieht mit derjenigen Freimüthigkeit und Unumwundenheit, welche einen so hervorstechenden Zug im Volkscharakter bilden.

In keinem Lande sind erfreulichere und musterhaftere Beispiele häuslichen und ehelichen Glückes zu finden, als in Spanien, und zwar in Fällen, wo eine bedeutende Ungleichheit des Alters obwaltet, oder wo andere Ursachen und Umstände das Gegentheil zu bewirken geeignet wären. In den bessern Familien werden die jungen Mädchen von Kindheit auf, nur zu wackern Hausmüttern erzogen, und sie besitzen alle die ihrem Geschlechte natürlichen Talente in einem unübertroffenen Grade. In den Provinzen werden sie von Kindheit an dazu angehalten hinter ihrer Mutter, wenn sich diese nach dem Bazar begibt, um etwas einzukaufen, einher zu trippeln, und in den maurischen Städten kann man sie noch zur Stunde in der so malerischen Mantilla als vollkommene Miniaturbilder der stattlichen Matrone, welcher sie folgen, einhergehen sehen.

Sobald als sie nur im Stande sind, wird dieser Theil der Führung des Hauswesens ihnen übertragen, und so sieht man dort allerorten noch ganz junge Mädchen aus den besten Familien, mit den Handelsleuten feilschen, und ihnen emsiglich zureden und zusetzen. Ihre Erziehung wird beinahe ganz im väterlichen Hause besorgt.

Gegen Mädchen-Pensionate, Erziehungs-Anstalten u. dgl. walten starke Vorurtheile ob, und es gibt keine Frauenklöster, die sich mit der weiblichen Erziehung befaßen, wie dieß in andern katholischen Ländern der Fall ist *).

*) Dieser merkwürdige Umstand ist unsers Wissens noch nirgends erwähnt worden.

Der Widerwille gegen öffentliche weibliche Erziehungs - Anstalten ist so groß, daß selbst in diesen drangvollen Zeitläuften wenige Familien sich entschließen würden, ihre Töchter hinein zu geben. Die jüngeren Mädchen werden von den ältern Schwestern unterrichtet *), und man kann stets und allerorten sehen, wie die Mädchen, nachdem sie die ganze Nacht hindurch getanzt haben, den ganzen Tag hindurch, ohne die geringste übernächtige Mattigkeit und Verdroßenheit zu zeigen, mit dem Hauswesen oder weiblichen Arbeiten, namentlich mit Sticken, beschäftigt sind, womit sie unabläßig umgehen. Sie sind, wenigstens der bessere Theil derselben, mit Einem Worte vollendete Meisterinnen in der Besorgung des häuslichen Wesens und Wirkens, welches im Durchschnitt bewundernswürdig von Statten geht, weil es aufs Verständigste und Regelmäßigste geleitet wird; und zwar ist dieß bei allem, wo sie eingreifen, in so hohem Grade der Fall, daß manche Schwärmer alles Ernstes behauptet haben, wenn die Zügel der Regierung sich in ihren Händen befänden, würde es besser gehen.

In vielen Punkten und Beziehungen sind der Charakter und die Sitten des spanischen Volkes, insbesondere der weiblichen Hälfte desselben, denen des italienischen schroff entgegengesetzt, obschon man vermuthen sollte, daß sie sich unter allen am meisten gleichen. In Toskana, welches doch eines der trefflichsten Länder Italiens ist, trat eine Gesellschaft von angesehenen Frauen zu dem höchst löblichen Zwecke zusammen, die jungen Mädchen in den die Führung des Hauswesens im weitesten Umfange betreffenden Künsten, so wie selbe im nördlichen und mittlern Europa besonders in Deutschland geübt werden, zu unterweisen, um dadurch den gesellschaftlichen und sittlichen Zustand der toskanischen Frauenwelt zu verbessern. In Spanien wäre dieß ein durchaus überflüssiges Bemühen gewesen, weil dort, namentlich im Süden, jedwedes Haus vollendete Muster und Meisterinnen in diesen Künsten aufzustellen vermag!

Von dieser Regel müssen jedoch meines Erachtens die höhern Stände in der Hauptstadt des Königreichs ausgenommen werden.

In einem Gasthofe einer großen Stadt des südlichen Frankreichs, wo ich einst eine Nähnadel begehrte, mußte erst um eine solche in den Kramladen geschickt werden, weil kein weibliches Wesen im ganzen Hause ein solches Instrument besaß! In Spanien könnte etwas dergleichen durchaus nicht Statt finden, denn vorzüglich im Süden (in Andalusien, Valencia u. s. f.), kann man Frauen aus den höchsten Ständen im Innern ihres Hauses im schönsten Anzuge von ihren Zofen umgeben, auf echt antike Weise mit weiblichen Arbeiten beschäftigt sehen; und in den reichen Häusern sind ihnen dieselben Geschäfte wie den ταμιαι in der Odyssee zugetheilt.

(Die Fortsetzung folgt).

*) Hier hätten wir eines der ältesten Beispiele dieser Unterrichtsmethode, welche man in neuerer Zeit als etwas Neues ausposaunte.

## Bilder und Skizzen aus Ostindien.

### Dritte Folge.

Von dem Herausgeber.

### 1.

### Der von seiner Indomanie geheilte Sipahi-Lieutenant.

Frei nach dem „Bengalee."

O daß ein Wahn so süß, so lang genährt,
So schnöde wurde und so arg zerstört.
Thomas Moore, Lalla Rukh.

Zu den verschiedenen Erweiterungen des Umfanges und der Tendenz dieses Blattes, wozu wir im Fortgange desselben geleitet worden sind, gehört auch die, daß wir von Zeit zu Zeit ethnographische Erzählungen d. h. solche mittheilen werden, worin das Leben, die Sitten und Gebräuche eines außerhalb des Kreises der europäischen Civilisation stehenden gesitteten Volkes, oder der inmitten eines solchen lebenden europäischen Gesellschaft, wie letzteres z. B. mit den Engländern in Ostindien der Fall ist, den Grund und Boden wie die Atmosphäre des erfundenen oder wahren Vorgangs bilden.

Der Herausgeber gedenkt bei diesem Anlasse mit Vergnügen des Umstands, daß er den Ausdruck „ethnographischer Roman" zur Bezeichnung derjenigen Klasse von Romanen, in welche Hopes Anastasius, Moriers Hadschi Baba, dann die von Madden, Macfarlane u. m. a. gehören, im Jahre 1830 zu allererst aufgestellt hat, und selber in der Folge namentlich von dem Verfasser des Artikels „Englische Literatur" im Conversations-Lexicon der neuesten Zeit, angenommen, und jetzt gäng und gebe geworden ist*). W.

„Ich sage Ihnen, O'Leary, es sind die schönsten Frauenzimmer in der Welt;" rief eben als das Tischtuch hinweggenommen wurde, der alte Oberstwachtmeister im echten Commandoton an der Offizierstafel eines Sipahi-Infantrieregiments, welches zu Secrole in der Nähe von Benares lag; er schlürfte darauf gleichsam zur Bestättigung sein mit Madeira gefülltes Zeltglas in Einem Zuge hinab, und zog seinen Hukah durch den rechten Arm seines geräumigen Barillih-Lehnstuhls.

„Sie belieben dieß sehr oft zu behaupten, Major," versetzte ein anderer, „ich müßte mich aber noch einmal so lange als Sie in Bengalen aufgehalten haben, und dazu noch eine tüchtige Dosis von Ihren bengalischen Sitten und Gewohnheiten besitzen, ehe ich mich herbeilassen könnte, unsere hindostanischen Mägdleins auch nur hübsch zu finden. Doch über den Geschmack läßt sich nicht rechten."

Pah, Geschmack, entgegnete der Major; da handelts sich nicht von Geschmack, von einer Meinung, sondern von einer unumstößlichen feststehenden Thatsache. Fragen Sie doch den jungen Tindall dort am Ende der Tafel, was er gestern Abends bei Radschah Nab-Kissens Natsch bei dem Anblicke der so reitzenden Golab empfunden hat.

*) Siehe Wiener-Zeitschrift, Jahrgang 1830, Beilage zu Nr. 28 vom 13. Juli, und Jahrgang 1833 Beilage zu Nr. 7 vom 15. Jänner.

Tindall vernahm keine Sylbe von diesem Anruf. Er mochte wohl eben an die schöne Golab denken, war aber so tief in sein Hinbrüten versunken, daß ihn die laute Nennung ihres und seines Namens nicht aufstörte.

Herr Vice-Präsident, rief der Oberstwachtmeister, wollen Sie wohl so gefällig seyn, ihren ihnen zur rechten Hand sitzenden Nachbar am Ellenbogen zu stoßen, und ihm ehrerbietig zu vermelden, daß ich ihn über die Reitze seiner angebeteten Golab zu befragen wünsche. Dieser Anruf weckte endlich den vor sich hinstarrenden jungen Offizier aus seinen Träumen; als er aufblickte, sah er mit Erröthen, daß die Augen der ganzen Gesellschaft abwechslend auf ihn und auf den Major gerichtet waren.

Tindall! wendete sich der Oberstwachtmeister nun an ihn, Sie sind ein in Dingen der weiblichen Schönheit wohlbewanderter junger Gentleman, und müssen daher einen strittigen Punkt zwischen O'Leary und mir entscheiden; als Sie letzthin bei dem Radschah so gewaltig vertieft im Lesen in der reitzenden Golab vielsagenden Augen waren, geschah dieß deßhalb, weil dabei süße Erinnerungen an die eines geliebten Wesens in X—shire oder U—shire geweckt wurden, oder weil sie selbe an und durch sich liebreitzend fanden?

„Beim Schiwa! er fand sie an und durch sich liebreitzend!" rief ein aufgeweckter satyrisch-aussehender Lieutenant aus, denn er hat seit dem Natsch seine dichterische Ader in ein Preisgedicht auf die morgenländische Frauenschönheit ergossen. Erst gestern auf der Hauptwache mußte der unbeschriebene Umschlag des Wachtrapports dazu herhalten, eine aus dem Stegreife hingeströmte Hymne an die süd-östliche Frauenwelt aufzunehmen, und, Dank dem Zufall, hier habe ich sie!

Um Himmelswillen! geben Sie sie her! rief Tindall, bei Leibe nein, zeigen Sie sie nicht her.

Herr Präsident, fuhr der Lieutenant fort, darf ich mit Ihrer Erlaubniß diesen ansehnlichen Kreis mit den Eingebungen der Muse unseres theueren Tindalls ergötzen, welche durch die zugleich rührende und brennende Schönheit der unvergleichlichen „Jungfrau vom Natsch" erweckt worden sind?

„Das versteht sich!" „gewiß!" „angefangen!" „angefangen!" erscholl es von allen Seiten. Der Lieutenant erhob sich, räusperte sich, warf sich in eine Kemble-Attitude, als wie wenn er den berühmten Hamlet-Monolog in Coventgarden vortragen sollte, und las nun das Gedicht vor, worin vor allem das „tiefe dunkle Auge," der „überflorte Blick," die „taubengleich schwellende Brust" und eine Unzahl anderer Reitze hinduischer Mädchen gefeiert wurden.

Bravo! Bravo! erscholl es längs der ganzen Tafel, „doch wo ist Tindall?" riefen zu gleicherzeit ein halbes Dutzend Stimmen? Fürwahr, er ist vor Unmuth über alle Berge; er wird es Ihnen entgelten lassen, Ihr Degen wird wohl aus der Scheide müssen, mein Freund! bemerkte der Major kopfschüttelnd gegen den Vorleser.

Ach nein, ich glaube, er wird die Sache nicht so ernsthaft nehmen, entgegnete dieser, doch so viel ist gewiß, daß er auf und davon ist, Sie müssen daher, Major, die Entscheidung über Ihr weises Argument bis auf eine bessere Gelegenheit verschieben.

Am andern Morgen nach diesem Vorfalle sah

man einen kleinen Sipahi-Trupp vom Paradeplatz hinweg nach Benares zu marschiren. Die Mannschaft war wie zu einem förmlichen Feldmarsch ausgerüstet, und die Patrontaschen vollgepackt. Ein mit den Gezelten des Trupps beladener Elephant, und vier Kamehle, welche das einpfahlige Zelt nebst dem Gepäcke des commandirenden Offiziers trugen, schritten der Mannschaft zur Seite hin. Die ganze malerische Gruppe war von der Art, wie man sie im brittischen Indien in der Nähe größerer Kantonnirungen, als Schutzgeleite einer Rupiensendung oder als Ablösung eines entlegenen Postens sehen kann.

Einige Schritte vor der Fronte ritt der commandirende Offizier, fast zu jugendlich zur Anführung einer so zahlreichen Mannschaft, würden die stattlichen Graubärte früherer Zeiten gedacht haben; ein blühender, blonder, schlanker junger Mann von ungefähr zwei bis drei und zwanzig Jahren, welcher mit sich und der Welt im besten Einvernehmen zu stehen schien. Es war niemand anderer als unser dichterischer Lieutenant Tindall, der, wie seine selbstzufriedene und seelenvergnügte Miene zeigte, den ihm am vorigen Abend gespielten Streich vergessen und vergeben hatte. Wohin er mit seiner Mannschaft zog, werden wir allsogleich erfahren.

Der gewesene Peischwah der Mahratten-Staaten, Omrat-Reo, hatte um jene Zeit von der brittisch-ostindischen Regierung die Erlaubniß erhalten, nebst zwei bis drei hundert seiner treuesten Anhänger und Dienstmannen, seine Residenz zu Durgekhund in einer der westlichen Vorstädte des großen und heiligen Benares aufschlagen zu dürfen, um allda den ihm ausgeworfenen fürstlichen Jahrgehalt von einigen Laks Rupien zu verzehren. Die Compagnie hatte ihm außerdem auch, wie dieß in Indien bei dergleichen Fällen gewöhnlich geschieht, eine Ehrenwache bewilligt, die von dem zu Secrole bei Benares liegenden Seapoy-Regimente regelmäßig geliefert wurde.

Die Weisungen des jedesmaligen wachthabenden Offiziers lauteten dahin, Sr. Hoheit bei jeder Gelegenheit die üblichen militärischen Ehrenbezeugungen zu erweisen, und — den brittischen politischen Agenten von jeder Regung und Bewegung, die im Lager des weiland Peischwah vorgehen würde, aufs genaueste zu unterrichten.

Die Reihe war nun an den neugebacknen Grenadier-Lieutenant Tindall und seine Sipahi-Mannschaft gekommen, und daher haben wir ihn denn den Weg nach Durgekhund einschlagen gesehen. Doch der Weg wird unsern warmen Bewunderer der indischen Frauenschönheit noch etwas weiter als zur Ablösung der Wache nach Durgekhund führen, und er mithin den Kreis seiner Beobachtungen und Studien über diesen reitzenden Gegenstand weiter auszudehnen im Stande seyn. Der Peischwah oder Maharadschah, wie er gewöhnlich genannt wurde, hatte nämlich bei dem Generalstatthalter um die Erlaubniß angesucht, eine zu Bendelkend gelegene Pagode besuchen zu dürfen, und dieselbe war ihm mit dem Beifügen zugestanden worden, daß ihn die Ehrenwache auch dahin begleiten solle.

Unser Lieutenant war erst kürzlich in Bengalen angekommen, und im Beginn seiner indischen Laufbahn mit Leib und Seele hinduisch gesinnt, oder um uns des für diese anziehende Sinnesart bereits gestempelten Ausdrucks zu bedienen: Ein Indomane. Wenn er sich dem Studium der alt indischen Sprache und Literatur mit eben so unverwandtem und ausdauerndem Eifer hätte widmen können, als er alle mit seinem Stande und seiner Lage nur irgend vereinbare Sitten und Gebräuche der ihn rings umgebenden Hindu-Bevölkerung sich anzueignen beflissen war, dürfte sein Name nicht zuerst in dieser Skizze erscheinen, um nach flüchtiger Lesung wieder für immer vergessen zu werden, sondern er würde gleich den Namen der großen Erforscher und Kenner der morgenländischen Welt, eines Hammer, Colebrook, Remusat u. A. in Aller Munde leben.

Dieser lebhafte Hinduism äußerte sich unter andern durch seinen Abscheu vor dem Genuß des Rindfleisches, wodurch er sich an der bei brittischen Regimentern im Inlande wie in den Kolonien üblichen gemeinschaftlichen Offizierstafel manchen Spott zuzog, und durch seine Vorliebe für die, zwar nicht ursprüngliche aber doch bereits seit den Zeiten der Eroberung Hindostans durch die Moslimen, dort übliche Tracht. Nur der strenge Verweis, den er einst von seinem Obersten erhalten hatte, weil er gleich einem echten Banka oder hindostanischen Stutzer vom ersten Wasser, in einem reichen Benares-Turban, Kinghab, Peitschemah, und seidenem Tschemeh durch die Stadt stolzirte, hielt ihn ab, sich dieses Costüms für gewöhnlich außerhalb seiner Dienstzeit zu bedienen.

Sein ritterlich-dichterischer Enthusiasmus für die weiblichen Schönheiten Hindostans bildete aber den Kern und Mittelpunkt seiner romantischen Sinnesart und Gefühlsweise, welche durch den Himmelsstrich, durch die neuen und ungewöhnlichen Umstände und Verhältnisse, worin er täglich gerieth, insbesondere aber durch die ihm zu Ohren gekommene Kunde von dem geheimnißvollen Abentheuer eines Offiziers von den Delhi-Cantonnirungen mit einer von den reitzenden Princessinen aus dem Hause Timurs, zu einer fast fieberhaften Aufregung gesteigert worden war.

Er träumte Tag und Nacht von nichts anderm als von verstohlenen Blicken und Winken aus den hohen vergitterten Fenstern irgend eines Radscha-Senane; und die glühendsten Schilderungen in Lalla-Rukh oder der herrlichen Miß Landon, würden neben den Ergüßen Tindalls matt und farblos erscheinen, wenn er sie anders je zu Papier gebracht hätte, und nicht bloß wie es leider der Fall ist, nur den durch das Laub der Banianen und Platanen hinziehenden Winden anvertraut hätte.

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft in der Residenz des reise- und wallfahrtlustigen Peischwah, erhielt er den Befehl sich für den folgenden Morgen zum Aufbruch fertig zu halten.

Gegen Abend erhielt er jedoch durch eine von dem Maharadschah an ihn abgesandte vornehme Person die Meldung, daß die zur Gemahlinn des ältesten Sohnes des Peischwah bestimmte junge Prinzessinn, welche kürzlich aus dem Dihken (Deccan) angelangt sey, plötzlich unpäßlich geworden, weßhalb die Reise und mithin auch der Aufbruch der Ehrenwache vor der Hand unterbleiben müßten.

Diese Bothschaft brachte eine unbeschreibliche Wirkung auf Tindall hervor; der Gedanke, sich in der Nähe, und gar in Dienstnähe einer Fürstentochter aus Dihken, der Heimath der größten indischen Schönheiten, zu wissen, weckte urplötzlich alle die im



Gestade des Ganges.



Das Shewallah-Gaut zu Benares.



Stillen gehegten Phantasien stürmisch auf, er faßte sich jedoch schnell und entgegnete dem steif-förmlichen Abgesandten des Peischwah:

„Vermelden Sie dem Maharadscha meinen ehr„erbietigen Gruß, und sagen Sie ihm, daß ich mit „meiner Mannschaft stets, wenn es Se. Hoheit zu befeh„len geruhen dürfte, zum Aufbruch bereit seyn werde."

„Ich hoffe, die Prinzessinn ist nicht ernstlich krank," setzte er mit etwas befangener Stimme hinzu. „Sie „soll an einem heftigen Fieber leiden," erwiderte der Mahratte, man hat mir jedoch darüber nichts Näheres „mitgetheilt." „Hm!" sagte der junge Offizier, und nach einer kurzen Pause, „ist sie nicht mit demselben „jungen Prinzen verlobt, welcher sich heute Morgens, „als die Wache während des Vorüberreitens des Ma„haradschah unters Gewehr trat, in dessen Begleitung „befand?"

Der schlaue und bedächtige Mahratte (er hieß wenn wir nicht irren, Simeckdschih), war jedoch keineswegs geneigt, mittheilsamer als die strengste Nothwendigkeit erheischte, zu seyn; er ertheilte daher auf diese, in seinen Augen schon über die Maßen unbescheidene Frage, höflich aber trocken den Bescheid, die Prinzessinn sey schon seit mehreren Jahren mit dem Prinzen verlobt, habe aber herkömmlicherweise erst jetzt sich zu seiner Familie begeben dürfen. Durch ihre Unpäßlichkeit wären bis jetzt alle Festlichkeiten, so wie auch die Feier des hohen Beilagers verhindert worden.

„Sie ist sehr schön, wie ich gehört habe," bemerkte Tindall.

„So glaubt man" entgegnete der Mahratte, welcher schon auf Kohlen stand, und nach dem Eingange zu schielen begann.

„Ist sie so jung wie man sie schildert?" fuhr der Lieutenant in seinen Fragen weiter fort.

„Das Alter Ihrer Hoheit ist mir unbekannt."

„Zwischen zwölf und dreizehn Jahren, wie man hört."

„Möglich!" lautete die noch frostigere und wie man sieht noch einsilbigere Antwort Semeckdschihs, welcher einst im ganzen Dihken seiner diplomatischen Feinheit und Unausforschlichkeit wegen berühmt gewesen war, „doch, darf ich mich schon aus Ihrer Gegen„wart entfernen? ist es mir vergönnt abzutreten?" fügte er sich verneigend und mit einer Gebärde dienstgeschäftiger Eile hinzu. Es erfolgten nun die üblichen gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen, und der Mahratte verließ freier athmend das Zelt.

(Die Fortsetzung folgt).

## Das Schewallah-Gat zu Benares.

Unter den Zierden des berühmten Benares, dieser Perle, dieser Lotos, dieser Roma der Indischen Wunderwelt, nehmen die Gats (Ghauts) wie die in den Ganges hinab führenden breiten Kay- und Ufer-Treppen in Indien genannt werden, eine bedeutende Stelle ein. Sie sind aus Granit oder der einer außerordentlichen künstlichen Abglättung fähigen Steinart, welche Tschenam heißt, erbaut, zu beiden Seiten von reichgeschmückten Geländern eingefaßt, und oben mit Pagoden oder andern Prachtgebäuden und Hainen besetzt. Selbst während der brennendsten Stunden des Tags, sind sie mit Gruppen von Hindus aller Alter, Geschlechter und Landschaften bedeckt, welche ihr Gebet oder Waschungen verrichten oder ihre Gerres (die bekannten indischen Krüge) mit dem Wasser des heiligen Flußes füllen, oder die zahllosen Catamaren- und Mußela-Boote ein- und ausladen. Das prachtvollste unter diesen Gats ist das in der Überschrift genannte und auf der beiliegenden Kupfertafel abgebildete, welches sich an dem nördlichen Ende von Benares befindet. Das Gebäude selbst ist hübsch aber keineswegs glänzend oder sehr geräumig, und diente früher dem Tschit-Sing, welcher 1770 zum Semindar von Benares ernannt worden war, und durch seinen Aufstand (1781) gegen die brittische Regierung während der Verwaltung Warren Hastings in der Geschichte des brittischen Ostindiens eine so bedeutende Rolle spielte, zur Wohnung. Die Geschichte dieses Aufstands in der wichtigsten Stadt Hindostans, welcher ohne die raschen und entschlossenen Maßregeln des gedachten Generalstatthalters leicht den Verlust des gesammten indischen Reiches für Großbrittannien hätte herbeiführen können, ist in dem Oriental Annual für 1834 S. 144—181 umständlich erzählt, doch hätten wir über das Ende Tschit-Sings etwas Näheres zu vernehmen gewünscht. W.

## Die Ufer des Ganges.

Eine Schilderung der Gestade des Ganges von der unnennbar schauerlichen Stelle an, wo er aus dem, das „Haar des Mahadewa" genannten Schneebett auf dem Gangotri-Himalaya entspringt, bis zu seiner Mündung in den Bengalischen Busen, in geographischer, historischer, archäologischer, landschaftsmalerischer, natur-historischer und anderweitiger Beziehung, wäre eine Aufgabe, deren Lösung den allesumspannenden Geist und den Zauber-Styl eines Humboldts erheischen würde.

Welcher Stromlauf wäre erhabener, reicher, vielbewegter, als der dieses hehrsten aller Weltströme, in dessen jungen Quellgewässern sich die ewigen Piks und Zinnen des himmelanstrebendsten, wunder-, sagen- und tempelreichsten aller Weltgebirge spiegeln; dessen oceangleiche in stiller Majestät dahin ziehenden Fluthen, die heilige Benares, das über eine Welt gebietende Calcutta, nebst Tausenden von Prachtdenkmalen, elephanten-durchtobten und boen-durchzischten Waldungen, Gruppen badender zartbusiger Hindinnen-schlanker Jungfrauen umspülen, und dessen Wogengetöse Ramayana-Slokas zu murmeln scheint. Doch wir haben es hier nur mit einer einzigen Stelle eines Gestades des Hugli genannten Gangesarmes zwischen Colgong und Patna zu thun.

Ein riesenhafter Banianenbaum überbreitet mit seinen phantastisch verschlungenen Wurzeln- und Zweigen-Geflechten eine Strecke des Ufers; der Stamm bildet eine Art von kleinem Vorgebirge; ein Bedschero, so heißt eine Art von indischen achtzehnrudrigen flachen Boten mit hohem Hintertheil, wird von Dendis oder indischen Bootsleuten stromaufwärts vor dem Banianenbaum vorbeigezogen, dessen verschiedene Wurzelgeflecht-Knoten denselben zu Ruheplätzen während des Aufwärtsziehens dienen.

W.

# John James Audubon.

(Beschluß).

Nachdem alle meine Bemühungen mein Werk in Amerika herauszugeben gescheitert waren, und unter andern Alexander Wilsons erster Kupferstecher zu Philadelphia meinen Freunden erklärt hatte, daß seinem Dafürhalten zufolge, meine Zeichnungen durchaus nicht gestochen werden könnten, entschloß ich mich endlich mein Glück in Europa zu versuchen und meine Sammlungen mit mir dahin zu führen.

Als ich mich den Küsten von England näherte, nahm meine Niedergeschlagenheit in hohem Grade überhand. Ich kannte niemand dort, und obgleich ich mit Empfehlungsbriefen von nordamerikanischen Freunden und angesehenen Staatsmännern versehen war, erschien mir meine Lage dennoch höchst bedenklich. Es däuchte mir, als ob jeder, dem ich begegnen würde, mit größern Talenten als irgend einer von unserer Seite des Atlantischen Oceans ausgestattet sey, und als ich zum erstenmale durch die Straßen von Liverpool wandelte, überkam mich ein unnennbares Gefühl des Zagens, ja der Furcht; in die Wälder, meinen geliebten und altgewohnten Aufenthalt, konnte ich nicht flüchten, denn es gibt dort keine.

Audubon schildert hierauf die über alle Erwartung wohlwollende Aufnahme und die ehrenvolle Anerkennung, die ihm in England wie in Schottland, namentlich in Edinburgh, wohin er sich von Liverpool aus begab, zu Theil wurden, in welcher Hauptstadt von Schottland die Herausgabe seiner beiden Werke begann. Die Schwierigkeiten, mit welchen er dabei zu kämpfen hatte, waren sehr bedeutend; keine der geringsten darunter war die fast allgemeine Scheu, welche die dortigen Kupferstecher an Tag legten, sich mit dem so schwierigen Stich seiner Zeichnungen zu befassen; er mußte sich daher nach London wenden, und selbst dort, der Heimath der größten Meister dieses Kunstzweiges, fand er nur mit der größten Mühe einen Künstler, den jüngern Havell, welcher sich der Arbeit unterzog und sie seitdem unverdroßen fortgesetzt hat. Die Scheu der unvergleichlichen brittischen Kupferstecher, sich mit dem Stich der Audubonischen Zeichnungen zu befaßen, läßt sich unseres Erachtens aus folgendem Umstande erklären: Als Zeichner von Vögeln hat Audubon nach dem einstimmigen Urtheil der bewährtesten Sachkenner noch nie seines Gleichen gehabt; sie athmen alle die Frische, den eigenthümlichen Charakter und die Schöne der lebenden Natur. Seine mit echtem Forscher- und Künstlerauge der Natur abgelauschten Stellungen sind äußerst mannigfaltig und geistreich-getreu. Das Steife, Manierirte, Formelle, was einem so oft in naturhistorischen Abbildungen unangenehm auffällt, ist ihnen gänzlich fremd, während sie zugleicherzeit in der genauen Darstellung des Gefieders, so wie in den dem Naturforscher vor allen anderen wesentlichen Parthien, nähmlich des Schnabels und des Fußes, mit unvergleichlicher Präcision und Schönheit gezeichnet sind.

Seine Schilderungen der Vögel, ihres Lebens und Webens sind ungemein anziehend, voll neuer Bemerkungen und Beobachtungen, und bewähren einen wahrhaft dichterischen Sinn, obschon er in manchen Stücken sein Vorbild Alexander Wilson nicht erreicht.

Im September 1828 begab er sich von London nach Paris, wo er von den dortigen berühmten Naturforschern mit offenen Armen empfangen wurde; Cuvier las ihm zu Ehren dem Institute über das Werk des gefeyerten Gastes einen Bericht vor, welcher seiner Zeit von den meisten französischen und außerfranzösischen Blättern wiederhohlt wurde.

Der unwiderstehliche Drang, wieder einmal aus dem Treiben der Menschenwelt in seine einsamen schauerlichen vaterländischen Wälder, wenn auch nur auf kurze Zeit, zurückzukehren, bewog ihn im Frühjahr 1829 nach den Vereinigten Staaten zu reisen, wo er ungefähr ein Jahr verweilte und mehrere seiner frühern Zeichnungen wieder auffrischte. Nachdem er hierauf wieder ein Jahr ungefähr in England zugebracht hatte, unternahm er im August 1831 abermals eine Reise nach Amerika, wo er sich unverweilt wieder in die Wildnisse begab, um wo möglich neue Entdeckungen in der befiederten Welt zu machen. Über die Resultate dieser Reise hat nichts Näheres verlautet; mehr dagegen über eine spätere, welche er im Juny 1833 nach der Nordostküste von Amerika ebenfalls in ornithologischer Hinsicht, und zwar des Studiums der Strand- und Seevögel jenes Küstenstrichs wegen, antrat. Er wandte sich zuerst nach der Erdenge von Canso, besuchte die kleine unfruchtbare nur von einigen französischen Kanadiern bewohnte Magdaleneninsel, und den Rothgans-Felsen, welcher diesen Namen wegen der zahllosen Menge von Rothgänsen führt, die auf ihm nisten, und eine wahre Fundgrube für den Ornithologen ist, da sich außerdem noch andere Gattungen und Arten von Seevögeln dort aufhalten. Der Felsen ist vier hundert Fuß hoch und hat mehrere Morgen Oberfläche. Als Audubon in der Nähe anlangte, war der Felsen dermaßen von Rothgänsen, die in ihren Nestern saßen, bedeckt, daß man ihn für einen Schneeberg hätte halten mögen, und die Myriaden dieser Vögel, die über und um ihn schwärmten, schienen von der Ferne aus gesehen, ein ungeheures Schneegestöber zu seyn.

Der Knall der Feuergewehre, welche abgeschossen wurden, schien sie nicht im Geringsten zu beunruhigen. Ein heftiger Wind hinderte den Reisenden, bei diesem merkwürdigen Orte zu landen, um ihn näher zu untersuchen; übrigens wurde er von den benachbarten Fischern für unzugänglich geschildert. Die Expedition begab sich von dort nach der Mündung des St. Lorenzstromes, und schiffte längs der Küste von Labrador bis zum 51° N. B. hin. Die Küste dieser Region ist hoch und bietet ein Bild der traurigsten Unwirthlichkeit dar. Sie war fast ununterbrochen von dichten Nebeln eingehüllt, und obschon man sich damals im Junimonat befand, war auf mehreren Punkten der Schnee noch nicht geschmolzen.

Audubon hatte dort Gelegenheit die Lebensart der verschiedenen Vogelarten, welche zur Winterszeit nach der Küste der Vereinigten Staaten ziehen, zu studiren und entdeckte eine neue Fringilla- und Parus-Art.

Von dem Hafen Klein-Nitasguan, wo man einen halben Monat lang zugebracht, und während dieser Zeit Wanderungen längs der Küste und ins Innere unternommen hatte, wandte er sich nach dem Wapatiguan-Hafen, wo er die Sitten mehrerer seltenen Land- und Seevögel aufs Emsigste studirte, das Land nebst den benachbarten Inseln untersuchte, ei-

nige neue Gewächse und Conchylien sammelte, und hierauf nach dem Hafen Klein-Macatine steuerte. Die benachbarte Küstenstrecke ist außerordentlich steil, das Land bietet keine Spur von Pflanzenwuchs dar, und das Klima ist überaus streng. Die Expedition unternahm mehrere äußerst beschwerliche Wanderungen ins Innere, wo sie einen Schottländer fanden, welcher schon seit zwanzig Jahren in dieser einförmigen Einöde hauste, und dessen einzige Beschäftigung im Lachsenfang und der Jagd auf Seekälber bestand, die er an die Mannschaften der Wallfisch- und Kachelelotfänger, die von Quebeck, Terre-Neuve, und anderen Gegenden dahin kommen, gegen die Gegenstände, deren er bedurfte, verhandelte. Er und seine Familie waren mit ihrem Loose zufrieden, und hingen außerordentlich an ihrem Aufenthalt. Audubon fand in jener Gegend die wilde Gans in der Jahreszeit, wo sie brütet, und konnte die Sitten und die Lebensweise mehrerer seltenen Seevögel-Arten studiren. Von da begab er sich mit seiner Reisegesellschaft nach Brador; auf der Fahrt dahin, wurde an mehreren nur von Seevögeln bevölkerten Eilanden angelegt. Diese Eilande werden von Bewohnern Neu-Schottlands besucht, welche dort Eier sammeln, und bei diesem Geschäfte mit einer raffinirten Grausamkeit gegen die arg- und schutzlosen Bewohner verfahren. Nicht allein, daß sie die Eier, die sie bei ihrer Ankunft vorfinden, zerschlagen und zertreten, und nur die während ihres Dortseyns frisch gelegten sammeln, bringen sie muthwilligerweise Tausende von den armen Vögeln um, die sie dann ins Meer werfen, oder auf den Felsen liegen lassen.

Drei von diesen Leuten, welche Audubon dort traf, hatten innerhalb sechs Wochen zwei und dreißig Tausend Dutzend Eier gesammelt. In dem Hafen von Brador lagen über sechzig Schiffe, welche sämmtlich mit dem Fischfange beschäftigt waren. Die Kälte war dort im Julius schon so heftig, daß Audubon oft der Stift aus der Hand fiel, wenn er zeichnete, obschon er dabei in der Nähe eines großen Feuers saß. Zu Brador sah Audubon zum erstenmal in seinem Leben Eisberge. Er war dort so glücklich sich das Männchen und Weibchen einer sehr großen und schönen neuen Falken-Art, nebst andern kleinern neuen Vogelarten zu verschaffen.

Nach der Abfahrt von Brador wurden die Meerenge von Belle-Isle, und die Küsten von Terre-Neuve bis zur Bai von St. Georg hin in ornithologischer Hinsicht durchforscht, hierauf ein Theil von Neu-Schottland bereist. Zu Picton erhielt er von dem Professor Macculloch, welcher eine reiche Sammlung von ausgestopften Vögeln jener Region besitzt, mehrere sehr seltene und noch unbeschriebene Arten.

Die neuesten Nachrichten über ihn reichen bis Ende Augusts 1833, wo er von dieser ornithologischen Reise nach Eastport zurückgekehrt war.

Nun noch Einiges über sein Werk, die Ornithologie der Vereinigten Staaten. Dieses ist vielleicht im Format das größte, welches jemals über irgend einen naturhistorischen Gegenstand erschienen ist. Auf den beinahe vier Schuh hohen Kupfertafeln ist das Männchen, das Weibchen und das Junge von jeder bis jetzt entdeckten Vogelart jener Regionen der westlichen Hemisphäre dargestellt, und zwar viele Arten, welche dem großen Wilson noch unbekannt geblieben waren.

Folgende Stelle aus dem obenerwähnten Berichte, welchen der unsterbliche Cuvier an die k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Paris über die Audubonsche Ornithologie erstattete, und worin derselbe den Unterschied, der zwischen einem Gemälde und einer malerischen Darstellung eines naturhistorischen Gegenstandes obwalten soll, so treffend angibt, mag den Schluß dieser Skizze bilden:

„Audubon hat das Werk in der doppelten Eigenschaft als Naturforscher und Naturmaler oder Künstler geschaffen. Sie sind durch die Größe dieses Werkes, welches die größten seiner Art, die jemals erschienen sind, übertrifft und fast den Doppel-Tafeln der Description de l'Egypte gleich kommt, überrascht worden."

„Diese außerordentliche Größe der Tafeln hat ihm vergönnt, Arten von der Größe des weißköpfigen Adlers in ihrer Lebensgröße darzustellen, und die kleinen zu vervielfältigen um sie in allen ihnen eigenthümlichen Stellungen aufzufaßen."

„Die Ausführung dieser schon ihres riesenhaften Umfangs wegen so bemerkenswerthen Kupfertafeln scheint uns, auch in Hinsicht der Zeichnung, des Stichs und der Farbengebung äußerst gelungen; und so schwierig es für den Coloristen ist, naturhistorischen Darstellungen mit eben so vieler Wirksamkeit wie bei der eigentlichen Malerei, Relief zu ertheilen, so ist dieß doch in naturhistorischen Werken keineswegs unziemlich. Der Naturforscher zieht die natürliche Farbe der Naturwesen jenen zufälligen Tinten vor, welche durch die zur Vervollständigung der malerischen Wahrheit so nothwendigen, der wissenschaftlichen Wahrheit hingegen fremden ja sogar hinderlichen verschiedenen Lichtbrechungen erzeugt werden."

---

## Beiträge

zu einem Glossar der in Reisebeschreibungen und ethnographischen Romanen vorkommenden Ausdrücke und Redensarten, welche das ostindische Land und Leben betreffen.

Von dem Herausgeber.

**Bengalo** (Bungalow). So heißen im brittischen Ostindien die zu ebener Erde meist aus Bambusrohr erbauten Hütten, wie sie vorzüglich bei den Truppen-Cantonnirungen üblich sind; das tolle unheimliche Treiben der verschiedenen zum Theil gefährlichen Reptilien und anderer Thiere, die sich unter dem Dache eines solchen Bengalo alsbald einzufinden pflegen, ist, wenn wir nicht irren, von Emma Roberts treffend geschildert worden.

**Wirandah** (Verandah). Das in Ostindien gebräuchliche Schattendach. Dieser Ausdruck ist seit einiger Zeit in die englische Sprache so eingebürgert worden, daß er in Beschreibungen von Festen der englischen Großen, welche bekanntlich die Morning-Post ausführlich liefert, häufig vorkommt.

**Penkeh** (Punkah). Fächer, welche von der Zimmer- oder Zeltdecke herabhangen, und von eigens dazu bestimmten Dienern unabläßig hin- und her bewegt werden, um Kühlung zu verbreiten.

**Senane** (Zenanah). Das indische Frauen-Appartement. Die Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts in Indien ist erst seit der Eroberung Hind-

ostans von den Moslimen eingeführt worden; die Mahrattenstämme haben sich dieser Sitte jedoch nie unterworfen.

Natsch (Nautch). Eine indische Unterhaltung, meist mit Feuerwerken, Pantomimen und Bajaderen-Tänzen verbunden.

(Wird fortgesetzt).

## Miscelle.

Folgende von dem englischen Reisenden John Madox in seiner „Wanderung durch das heilige Land, Ägypten, Nubien, Syrien u. s. f. London 1834" Band II. S. 195 beiläufig und nur im Vorbeigehen mitgetheilte Notiz: „Zu Damaskus ist im Juny 1825 eine Habichtart geschossen worden, die eine Holztafel mit der Inschrift: „Landsberg in Preußen 1822" um den Hals trug," hat auf Anregung des rühmlichst bekannten preussischen Naturforschers und Reisenden Dr. C. G. Ehrenberg, Anlaß zur offiziellen Ausmittlung und Feststellung der ersten sichern Thatsache der Vögelwanderung, und zwar einer aus Preußen nach Syrien stattgefundenen Wanderung, gegeben. Der Hergang dieser Verhandlung ist folgender: Gleich nachdem das erwähnte Reisewerk nach Berlin gelangt war, ließ Herr Prof. Ehrenberg in einem dortigen vielgelesenen und altberühmten Blatte, den „B. Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" nachstehende Anfrage einrücken: „John Madox, der Verf. des angeführten Reisewerkes, war zu Anfang März 1825 selbst in Damaskus, befand sich aber seiner Angabe zufolge zu Ende Juny in Beirut, er hat also die Nachricht nicht in Damaskus selbst, doch aber in Beirut erhalten. Übrigens enthält das ganze Buch nur eine schlichte Erzählung der Tagsbegebenheiten, und jene Nachricht ist eine so absichtslos erscheinende Bemerkung, daß die Thatsache um so mehr Aufmerksamkeit verdient."

„Die periodischen Völkerwanderungen der Vögel, wie der Fische und anderer Thiere, sind eine so großartige noch unerklärte, mit ihrem Ernährungstriebe nur in geringer Beziehung stehende und auf die Menschenwelt *) vielfach rückwirkende Naturerscheinung, daß jeder Beitrag zu einer klaren Einsicht in diese offenbar tiefer begründeten Verhältnisse von hohem Interesse ist."

„Daß unsere europäischen Vögel großentheils im Süden (soll heißen im Orient) und namentlich in Syrien und Ägypten überwintern, hatte man schon vielfach behauptet, allein sichere Beweise gab es nicht, indem dort unsere Vögel zu keiner Jahrszeit fehlen, und die Fabel des Winterschlafs der Schwalben im Wasser oder in Baumhöhlen lebt noch im Volke. Obige Nachricht ist die erste und einzige schlichte Erfahrung, welche für wenigsten Einen Fall Bestimmtheit gibt, und bestätigt, was wenige sichere Beobachtungen von der Richtung der Vögelzüge vermuthen ließen. Es wäre sehr wünschenswerth, daß diese seltene Erfahrung nicht übersehen und vergeßen, sondern durch umständlichere Mittheilung noch mehr erläutert und wissenschaftlich befestigt werden möchte."

„Unterzeichneter wünscht dazu die Veranlassung zu geben, indem er um eine entweder ihm insbesondere auf welchem Wege immer mitzutheilende oder in dieses Blatt einzurückende specielle Nachricht aus Landsberg selbst ersucht."

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein solcher Versuch, selbst wenn er ohne tiefern wissenschaftlichen Ernst ausgeführt worden wäre, ohne Zeugen gemacht wurde; möchten sich doch also wenigstens folgende Fragen beantworten lassen:

1. In welchem Landsberg in Preußen wurde 1822 jener bezeichnete Falke entlassen?
2. Unter welchen Umständen, von wem?
3. Von welcher besonderen Falkenart war das Individuum?
4. Ist derselbe bezeichnete Falk in den Jahren 1823 und 1824 in der Gegend von Landsberg wieder gesehen worden?"

„Wer sich (fügte Ehrenberg dieser Anfrage schließlich hinzu) über den Stand unserer dermaligen Kenntnisse von den jährlichen überaus merkwürdigen Völkerwanderungen der Vögel unterrichten will, findet in Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Jahrgang 1833, eine sehr verdienstliche Zusammenstellung derselben."

Vorstehende Anfragen veranlaßten den k. Oberpräsidenten von Schoen zu Königsberg eine ämtliche Ausmittlung dieses für den Naturforscher vom Fach wie für den wahrhaft Gebildeten überhaupt gleich anziehenden Umstandes zu versuchen. In Folge derselben hat sich denn ergeben, daß der verstorbene Stadtrichter Ribbentrop in dem zwischen Elbing und Königsberg in Ostpreußen gelegenen Landsberg, 1822 in seinem großen Garten alldort unter andern Vögeln und Quadrupeden auch zwei Gänseweihen oder Bruchweihen hielt, die er zunächst für den Fall des Verfliegens, aber vielleicht auch, da er ein denkender Naturforscher gewesen, in einer weiter aussehenden Absicht mit hölzernen Täfelchen, welche die oben erwähnte Inschrift führten, bezeichnet hatte. Der Gartennachbar desselben, dortiger Pfarrer, hält in seinem an den Landrath des Kreises eingesendeten Bericht es für ausgemacht, daß der in Syrien geschossene Falke aus dem Ribbentropischen Garten weggeflogen sey und bezeichnet den noch lebenden damaligen Wärter jenes Falken wie der übrigen Thiere für geeignet, noch bestimmtern Aufschluß darüber zu ertheilen. Dieser hat in seiner durch den erwähnten Landrath am 10. Mai. d. J. zu Preußisch-Eylau geschehenen ämtlichen Vernehmung, durch seine Aussage Zeit, Ort und Umstände bestätigt. Ein Jahr vor dem Tode des Besitzers verschwand die erste Weihe und im Sommer des Todesjahrs auch die zweite aus dem Garten.

So ist denn nun, sagt Dr. Ehrenberg, durch die Wissenschaftlichkeit eines hohen königlichen Functionärs die erste sichere Thatsache der Vögelwanderung aus Preußen nach Syrien völlig ermittelt, welche ohne dieselbe, da die nächst Betheiligten schon verstorben sind, entweder auf immer ganz verloren gegangen, oder doch nicht hinreichend fest gestellt worden wäre. —

*) Und wohl auch auf die gesammte Natur, insbesondere auf die Pflanzenwelt.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.
Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

11.] Elephanten-Familie. — Aufgezäumter Elephant. — Todter Elephant. [1834.

Inhalt. Die neuesten Stimmen über das spanische Land und Volk. (Fortsetzung.) — Skizzen aus Ostindien. — Text zu den Bildern. — Über L. de Labordes Voyage de l'Arabie petrée. — Beiträge zu einem Glossar u. s. f. (Fortsetzung).

### Die neuesten Stimmen über das spanische Land und Volk.

1.

Capt. S. E. Cook.

1) Die Frauen.

(Fortsetzung.)

Selbst in denjenigen Orten, wo Sittenverderbniß herrscht, wie dieß der Fall in einer oder in zwei wohlbekannten großen spanischen Städten seyn mag, ist diese doch so wenig allgemein, daß Familien, und ganze Einwohner-Kreise mitten unter der anscheinenden Verderbniß unberührt von dem Hauche des Lasters leben. Die Duldung, die man in Spanien Frauen von nicht unbescholtenem Lebenswandel angedeihen läßt, mag eine von den Ursachen der Irrthümer seyn, die in Betreff des Zustandes der spanischen Gesellschaft und Sittlichkeit im Schwange sind. Dieser übrigens durchaus ungefließentlich obwaltenden Nachsicht ungeachtet, üben diejenigen Frauen welche Einfluß in der Gesellschaft geltend machen, und deren wirkliche Leiterinnen sind, große und strenge Zucht, und keiner Frau, deren Lebenswandel nicht unbescholten ist, wird Achtung gezollt. Dieses gilt von beiden Geschlechtern. Kein Mann, dessen Aufführung in sittlicher Hinsicht nicht tadellos ist, hat Einfluß oder wirkliches Gewicht, daher ist es für diejenigen, welche in Spanien in einer offiziellen Stellung leben, oder der Unterstützung der öffentlichen Meinung bedürfen, und in Berührung mit der Gesellschaft im weiten Sinne stehen, von der höchsten Wichtigkeit, die Makellosigkeit ihres Rufs in dieser Hinsicht zu bewahren.

Die in der spanischen Gesellschaft herrschende Unumwundenheit des Sprechens, besonders über Gegenstände, deren Erwähnung die Frauen um ihrer selbst willen nie und nimmer gestatten sollten, hat ebenfalls vielen Irrthum veranlaßt. Diese Ungebundenheit der Unterhaltung ist in ästhetischer Hinsicht allerdings höchst rügenswerth und verwerflich, sie setzt aber deßhalb noch keine Ausgelassenheit voraus; eben so wenig beweist die höfliche oder leichte Art, womit in Spanien Ansinnen abgelehnt werden, welche man in andern Ländern mit Entrüstung von der Hand weist, daß das Mädchen oder die Frau leichtfertig sey.

Nie wird in Spanien das Auge durch jene öffentlichen Verletzungen des sittlichen Anstandes, denen man in andern Ländern bei den unglücklichen Geschöpfen, deren nähere Bezeichnung wir uns ersparen können, so häufig begegnet.

In der Hauptstadt und in den Seestädten gibt es deren natürlicherweise wie überall in Menge, andererorten aber äußerst wenige oder gar keine, und man kann an Einem Abend in London mehr abschreckende Laster sehen, als in ganz Spanien einen langen Zeitraum hindurch. Das Elend und die Noth dieser Zeitläufte nebst dem Hang zum Putz, welcher die große weitgreifende Ursache der weiblichen Sittenverderbniß in ganz Europa geworden ist, äußern sonder Zweifel ihren Einfluß auch in Spanien, und Beispiele ihrer Wirkung mögen, ohne daß man lange zu suchen braucht, auch dort gefunden werden, eben so leicht aber auch, ja noch leichter und häufiger die hochsinnigste und uneigennützigste Erhabenheit über jede noch so lockende Versuchung.

Dasjenige, was wir in Ansehung der Stellung und Lage der beiden Geschlechter in Spanien bemerkt haben, wird durch die Beobachtung ihres durch das Herkommen und durch die Sitte geheiligten Benehmens gegen einander bestätigt. In keinem Lande, selbst in Frankreich nicht, wird das weibliche Geschlecht mit mehr wirklicher Rücksicht und Achtung, zu gleicherzeit aber auch mit der damit wohl verträglichen größten Freiheit und Ungezwungenheit behandelt. Dieser Grad von Achtung findet sich nie im Geleite der Sittenverderbniß, und ist auch nicht wohl verträglich damit. Die jungen Leute beider Geschlechter gehen in ihren vertrauten Kreisen, auf einem freien Fuße, aber zu gleicherzeit mit dem allervollkommensten Takte und der äußersten Zartheit mit einander um, eine Umgangsweise, die nicht nur mit echter Tugend im Einklang steht, sondern sogar alles Gegentheil durchaus verbannt. Diese ungezwungene aber innerhalb der zartesten natürlichen Schicklichkeit sich haltende Vertraulichkeit dauert oft in späteren Jahren fort, und gesellige aus beiden Geschlechtern gemischte Kreise, die sich seit einer langen Reihe von Jahren tagtäglich zusammengefunden haben, sind sehr gewöhnlich.

Wenn die Bekanntschaft mit einem solchen gebildeten Kreise, oder mit einzelnen echten und gebildeten Spaniern bis zur Vertraulichkeit gediehen ist, dann kann nichts entzückender seyn als die Unterhaltung mit ihnen.

Cervantes hat in seinem unsterblichen in Spanien bekanntlich volksthümlich gewordenen Roman ein Axiom aufgestellt, welches dort zur unabänderlichen Richtschnur alles geselligen Verkehrs und gesellschaftlichen Umganges geworden ist. „Sin discrecion no hay gracia“ womit wohl nichts anders gemeint ist, als daß es in der Fröhlichkeit oder besser in der Lustigkeit und Ungezwungenheit eine Gränzlinie gibt, die nicht über-

schritten werden dürfe. Die Kenntniß dieser Gränzlinie und die strenge unabweichliche Beachtung derselben, machen nun eben den Reitz und die Anmuth, wir möchten sagen den Zauber der spanischen Volkssitte, und des spanischen gesellschaftlichen Umganges aus.

Die Regeln der Etikette in dem Benehmen gegen das weibliche Geschlecht, sind außerordentlich streng, und ihre Beachtung dessen, was der Anstand erheischt, fast unbegränzt.

2) Charakter und Sitten des Volkes.

Eine in die Augen springende Eigenthümlichkeit ist die: daß die bestunterrichteten Personen die mir während meines Aufenthalts in Spanien, auf meinen vielfältigen Reisen begegnet sind, niemals außer Landes gewesen sind, und dennoch, wenn man die Mittel in Betracht zieht, die ihnen zur Erlangung der hohen Bildung und des reichen Wissens die man bei Vielen trifft zu Gebote standen, müssen diese als etwas Außerordentliches erscheinen. Die vielen Männer von echt-wissenschaftlicher Bildung, mit denen ich bekannt zu werden Gelegenheit hatte, zeigten und entfalteten sämmtlich einen unwandelbaren Charakterzug: den der äußersten Anspruchlosigkeit! Da war nichts von Anmaßung oder Marktschreierei wahrzunehmen wie in anderen Ländern bei dieser Klasse; vielmehr die größte Bereitwilligkeit zur Mittheilung dessen was sie wußten, nicht der leiseste Anklang von Geheimnißkrämerei oder Hinterm-Berge halten, oder dem Hange sich und andern Gemüth und Leben durch hohle Theorien und abstruse Ansichten zu verkümmern.

Ihr Hauptcharakter scheint in einem kräftigen, schlichten feinen Sinne, und in Tiefe der Beobachtung, der geeignetesten Grundlage einer echt-wissenschaftlichen Bildung, zu bestehen; und die Achtung, womit diejenigen, welche nach Unterricht streben, behandelt werden, so wie die Bereitwilligkeit, womit man ihren Wünschen entgegenkommt, müssen jedem Unbefangenen als der unläugbarste Beweis von der natürlichen hohen Intelligenz des spanischen Volkes erscheinen. Leider sind die meisten von den jetztlebenden bedeutenden spanischen Gelehrten und Männern von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung in bereits weit vorgerückten Jahren, und von dem jüngern Geschlechte scheinen nur Wenige geeignet in ihre Fußstapfen zu treten.

Einer der Hauptunterschiede des Spanischen Volkes von den übrigen Völkern des südlichen Europa, besteht in seinen häuslichen Gewohnheiten. Keine Nation ist in ihrem Geschmacke, allen ihren Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten und Neigungen so ausschließlich oder durch und durch häuslich. Sie gleicht darin am meisten der englischen. Der ganze Charakter des Volkes und der Gesellschaft ist damit gemischt, und dieser Zug schlägt und greift in alle spanischen Zustände und Verhältnisse ein. Es waltet in dieser Beziehung kaum irgend eine Verschiedenheit unter den in anderweitiger Hinsicht doch so mannigfach gearteten Landschaften von Spanien ob. Asturier, Galicier, Castilier, Valencier, Catalonier, Andalusier oder Estremenos, alle sind sich in dieser Beziehung gleich.

In den Städten Binnen-Italiens herrscht unter den Männern fortwährend die Sitte mit Tagesanbruch aufzustehen, und in den Arkaden oder irgend einem andern öffentlichen Versammlungsorte zusammenzukommen: Dieß ist sonder Zweifel ein sich in das graueste Alterthum verlierender Brauch welcher wahrscheinlich aus jener Zeit herstammt, wo um diese frühe Tageszeit die Gerechtigkeit in den αγορη gepflogen wurde. Der Spanier kennt diese Sitte nicht, da seine Lebensweise und seine Sitten großentheils von den Arabern herstammen, denen dieser Brauch fremd ist. Im allgemeinen steht man in Spanien nicht früh auf, zieht sich aber wie im Oriente sobald es dunkel wird, in die Behausung zurück.

Denn, die Hauptstadt ausgenommen, sieht man außer im Hochsommer, nach acht bis neun Uhr Abends sehr wenig Bewegung auf der Straße.

Die Heiterkeit und Ergebung, womit der Spanier von jedem Lande und Stande, Mißgeschick und Entbehrungen aller Art so wie Verarmung erträgt, was in allen Gegenden von Spanien nur zu häufig der Fall ist, übersteigen allen Glauben. Nie entschlüpft seinen Lippen auch nur die leiseste Klage! Es liegt in diesem so vielverkannten herrlichen Volke eine altangestammte Würde, welche nie die Äußerung einer Klage zuläßt, und selbst im innigsten anderweitig hingebendsten vertraulichsten Verhältniß beobachtet der Spanier diese, vielleicht alleinige, würdevolle Zurückhaltung.

Im Allgemeinen wird, wie bereits oben bemerkt worden, im geselligen Verkehre, von einer Person oder Klasse der andern die größte Rücksicht erwiesen. Dieß und die edle hochsinnige Selbstachtung machen die wahrhafte Würde des Benehmens aus, deren man in Spanien mehr als anderwärts sieht, und die dem Volke angeboren zu seyn scheint.

Wie grundverschieden die Art und Weise des Umgangs, in derselben Klasse der Gesellschaft in Frankreich und in Italien, jedoch im letzteren Lande in geringerem Maße, von der so eben geschilderten ist, muß jedem, welcher nur einigermaßen mit den genannten beiden Ländern vertraut ist, sogleich einleuchten, es ist der Unterschied, welcher zwischen rein mechanischer Aufmerksamkeit und Höflichkeit, und jenem auf echte und wahrhafte Galanterie im edelsten mittelalterlichen Sinn des Worts, und auf Achtung ruhenden Benehmen obwaltet, wie es in Spanien durchgängig herrscht.

Die Geschichten, welche hinsichtlich der öfter vorkommenden Äußerungen dieser altritterlichen Gesinnung gegen das andere Geschlecht erzählt werden, sind buchstäblich wahr. Die Überbleibsel der Sitte und Gesinnung jener verklungenen, nur noch in der Geschichte und Sage lebenden Zeiten, in welcher Gesinnung und Sitte Mauren mit Christen übereinstimmten, sind mit den in allen spanischen Landschaften, noch vorhandenen Gebräuchen und Gewohnheiten wie mit dem gesammten Leben und Weben des Volkes, innig und unauflöslich verwoben. Nichts in ganz Europa gleicht der alt-chevaleresken, zarten Weise, womit die Majos in Andalusien bei den Fiestas oder Gastmählern ihren Novias huldigen. Die Weise des Benehmens im mittäglichen Frankreich und in Italien, wo noch dieselbe Sitte herrscht, ist im Vergleich mit jener bäuerisch und tölpelhaft zu nennen.

Die Art des Empfangs bei fremden Besuchen ist dem Lande ganz eigentlich. Der Spanier überläßt

dieses Geschäft selten andern, außer etwa an solchen Orten, wo gewöhnlich Fremde hinkommen, was aber äußerst wenig vorkommt. Die dabei beobachteten Regeln sind so einfach und den echten Gesetzen der Höflichkeit und Schicklichkeit so angemessen, daß sie jedem nicht ganz befangenen und störrigen Fremden in die Augen springen müssen, und dennoch haben so viele dagegen verstoßen, und sich die drolligsten Versehen zu Schulden kommen lassen, wogegen sie von dem feinfühlenden Spanier als Leute sin educacion erklärt worden sind, ein in Spanien fürchterliches Anathem. Der Ausdruck sin educacion oder no tiene educacion, möge hier im Vorbeigehen bemerkt werden, bedeutet nicht daß jemand „ungebildet," oder „ohne Erziehung," sondern daß er von „schlechter und pöbelhafter Herkunft" sey.

Es ist nicht gebräuchlich, mit bedecktem Haupte in ein Haus einzutreten, oder den anständigen und höflichen Gruß, womit jeder, welcher aus welchem Grunde immer in ein Haus kömmt, bewillkommnet wird, nicht zu erwiedern *). Es ist nicht üblich jemand im Stehen, oder im Sitzen, oder in welcher Lage immer den Rücken zuzukehren, selbst nicht an öffentlichen Orten wo man sich gegenseitig nicht kennt.

Beim Weggehen aus einem Hause wird der Fremde stets bis zur Thüre, oft auch bis außerhalb derselben begleitet; und der Herr vom Hause, welcher wie bereits oben erwähnt, das Geschäft des Empfangs nie, außer in einem besonders dringenden Verhinderungsfalle, jemand anderen von seiner Familie überläßt, bleibt so lange stehen, bis der Fremde schon eine Strecke weit ist, worauf er sich noch einmal verneigt. Alles dieß geschieht auf ernste und natürliche Weise, ohne die geringste steife Berechnung oder theatralisches Wesen, oder die kalte hoffährtige Höflichkeit wie in andern Ländern. W.

(Die Fortsetzung folgt).

*) Was wohl von Seiten der häufig so unbegreiflich täppischen Landsleute des Verfassers der Fall seyn muß, denn sonst wüßten wir nicht wie so etwas, das sich von selbst versteht, auch nur erwähnt zu werden braucht?

## Bilder und Skizzen aus Ostindien.

Dritte Folge.

Von dem Herausgeber.

### 1.

### Der von seiner Indomanie geheilte Sipahi-Lieutenant.

(Beschluß.)

Unser Held träumte die ganze folgende Nacht hindurch von nichts anderm, als von der bräutlichen dihkenischen Princessinn.

Sie war beim Erwachen sein erster, und den ganzen Tag hindurch sein steter Gedanke. Seine fieberhaft aufgeregte Einbildungskraft malte sie sich natürlicherweise mit allen Reitzen einer Peri geschmückt. Sie sey sehr jung, — dieß hatte er ja aus dem Munde des verwünscht-schweigsamen Simeckdschih gehört; sie sey sehr schön, — dieß hatte er auch vernommen oder wähnte es vernommen zu haben; übrigens verstand sich dieß von selbst, und er hielt sich so überzeugt davon, als wie wenn er sie von Angesicht zu Angesicht gesehen, und Stunden lang in stummer Bewunderung ihres Liebreitzes verweilt hätte. Sie hatte schwarze Augen, — jene großen, schmachtenden schwimmenden von langen Wimpern umkränzten Augen der hinreißenden Töchter Brahmas, — die ihnen so eigenthümliche durchsichtige wellenathmende Carnation; — die üppigen Haarflechten wallten den Nacken hinab, welcher aus den Silberfalten ihres Doppettäs hervorschimmerte; alles dieß und noch weit mehr wurde von ihm so genau und deutlich wahrgenommen, als wie wenn der Maharadscha selbst die Verlobte seines Sohnes seinen entzückten Blicken vorgestellt hätte. Ja der Umstand, daß sie Braut war, und eben in dem Augenblicke, wo sie den ihr schon seit ihren ersten Kinderjahren bestimmten Verlobten sehen sollte, vom gefahrdrohenden Fieber ergriffen worden, erschien ihm so rührend, so anziehend, daß er seine heftige Unruhe kaum zu verbergen im Stande war, und dieselbe durch Fragen und Erkundigungen verrieth, wie sie nur die zärtlich-besorgte Theilnahme eines Liebenden oder nächsten Verwandten eingeben mag.

Es war sein Glück, daß die Mahratten, welche überhaupt unangetasteter von den Einflüssen der islamitischen Eroberer Hindostans geblieben sind, sich auch der durch sie eingeführten eifersüchtigen Abschließung und argwöhnischen Bewachung des weiblichen Geschlechtes nicht in so strengem Grade gefügt haben; sonst hätte das Benehmen des jungen englischen Offiziers unfehlbar Verdacht erregen müssen. Nach einigen Tagen erhielt er die Meldung, die Princessinn sey von dem Fieber eben genesen, der Maharadscha werde daher wahrscheinlich am folgenden Tage seine längst beschloßene Reise antreten, um durch die zeitliche Luftveränderung die gänzliche Wiederherstellung der Genesenden zu beschleunigen. Der Aufbruch erfolgte wirklich am folgenden Morgen, in der Richtung nach Allahabad und Kerrah. In letzterer wegen ihrer Myriaden von Gräbern, diesen stummberedten Zeugen und Zeichen von den ehemaligen mörderischen Fehden um den Besitz des Thrones von Delhi, so traurig-berühmten Stadt, erschien Simeckdschih abermals im Zelt des Sipahi-Offiziers, und erkundigte sich, ob in der Feldapotheke des Corps nicht auch einige von den unter den einheimisch-englischen Truppen gebräuchlichen Arzneien vorräthig wären? „Es sind Arzneien verschiedener Art darin vorhanden, erwiederte Tindall; ich hoffe aber doch, daß diese Anfrage nicht durch einen Rückfall der Princessinn veranlaßt wird?"

Nein, Sahib, entgegnete Simeckdschih, dieß ist glücklicherweise nicht der Fall; Se. Hoheit haben aber von der bei Ihnen als Heilmittel gegen das Wechselfieber gebräuchlichen Rinde eines gewissen Baumes gehört, welche sich noch wirksamer als unser so gepriesene Tscheretah erweisen soll, und wünschte daher zu erfahren, ob in der Feldapotheke des von Ihnen befehligten Corps eingeborener Truppen, von dieser heilsamen Baumrinde Einiges vorhanden ist? „Ach, Se. Hoheit meinen Chinarinde, versetzte der Offizier, das ist möglich; ich werde sogleich nachsehen." Er that es, und fand zu seinem großen Vergnügen einen reichlichen Vorrath davon. Alle Europäer, die sich auch nur eine kurze Zeit in Indien aufgehalten haben, erlangen durch die nur allzu

häufige praktische Erfahrung bald eine oberflächliche allgemeine Kenntniß von dem Gebrauch der gewöhnlich vorkommenden Arzneien; dieß war auch bei unserm Helden der Fall, er sah sich daher im Stande dem Mahratten mit der gewichtigen Miene eines alterfahrenen Arztes seine Vorschriften über die Art und Weise, wie das Heilmittel vorkommenden Falles angewendet werden sollte, zu ertheilen.

Ehe sie die Ufer des Dschemna erreichten, hatte er bereits zweimal China für die Princessinn verabfolgen müssen; diese wiederholten Bitten um seinen zugleich pharmaceutischen und ärztlichen, wir möchten beinahe sagen homöopathischen Beistand, denn seine Gaben waren aus einer leicht erklärlichen Ursache nicht so reichlich zugemessen, um Simeckdschih der Nothwendigkeit, sich öfter an ihn wenden zu müssen, zu entheben; sein häufiges Alleinseyn im Zelte, und die ihm eigenthümliche durch die in Indien erhaltenen Eindrücke noch gesteigerte romantische Gemüthsstimmung, alles dieses trug nicht wenig dazu bei, seine Theilnahme an der jungen Fürstinn, oder vielmehr an dem schönen und rührenden Bilde, unter dem er sich dieselbe dachte, dergestalt zu erhöhen, daß er zuletzt alle Vorsicht bei Seite setzte, und seine Frage an Simeckdschih um ihr Befinden, mit aller gespannten Ungeduld und fieberhaften Angst eines Liebenden richtete.

„Geht es ihr noch nicht besser? rief er eines Tages dem in sein Gezelt eintretenden Mahratten mit einem bangen Ungestüm entgegen, daß sich dieser trotz seiner gewohnten Selbstbeherrschung und Gravität des Lächelns nicht zu erwehren vermochte. „Hat die China nichts gefruchtet?“ und plötzlich, als wie wenn ihm ein glücklicher Einfall durch den Kopf führe, rief er hastig aus: „ich kann und darf von diesem gewaltig wirkenden und zuweilen gefährlichen Arzneimittel nicht mehr so blindlings verabfolgen, ohne eigentlich zu wissen, gegen was und wie es angewendet wird.“ Wie meinen Sie das, Sahib? fragte Simeckdschih. „Das ist sehr einfach, versetzte der Lieutenant,“ daß ich befürchte, es sey ein Versehen in der Behandlung vorgefallen, sonst hätte sich schon seit der Zeit, wo ich Ihnen zuerst die begehrte Arznei verabreichen ließ, einige Besserung der hohen Kranken müssen verspüren lassen. „Sahib! rief der durch die bangbesorgte Miene und das ungestüme Wesen des Offiziers, in Angst versetzte Mahratte aus: die Familie hat Ihre Vorschriften genau und pünktlich befolgt, wie die Diener Sr. Hoheit mir versichern, und ich habe mit gewißenhaftester Sorgfalt und Genauigkeit, jede Sylbe der mir, Ihrem Diener, von Ihnen mitgetheilten Anweisungen hinterbracht.“

„Ach,“ unterbrach ihn der Jüngling mit bedenklicher Miene, „wer kann da für Genauigkeit und Richtigkeit gutstehen, wo unsere Mittheilungen, von welchen Leben und Tod abhangen, erst durch alle die vielfach verschlungenen Kanäle laufen müssen, um an ihren Bestimmungsort zu gelangen!“

„Das ist wahr, bemerkte Simeckdschih, doch dieser Übelstand ist nicht zu beseitigen.“ „Wie, versetzte Tindall, sind denn die Mahratten eben so blind und befangen, wie ihre vorurtheilsvollen andern hinduischen Nachbarvölker? ich wähnte immer, sie wären denselben an Aufklärung weit überlegen.“ „Was wollen Sahib damit eigentlich sagen?“ fragte Simeckdschih, während er den eifernden Lieutenant starr ansah, als wie wenn er halb errieth, wo das eigentlich hinaus solle. „Kann ich meine Kranke nicht sehen?“ platzte Tindall mit resoluter Miene heraus. „Was! die Princessinn sehen?“ rief oder schrie vielmehr der Mahratte entsetzt; seine Augenbraunen sträubten sich dabei so hoch empor, daß sie fast den Saum seines Turbans streiften. „Nun ja! und warum entsetzt ihr euch denn so gewaltig über dieses Ansinnen? Einem dumm-befangenen unwissenden Bengalesen eine solche Zumuthung zu machen, würde mir allerdings nicht in den Sinn kommen, denken jedoch die Mahratten bekanntlich nicht aufgeklärter auch über diesen Punkt? und kann Ihr Fürst das Leben der Braut seines Sohnes, diesem schmählichen Vorurtheile zum Opfer bringen wollen?“ Simeckdschih entfernte sich schweigend und hastig, als wie wenn er die längere Fortsetzung eines so kitzlichen Gesprächs scheute. Am folgenden Morgen mit dem Frühesten aber, als unser Held die erforderlichen Vorkehrungen zum Übergange seiner Mannschaft über den Dschemna angeordnet hatte, trat Simeckdschih mit einem bedeutsamen Lächeln ins Zelt, und berichtete ihm, er habe dem Maharadschah das am vergangenen Abend mit dem Sahib gepflogene Gespräch getreulich mitgetheilt, worauf Se. Hoheit mit einemmale und ohne das geringste Bedenken zu zeigen, befohlen habe, den Engländer bei der Princessinn einzuführen. Dem verschlagenen Mahratten konnte die obschon mit größter Mühe verhehlte freudige Bewegung, welche diese unvermuthete Bothschaft erweckte, nicht entgehen; der Entschluß seines Gebieters schien ihn wie gänzlich umgewandelt zu haben, an die Stelle seines gestrigen Entsetzens über ein so unerhörtes Ansinnen, war die unbefangenste Bereitwilligkeit getreten, den Lieutenant, welcher wie man sich denken kann in einem Meere von Wonne schwamm, selber bei der Princessinn einzuführen.

Die Mittagsstunde wurde zu dieser Vorstellung unseres jungen Kriegsmannes in seiner neuen Eigenschaft als einstweiligen Hofarztes der Fürstenbraut, festgesetzt.

Mit welcher unbeschreiblichen Gemüthsbewegung unser Held dem Nahen der großen Stunde entgegenharrte, wo ein Theil seiner längst gehegten Hoffnungen in Erfüllung gehen sollte, wo ihm vergönnt seyn würde, die, wie er überzeugt war, holdseligste und bezauberndste aller Fürstentöchter des unermeßlichen Hindostans von Angesicht zu sehen, ja vielleicht gar, ihre himalayaschneeweiße Hand, das heißt, ihren entzückend warmen Puls, dessen melodisches Picken er schon im voraus zu empfinden glaubte, zu berühren, mögen unsere schönen Leserinnen sich denken. Es waren noch zwei Stunden bis zu dem anberaumten Zeitpunkte; und während er im Zelte mit großen Schritten auf und abging, kamen mahrattische Jünglinge auf ihren herrlichen Doihani-Rennern vor dasselbe gesprengt, um ihre unvergleichlichen weit- und breit-berühmten Reiterkünste vor seinen Augen auszuführen.

Tindall sah und hörte nichts von den allem, sondern dachte nur an den Besuch, und was seiner in dem Senane des Peischwah warten möge. Simeckdschih stellte sich pünktlich ein, und der junge brittische Kriegsmann folgte ihm heftig pochenden Herzens nach der für den weiblichen Theil der Familie des Pei-



Ein aufgezäumter Elephant.



Wilde Elephanten.



Der todte Elephant.

schwah bestimmten Zeltenreihe, in deren Mitte ein größeres stand, vor welchem ein Schamianih oder breiter Baldachin mit rothem Saum ausgespannt war.

Am Eingange überantwortete der Mahratte seinen jungen Begleiter zweien bejahrten Frauen, welche zu seinem Empfange bereit standen, und ihn sogleich schweigend durch einen wohlverhängten Korridor führten, an dessen Ende angelangt, sie ihn zu warten ersuchten, worauf eine von seinen Führerinnen sich entfernte, um nachzusehen, ob seinem Empfange nichts im Wege stünde. In einer so eigenthümlichen gespannten Stimmung hatte sich der Jüngling noch nie befunden; was so oft bei dem endlichen Eintritt lange ersehnter Gelegenheiten und Genüsse geschieht, trat auch bei ihm ein, sein Zustand dünkte ihm unerträglich peinlich, und er wünschte sich wo sonst hin als in den zum Gezelt einer indischen Fürstentochter führenden Korridor.

Endlich erschien die Alte wieder, und geleitete ihn leise und ceremoniös in das innere Zelt. Der Tschihck oder das Bambusgitter des Eingangs wurde geöffnet, und als er hineintrat, befand er sich in der Gegenwart der Prinzessinn! Sie schien kaum erst aus dem Kindesalter getreten zu seyn, war aber unläugbar schön, — und in ihrem Wesen lag so viele vornehme Würde, so viel Gebieterisches, als unser Held bei einem so jungen Mägdlein nie vermuthet hätte. Sie saß auf morgenländische Weise mit über einander gekreuzten Beinen, auf einem Diwan, das heißt, sie befand sich ganz auf demselben; ein Bein war leicht und nicht unzierlich unter das andere geschoben, dessen Knie für eine solche Stellung anmuthig genug, bis zur Hüftengegend aufgerichtet war.

Ein reicher silbergewirkter Benares-Schleier oder Doppetäh umwallte Gesicht und Leib, verrieth aber dennoch die Umrisse der kindlich-reitzenden Formen wie des Antlitzes, welches durch das große schwarze Auge, dessen Gluth aber durch die eben überstandene Krankheit gemildert war, nicht wenig verschönt wurde. Tindall blieb still und verlegen am Eingange stehen; nach einer Weile wandte die Fürstinn das Gesicht gegen ihn, ließ einen sorglosen völlig gleichgültigen Blick an ihm vorbeistreifen, wandte sich sodann gegen ihre weibliche Umgebung, und äußerte auf Mahrattisch eine Bemerkung über das seltsame Aussehen und Wesen des „gelbhaarigen“ Fremden. Tindall faßte sich nun, trat mit einem tiefen Bückling näher, und wollte ein Gespräch anspinnen, welches natürlich mit der Frage um ihr Befinden begann. Ihr ganzer Bescheid auf diese so ehrerbietig als möglich hingestotterte Frage, bestand in einem ihn befremdend anstarrenden Blick; und als er ihre Hand ergreifen wollte um nach dem Pulse zu fühlen, zog sie selbe wie unwillig über diese Kühnheit schnell zurück, reichte sie ihm aber als sie merkte was er eigentlich wollte, mit vornehm-herabsehender Gleichgültigkeit hin, blickte erst ihn und hierauf ihre Umgebung als wie befremdet über den ganzen Vorgang an. Er bemühte sich vergeblich etwas über ihre neuliche Unpäßlichkeit von ihr zu erfahren; sie überhörte alles was er sprach, maß ihn endlich mit einem fast verächtlichen Blicke, und sagte sodann zu einer von ihrer Umgebung, man möge ihn nun hinausführen, sie habe ihn lange genug angesehen. Unser armer über solche Begegnung ganz verblüffte Held erhob sich nun, und wollte eben sein Erstaunen darüber äußern, sie machte jedoch ganz nachlässig ein Zeichen der Entlassung mit der Hand, wandte sich sogleich um und begann mit ihrer Umgebung ein Gespräch, welches für den, in den Augen abendländischer Frauenaugen doch so schmucken Kriegsmann nicht sehr schmeichelhaft seyn mochte.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Als der Peischwah, um dem Wunsche des englischen Offiziers zu willfahren, die Erlaubniß ihn der Prinzessinn vorzustellen ertheilt hatte, trachtete deren nächste Umgebung, welcher dieses unerhörte Zugeständniß als eine Verletzung ja als ein Frevel an der Würde ihrer Gebietherin erschien, dasselbe zu vereiteln; da aber die deßhalb angesponnene Intrigue mißlang, so strebte sie wenigstens der Sache eine andere und für den Fremden demüthigende Wendung zu geben; die junge Prinzessinn, welche auf Befehl des Peischwah von dem Besuch des Engländers unterrichtet werden mußte, wurde daher gefragt, ob sie nicht einen „gelbhaarigen Mann“ in Augenschein zu nehmen wünsche.

So wurde denn der hochromantische, dichterische, leidenschaftlich für die Töchter Hindostans entbrannte englische Offizier gleichsam wie eine Art von Tanzbär oder zahmen Orang-Utang in das Senane eingeführt, um durch seinen ungewohnten Anblick einem jungen Mahratten-Mägdlein von kaum dreyzehn Jahren eine Kurzweil zu gewähren!

„Ob er sich getröstet? ob er vergeßen? wir „wissen es nicht, doch glauben wir es fast“ mit diesen Worten beginnt die Schlußstelle einer anziehenden Erzählung unserer jetzt in Nordamerika lebenden deutschen Schriftstellerinn Talvj, mit diesen Worten wollen auch wir diese Erzählung schließen und nur noch hinzufügen, daß der Held derselben von dem Tage dieser nicht sehr ehrbaren Repräsentation an, von seiner Indomanie und Prinzessinnensucht gründlichst geheilt war; die seiner Ehre in mehrfacher Hinsicht widerfahrne Kränkung, für welche es unglücklicherweise keine Genugthuung gab, machte es ihm zur strengsten Pflicht das tiefste Stillschweigen über den ganzen Vorgang zu beobachten; und wir würden es auch nie unternommen haben den dichten Schleier zu lüften, wenn der beklagenswerthe Jüngling nicht schon im Birmanischen Kriege mit fast seinem ganzen Regimente, also auch den Gliedern der im Eingange erwähnten Tafelrunde, in dem vom General Archibald Campbell unfern der Hauptstadt Umerapurah gelieferten letzten Treffen gefallen wäre.

---

## Die Elephanten-Trilogie.

So dürfen wir wohl im uneigentlichen Sinne beiliegende Kupfertafel nennen, auf welcher dieses welthistorische Thier im ersten Bilde in seinem Naturzustande, inmitten seiner heimathlichen Waldungen, umgeben von seinen Jungen dargestellt ist; man möchte dieses Bild ein Elephanten-Stillleben, eine Idylle nennen.

In zweiten hat sich sein Riesennacken schon unter den Haudetsch gebeugt; die Erinnerung an die Wälder und Dschengeln ist vergeßen; es ist aus dem wilden Naturzustande in den eines Haus- und Kriegsthiers eingetreten; im dritten streiten Alligator und Geyer, wessen Beute der Gewaltige werden solle, der als er lebte selbst den fürchterlichen Königstiger nicht gescheut.

Sämmtliche drei Vorgänge sind aus dem innersten Leben und Weben jener indischen Welt gegriffen, welche jetzt tagtäglich deutlicher hervortritt.

Indem wir uns eine ausführliche Paraphrase dieser Bilder für die Zukunft vorbehalten, wollen wir mit den Worten eines der größten deutschen Schriftsteller über den Gegenstand derselben schließen:

„Es gibt nicht bloß eine natürliche Geschichte des Elephanten, sondern das merkwürdige Thier hat auch seine politische und militärische; ja vermöge des Eindrucks den es auf den menschlichen Geist gemacht, seine mythologische, artistische und literarische Geschichte.“ W.

---

## Einige vorläufige Angaben und Bemerkungen

über das neuerlich zu Paris erschienene Prachtwerk: Voyage de l'Arabie pétrée, par León de Laborde et Linant. (Ein Imp.-Folio-Band, mit vielen dem Text eingedruckten Holzschnitten und 69 großen Lithographieen und Karten).

---

Der Verfasser des größten Theils dieses überaus lehrreichen Werkes über ein troß seiner hohen biblischen und klassischen Wichtigkeit, dennoch sehr wenig bekanntes westöstliches Land, ist ein Sohn des durch sein Reisewerk über Spanien, sein Prachtwerk über die ehemals gräflich Lambergische, jetzt k. k. österreichische Sammlung bemalter griechischer Vasen, wie durch mehrere andere Schriften, auch durch seinen vor mehreren Jahren öffentlich entwickelten, und bald darauf auch ausgeführten eigenthümlichen Reiseplan, bekannten Grafen Alexander de Laborde, und hat seine wissenschaftliche Bildung, gleich mehreren anderen jungen französischen Gelehrten und Reisenden, von denen wir z. B. Edgar Quinet anführen wollen, in Deutschland erhalten, wo er jetzt auch, und zwar am kurfürstlichen Hofe zu Kassel als königl. französischer Legations-Sekretär angestellt ist. Er hatte kaum sein neunzehntes Jahr erreicht, als er bereits nebst mehreren andern jungen Leuten, aus angesehenen französischen Familien, seinen Vater, auf dessen in den Jahren 1826 und 1827 unternommenen gelehrten Reise nach Griechenland, und dem Vorderorient, namentlich nach Kleinasien, Syrien, Palästina begleitete, und sich hierauf nach Ägypten begab, wo er ein Jahr lang verweilte, um sich gleich unserem unvergeßlichen Seetzen, in der lebendigen Kenntniß des Arabischen und im geläufigen Sprechen des Vulgäridioms zu vervollkommnen. Als er sich in dieser, wie auch in anderweitiger Beziehung gehörig vorbereitet glaubte, trat er endlich im Februar 1828 in Begleitung mehrerer gleichgesinnten Gefährten, von denen wir nur Herrn Linant nahmhaft machen wollen, eine Entdeckungsreise nach dem Peträischen Arabien an, welche von Kahira aus, über Suez, zu den Quellen des Moses, den Bädern Pharaons, Sarbut-el Cadem, Qualed, Said, von da nach Accabach, die Nordseite des Sinai berührend, bis nach Uadi Musa, dem alten Petra und Hauptzirkelpunkte der Reise, ging. Die Rückreise geschah nach längerem Verweilen, welches zu mannigfaltigen, wissenschaftlichen Untersuchungen und artistischen Arbeiten benützt wurde, in einer andern Richtung zum Sinai über Ras Mohammed, Tor, Uadi Faran, die Klöster von Serbal, Uadi Mokkateb, Suez nach Kahira.

Die seit Jahrtausenden unerschütterte und unwandelbare Treue gegen die alten Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, welche der junge Reisende auf dieser ganzen anziehenden Wanderung vorfand, und die man als von dem Boden und dem Himmelsstriche vorgeschriebene heilige Satzungen ansehen darf, brachte einen so ungemeinen und tiefen Eindruck auf ihn hervor, daß der Anblick dieses Landstrichs, in welchem die Israeliten vierzig Jahre lang umherirrten, den Gedanken eines auf das archäologisch-naturhistorische Studium dieser denkwürdigen Landschaften, und auf die Parallele zwischen ihrem damaligen und dermaligen Zustand gegründeten Commentars zum Pentateuch erweckte.

Als Probe von der artistischen Auffassung und Darstellung klassischer Scenen und Vorgänge aus diesem Buche aller Bücher, mag gleich das Titelkupfer gelten, welches die Zusammenkunft Josephs und Jakobs im Lande Goschin, in der Gegend von Suez, vorstellt. Derselbe Eindruck überkömmt einen, wenn man dieses Werk liest und beschaut; denn diese so anziehende Parallele bietet sich in seinem mit edler Einfalt abgefaßten Berichte, wie in seinen bildlichen Darstellungen unaufhörlich von selbst dar, und es ist zu wünschen, daß er dereinst mit diesem lebendigen Gemälde der biblischen Vorgänge und Sitten hervortreten möge.

Das echte lebendige Verständniß derselben, kann nur in den Sandwüsten Arabiens und Judeas gewonnen werden. Das Patriarchen-Gezelt, die dasselbe umweidenden und umspielenden Heerden, das nomadische freie Leben, die Familien-Regierung, alles, alles ist noch zur Stunde da, alles hat sich durch Jahrtausende treu und unangetastet bewahrt, und jene berühmten Verse in einem der klassischesten Gedichte Deutschlands, welches so lange als seine Sprache leben wird:

> . . . . treu bewahrst du dem Manne,
> Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut.

können im vollsten Sinne von jenem Erdstriche und den auf demselben umherziehenden Völkerschaften gelten.

Im Hintergrunde des engen malerischen Thals, von wo aus man zuerst die schneeige Kuppe des Sinais erblickt, langt der Reisende bei einem sieben Schuh hohen vereinzelten Steinblock an; die Araber steigen, als sie seiner ansichtig werden, still von ihren Kamehlen, nähern sich andächtig dem heiligen Steine, fahren mit der Hand über die Oberfläche hinweg, welche durch diesen seit undenklichen Zeiten herrschenden frommen Brauch abgenützt ist, und berühren sich hierauf unter dem Rufe El Fatha! das Gesicht. Der Sage nach soll Moses auf diesem Steine geruht haben. Unweit davon bildet ein anderer Block die Gränze zwischen den nördlichen Arabern und den auf der Halbinsel des Sinai hausenden Beduinen.

Der Verfasser, welcher bis jetzt vorzüglich mit dem malerischen Theile seines Werkes beschäftigt gewesen ist, hat vorerst außer der Einleitung nur die itineristische Erläuterung der Holzschnitte und Steinstiche, nebst dem topographischen Journal seiner Reise von Suez nach Accabach, d. h. von einem Busen des rothen Meeres zum andern, und von da nördlich bis nach Uadi-Musah mitgetheilt, in welcher letzten Ge-

gend die schönen Überbleibsel griechischer Kunst vorkommen, die er zuerst abgezeichnet und dargestellt sah. Indeß ersieht man selbst schon aus dieser schlichten Erzählung, die Wichtigkeit der von dem Verfasser angestellten Untersuchungen, welche zum Theil wahre neue Entdeckungen zur Folge gehabt haben.

Nach einer beschwerlichen Wanderung langte der Verfasser endlich unter dem Schutze einiger Scheiche des Stammes der Alauinen, bei den berühmten Ruinen von Petra an, von denen wir ihm nun die erste vollständige Beschreibung verdanken, Seetzen und Burkhardt hatten selbe nur unvollkommen kennen gelernt, der Engländer Banks konnte im J. 1816 nur Einen Tag dort verweilen; die englischen Reisenden Strangways und Anson, welche 1826 dort waren, haben nichts darüber bekannt gemacht, L. de Laborde dagegen hat, wie seine Araber sich ausdrückten, Petra in seinen Zeichnungen mitgenommen.

Diese von einem hohen Felsengürtel umgebene einstmalige Hauptstadt der Nabathéeschen Araber, um deren Besitz sich die Eroberer stritten, wird nun endlich in ihren Trümmern dem erstaunten Europa bekannt. Sie hatte als sie einst vor grauen Jahrhunderten reich und blühend war, fast alle umliegenden Felsen zu Grabgewölben ausgehölt; unter diesen ist ein ganz mit Bildwerken bedecktes Prachtgrab, mit seinen hohen korinthischen Säulen, welche in dem Felsengebirge ausgehölt worden, und heutzutage den Namen „Chasnè“ oder der Schatz des Pharao führt, noch ganz erhalten. Ein ungeheurer Sandstein-Fels ist ausgehölt, behauen, mit aus dem Gestein herausgemeißelten Statuen, Piedestalen, Schaften, Kapitälern u. s. f. bedeckt worden, und endet mit einem Giebel, auf dem die hundert und zwanzig Fuß vom Boden erhabene Graburne angebracht ist. Der ausgezackte Giebel, diese Bizarrerie der bereits dem Verfall zueilenden Baukunst, kommt auch bei diesem Prachtmal vor, welches von allen Seiten von wilden Felsen umgeben ist.

Ein auf der Höhe des Gebirges befindliches Monolith-Grab, wohinauf eine mehr als fünfzehnhundert Fuß hohe Treppe führt, wurde von den Reisenden ebenfalls bestiegen und abgebildet. Burkhardt hatte nichts davon erfahren, und Banks nebst seinen Gefährten dasselbe nur aus der Ferne mittels eines Teleskops wahrgenommen. Ein gewaltiger Triumphbogen, welcher zwei riesenhafte Felsenwände mit einander verbindet, erfüllte die Reisenden ebenfalls mit Bewunderung. So ist denn jene lange Zeit hindurch vergessene und unbekannte Stadt, mit ihren Tempeln, ihren Theatern, ihren Wasserleitungen, Kastellen, Triumphbögen und ihren Felsengräbern, die inmitten ferner wilden und unerforschten Gebirge ruhte, aus ihrem tausendjährigen Schlummer erwacht! Die Tempel, die Theater sind verödet; der Triumphbogen überliefert uns nicht einmal mehr die Erinnerung an einen Eroberer; die Felsengrüfte allein dienen noch zum Gebrauch, nämlich den Heerden der Beduinen zu Ställen!

Der Verf. hat seine Beobachtungen über die Natur des Landes, über dessen einzelne merkwürdige, theils noch gar nicht, theils wenig bekannte Erzeugnisse, über einzelne Gegenden und Wohnplätze, über die Lebensart, Sitten, den Charakter und die Beschäftigungen der Volksstämme, welche es durchstreifen, vornehmlich über die Denkmäler der frühern Bewohner, unter der Überschrift: Précis de Voyage et Explication des Planches, unter den besondern Titeln der merkwürdigsten topographischen Punkte, rubrikenweise zusammengestellt.

Sie sind theils durch dem Texte eingedruckte, von ihm selbst und andern Künstlern charakteristisch-geistreich gezeichnete und sauber ausgeführte Holzschnitte, größtentheils aber durch eine Anzahl von 69 großen lithographirten Blättern, Ansichten von Gegenden und Orten, Denkmale der Baukunst, Gestaltung, Züge und Profile großer Gebirgsmassen, Trachten der Einwohner, endlich Karten und Reiserouten enthaltend, auf das Anschaulichste und wie es scheint, und worauf eigentlich Alles ankommt, auch auf das Treueste und Sorgfältigste erläutert.

Unter den neun und sechzig Kupfern und Karten welche den Atlas bilden, und sich nicht nur durch ihren großen Umfang sondern auch durch Naturwahrheit, Treue, Sicherheit der Zeichnung wie des Stichs auszeichnen, heben sich unter andern hervor: Die Ansicht von Uadi-Mokkateb auf der Halbinsel von Suez mit den merkwürdigen den großen Felsenmassen eingehauenen Inschriften und rohen Bildern (Taf. 9 und 10); die malerischen und den Charakter des Gebirges sehr anschaulich darstellenden Ansichten vom Kloster St. Katharina am Sinai (Taf. 18—20); das obenerwähnte Grabmal Chasne, (Taf. 52—55); der ebenfalls obenangeführte die hochemporstrebenden Seitenwände des engen Theils mit einander verbindende Bogen, (Taf. 56); der Plan von Petra und dessen Umgebungen.

Die Künstler, welchen der Verf. den Stich seiner Zeichnungen anvertraut hat, haben es sich nur äußerst selten herausgenommen das von ihnen sogenannte Pittoreske, der erhabenen Einfalt dieser so majestätischen Natur hinzuzufügen, und wo sie es gethan, hat er diesem tadelnswürdigen Beginnen noch bei Zeiten Einhalt zu thun verstanden. Er selbst ist ihnen mit dem Beispiel der allerstrengsten Naturwahrheit vorangegangen.

Man ist jetzt von dieser vormals so gewöhnlichen Sucht, deren sich die englischen Kupfer-, Stahl- und Steinstecher noch nicht haben entschlagen können, den einfach-schönsten Darstellungen einen falschen Schmuck zu borgen, mit Recht zurückgekommen. Der Ausspruch: Nur das Wahre ist schön, gilt vorzüglich von den Erzählungen und bildlichen Darstellungen der Reisenden.

Die ägyptische Alterthumskunde hat durch die auf Taf. 4—8 abgebildeten ägyptischen Denkmale, namentlich der mit Hieroglyphen und Bildern geschmückten Monumente und Grabstellen von Uadi Faran und Sarbut el Cadem; die Geographie durch die vortreffliche meisterhaft gestochene Karte der ganzen merkwürdigen Landschaft, womit das Werk schließt, so wie durch die drei großen Karten welche die Reiserouten enthalten, die bis auf den Verf. von Karawanen, Pilgern und wissenschaftlichen Reisenden im Petraischen Arabien eingeschlagen worden sind, die Naturgeschichte durch die von dem Verf. gesammelten, und von Herrn Delille, Mitglied des ehemaligen Ägyptischen Instituts benannten, classifizirten und beschriebenen Gewächse des Petraischen Arabiens (Flore de l'Arabie petrée S. 81—87)

und die Pflanzenabbildungen auf Taf. 64, dann durch die Abbildung und Beschreibung des zwar nicht neuen aber doch nicht hinlänglich bekannten Säugethiers, welches am Sinai zu Hause ist, und von den Arabern El Dueber genannt wird, (nebst einem Jungen in der Dreiviertelgröße des Originale auf Taf. 63 dargestellt); und durch die Abbildungen einer Zahl von Conchylien des rothen Meeres; endlich die Ethnographie durch die Abbildung der Waffen und Geräthschaften der dortigen Araberstämme mehr oder minder bedeutende Bereicherungen erhalten.

Herr von Laborde hat aber der Wissenschaft noch einen andern Dienst erwiesen, woran die Reisenden leider so selten zu denken pflegen. Er hat nämlich die Araberstämme, mit denen er auf seiner Wanderung verkehrte, namentlich die Torath und Alauinen durch sein muth- und ehrenvolles Benehmen, das er gegen sie beobachtete zu Freunden der Europäer und der nach ihm kommenden Reisenden umgeschaffen. Die Schilderung seines Abschieds von seiner Begleitung, die so vielerlei Gefahren und Beschwerden mit ihm getheilt hatte, athmet so viele Herzensgüte und ist so ungeschminkt, daß auch nicht der leiseste Verdacht einer Übertreibung oder Erdichtung aufsteigen kann.

„Ich mußte mich (erzählt der Verf.) endlich von diesen wackern Leuten trennen, die mir während meiner ganzen langen Reise, eine so unabläßige Aufmerksamkeit und so unverdroßene Fürsorge bezeugt hatten.“

„Vor allen schien Hussein mich am meisten lieb gewonnen zu haben, und daher die Trennung tiefer zu ergreifen. Er weinte da er von mir ging; ich mußte ihm versprechen, später einmal wieder zu kommen um unter seinem Zelte von seinen Datteln zu essen, und von seiner Milch zu trinken; er sagt, Allah sey groß, ich könnte vielleicht dereinst unglücklich, aus meinem Vaterland verbannt werden, dann möchte ich Husseins gedenken; er würde stets ein Zelt für mich zum Ruhen, Ziegen und Kizlein zu meiner Kost, und Dromedare haben, um hinreiten und die alten Steine beschauen zu können.

Der Verf. empfiehlt diesen treuherzigen Hussein allen Reisenden im Petrāischen Arabien zum Wegweiser und Begleiter. Bis jetzt kannte man nur bewährte und von den Reisenden empfohlene Wegweiser und Cicerones in vielbesuchten europäischen Gebirgen u. s. f.; durch die tagtäglich mehr überhandnehmende Reiselust und Reiseerleichterung wird dieses Lootsen- und Wegweisergeschäft in allen fünf Erdtheilen zu einem wichtigen und bedeutsamen Erwerbszweig werden, und die Sandwüsten Arabiens und Nubiens wie die Hochgebirge Asiens und Afrikas werden ihre Führer und Wegweiser gleich den Helvetischen Alpen und den Pyrenäen haben.

Dieses Labordische Werk ist gewissermaßen erst der Vorläufer einer langen Reihe von Arbeiten. So ist der Verf. unter andern mit der Abfassung einer ausführlicheren und wissenschaftlicheren Beschreibung der wichtigsten und zugleich neuesten Punkte seiner Reise, wie mit dem bereits oben erwähnten Commentar zum Pentateuch beschäftigt; eine kritische Übersicht und Analyse der christlichen und der arabischen Schriftsteller über das Petrāische Arabien, nebst Übersetzung einiger derselben, so wie specielle Abhandlungen über den Sinai, Canaan u. s. f. sollen später folgen. 3.

---

## Beiträge

zu einem Glossar der in Reisebeschreibungen und ethnographischen Romanen vorkommenden Ausdrücke und Redensarten, welche das ostindische Land und Leben betreffen *).

(Fortsetzung.)

Von dem Herausgeber.

**Koih Heie?** Wer ist da? oder: Wer wartet? Die in Bengalen übliche Frage an die Dienerschaft. Des häufigen fast zur gedankenlosen Redensart gewordenen Gebrauchs dieser Worte wegen, wird dem Indo-Engländer aus der Präsidentschaft Bengalen von denen in Madras und Bombay, der Stichname Koih-heis beigelegt.

**Mell** (Mull). Stichname welchen die Madrasser oder Einwohner von Madras, wie der gesammten gleichnamigen großen Präsidentschaft, in Bengalen führen. Er rührt von einem dortigen Lieblingsgericht her, welches Melligätanny (Mulligatannee) heißt. Ähnliche Stichnamen von den Lieblingsgerichten eines Volkes oder einer Gegend, kommen bekanntlich auch in Europa und namentlich auch in Deutschland vor, wo die in Sachsen so beliebten Butterschnitte einen solchen veranlaßt haben.

**Duck.** Stichname der Einwohner von Bombay und der gleichnahmigen Präsidentschaft, welcher ihnen in Bengalen wegen ihrer Vorliebe für die so genannte Art von getrockneten Fischen beigelegt wird.

**Gerre** (Ghurri) der Wasserkrug, den die Hindu-Mädchen so lieblich und anmuthigen Wiegens und Bewegens auf dem Haupte in unverrücktem Gleichgewicht zu tragen wissen. Eine solche Gerrephore oder Gerreträgerinn ist auf dem Titelkupfer des Oriental Annual von diesem Jahre abgebildet.

(Wird fortgesetzt).

---

*) Der Herausgeber darf die Bemerkung nicht unterlassen, daß er sich in der Schreibung dieser Ausdrücke und Redensarten, streng nach den von dem Herrn Hofrathe von Hammer, in dessen die Asiatische Reise- und anderweitige Literatur betreffenden kritischen Abhandlungen, und Collectiv-Recensionen in den Wiener-Jahrbüchern, namentlich Bd. LI., LXV. u. s. f. aufgestellten Normen richtet. Es ist die höchste Zeit, den falschen Schlendrian der bisherigen Schreibung der mehr oder minder bekannten west- und süd-orientalischen Namen und Worte, dem leider noch so viele nahmhafte Autoren folgen, zu verlassen.

Die reichste Fundgrube der Belehrung darüber ist eben in den Schriften und Abhandlungen des genannten großen Forschers und Schriftstellers aufgethan.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Am 1ten, 10ten und 20ten jedes Monats erscheint eine Lieferung, von einem Bogen Text und einer Tafel mit 2—3 Ansichten in Stahl- oder Kupferstich, welche 15 kr. C. M. oder 4 Gr. sächs. kostet. 36 Lieferungen bilden einen Band, bei dessen Schluß ein Titelblatt, Inhaltsverzeichniß und ein Umschlag geliefert wird.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

12.] Moskau. — Der Kremlin. — Das große kaiserliche Schauspielhaus in Moskau. [1834.




## Schilderungen aus Guayana.

### Stabroek oder George-Town, Hauptstadt des brittischen Guayana.

Bei dem Eintritt in diese an der Mündung des Demerarastromes gelegene Stadt, bewillkommen uns Negerinnen mit Früchten und Blumen, und der Weg, welcher vom Ufer in die Stadt hineinführt, ist auf beiden Seiten von Kanälen begränzt. Alle Häuser sind mit majestätischen Bäumen beschattet, und von einem Garten umgeben, in welchem bisweilen allerdings das Unkraut nicht überwältigt werden kann; denn es regnet dort öfters gar zu viel; man muß das Wasser, welches in Strömen herabstürzt, nicht nach Zollen, wie bei uns, sondern, oft gleich nach Schuhen rechnen.

O! da treffen wir auf Europäer! Man erkennt sie gleich am leichten, weißen Strohhute, und an den leichten Callico's in denen sie ihren Ritt oder Spaziergang machen. Nun, das verrufene Klima dort in Rechnung gebracht, sehen sie recht leidlich aus. Freilich, sie machen sich fleißig Bewegung, und ihr Blut fließt rascher in den Adern, als bei den Frauen. O wie bleich und kränklich scheinen diese Damen hier unter der dunkeln Vorlaube ihres Hauses! Ja, sie reiten oder fahren höchstens einmal aus, denn zu gehen hielten sie für wahre Schande, und so schwindet Kraft und Farbe, wie bei einer Pflanze, die nicht an die freie Luft kommt. Am besten befinden sich die Mulatten und Neger. Wie stark und kräftig erscheinen jene; wie üppig und lebendig sind ihre Frauen und Töchter! Die Neger aber? Wer etwa dächte, daß sie unter diesem Himmelsstriche litten, irrte sich. Alle sind wohl genährt und gekleidet, wenn sie auch die Jacke oft lieber unter dem Arme, als auf den Armen haben. Die Negerinnen haben alle ein Röckchen von buntem Kattun, wenn sie ihre Körbchen mit Früchten und Gemüsen auf dem Kopfe zum Verkaufe herumtragen. Gesang und Fröhlichkeit begleiten ihre Schritte, und ein eignes Geschnatter belebt die Unterhaltung der alten Negerinnen. Im Nothfalle reden diese, um nicht aus der Übung zu kommen, wie ihre europäischen Schwestern, mit sich selbst. Auch Eingeborne kommen zum Vorschein; sie gewähren ein ganz eignes Bild unter allen übrigen. Von mittlerm Körperbau, aber hübsch gestaltet, wandern sie, ein Stück Matte um den Leib abgerechnet, fast nackt unter diesen schwarzen Mulatten und Europäern herum und schützen sich durch ihr kohlschwarzes, steifes Haar gegen den Regen, falls ihre glänzende, etwas mahagony-farbige Haut dafür empfänglich wäre. Fast gleicht ihr Gesicht einem tartarischen; denn die Nase ist zwar lang, aber steht nicht vor; die Augen sind wenig gespalten, und klein. Es liegt in ihren Zügen etwas Pathetisches, Gutmüthiges und Freundliches zugleich. Die Frauen tragen einen blauen Rock; doch ist der Busen unbedeckt. Den Hals schmückt eine Schnur bunter Glasperlen; die schwarzen Haare sind nett geflochten und mit einer silbernen Nadel auf dem Wirbel zusammengesteckt. Männer und Frauen haben entweder ein Kind auf dem Rücken, oder führen Pfeil und Bogen, oder bringen Körbchen, Papageien und dergleichen, um für letztere Pulver, Blei, Kleidungsstücke einzutauschen.

Guayana ist wegen seines ungesunden Himmelsstriches verrufen, und namentlich trug hierzu die große Sterblichkeit der dort liegenden europäischen Truppen bei. Wenn ein Regiment, 700 Mann stark, landete, waren im ersten Jahre 400 hinweg gerafft. Die übrigen 300 befanden sich dann wohl, denn sie hatten sich, hieß es, an den Himmelsstrich gewöhnt. Die Sache verhielt sich aber anders. Man pferchte die armen Leute dort, wo es so heiß und feucht ist, in Kasernen ein, daß eine Hängematte die andere berührte; daß für sechs nicht mehr Platz war, als in England für drei, und wenn die genannten 300 sich nun wohl befanden, so kam es mehr daher, daß sie frei athmen konnten. Doch ist auch die Nahrungsweise, welche der Europäer dort befolgt, nicht für den heißen Himmelsstrich berechnet. Die ehemaligen Besitzer des Landes, welche aus Holland stammen, rauchen früh ihre Pfeife und trinken Wachholderbranntwein dazu. Jetzt kommt das Frühstück; Fleisch, mit Manioc, oder Cassavasaft gewürzt, mit rothem und grünem Pfeffer noch pikanter gemacht. Zur Auswahl stehen noch gesalzene Fische aus Nordamerika, oder Neufundland, Beefsteak, geröstete Plantanen da. Butter und dergleichen wird in der Küche in Überfluß angewendet. Jedermann trinkt starken Thee. Jetzt macht man einen kleinen Spaziergang zwischen zehn und zwölf Uhr, wie es gerade die Geschäfte oder die Laune mit sich bringen, und dann kommt wieder ein Gabelfrühstück, um nun die Siesta zu halten, und die Hitze zu verschlafen. Um 3 Uhr setzt man sich zu Tische, der wieder mit Fleisch, Porter, Rum, bedeckt ist; eine Abendmahlzeit in dieser Art schließt um 10 Uhr. Solche Lebensart müßte in Rußland und Lappland Entzündungs-Krankheiten und dergleichen erzeugen; um wie viel mehr sechs Grade von der Linie entfernt! Wer wenig Fleisch und geistige Getränke zu sich nimmt, wird Guayana's Himmelsstrich nicht schlechter finden, als jedes andere heiße Land.

Allerdings ist es dort heiß und deshalb wird beim Baue der Häuser auf nichts so sehr Rücksicht genommen, als sie kühl und dunkel zu erhalten. Fenster und Thüren stehen offen, die Luft durchziehen zu lassen; in der großen Vorlaube kühlt sich das Regenwasser, das man in Cisternen sammelte, in großen irdenen, immer ausdünstenden Gefäßen von Thon ab. Um die Säulen windet sich ein Kranz von gewürzigen Blüthen; im Garten gibt die breitblätterige Plantane, die Acacie mit goldenen Blumen, der Feigen- und Myrthenbaum, die königliche Palme erquickenden Schatten; der Boden ist mit kühlenden Tapeten von Wachsleinwand bedeckt und leichte Gazschirme sichern gegen Insekten den Bewohner, wie das Licht gegen den Wind.

Wenn der Europäer zuerst hier hinkommt, kann er seine Bewunderung nicht bergen. Der neuen Dinge sind zu viel, und wenn noch nicht genug da wäre, wird seine Leichtgläubigkeit nur gar zu leicht auf die Probe gesetzt. So kommt es ihm sehr wunderlich vor, am Ufer des Essequibo eine lange Reihe von Hängematten unter großen Schuppen befestigt zu sehen; sie sind zur Bequemlichkeit der Indianer da, welche die Stadt besuchen. Diese können hier ausruhen, so viel sie wollen, und dieß thun sie denn auch ungestört. Die Männer schaukeln sich darin, und die Weiber backen auf eisernen Blechen einen Cassavakuchen, von dem alle wohlgemuth zulangen, so bald sie Hunger fühlen; denn von einer bestimmten Zeit zum Essen ist bei ihnen nicht die Rede. Noch mehr aber staunt der Fremdling, wenn man ihm von Schlangen erzählt, die so groß sind, wie ein starker Baum; von Alligatoren, welche sich Abends auf den Straßen herumtreiben und zum Fenster herein gucken; von Vampyren, die ihm nach dem Leben trachten; von Krebsen, so groß, daß ihrer zwei oder drei einen Menschen, der in ihrer Nähe schläft, in ihre Höhle schleppen. Will er nicht glauben, so spielt man ihm einen Streich, auf den er nicht gefaßt seyn kann. Da ist ein kleiner Weiher im Garten; es bewegt sich ein schlangenähnliches Thier darin herum. „Was ist denn dieß für ein Geschöpf?" — „Ein Zitteraal; ich hab' ihn schon lange; er kränkelt." — Das Thier ist vier, fünf Fuß lang; man gibt dem Fremden einen eisernen Haken und muntert ihn auf, das Thier damit zu berühren, und im Augenblick erhält er einen Schlag im Rücken, daß er glaubt, zur Erde sinken zu müssen, während ihn der Hausherr tüchtig auslacht. Am ärgsten foppt man damit die armen Matrosen, welche zum ersten Male hinkommen. Jack will das Thier mit der bloßen Hand fassen, und sein Arm wird erschüttert, daß er ihn nicht rühren kann. „Was hast du denn? Ach so greif doch ordentlich zu! Du bekommst auch eine Flasche Rum!" Und Jack geht glücklich in die Falle. Er faßt den Aal noch einmal, bekommt einen noch viel ärgern Schlag und läuft, wenn er kann, so schnell davon, als ob ihn der Böse gepackt hätte. Ein Hund, der so einem Zitteraal zu nahe kommt, büßt leicht das Leben ein; ein Pferd, das etwa säuft und den Schlag in die Nase erhält, wird sicher mit hoch emporsträubender Mähne und langgestrecktem Schweife hinweg eilen.

## Die Fahrt auf dem Essequibo.

Wer etwa glaubt, daß die Erde zu sehr bevölkert sey, hat keine Kenntniß von ihr; am wenigsten hat er eine genauere Ansicht von Südamerika überhaupt und von Guayana insbesondere. Es könnten in diesem Continente allein zweimal so viel Menschen leben, als jetzt auf der ganzen Erde befindlich sind. Überall ist wenig mehr, als der Strich längs der Seeküste und die Ufer längs den großen Strömen bewohnt. Das Innere ist noch fast ganz so, wie es aus den Händen der schaffenden Natur hervorging. Machen wir eine Fahrt ins Innere; nach Eldorado, so berühmt seit Walter Raleigh, „das durch seine Größe, seine Reichthümer, seine herrliche Lage jede Stadt in der Welt bei weitem übertraf," wie er berichtete. Aber freilich hat er uns nicht wahr berichtet; denn es hat nie ein Eldorado gegeben. Allerdings gibt es am Amazonen- und Oronokostrom einen großen Landsee, und die Gegend rings herum ist ein Paradies, wo sich schöne Berge über blumigen Thälern emporheben und Flüsse in malerischen Windungen die Thäler durchziehen, und die Erde mit üppigem Gras überkleidet ist, daß man auf einem unabsehbaren Teppich zu wandeln glaubt. Schlankes Wild spielt in den Waldungen und in tausenderlei Weisen singt auf jedem Baume das Gefieder, während Reiher und Kraniche, weiß und purpurroth gefiedert, an dem grossen See auf und ab wandeln. So weit ist seine Schilderung richtig. Nur der Schluß hinkt: „jeder Stein, den wir aufhoben, schien uns Gold oder Silber zu enthalten."

Wir fahren den Essequibo hinauf, bis, 21 teutsche Meilen vom Meere entfernt, ein Paar andere Flüsse ihre Gewässer mit ihm vereinen. Der Fluß ist unten so breit und von so vielen bewaldeten Eilanden bedeckt, daß er mehr einem Landsee, als einem Strome gleicht. Bis zu dem Punkte, wo sich der Mozarroni und Cojoony mit ihm verbinden, lagen sonst zu beiden Ufern eine Menge Plantagen. Sie sind eingegangen; der alte Wald hat sich wieder darüber ausgebreitet. Alles ist still und einsam; keine Spur mehr von den Wohnungen der sonst hier angesiedelten Holländer zu sehen. Dringt man ein wenig ins Gehölz, so kann man freilich leicht über einen moosbewachsenen Leichenstein stolpern, der vom Zuydersee hergesendet war, das Grab von Mynhern N. N. zu zieren. Aber wer achtet seiner unter den zum Himmel aufstrebenden Bäumen, die, von tausend Schlingpflanzen geschmückt, die reizendsten Bilder zeigen? Hier kann der Naturforscher Tage lang immer neue Gestalten in der üppigsten Fülle studiren. Hier würde die kühnste Phantasie eines Salvator Rosa überwältigt. Der wilde Feigenbaum wetteifert hier mit dem Baumwollenbaum an Höhe und Stärke. Vierzig Ellen schießt dieser schlank und astlos empor und wölbt sich dann zu einem glänzenden, schimmernden Dache über dem Stamme, der so eben ist, als sey er von Menschenhand geglättet. Dann aber streckt er seine mächtigen Zweige aus, wie ein hundertarmiger Riese, und schüttelt die seidne Wolle aus seinen Kapseln, die man höchstens sammelt, ein Kissen davon zu stopfen. Und doch überragt ihn bei weitem die stolze Kiefer, und der wilde Weinstock breitet sich von einer Seite zur andern gleich einer Wand aus, den Wandrer mit einem kühlen Trunke zu laben; denn gehörig angeschnitten, schießt ein Strahl von klarem Wasser aus dürren Zweigen, wie aus den Felsen, als Moses mit dem Stabe daran schlug.

Wohl sind die Fluren paradieseshold,
Und meint man oft, man stünde mitten inne
Im seligen Garten,
Wo Adam die entzückten Augen öffnete.
Die Reb' umarmt den Baum, flicht Purpurtrauben
Ihm in der Zweige saftig grünes Gelock;
Hoch wallt das üppige Gras, mit Blumenlichtern
Durchstickt; von blumigen Gewürz durchduftet!

So schilderte man einst den Longobarden Italien, als sie unter Alboin einbrachen; so kann man dort das Land den Armen schildern, welche an eine Sandscholle gefesselt sind. Und diese üppige Pflanzenwelt ist nicht minder von großen und kleinen Thieren belebt. Das Beutelthier klettert an den Tannen hinauf, von einer Weinrebe zur andern gleitend, sich in den Höhlungen derselben an dem Wasser zu laben, das vom Thau und Regen sich sammelt. Wo sich die Äste trennen, baut die große Ameise ihr schwarzes Nest und führt bis zur Erde hinab Kanäle, sicher hinauf und hinab zu steigen. Die wilde Biene vertreibt sie öfters aus denselben, ihren Honig hinein zu legen, und der Spottvogel hängt frei sein Nest daneben auf, sie wegzufangen, wenn seine Jungen nach Futter schreien. Einzeln oder in kleinen Gruppen steigt höher, als die andern Bäume, die königliche Palme empor und breitet ihre Blätter wagerecht zu einem schattigen Dache aus, das vom leisesten Lüftchen bewegt wird. Heiter überläßt man sich dem sanften Schlummer. Da läutet ein Glöcklein, als ob ein frommer Einsiedler zum Gebete riefe; es ist der Campanero; ein Vogel, weiß befiedert, groß wie eine Taube, dem die Natur einen Ton gab, wie ihn sein Name (der Glockenläuter, el Campanero) schon hinreichend andeutet. Ehe man es sich vermuthet, rauscht das Gebüsch längs dem Ufer. Es arbeitet sich ein Tapir, der Elephant der neuen Welt, hindurch, um sich im Sumpfe abzukühlen und seinen Durst im Flusse zu löschen. Er hat die Größe eines Ochsen; kurze Beine tragen den plumpen Körper und ein kurzer beweglicher Rüssel scheint mehr dem Schweine, als Elephanten anzugehören. Dicht vor dem Fahrzeuge taucht ein Manati, eine Seekuh auf, wie man sie nennt; ausgezeichnet durch ihren schwarzen Kopf und das leuchtende Auge. Sie will ans Ufer, sich dort Nahrung unter dem schattigen Baum zu suchen. Man schießt diese unschädlichen Thiere häufig von einem im Wasser aufgerichteten Gerüste, das flüchtig aus den Zweigen ihrer Lieblingsbäume geflochten und behängt wurde. Am meisten ähneln sie dem gewöhnlichen Seehunde, sind aber oft über 200 Pfund schwer. „Was schreit ihr denn, ihr schwarzen Kobolde?“ — Die Neger, welche rudern zeigen gerade aus in die Mitte des mächtigen Stromes. Es arbeitet sich ein Thier queer von einem Ufer zum andern hinüber. Wie schlägt es das Wasser mit seinen Tatzen aus einander! Wie theilt sich die Fluth längs dem schlanken, schön gefleckten Körper zu beiden Seiten! Bald nähert es sich dem Ziele. Die Ungeduld läßt es nicht warten, bis das Ufer erklimmt werden kann. Mit einem mächtigen Satze entflieht es dem Wasser und sein Gebrüll verhallt gleich drohender Ausforderung im Dickig des Waldes. Es ist ein Jaguar, ein amerikanischer Leopard, der nach Beute ausgehen will. Jetzt stöhnt es laut und klagend und hält lange an, und am Ufer streckt es sich groß und schwarz wie ein langer Baum aus. Nun regt sich's, aber langsam; es bewegt sich nach dem Flusse hin. Ein Paar boshafte, grüne Augen funkeln entgegen; schreckliche Klauen drohen, wer ihm naht, den schrecklichsten Tod. Sie tragen einen schuppigen, mit Schildern bedeckten Körper, der in einem spitzen Schweif endet; ein Schlag desselben könnte jedem Pferde ein Bein brechen. Jetzt thut sich der lange gespaltene Rachen auf und schließt sich mit klapperndem Geräusch, und läßt eine Menge scharfer, langer, schneeweißer Zähne sehen. Das Ungeheuer stürzt sich in den Strom hinab, bis es weit entfernt wieder auftaucht. Es ist ein Kaiman, ein Alligator, der sich in allen Strömen Amerika's unter dem Wendezirkel findet; oft hat er 22 Fuß Länge. Eisen däucht ihm ein Strohhalm, und Erz ein Stück mürbes Holz zu seyn; der Pfeil nöthigt ihn nicht, zu fliehen, den Wurfspieß achtet er für eine Stecknadel, und er lacht, wenn man den Speer schüttelt.

Die Bäume, durch tausendfarbigen Blumengewinde vereint, daß sie eine glänzende, belebte, duftende Wand längs beiden Ufern bilden, sind von kleinen rothen Affen, mit weißen Köpfchen, belebt. Sie springen von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, ihre Jungen auf dem Rücken, und scherzen unter dem dichten Laube und naschen die Nüsse; über ihren Feinden, den Schlangen unten auf der Erde, hoch in der Luft erhaben.

Oft macht der Fluß eine tiefe Bucht ins Land hinein, das Fahrzeug hält in der Einsamkeit hier und ein Hirsch wird aufgejagt, der seine Mahlzeit im Schatten des Waldes verdauen wollte. Noch mehr Unruhe fühlt ein Rudel wilder Stinkschweine, bekannt wegen einer übelriechenden Drüse auf dem Rücken. Der Ameisenbär, das Stachelschwein, das Gürtelthier, das Faulthier begegnen uns ebenfalls, wenn wir in diese undurchdringlichen Wälder ein wenig vorwärts zu kommen suchen. Öfters finden wir das Laaba, ein Amphibienthier, groß wie ein einjähriges Ferkel, mit weißgeflecktem Körper, eine Lieblingsspeise der Eingebornen. Wer von seinem Fleische ißt, sagen sie, und Wasser aus dem Essequibo trinkt, gelangt glücklich wieder in seine Heimath.

Es sinkt die Sonne und breitet ihren großen Purpurteppich hinter den dunkelgrünen Bäumen aus, daß sie im Feuer zu stehen scheinen, und nun erhebt sich ein Zug von großen indianischen Raben, von Papageien, die Paar an Paar sich schließen. Sie kommen von den Orten heim, wo sie ihre Nahrung suchten, um hier zu rasten. Auch der gefürchtete Vampyr verläßt seine Höhle im Baum, in welcher er den Tag über geträumt hatte, um auf seinen schwarzen, fleischigen Flügeln ruhend, dem Raube längs dem Ufer hin nachzugehen. Wehe dem Schläfer, dessen Zehe er in der Hängematte unter einem Baume fassen sollte. Er legt seine cylinderförmige Zunge an; er saugt sich fest, er fächelt mit den Schwingen verrätherisch kühlende Luft zu. Jetzt ist er gesättigt; der Schläfer erwacht und erst die unnennbare Schwäche und Mattigkeit sagen ihm, welches Ungeheuer ihm nachgestellt habe. Oft hat es von einer Spitze der ausgespannten Flügel bis zur andern drei volle Fuß. Eulen und Ziegensauger lassen in der Nacht ihr klagendes Geschrei hö-

ren; früh wiederholt der schwarze Hannaqua laut seinen Namen, wie bei uns der Kukuck; die Spechte hämmern gegen Morgen, an den mürben Bäumen, und der Tukan mit seinem Riesenschnabel steigt von der Spitze des höchsten Baumes herab. Die Ufer sind von Kibitzen, von Löffelgänsen, von Pelikanen und Enten, und andern Wasservögeln in einer Menge belebt, daß der rüstigste Jäger ermüden muß, ehe ihm die Beute fehlt.

Aber mit kaum sichtbarem Fittig sieht man auch den strahlenden kleinen Kolibri von Blume zu Blume gaukeln und mit seinem faserdünnen, langen Schnäbelchen sich von ihrem Safte oder kleinen Insekten nähren, welche in ihren Kelchen wohnen. Und fern von aller menschlichen Stätte sitzt dort oben der Berghahn in seinem Purpurgefieder, glänzend, daß das Auge, davon geblendet, sich wegwenden muß. Er hat einen Kamm auf dem Köpfchen und ist groß wie eine Taube, aber sehr niedlich gebildet. Wer könnte alle die befiederten Waldbewohner hier aufzählen, die mit dem Pfauen-Fasan, dem Trompetervogel, dem scharlachrothen, dem blausammtnen Aras, dem gefleckten Tiegervogel, dem Kischie, den Aufenthalt theilen? Letzterer Vogel ist eine Lerchenart, die durch ihr Gefieder das Auge eines jeden bezaubert, der sie sieht.

Doch aber in dem heißen Sumpfboden gedeiht auch die mächtige Camudi, Aboma-Boas oder Riesenschlange, welche ihren ungeheuern Körper längs dem Strande ihres Lieblingsmorastes ausdehnt und dem vorbeikommenden Rehe oder Hirsche auflauert, ja wohl den wandernden Indianer ergreift. Sie windet sich um ihr Opfer, zerbricht ihm durch ihr Zusammenziehen jeden Knochen, bedeckt ihn mit ihrem Speichel und würgt langsam den ungeheuern Bissen hinab. Noch schrecklicher ist ihre Schwester, die Conocuschi. Kein Geschöpf kommt der Regenbogenfarbenpracht ihrer Haut, aber auch kein Gift dem in ihren Zähnen gleich. Niemand wagt ihr zu nahen, sie herrscht allein im Walde, so weit ein Geschöpf ihr Dasein ahnt; Menschen und Thiere fliehen vor ihr und lassen sie im Besitze. Oft erreicht sie eine Länge von sechs vollen Ellen. Der Kopf einer häßlichen Kröte auf dem trägen Leib einer Schlange gesetzt, gibt das treueste Bild von ihr. Die Eingebornen sichern sich durch den treuen Hund gegen ihre Nähe. Er schlägt, wenn er sie wittert, warnend an. Ausserdem gab ihr die Natur auch einen starken Moschusgeruch, der schon von weitem aus dem Grase, oder dem Gebüsche, entgegenduftet.

Fast eben so giftig ist die Labarrischlange, und zugleich wird kein kriechendes Geschöpf so fürchterlich aussehn, wie sie, wenn sie gereizt jede ihrer Schuppen sträubt, wie ein Hahn seine Federn; wenn ihr Auge funkelt; wenn ihr offner Rachen die langen Zähne zeigt, welche das tödtliche Gift in das zuckende Glied ihres Feindes zu ergießen drohen. Und gerade da, wo sich die boshafte Feindin sonnt, wächst eine Pflanze, die den tödtlichen Biß auf der Stelle unschädlich macht! Und damit der arme unwissende Indianer die hülfreiche Pflanze nicht verkenne, ist sie so roth gefleckt, wie die Schlange selbst; ihre Wurzeln sind zusammengerollt, wie der Schweif derselben; ihre Blüthe gleicht dem geöffneten Rachen des kriechenden Feindes.

Auch Klapperschlangen fehlen hier nicht; sie dienen oft den Negern dazu, Staunen und Schrecken erregende Kunststücke sehen zu lassen. Ein Neger brachte zwei von ihnen nach Stabroek, und schien sie ganz in seiner Gewalt zu haben. Bald ließ er sie aus ihrem Käfig kriechen, bald befahl er ihnen, sich wieder hinein zu begeben. Manchmal machte er sie böse; sie bissen ihn in die Hand. Da lief er in das hohe Gras neben der Wohnung seines Herrn und rieb die Wunde mit einer Pflanze. Mit Verwunderung sah Jedermann, daß ihm der Biß nicht geschadet hatte. Einmal aber, als er trunken war, und die Schlangen, gereizt, ihn ebenfalls bissen, vergaß er sein Gegengift anzuwenden; bald darauf sank er bei der Arbeit todt nieder.

Daß die Schlangen oft gezähmt und zu taktähnlichen Bewegungen gewöhnt werden können, ist in China, in Indien, in Egypten eine bekannte Sache. Der Kapitain Alexander sah, als er in Indien diente, einen solchen Schlangenbeschwörer sich vor einer Höhle niederhocken und auf einem rohen, dudelsackähnlichen, aus einem Kürbis gefertigten Instrumente, das auf der Vorderseite mit Spiegelglas belegt war, eine Melodie anstimmen. Nicht lange, so kam eine giftige Cobra de capello heraus und hob den Kopf in die Höhe, als lausche sie der sonderbaren Weise, und ihr Auge war starr auf das helle Spiegelglas gerichtet. Ein Gehülfe des Spielmanns packte sie plötzlich im Nacken und steckte sie in einen Korb, der mit einem Deckel versehen war. Tags darauf setzte der Schlangenbeschwörer denselben hin, pflanzte sich vor ihm nieder, stimmte seine Melodie an, und die Schlange hob den Deckel auf, hob sich in die Höhe, bewegte den Kopf nach dem Takte, und bezeugte gleichsam ihr Wohlgefallen. Sie zischte, wenn ihr der Spieler mit der Hand nahe kam, ohne ihn aber zu beissen, während eine ihr zugeworfene Taube in zwei Minuten getödtet war.

In allen Sümpfen ist ein Überfluß an Pipa's, an den äntengrossen Fröschen, die häßlich gleich einer Kröte sind, und deren vereintes Quacken dem Brüllen einer Ochsenheerde gleicht. Die Jungen bilden sich auf dem Rücken ihrer Mutter aus. Indessen so häßlich dieß Geschöpf auch aussieht, so harmlos ist es auch, und Myriaden von Insekten, welche es vertilgt, geben ihm ein volles Recht auf Dankbarkeit.

Ein Holländer lebt in dieser Einsamkeit als eifriger Entomologe. Was das reiche Land an Tag- und Nachtschmetterlingen, an Laternenträgern, an Spinnen und fußlangen Hundertfüßlern und Scorpionen, deren Biß in wenig Stunden tödtet, und anderen Arten dieser Fauna hervorbringt, ist von ihm treu gesammelt worden. Ein Cassavafeld gibt ihm sein Brot; eine Hütte im Geröhrig dient als Wohnung. Wo könnte wohl ein Naturforscher reichere Ausbeute finden, als hier? Auf jedem Schritte bietet ihm das Reich der Thiere, Pflanzen, Steine neue Schätze. Selten wird sich nur ein Pflanzer nebenbei damit befassen; denn er will reich werden. Das Geld ist sein Gott und die Natur gilt ihm nur, sofern sie Ausbeute gewährt. Ein Einsiedler, wie der erwähnte Entomologe — Faber ist sein Name — macht eine merkwürdige Ausnahme, und wer weiß, ob seine Sammlung je genauer bekannt wird.

Dr. B.



Moskau.



Das grosse Theater.



Der Kreml.



## Moskau vom kaiserlichen Pallaste aus gesehen.

Von diesem Pallaste aus, welcher einen Theil des berühmten und welthistorisch gewordenen Kremlin ausmacht, überblickt man einen Theil des Innern desselben und der Stadt; die geringe Höhe der Häuser welche mit verschiedenartig angestrichenem Eisen gedeckt sind; die unbebauten Räume welche sich zwischen ihnen befinden, und dadurch daß sie in dieses Häusergewühl einige Ordnung und Regelmäßigkeit bringen, dessen Großartigkeit vermehren; die unabsehbare Menge üppiggrünender Gärten, alles trägt dazu bei, die Aus- und Umsicht von der Esplanade des Kremlin zu einer der prachtvollsten zu gestalten.

---

## Allgemeine Ansicht des Kremlin.

Moskau erstreckte sich ursprünglich nicht über den Kremlin hinaus, welcher ein unregelmäßiges Vieleck bildet, das von crenelirten Mauern umzirkt, und in jedem seiner Winkel mit einem Thurm versehen ist. Erst allmälig dehnte sich die Stadt über den auf einer hohen Stelle des Ufers des Moskwa-Flusses gelegenen Kremlin hinaus, bis sie zu ihrem jetzigen Umfange gedieh.

Die Baumeister Marco und Pietro Antonio welche Iwan Wassiliewitsch im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts aus Italien kommen ließ, führten an die Stelle der alten aus Holz erbauten Mauern und Thürme, die noch aus den Zeiten der Regierung Dimitri Donskoi herrührten und in Trümmern zerfallen waren, von 1485 bis 1492 neue auf, so daß wie man sieht die Vollendung dieses neuen Aufbaus des Kremlins in Einen und denselben Zeitpunkt mit der Entdeckung von Amerika fiel. Merkwürdigerweise ereignete sich drei hundert und zwanzig Jahre später ein ähnliches Zusammentreffen; denn im Jahre 1812 welches wie bekannt eine der denkwürdigsten und entscheidendsten Epochen in der Geschichte des Kremlins (wie des ganzen russischen Reichs) war, rissen sich auch die meisten Länder des südlichen oder spanischen Amerikas von dem Mutterlande los.

Der Kremlin steht mit dem übrigen Theile der Stadt durch fünf Thore in Verbindung und enthält den Kaiserlichen Pallast, die alte Burg der Czare oder das Belvedere, das Schatzgebäude, den Senatspallast, das Zeughaus und mehrere andere Krongebäude; den Glockenthurm des Iwan Weliki oder Iwans des Großen, welcher der ganzen Umgebung weit und breit umher als Wahrzeichen dient und gleichsam der Hauptmünster des russischen Reichs ist; mehrere Kathedralen und Klöster, unter andern die Himmelfahrts-Kirche wo die Krönung der Czare geschieht, und die also gewißermassen die Rheimser Kathedrale Rußlands ist, und der dem heil. Erzengel Michael geweihte Dom welcher die Gräber der ehemaligen Czare enthält.

Der wegen seiner Bauart merkwürdige Kremlin, ist es nicht minder wegen der alten und neueren geschichtlichen Erinnerungen die sich an ihn knüpfen; denn er war der Schauplatz der bedeutendsten Vorgänge und Begebenheiten welche die russische Monarchie gegründet haben.

Der Kremlin war die äußerste Gränze, bis wohin Napoleon seine welterobernden Waffen und Banner trug, und zugleich die letzte Königsburg wo er sein Lager aufschlug; die Sprengung des Kremlins welche nach dem im Oktober 1812 erfolgten Abzuge der Franzosen von Moskau versucht wurde, hatte auf das Ganze der Gebäude woraus er besteht wenig Wirkung, und die Spuren derselben welche hauptsächlich am Zeughause noch übrig waren, sind seit einigen Jahren ganz verschwunden. W.

---

## Das grosse kaiserliche Theater.

Dieses Gebäude ist im Jahr 1824 auf den Trümmern eines Schauspielhauses erbaut worden, welches unter der Regierung der Kaiserinn Katharina II. aufgeführt, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aber durch eine Feuersbrunst eingeäschert worden war. Das gegenwärtige neue Schauspielhaus ist vielleicht eines der größten in Europa, enthält hundert und neunzig Logen die in fünf Reihen jede zu acht und dreißig aufsteigen, eine Gallerie und ein Paradies. Im Parterre sind über sechshundert numerirte Sperrsitze.

Die Schaubühne hat einen der Größe des Hauses entsprechenden Umfang; die Foyers, die Korridore, und die zu Concerten und Maskeraden bestimmten Säle sind in denselben großartigen Verhältnissen angelegt.

Das Repertorium besteht theils aus russischen Nationaldramen, theils aus fremden vorzüglich französischen Stücken welche ins Russische übersetzt sind. Das Ballet hat wie allerwärts den meisten Zuspruch und Erfolg.

---

## Skizzen aus England.

### 5. Er speist bei dem Herzog Humphrey.

Wenn man zu London um die Zeit des Mittagessens jemanden umher schlendern sieht und errathen zu können glaubt, daß er nicht wisse, wo er sein Mittagsbrot einnehmen werde, sagt man: „er speist bei dem Herzog Humphrey.“ Obgleich dieses Sprichwort nun in dem Verhältniß außer Gebrauch kam, in welchem die Zahl derjenigen, die täglich zu London mit diesem Herzoge speisen, zugenommen hat, man auch jetzt im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht mehr weiß, welche Stunde des Tags oder der Nacht, die Stunde des Mittagessens ist, so ist diese Ausdrucksweise doch noch nicht ganz verschollen. Ich selbst bin durch einen läppischen Gesellen mit ihm bekannt geworden. Derselbe wollte auf jede Weise für geistreich gelten und suchte sein Glück, da es im Großen nicht ging, im Kleinen zu machen. So hatte er stets einige Colembourgs, einige Wortverdrehungen und einige kleine Spitzfindigkeiten im Vorrath, mit denen er sich in die Lücken der Unterhaltung zwängte und so, je nachdem es sich fügte, Dank, Mitleid oder eine Got-



## Moskau vom kaiserlichen Pallaste aus gesehen.

Von diesem Pallaste aus, welcher einen Theil des berühmten und welthistorisch gewordenen Kremlin ausmacht, überblickt man einen Theil des Innern desselben und der Stadt; die geringe Höhe der Häuser welche mit verschiedenartig angestrichenem Eisen gedeckt sind; die unbebauten Räume welche sich zwischen ihnen befinden, und dadurch daß sie in dieses Häusergewühl einige Ordnung und Regelmäßigkeit bringen, dessen Großartigkeit vermehren; die unabsehbare Menge üppiggrünender Gärten, alles trägt dazu bei, die Aus- und Umsicht von der Esplanade des Kremlin zu einer der prachtvollsten zu gestalten.

---

## Allgemeine Ansicht des Kremlin.

Moskau erstreckte sich ursprünglich nicht über den Kremlin hinaus, welcher ein unregelmäßiges Vieleck bildet, das von crenelirten Mauern umzirkt, und in jedem seiner Winkel mit einem Thurm versehen ist. Erst allmälig dehnte sich die Stadt über den auf einer hohen Stelle des Ufers des Moskwa-Flusses gelegenen Kremlin hinaus, bis sie zu ihrem jetzigen Umfange gedieh.

Die Baumeister Marco und Pietro Antonio welche Iwan Wassiliewitsch im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts aus Italien kommen ließ, führten an die Stelle der alten aus Holz erbauten Mauern und Thürme, die noch aus den Zeiten der Regierung Dimitri Donskoi herrührten und in Trümmern zerfallen waren, von 1485 bis 1492 neue auf, so daß wie man sieht die Vollendung dieses neuen Aufbaus des Kremlins in Einen und denselben Zeitpunkt mit der Entdeckung von Amerika fiel. Merkwürdigerweise ereignete sich drei hundert und zwanzig Jahre später ein ähnliches Zusammentreffen; denn im Jahre 1812 welches wie bekannt eine der denkwürdigsten und entscheidendsten Epochen in der Geschichte des Kremlins (wie des ganzen russischen Reichs) war, rissen sich auch die meisten Länder des südlichen oder spanischen Amerikas von dem Mutterlande los.

Der Kremlin steht mit dem übrigen Theile der Stadt durch fünf Thore in Verbindung und enthält den kaiserlichen Pallast, die alte Burg der Czare oder das Belvedere, das Schatzgebäude, den Senatspallast, das Zeughaus und mehrere andere Krongebäude; den Glockenthurm des Iwan Weliki oder Iwans des Großen, welcher der ganzen Umgebung weit und breit umher als Wahrzeichen dient und gleichsam der Hauptmünster des russischen Reichs ist; mehrere Kathedralen und Klöster, unter andern die Himmelfahrts-Kirche wo die Krönung der Czare geschieht, und die also gewissermaßen die Rheimser Kathedrale Rußlands ist, und der dem heil. Erzengel Michael geweihte Dom welcher die Gräber der ehemaligen Czare enthält.

Der wegen seiner Bauart merkwürdige Kremlin, ist es nicht minder wegen der alten und neueren geschichtlichen Erinnerungen die sich an ihn knüpfen; denn er war der Schauplatz der bedeutendsten Vorgänge und Begebenheiten welche die russische Monarchie gegründet haben.

Der Kremlin war die äußerste Gränze, bis wohin Napoleon seine welterobernden Waffen und Banner trug, und zugleich die letzte Königsburg wo er sein Lager aufschlug; die Sprengung des Kremlins welche nach dem im Oktober 1812 erfolgten Abzuge der Franzosen von Moskau versucht wurde, hatte auf das Ganze der Gebäude woraus er besteht wenig Wirkung, und die Spuren derselben welche hauptsächlich am Zeughause noch übrig waren, sind seit einigen Jahren ganz verschwunden. W.

---

## Das grosse kaiserliche Theater.

Dieses Gebäude ist im Jahr 1824 auf den Trümmern eines Schauspielhauses erbaut worden, welches unter der Regierung der Kaiserinn Katharina II. aufgeführt, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aber durch eine Feuersbrunst eingeäschert worden war. Das gegenwärtige neue Schauspielhaus ist vielleicht eines der größten in Europa, enthält hundert und neunzig Logen die in fünf Reihen jede zu acht und dreißig aufsteigen, eine Gallerie und ein Paradies. Im Parterre sind über sechshundert numerirte Sperrsitze.

Die Schaubühne hat einen der Größe des Hauses entsprechenden Umfang; die Foyers, die Korridore, und die zu Concerten und Maskeraden bestimmten Säle sind in denselben großartigen Verhältnissen angelegt.

Das Repertorium besteht theils aus russischen Nationaldramen, theils aus fremden vorzüglich französischen Stücken welche ins Russische übersetzt sind. Das Ballet hat wie allerwärts den meisten Zuspruch und Erfolg.

---

## Skizzen aus England.

### 5. Er speist bei dem Herzog Humphrey.

Wenn man zu London um die Zeit des Mittagessens jemanden umher schlendern sieht und errathen zu können glaubt, daß er nicht wisse, wo er sein Mittagsbrot einnehmen werde, sagt man: „er speist bei dem Herzog Humphrey.“ Obgleich dieses Sprichwort nun in dem Verhältniß außer Gebrauch kam, in welchem die Zahl derjenigen, die täglich zu London mit diesem Herzoge speisen, zugenommen hat, man auch jetzt im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht mehr weiß, welche Stunde des Tags oder der Nacht, die Stunde des Mittagessens ist, so ist diese Ausdrucksweise doch noch nicht ganz verschollen. Ich selbst bin durch einen lustigen Gesellen mit ihm bekannt geworden. Derselbe wollte auf jede Weise für geistreich gelten und suchte sein Glück, da es im Großen nicht ging, im Kleinen zu machen. So hatte er stets einige Calembourgs, einige Wortverdrehungen und einige kleine Spitzfindigkeiten im Vorrath, mit denen er sich in die Lücken der Unterhaltung zwängte und so, je nachdem es sich fügte, Dank, Mitleid oder eine Gel-

tiſe erbeutete. Beſagter Geck rückte denn auch einſt mit der Frage heraus, „welches der freigebigſte Herzog ſey?“ da hier alles auf politiſche Anſichten hinausläuft, ſo hält der Whig den Herzog von Suſſex für den Herzog aller Herzoge, und erhebt deſſen Freigebigkeit in den Himmel; der Tory weiß dagegen eine oder zwei Anekdoten, welche die Liberalität des Herzogs von Suſſex in kein glänzendes Licht ſtellen, worauf er ſeinen eigenen Götzen auf den Altar zu heben bemüht iſt. So wurde denn auch bei dieſer Gelegenheit ein Herzog nach dem andern vorgeritten; aber mein Kleiner ſchüttelte pfiffig den Kopf, und brachte endlich ſeinen Herzog Humphrey zu Markt. Man fand den Spaß prächtig, man fand ihn fad, — jeder nach ſeinem Sinne. Ich zog den einzig möglichen Vortheil davon, daß ich mir die Redensart merkte und ihrem Urſprung nachforſchte. Dieß war eben nicht ſehr ſchwierig, denn die Engländer ſetzen das größte Gewicht auf die Erforſchung von Kleinigkeiten, und man ſieht täglich eine Menge Menſchen in dem brittiſchen Muſeum ſitzen, die in alten Büchern kramen, um einer außer Curs gekommenen Phraſe habhaft zu werden, und ſie bis zu Alfred dem Großen zurück zu verfolgen. Einer der Anweſenden ſetzte mir ſofort weitläufig aus einander, in der St. Paulskirche ſey einer der Flügel „Herzog Humphrey's Gang“ genannt worden, und in dieſem habe ſich ſtets gegen Mittag eine Anzahl Menſchen verſammelt, theils um da ſpazieren zu gehen, theils um Neuigkeiten zu hören u. ſ. w. Wenn jemand in der Mittagsſtunde hier verweilte, ſey es nun, weil er zu Haus nichts hatte oder weil er einen Bekannten zu treffen dachte, der ſich ſeiner Noth erbarmte; ſo ſagte man von ihm: „er ſpeiſt bei dem Herzog Humphrey.“ Nachdem ich für die Erläuterung gedankt hatte, kam das Geſpräch auf die vielen Armen und Unglücklichen, Tagediebe und Müſſiggänger, welche Tag um Tag zu London wegen ihres Mittagmahls verlegen ſind, und auf die tauſendfachen Mittel, welche der Hunger und die Schmarozerei anwenden, um zu einem guten Eſſen zu gelangen. Einzelne Züge, welche man zum Beſten gab, wollten die Geſellſchaft faſt verſtimmen, daher die Hausfrau das Geſpräch geſchickt von den plumpen, hungrigen Schmarozern auf die gutmüthigen Leute hinwendete, die ihr größtes Glück darin finden, von Sir So und So, und Lord Xyz eingeladen zu werden und „in guter Geſellſchaft“ zu leben.

Man war eben im beſten Zug, dieſer Menſchenſorte ihr Recht widerfahren zu laſſen, als ein kleiner, ſtutzerhafter, zappeliger, eitler, gutmüthiger Burſche hineintrat, dem man es auf den erſten Blick anſah, daß er oft bei dem Herzog Humphrey ſpeiſt. Die Hausfrau lächelte ſchelmiſch in ſich hinein, als wollte ſie ſagen, dieſes Original komme ihr eben gelegen.

„Ich war im Begriff, Sir Thomas,“ ſagte ſie, ihn mit einem freundlichen Blick kirrend, „die prachtvolle Anekdote zum Beſten zu geben, die Ihr mir neulich erzähltet — ſie betraf Eure Einladung zu Sir — wie nannte er ſich? Nun erzählt die Geſchichte ſelbſt, bitte!“

Niemand war froher, als Sir Thomas, denn niemand hört ſich lieber reden, als Sir Thomas.

Die Geſchichte, ſagte er, iſt nicht übel, auf Ehre! Ich habe ſie neulich einer der erſten Celebritäten unſeres Zeitalters, dem berühmten Verfaſſer des Granby erzählt, als ich mit ihm ſpeiſte. Er ſagte, er würde die Anekdote mit meiner Erlaubniß in ſeinen neueſten Roman aufnehmen — das Buch kann dadurch nur gewinnen, auf Ehre! die Sache iſt kurz dieſe. Ich werde täglich eingeladen — es iſt, als ob im Weſtende der Stadt kein Eſſen vor ſich gehen könnte, wenn ich fehlte. Oft kenne ich die Leute kaum, die mich bitten laſſen. Eh bien, man lebt in der Geſellſchaft, man muß ſich zuweilen einen kleinen Zwang gefallen laſſen. So erhielt ich neulich eine Einladung von Sir Dickie Hickſon, einer dicken, ſtämmigen, rindfleiſcheſſenden Sorte von Menſchen, dem ich, oder der mir einen Dienſt geleiſtet hatte — ich weiß nicht, welches von beiden. Gut, ich vergaß Namen, Wohnung, Alles, nur den Tag des Eſſens nicht. — Beſagter Tag kam. Ich war mit Geſchäften überhäuft — hatte eine Viſite bei dem Grafen Grey zu machen, — Lord Brougham wollte mich ſehen — mit einem Worte, ich kam ſpät nach Haus, hatte den Kopf voller Gedanken, warf einen Blick in den Hof-Wegweiſer, fand einen Sir Hicks Dixon, eilte nach ſeiner Wohnung, fand eine Geſellſchaft verſammelt, machte einer Frau mit einem Turban auf dem Kopfe, welche als Herrin des Hauſes vorſegelte, meine Verbeugung, und hörte ſie eine Entſchuldigung vorbringen, daß Sir Hicks oder Sir Dicks, oder wie er ſonſt heißen mochte, wegen dringender Geſchäfte nicht bei dem Eſſen ſeyn könne, daß er jedoch deßhalb ſich das Vergnügen nicht nehmen laſſen wolle, ſeine Freunde in ſeinem Hauſe zu ſehen und ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, er werde am Abend noch früh genug zurückkehren, um ſich ſelbſt bei der Geſellſchaft zu entſchuldigen. Ich muß wohl noch bemerken, daß ich Sir Dickie's Gemahlinn nie geſehen hatte.

Wir gingen dann endlich zum Eſſen herab. Da ein Gaſt ausgeblieben war, fand ſich ein Platz für mich frei; ich kannte keine Seele in der Geſellſchaft — ſolch eine Sorte von Geſchöpfen war früher nie auf Erden verſammelt geweſen. Gut, ich aß, trank, plauderte mit den Wilden, erzählte ihnen einige meiner beſten Lügen, und machte mich allmählig unermeßlich beliebt, als Sir Hicks von dem Lande zurück kam und in den Speiſeſal trat.

Ihr hättet uns ſehen ſollen, wie wir uns ſo gegenüber ſtanden! die Gruppe war zum Mahlen — ich könnte die geiſtreichſten Vergleichungen anſtellen, wie wir uns beide ausnahmen — wie wir die Ohren ſpitzten, die Augen aufriſſen, keine Worte fanden, während die dicke Frau den ſchmählichſten Lärm mit der Vorſtellung machte, „Sir Hicks, Sir Thomas, — Sir Thomas, Sir Hicks!“

Es wurde endlich Licht in der Sache; ich erzählte und erklärte und wir lachten eine geſchlagene Stunde über den Spaß. Als alles vorüber war, fürchtete ich, Sir Dicke möchte mit einer zweiten Einladung kommen; das beſte aber iſt, daß ich nie wieder von ihm oder von Sir Hicks hörte. Ich kann es nicht über mich gewinnen, mit ſolchen Leuten zu verkehren.

### 6. Weihnachten.

Die Engländer, sagt Herr v. Goligny in der Revue de Paris, verlieren ihre Zeit nicht gern mit Festen. Jeder Tag des Jahres, des Monats, der Woche, hat dort sein ernstes Geschäft, und sein Sonntag ist eher ein Tag der Frömmigkeit, als der Erhohlung und des Vergnügens. Von den großen Fest- und Feyertagen der alten Zeit werden nur Ostern, Pfingsten, der St. Michaelstag und Weihnachten noch gefeiert; und zwar ist das Weihnachtsfest das einzige, welches allgemein auf eine heitere Weise begangen wird, und die Vereinigung munterer Freunde und Bekannten veranlaßt; die übrigen Feiertage gehören den untersten Klassen des Volkes ausschließlich an.

Das Weihnachtsfest dauert eigentlich bis zum Dreikönigstag, indessen beschränken sich die Festlichkeiten nur auf drei Tage, nämlich auf den Weihnachtstag, das neue Jahr und den Dreikönigstag.

Das Herannahen der Weihnachten kündigt sich zu London, und in den meisten Grafschaften Englands auf eine eigenthümliche Weise an. Während der letzten vierzehn Tage wird man von Zeit zu Zeit in der Mitte der Nacht von einer leise gehaltenen Musik geweckt, welche in den Straßen ertönt. Selten verweilen diese wandernden Künstler vor einem Hause, sondern begnügen sich, durch die Straßen zu ziehen, so daß ihre Musik (Waits genannt) den aus dem Schlummer Erwachenden wie ein verschwebender Traum vorkömmt. Nach Weihnachten statten sie in den Häusern der Straßen, die in ihr Bereich gehören, einen Besuch ab und nehmen eine kleine Gabe in Anspruch. Ein anderer, weniger angenehmer, aber charakteristischerer Vorläufer des Festes ist zu London der Bellman. Dieser Glöckner gehört zur untern Polizei des Kirchsprengels, der Nachts mit einer großen, schrillenden Glocke herumgeht und mit einer noch schrillendern Stimme einen schlechten, der Gelegenheit angepaßten Vers hersingt, wie unsere Nachtwächter in der Neujahrsnacht zu thun pflegen. Auch er kömmt nach Weihnachten, um sein Trinkgeld abzuhohlen und läßt in jedem Hause einen Abdruck seiner Reime zurück. Es ist bemerkenswerth, daß der Londner gegen den Glockenmann, der seinen Schlaf auf eine so unangenehme Weise unterbricht, bei Weitem freigebiger ist, als gegen die Musikanten mit ihren poetischen Serenaden.

So kündigt sich die Annäherung des Weihnachtsfestes an; seine Ankunft wird in den Häusern durch eine besondere Verzierung gefeiert. Die Zimmer, und namentlich der für die Wohnung, oder die Arbeiten der Dienerschaft bestimmte Theil des Hauses werden mit dem Laub des in den Englischen Landhäusern so gewöhnlichen Strauchwerks, wie Lorber, Buchs, besonders aber Stechpalmen, geschmückt und in Kränzen über die Kamine und an die Wände befestigt. An der Decke der Küche hängt man einen Eichenbüschel auf, unter welchem die Dienstmädchen sich küssen lassen müssen, wobei sie es stets einzurichten wissen, daß sie derjenige unter dem Busche überrascht, von welchem sie sich am liebsten küssen lassen. — Ähnliche Verzierungen erheitern auch die gewöhnliche Nacktheit der Kirchen und der Kapellen der verschiedenen Sekten ein wenig, und bleiben lange nach Weihnachten hängen.

Die Abendgesellschaften und Besuche werden zu London und auf dem Lande um diese Zeit lebhafter. Die Hauptfeier fällt aber auf den Christtag. Alle Seitenzweige der Familie versammeln sich an diesem Tage bei dem ältesten Gliede; Fremde werden nicht zugelassen, es müßte denn ein sehr vertrauter Freund seyn, dessen Lage ihn in dieser Zeit des Jahres isolirt in der Welt lassen würde. Die lebhafteste Fröhlichkeit herrscht in diesen Familienvereinigungen, den einzigen — in welchen der Engländer die Steifheit und die Indolenz ablegt, welche dort die geselligen Verhältnisse so sehr stören. Man speist früher zu Mittag, um den Abend-Libationen einige Stunden mehr widmen zu können. Die Frauen bleiben lange bei Tisch und die Herrn finden sich schneller als sonst bei den Damen ein, wenn diese den Tisch verlassen haben. An diesem Tage erlaubt die Sitte auch, einen Gesang anzustimmen und so die Heiterkeit des Mahles zu erhöhen.

Die Trinksprüche und die Gesundheiten sind häufiger, innigere und muntere Anreden als gewöhnlich gehen jenen voran. Wenn die Unterhaltung ernst zu werden droht, darf man sie geradezu unterbrechen, um einen andern Ton anzustimmen. Der Wein, der so nothwendig ist, wenn der Englische Geist sich erheitern soll, gibt dem Gespräch muntere Farben; endlich werden auch die Kinder zugelassen und mehrere nehmen mit aller Freiheit und aller Launenhaftigkeit ihres Alters, Theil an dem Feste, ohne daß sie Gefahr laufen, zu lustig zu werden.

Der Abend verfließt in Unterhaltungen mannigfacher Art; die bejahrteren Glieder der Familie plaudern, spielen Karten oder sehen den Spielenden zu. Die Jugend flattert ruhelos umher, singt und tanzt, während eine geübte Hand das Fortepiano bearbeitet; die Kinder geben sich ihren Lieblingsspielen hin. Von Zeit zu Zeit wird Thee, Kaffee, Kuchen und dergleichen herumgegeben, bis die Stunde des Nachtessens kommt, wo sich die Familie zum zweiten Mal um die patriarchalische Tafel vereinigt. Trinksprüche und Gesundheiten fangen von neuem an, man singt Weihnachtslieder und Balladen und trennt sich nicht eher, als bis die Kinder einschlafen, denn bei dieser Gelegenheit gehen diese nicht eher zur Ruhe als bis die ganze Gesellschaft sich zerstreut.

Für das Weihnachtsmahl gibt es Gerichte, die durch den Gebrauch seit undenklicher Zeit gewissermassen geweiht sind; so nimmt bei dem ersten Auftragen ein ungeheures Roast-beaf den Mittelpunkt des Tisches ein; seine Stelle füllt bei dem zweiten das nicht minder riesenhafte Plum-pudding aus, und ein eigentliches Backwerk, Mince-pie (Pastete von gehacktem Fleisch) genannt. Diese Pastetenart erscheint außer dem Weihnachtstag nie auf einem Londner Tische, und das Plum-pudding wird alle Tage seltner, obschon es ohne Zweifel das beste und natürlichste Gericht der englischen Küche ist. Aber am Weihnachtstage muß in jeder Haushaltung, von der des Königs an bis zu dem letzten Landmann, der einige Schillinge zu vergeuden hat, das Roast-beaf, das Plum-pudding und das Mince-pie den Mittagstisch zieren.

Am Tage nach Weihnachten beginnen die regelmäßigen Feste. Mehrere Tage hindurch findet man in der geschäftigsten aller Städte der Welt, schwerlich jemand, der arbeitet. Der Morgen vergeht, indem man Weihnachts-Kistchen schenkt und sich schenken läßt; am Abend besucht man die, an den zwei frühern Tagen geschlossenen Theater, wo man drollige Pantomimen aufführt, oder die verschiedenen Vereinigungsorte, wo das Volk sich zusammen findet.

Wie sehr muß man den bedauern, der in seinen Weihnachts-Kistchen nicht die nöthige Summe findet, um die Wunder von Tausend und Einer Nacht, Dank der Pritsche Pulcinells, welcher der Nebenbuhler der Zauberruthe der Feen geworden ist, sich verwirklichen zu sehen. Wenn der Neid sich während der Darstellung einer solchen Pantomime des menschlichen Herzens bemächtigen könnte, so würden wir den Sterblichen manchmal beneiden, den wir plötzlich in das eigenthümliche Geschöpf: Pulcinell, verwandelt sehen. Welcher zierliche Wuchs! welche Anmuth! welche Leichtigkeit! welche Geschmeidigkeit! und welcher bezaubernde Charakter! Sein ehrliches, schwarzes Gesicht ist ein ewiges Lächeln. Wie bei den meisten Helden besteht sein ganzes Habe in seinem Degen. Aber welcher Degen! Er hat nicht weniger Tugenden als des Fortunatus Wünschhütlein, Aladin's Lampe, der Stein der Weisen, und das Lebens-Elixir. Welcher Reisende! die Wolken dienen ihm statt des Wagens, die Winde statt der Rosse. Nichts hält ihn auf — kein Zollhaus, keine Octroys, keine Mauthen. In einer Stunde fliegt er um die Erde herum und verweilt noch eine kurze Zeit in dem Monde! Und welche köstliche Reisegefährtin hat er! das erste schöne Mädchen, das ihm aufstößt, verliebt sich in ihn und folgt ihm an das Ende der Welt. Eine Rotte dummer Verfolger ist ihm stets auf dem Fuße; diese Gesellen haben eben noch Verstand genug, um ihn stets ihre bösen Absichten merken zu lassen, so daß er ihnen ausweichen kann. Er braucht kein Haus zu machen — ein gar nicht zu verachtender Umstand. Er wird überall aufgenommen als wäre er daheim, ohne daß er langweilige Empfehlungsbriefe abzugeben hätte, denn jedermann liebt ihn, was viel ist, und er fast niemand, was noch besser ist. Er ist nie ohne Diener, obgleich er sich nicht mit ungezogenen Domestiken zu plagen braucht, denn die Elemente sind ihm unterthan. Selbst die Zeit läßt er nach Belieben gehen, still stehen und zurücklaufen. Träume macht er zu Wirklichkeiten, Wirklichkeiten zu Träumen, den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage — lauter Dinge, die man gelegenheitlich brauchen kann. Welche Gesellschaften besucht er! Mit dem kleinen Mann im Monde ist er in stetem Verkehr; Shakespeare's Puck und Titania sind seine intimsten Freunde; selbst vor dem Teufel fürchtet er sich nicht, er spielt Kegel mit ihm. Man muß zugeben, daß er ein wenig boshaft ist; aber er macht von diesem in der großen Welt so fördernden Talent nur gegen Dummköpfe und Schurken Gebrauch. Sonst ist er ein vollendeter Mann. Er spricht und schreibt alle Sprachen der Welt, ohne je eine Grammatik angesehen zu haben — ein großer Vortheil, obgleich er ihn mit mehreren deutschen Schriftstellern gemein hat; er ist in allen Künsten und Wissenschaften bewandert, nur von der Politik und der Philosophie will er nichts wissen. Er ist ein größerer Architekt als Michel Angelo, ein geschickterer Bildner als Thorwaldson — in einer Minute steht ein Marmorbild, ein Schloß da, und wenn er mit seiner Pritsche auf die Leinwand schlägt, ist das schönste Porträt fertig. Endlich ist er immer zwanzig Jahre alt und schließt damit, daß er seine Geliebte heirathet und sich dem Gerede der Welt entzieht.

Aber wie kann man die zwei Tüpel, die lustigen Personen der Weihnachts-Pantomime vergessen! Wirklich, außerordentliche Personagen in ihrer Art! Wenn Pulcinell die Seele des Stückes ist, sind sie dessen Leben. Die Widerwärtigkeiten und Unfälle, welche sie zu bestehen haben, nehmen kein Ende, so wie die gute Laune, mit welcher sie sich deshalb trösten und die Leichtigkeit, mit welcher sie sich helfen, unerschöpflich sind: Sie sind höchst ungeschickt, höchst linkisch und machen eine Menge Albernheiten und Verkehrtheiten, aber sie haben eine unglaubliche Gegenwart des Geistes, um augenblicklich jede neue Thorheit wieder gut zu machen. Übrigens ist leicht mit ihnen auszukommen und ihre Wünsche sind nicht sehr hochfahrend. Sie sind verliebt, aber eine Alte und Häßliche ist ihnen so willkommen, als wäre sie die erste Schönheit des schönheitreichen Englands; sie huldigen dem Magen bedeutend, aber sie essen alles, was ihnen vorkommt, selbst das nicht eßbare. Endlich sind sie stumm, wie alle die, mit welchen sie auf der Bühne leben. Aber wie erfinderisch ist ihr Geist, das auszudrücken, wofür sie keine Worte haben! Welche Mannigfaltigkeit in ihrer Art, sich fortzubewegen. Sie könnten die Füße eben so gut entbehren, wie die Zunge, so leicht gehen und kommen sie auf den Händen, auf dem Kopf, auf den Schultern, auf den Ellenbogen, auf den Knien und auf dem Rücken.

Diese drei Personen sind in einer Weihnachts-Pantomime unentbehrlich; alle übrigen erscheinen nur ihretwegen, als Staffage. Fast das ganze Drama dreht sich um den Pulcinell und die zwei Tüpel. Nur ihnen hat man es zu verdanken, daß der Inhalt der Weihnachts-Kistchen Jahr um Jahr in die Kasse des Theaters fließt. Vom 26. Dezember bis zum 6. Januar sind sie im Besitze von Othello's und Macbeth's Szepter. Welcher Jubel auf den Galerien! Welche Heiterkeit im Parterre, selbst in den sonst so griesgrämlich blickenden Logen! dort spielen die Matrosen die erste Rolle; sie gehören förmlich mit in das Personal des Stückes, nur daß sie nicht nur nicht stumm, sondern ungewöhnlich laut sind und namentlich die Zwischenacte mit ihren handgreiflichen Späßen ausfüllen. Dr. Adrian.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Am 1ten, 10ten und 20ten jedes Monats erscheint eine Lieferung, von einem Bogen Text und einer Tafel mit 2—3 Ansichten in Stahl- oder Kupferstich, welche 15 kr. C. M. oder 4 Gr. sächs. kostet. 36 Lieferungen bilden einen Band, bei dessen Schluß ein Titelblatt, Inhaltsverzeichniß und ein Umschlag geliefert wird.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

13.] New-York. — New-Haven. — Saratoga-Springs. [1834.




## Über Sprache, Literatur, Wissenschaften und Künste, Sitten und Gebräuche

in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von J. H. Hinton.

### 1. Die Sprache.

Das englische Idiom der Vereinigten Staaten weicht größtentheils so unbedeutend von dem in den mittlern und südlichen Grafschaften Englands ab, daß ein sehr geübtes Ohr dazu gehört, um einige Verschiedenheit wahrzunehmen, und diese betrifft mehr die Betonung und den Accent als den Sinn und die Bedeutung der Worte. Man muß sich in der That verwundern daß das Englische in der westlichen Hemisphäre so geringe Veränderungen erfahren hat, denn mehrere von den obwaltenden Verschiedenheiten entspringen daher, daß in Nordamerika noch die Ausdrücke gäng und gäbe sind, welche zur Zeit der Auswanderung der ersten Kolonisten oder der pilgernden Altvordern (the pilgrim fathers) wie sie genannt werden, im Mutterlande in Gebrauch waren, wo seitdem andere an deren Stelle getreten sind, z. B. das Wort „sick" welches in Amerika noch heutzutage in dem Sinne gebraucht wird, in welchem in England die Worte „ill" oder „indisposed" gebraucht werden. Das beste Englische, sagt Cooper in seinem Werke: Nachrichten von den Amerikanern (II. S. 171) wird von den Eingebornen der mittlern Staaten d. h. von den unvermischten Abkömmlingen englischer Ausgewanderten gesprochen. Die gebildeten Leute in allen südlichen atlantischen Staaten, besonders die Mitglieder derjenigen Familien welche mit der bessern Gesellschaft ihrer Orte verkehren, sprechen ein Englisch, welches von demjenigen das in den gebildetesten Kreisen des Mutterlandes gesprochen wird, äußerst wenig abweicht. Dieses Wenige nun, d. h. diese abweichenden Schattirungen vermag ein geübtes Ohr allerdings wahrzunehmen, und da sie gewissermaßen als Wahr- und Kennzeichen der Theile der Union wo sie vorkommen, gelten dürfen, so mögen sie auch als Provinzialismen gelten. Diese kleinen Unregelmäßigkeiten der Sprache rühren lediglich von dem Mangel einer eigentlichen Hauptstadt her. In ganz Neu-England und unter den meisten Abkömmlingen dortiger Einwohner wird das Englische mehr oder minder mit einer Betonung gesprochen, welche wohl aus den westlichen Grafschaften von England herstammen mag, und zwar mit einer Aussprache die oft ganz eigenthümlich und neu nur dort d. h. in Neu-England vorkommt. Mehrere dieser Provinzialismen sind bereits auf dem Wege in die gewöhnliche Umgangssprache der gesammten Union eingebürgert zu werden. Die Eigenthümlichkeit der Mundart der Einwohner von New-England, (wofern dieser Ausdruck nicht zu scharf absondernd ist), läßt sich aus der Art und Weise wie das letzte Wort einer Phrase oder die letzte Sylbe eines Wortes hervorgehoben wird, leicht entnehmen. Dieses Hervorheben oder Verweilen hat nichts eigentlich Schleppendes, denn sie sprechen im Grunde sehr schnell, viel schneller als die Engländer, ja so schnell, daß häufig die Sylben in einanderfließen und unkenntlich werden; wegen der ihnen eigenthümlichen Pause aber, die sie bei der letzten Sylbe oder dem letzten Worte machen, dürften sie wie ich glaube, ihres gleich den Homerischen Helden geflügelten Sprechens ungeachtet, nicht weniger Zeit zum Aussprechen einer Phrase oder eines Wortes brauchen, als diejenigen welche den Ton gleichmäßig vertheilen. Unter Leuten von Welt und Erziehung verwischt sich diese mundartliche Eigenthümlichkeit sehr oft, doch die Erziehung ist in Neu-England so allen gemein und weitverbreitet, und der Zustand der Gesellschaft so einfach, daß sich in Folge davon weniger Unterschied in der Rede wie im Benehmen als anderwärts bemerklich macht. In den mittleren Staaten wird sicherlich ein weicheres Englisch als in den östlichen gesprochen, namentlich in Maryland wo das weichste und reinste Englisch das man nur irgend hören kann, durchgängig gehört wird. Indeß ist in den Vereinigten Staaten keine Regel über einen solchen Gegenstand ohne viele Ausnahmen, und schon die Jahr um Jahr fortwährende Auswanderung (sowohl vom Auslande als wie wohl noch mehr aus einer Region der Union in die andere) verhindert daß sich eine vollkommene Gleichförmigkeit hierin feststellen könnte.

Das Organ und die Aussprache des nordamerikanischen Frauenzimmers sind vorzüglich mild, weich und silbern, und ich glaube die Sprache, welche aufs Beste doch immer zu den rauhen gehört, wird durch unsere Frauen, vorzüglich in den mittlern und südlichen Staaten weicher gemacht als man sie oft im Mutterlande hören mag *).

New-York, Philadelphia und Baltimore haben jede ihre besondern Redensarten. Manche Frauen haben die Gewohnheit etwas zu lang auf den Endsyl-

*) Man vergleiche damit was S. E. Cook in seinen Skizzen aus Spanien B. I. S. 283 über das Organ, und die Aussprache der Spanierinnen aus den gebildeten Ständen sagt.

ben zu verweilen, was aber unter den höhern (d. h. in Nordamerika unter den reicheren) Klassen der Gesellschaft selten vorkommt.

In den südwestlichen und westlichen Staaten herrscht mehr oder minder ein schleppender Accent, so wie auch noch andere Eigenthümlichkeiten der Betonung, am meisten in Georgia.

Die gebräuchlichen Ausdrücke und Redensarten welche man den Nordamerikanern zuschreibt sind meist karrikirt, obschon sie im Grunde wahr sind. „i guess" (ich glaube) ist eine in New-England gebräuchliche Redensart, obgleich sie sicherlich nicht so häufig als das „Ihr wißt" in dem Londoner Jargon vorkommt, und wie wir vermuthen von der jenem Volke eigenen vorsichtigen und bedingten Art sich auszudrücken, herrührt.

In New-York hört man öfter die Redensart „i suspect" in Virginien „i reckon," diese beiden Redensarten kommen aber auch in der besten Gesellschaft im Mutterlande vor. Der Unterschied in der Aussprache und in dem Gebrauch der Worte, zwischen der wahrhaft guten Gesellschaft in Nordamerika, besonders in den mittlern Staaten, und in England, ist nicht sehr bedeutend.

Die Construction der englischen Sprache ist ein Gegenstand welcher häufiger (wir möchten sagen unaufhörlich) die Aufmerksamkeit des Volkes in den Vereinigten Staaten als in Großbrittanien beschäftigt *).

### 2. Literatur.

Wir wollen diesen Abschnitt mit demjenigen Zweige der Literatur beginnen, welcher, mit wenigen Ausnahmen, der geringste und unterste genannt werden kann. Die Journalliteratur hat in der Union eine bisher unerhörte Universalität erreicht, und läßt wenigstens was die Quantität anbelangt, das Mutterland weit hinter sich. Es erscheinen in den Vereinigten Staaten gegen Tausend öffentliche Blätter, wovon viele täglich neu erscheinen, und mehrere sehr weit verbreitet sind. Viele darunter sind durchaus politischen, andere rein kaufmännischen Inhalts, wieder andere sind hauptsächlich literarischen und wissenschaftlichen Gegenständen gewidmet, und davon sind manche höchst gehaltvoll.

Eine beträchtliche Zahl hinwieder, worunter es, wie z. B. der New-York Observer, vielgelesene und weit verbreitete gibt, sind religiösen Inhalts, eine Klasse von Zeitschriften welche in England obgleich dort eine Staatskirche vorhanden ist, nie hat gedeihen wollen. Eine andere Klasse von öffentlichen Blättern besteht aus Wöchentlichen Registern von Sachen welche in das Gewerbs- und Handelswesen, inneren Verbesserungen, technischen Erfindungen u. s. f. einschlagen, so wie sie auch Berichte über die Verhandlungen im Generalcongreß, wie in den besonderen Legislaturen oder Kongressen der einzelnen Staaten mittheilen, z. B. Niles Register, Harards Pensylvania Register, Styles New-York Register u. dgl.

*) Als einen Beleg für diese wie uns däucht, wichtige Behauptung, dürfte man unter andern auch das von dem Nordamerikaner Brewster verfaßte große Wörterbuch der englischen Sprache anführen.
D. Herausg.

Der gegenwärtige Zustand der Monats- und Vierteljahrs-Schriften deutet auf eine schnell zunehmende Veredlung des Sinnes und der Bildung des Amerikanischen Publikums hin. Es sind vor einigen Jahren verschiedene Versuche zur Stiftung eines American Review gemacht worden; das seit längerer Zeit bestehende North American Review aber hat seinen Stand tapfer behauptet, und verdiente es auch wegen seines immer mehr fortschreitenden Gehaltes, durch welchen es dermalen in Europa fast eben so bekannt und beliebt als die Quaterly und Edinburgh Reviews geworden ist, und mehrere seiner Artikel über den Gang der Europäischen Politik mit gespanntem Interesse gelesen werden. 3.

(Die Fortsetzung folgt).

## Gallerie der vorzüglichsten öffentlichen Promenaden bedeutender Städte

der alten und neuen Welt *).

Von dem Herausgeber.

### 1. Der Prado zu Madrid.

Nach Sleidell und andern Reisenden.

Unter den öffentlichen Spaziergängen von Madrid, dem Prado, der Florida, und den Delicias, nimmt ersterer den ersten Rang ein. Dieser jetzt so reitzende Lustwald war bis zu Ende des verflossenen Jahrhunderts nichts mehr als ein wüster unebener Platz welcher nur von Kannegießern oder Verliebten besucht wurde, die hier ihren Geschäften unbeobachtet und ungestört nachgehen konnten. Da wurde mancher Verrath an dem durch die abgeschiedene Stille eingeflößten arglosen Vertrauen begangen.

Aus diesem Grunde haben die spanischen Schauspiel- und Novellendichter den Schauplatz der von ihnen geschilderten Vorgänge dahin verlegt, und es mag allerdings seyn daß sie oft nichts mehr gethan als daß sie Vorfälle die im Prado wirklich stattfanden, ausgeschmückt und verschönert haben. Karl III. ließ ihn endlich mit großen Unkosten ebenen, mit vielen Reihen von Ulmen und Wallnußbäumen bepflanzen, welche da sie künstlich bewässert wurden, bald zu einer stattlichen Höhe emporwuchsen. Er ließ auch marmorene Bänke darin anbringen, mit vielen herrlichen Springbrunnen versehen, kurz auf sein Geheiß wurde der sonst so verwilderte weitläufige Platz in den lachenden Hain verwandelt, welcher jetzt der Stolz und die Lust von Madrid und die Bewunderung von Europa ausmacht.

Der Prado beginnt am Recoletos-Thore, zieht sich südwärts zwischen Klöstern und Pallästen bis zur Alcalastrasse hin, welche sich mit ihm kreuzt; von da bis zur San-Geronimostrasse ist er einerseits von Gärten und Pallästen, andrerseits von dem Gitter des Retiro umfriedet.

Die beiden stattlichen Baumreihen welche einander parellel laufen, umschließen einen weitläufigen

*) Wir beginnen mit diesem Aufsatz die Erfüllung des Versprechens, welches wir in der 7. Lieferung dieses Blattes, in dem Artikel: Allerlei aus der Havannah, Spalte 102, unsern geneigten Lesern gegeben haben.

Lustwandelgang, welcher der „Salon“ heißt, und gleich daneben läuft die für die Equipagen und Reiter bestimmte Allee hin. Das Ende des Prado ist erst beim Kloster Unserer lieben Frauen von Atocha, in welchem die Asche des edlen Las Casas, des Apostels von Südamerika ruht. Die gesammte Strecke des Prado beträgt gegen zwei Fünftel deutsche Meilen.

Der vorerwähnte Salon nun, oder die diesen Namen führende reichbelaubte und schattige Allee, ist der Schau- und Tummelplatz der schönen Madrider Welt *), wo die reitzenden Madriderinnen alle ihre bezaubernde Anmuth und unnachahmliche Koketterie entwickeln.

Im Prado erscheinen die Damen durchgängig in der Nationaltracht, und obschon die vornehmen Stände auf Bällen und im Theater die Pariser und Londoner Moden angenommen haben, ist im Paseo doch nichts als der Fächer, die Mantilla und die Basquiña zu sehen. Die Männer tragen weite Mäntel oder Capas, die sie mit vieler Gewandheit zu handhaben und in tausend zierliche Falten zu werfen wissen.

In Spanien ist die Handhabung des Fächers und das Tragen der Mantilla bei den Frauen, so wie die anmuthige Drappirung des Mantels bei den Männern, eine ihnen gewißermassen angeborene zweite Natur oder vielmehr Kunst, ja man will sogar behaupten, daß eine Französinn, selbst eine Pariserinn mit all ihrer unnachahmlichen Zierlichkeit, sich die anmuthige hinreißende Drappirungsweise mit der Mantilla nicht anzueignen im Stande ist, und daß kein Mann der nicht ein geborener Spanier ist, den Mantel so zu tragen versteht, um nicht auf den ersten Blick für einen Ausländer erkannt zu werden. Der Mantel oder die Capa wird nicht bloß im Winter sondern auch nicht selten im Sommer zum Schutz gegen die brennenden Sonnenstralen getragen, und er darf überhaupt mehr als ein integrirender Theil denn als Anhängsel eines echten Spaniers gelten. Bei kaltem Wetter wird der rechte Zipfel über die linke Schulter geworfen, eine wichtige Action in Spanien, wofür es einen eigenen Ausdruck gibt, nämlich „embozarse,“ den Mund verhüllen **).

Im Schauspiele oder bei warmem Wetter wird der Mantel noch zierlicher getragen, man läßt ihn nämlich ganz von der linken Schulter herabhangen, schlägt den rechten Zipfel über den linken, nimmt beide unter den linken Arm, und läßt den rechten frei und unverhüllt.

Dieses dunkelfarbige Gemisch von Mantilla, Basquiña und Mantel bewirkt jedoch daß das elegante Gewühl im Prado von dieser Seite sehr eintönig erscheint. Den französischen Truppen als sie zum erstenmal nach Madrid kamen fiel dieses dermaßen auf, daß sie zu sagen pflegten, sie hätten endlich eine katholische Stadt erreicht, die lediglich von Mönchen und Nonnen bevölkert sey.

Der Spanier setzt den Ursprung der Tracht seines so volksthümlichen Mantels in das romantische Zeitalter der Nation, wo die durch die Ängstlichkeit der Väter und die Eifersucht der Ehemänner bewirkte Abgeschlossenheit des Frauenzimmers zur Erfindung von Schleichwegen und listiger Mittel antrieb, und der Intrigue einen weiten Spielraum gab. Daher der Vortheil eines Gewandes dessen Falten nicht nur den der es trug, sondern im Nothfall auch die Geliebte zu verbergen geeignet war. Der Mantel hat ferner oft die Zwecke der Boßheit fördern und den Stahl des Meuchelmörders bergen müssen. Dieses Übel war im verflossenen Jahrhundert so weit gediehen daß das Tragen des Mantels verboten wurde, und Patrouillen durch die Straße der Hauptstadt streiften, um diejenigen welche diesem Verbote zuwider Mäntel trugen, zu verhaften. Doch der Spanier konnte den gewißermassen zu einem Theile seines Selbst gewordenen weitfaltigen Mantel nicht missen, ein Aufstand war die Folge der Strenge womit das Verbot gehandhabt wurde, und die Behörden mußten nachgebeh. So wird er noch zur Stunde allgemein getragen, und es ließe sich sehr vieles zu seinen Gunsten anführen.

Diejenigen welche den Paseo *) im Prado zu Wagen machen, fahren zwischen den Straßen Alcala und Geronimo längs des ganzen Salons, oder der diesen Namen führenden Allee in doppelter Reihe auf und ab.

Der mittlere freigelassene Raum ist für die Reitenden bestimmt. Die Equipagen deren Zahl sich meist auf mehrere Hundert beläuft, sind von mannigfaltigster Beschaffenheit, der größte Theil jedoch im alten spanischen Style und einer im chinesischen Geschmacke verzierten Theekiste sehr ähnlich.

Da diese urgroßväterlichen Kutschen aus einer Zeit wo die Wagentritte noch nicht eingeführt waren, herrühren, so vertritt deren Stelle ein kleiner Schemel welcher an einem Riemen hinten herabhängt, und wenn der Wagen hält, von dem Lakay vor den Schlag gesetzt wird. Dieses sonderbare Fuhrwerk ist gewöhnlich mit einem Paar langohrigen Mauleseln bespannt, deren Mähnen und Schweife phantastisch gestutzt sind, und die von einem altfränkischen Kutscher gelenkt werden. Der Anblick den der Paseo im Salon an einem schönen Festtags-Nachmittag von dem Recoletos-Thore bis zum Kloster von Atocha darbeut ist wahrhaft bezaubernd. Im Winter beginnt der Paseo um Mittag und dauert bis zur Tafelstunde; im Frühling und Sommer aber der Siesta wegen, erst

*) Eine ins Einzelne durchgeführte Vergleichung des Madrider Prado und des Wiener Prater, welche wohl mehr als Namensähnlichkeit haben, müßte sehr anziehend seyn. Die eben erwähnte Allee, der Salon, entspricht wie man sieht der sogenannten nobeln Allee des Wiener Praters. Möchte uns doch ein Madrider Kunsthändler mit einem Seitenstücke zu der hier in Wien erschienenen bildlichen Darstellung der Praterfahrt beschenken. D. Herausg.

**) Vergleicht man diesen spanischen Nationalausdruck für eine Nationalbewegung, mit dem nicht minder volksthümlich-bezeichnenden französischen Ausdruck boutonné für verschwiegen, verschlossen, so sieht man daß sich auch hierin der himmelweit, nicht bloß durch die Pyrenäen von einander geschiedene Charakter beider Nationen offenbart. Die auf Schweigen, Verschlossenseyn, In-sich-gekehrtseyn hindeutende anziehende ja großartige Mantelbewegung des Spaniers, verhält sich zu dem auf dieselben Eigenschaften hinzeigenden Bis-ans-Kinn-Zuknöpfen oder Zugeknöpft-seyn des Oberrocks bei Franzosen, insbesondere zu dem seit einiger Zeit durch junge französische Elegants in Schwung gekommenen völligen Boutonniren des Fraks, wie sich der Klang und der Accent beider Sprachen zu einander verhalten. D. Herausg.

*) So heißt die zu Fuß oder zu Wagen, wie zu Pferde gemachte Staats- oder Galla-Promenade, ungefähr was in Italien der Corso.

gegen Sonnenuntergang und ist nicht vor Mitternacht zu Ende, denn wie in Italien die Theater zugleich die Stelle von Assembléen vertreten, und in jeder Loge gewißermassen Zirkel gehalten wird, so vertritt der Prado zugleich die Stelle eines ungeheuren Gesellschaftssaales, womit auch der mehrerwähnte Name seiner eleganten Region ganz übereinstimmt, wo die Damen in geselligen Kreisen sitzen, und ihre Tertulias unter den monddurchwirkten Rüstern halten.

Gallegos sind allüberall mit frischem perlenden Quellwasser zur Hand, hier eine nicht genug zu preisende Labe; Pomeranzen- und Granatenverkäufer aus Valencia bieten ihre hesperidischen Früchte und jene „Lieblinge Proserpinens mit der purpurrothen Brust und siegprangender goldenen Krone," wie Ramler die Granate nannte, den scherzenden und dahlenden Mädchen an. Zuckerwerk für welches die reitzenden Madrileñas leidenschaftlich eingenommen sind, und mannigfaltiges Eis kreisen umher; seitwärts aber, entfernter von dem Schauplatz der vornehmen Welt, erglühen beim Klange der Zither auch hie und da der Fandango, der Tanz aller Tänze, und der Bolero auf dem Rasen; die silbernen Springquellen plätschern und verbreiten liebliche Kühlung; aus dem nahen botanischen Garten ziehen die Düfte und Würzen aller Himmelsstriche herüber, und das Geflöte der Nachtigall hier süßer als sonstwo krönt den Zauber dieser unbeschreiblichen Scene. Doch wer vermöchte das so höchst eigenthümliche Leben und Weben des Prado erschöpfend zu schildern? man hat das Theater eine Schule der Sitten genannt, der Prado ist es in einem noch höhern Grade; er ist eine Schule worin die öffentlichen Sitten durch den mannigfaltigen geselligen Verkehr, und durch wechselseitige Beobachtung gemildert und verfeinert werden; ein Feenreich worin ausschließlich die wie die Feen reitzenden Frauen den Scepter führen, alle Unsitte verbannen, und einen unnennbaren Reitz über Alles rings um sie her verbreiten.

(Nro. 2 folgt).

## New-York.

Diese größte See- und Handelsstadt der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche dessenungeachtet doch nicht die Hauptstadt des gleichnamigen Staates ist, sondern diesen Rang dem Ort Albany lassen muß, liegt auf dem mittäglichen Ende der drei deutsche Meilen langen, und von $^{1}/_{5}$ bis $^{3}/_{5}$ Meilen breiten Insel Manhattan, welche im Osten vom Ostfluß, (der eigentlich die südwestliche Einfahrt des Meerbusens von Long-Island ist), und im Westen vom Hudson umspült wird, unter 40° 42′ 45″ N. B. und 76° 20′ 18″ W. L. Sie erstreckt sich in Gestalt eines Dreiecks, längs der Mündung dieses letztern Flusses gegen $^{2}/_{5}$ Meilen weit, und von der den Namen „Battery" führenden großen und herrlichen Promenade bis zum Ostfluß, welcher eigentlich ein Arm des Hudson ist, gegen $^{4}/_{5}$ deutsche Meilen weit, ihre größte Breite beträgt $^{2}/_{5}$, und ihr Umfang $1^{3}/_{5}$ teutsche Meilen. Sie ist in 12 Wards oder Stadtbezirke eingetheilt; und im Jahre 1615 von den Holländern gegründet worden, welche ihr den Namen Neu-Amsterdam beilegten. 1696 kam sie unter englische Botmäßigkeit und erhielt ihren jetzigen Namen.

Von der Seeseite bietet sie einen prachtvollen Anblick dar. Der bei so vielen Städten der alten Welt obwaltende Umstand, den wir auch in unserer vergleichenden Beschreibung der Städte Bordeaux und Edinburgh (in der 9. Lieferung dieses Blattes) hervorgehoben haben, daß sie meist in zwei der Zeit der Erbauung, wie der Bau- und Anlegungsart nach, wesentlich von einander verschiedene Sphären zerfallen, tritt auch bei diesem wichtigen Emporium der neuen Welt hervor; ihre südliche ältere Hälfte hat unregelmäßig angelegte zum Theil sehr enge und krumme Straßen, wogegen die nördliche in neuerer Zeit und mit einer gewissen Übereinstimmung erbaute Hälfte breite, gerade, heitere Straßen hat, die sich in rechten Winkeln durchschneiden.

Die schönste und breiteste aller dieser Straßen und zugleich der ganzen Stadt, ist die welche auch von ihrer letztern Eigenschaft den Namen führt, Broadway, und die Stadt in gerader Linie und zwar in dem höchstgelegenen Theile derselben durchschneidet, und gleich den beiden Toledos von Neapel und Palermo, so wie ähnlicher Haupt- und Mittelpunctstraßen anderer großen Städte, der Herd des regsten geschäftigsten Treibens, und der Sammel- und Schauplatz der Newyorker schönen Welt ist. Sie ist gegen eine halbe deutsche Meile lang und durchgängig 80 Schuh breit, die Gebäude sind trefflich gebaut ja an manchen Punkten prachtvoll. Unter den andern sind die Wallstraße, Perlstraße, Greenwichstraße, Wasserstraße und der Bowery die vorzüglichsten. In der eleganten Wallstraße welche von Broadway zum Ostflusse hin führt, liegen die Banken, das Zollamt und mehrere Assecuranz-Gebäude, in der Perlstraße ist die emsigste kaufmännische Geschäftigkeit. Die öffentlichen Gebäude sind durchgängig schöner als die in allen andern Städten der Union, vielleicht Washington nicht ausgenommen. Das Stadthaus, das prächtigste von allen, ist zum Theil aus Marmor erbaut, 216 Schuh lang, 105 breit und 65 hoch; unter den Kirchen sind die Johannis-, die Pauls- und die Dreifaltigkeits-Kirche, so wie die katholische Kathedrale die ausgezeichnetesten. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind: das allgemeine Krankenhaus, das Versorgungshaus und das Staatsgefängniß die vorzüglichsten, ja das erstere darf sich mit den berühmtesten Anstalten dieser Art messen.

Die Anzahl der Kirchen beläuft sich über 100 worunter 2 katholische.

Der Hafen wird durch eine Bai des Atlantischen Oceans gebildet, welche sich im Süden der Stadt, zwischen der Staateninsel, Long-Island und dem festen Lande ausbreitet, den Hudson und den Ostfluß aufnimmt, und durch zwei Meerengen mit dem Weltmeer in Verbindung steht. Die Länge dieser Bai von S. nach N. ist $1^{2}/_{5}$ und die größte Breite $^{4}/_{5}$ deutsche Meilen. Sie enthält mehrere kleine Eilande, worunter die der Stadt benachbarten mit Festungswerken versehenen Gouverneurs-, Bedlow- und Ellis-Inseln. Der Hafen hat eine für die größten Seeschiffe hinreichende Tiefe, und friert sehr selten ein.

New-York ist, wie wir bereits im Eingange erwähnt, die größte Handelsstadt der Vereinigten Staaten und der gesammten westlichen Hemisphäre, und der Sitz von Consuln fast aller europäischen und amerikanischen Länder. 80 bis 100 Dampfschiffe



Saratoga.



New-Haven.



New-York.



wovon 2/3 der Stadt gehörig, fahren täglich ab und zu, und haben ihre bestimmten Standpunkte, so z. B. liegen auf dem Hudson die nach Albany, auf dem Ostflusse die nach den Häfen von New-England, nach Newport und Providence, nach Bredeport, Saybrook, Hartford, New-London, Norwich, nach New-Haven u. a. Städten fahrenden Dampfschiffe.

Die Zunahme der Bevölkerung dieser Stadt erfolgte außerordentlich schnell, und ist im fortwährenden Fortschreiten begriffen, so daß New-York in einer nicht fernen Periode vielleicht auch in dieser Hinsicht mit den größten Städten wetteifern dürfte. 1697 zählte sie kaum fünfthalb Tausend Einwohner 1731 gegen neunthalb Tausend, 1756 schon über zehn Tausend, 1773 etwas über Ein und zwanzig Tausend, 1790 über drei und dreißig Tausend, zu Anfang dieses Jahrhunderts sechzig Tausend, zu Ende des ersten Jahrzehends desselben sechs und neunzig Tausend, 1816 schon über hundert und zehn Tausend, 1820 hundert drei und zwanzig Tausend, 1825 hundert und sieben und sechzig Tausend, 1830 über zwei Mal hundert Tausend Seelen.

New-York ist der Sitz mehrerer gelehrten Vereine, wovon wir nur die Landwirthschafts- und Gartenbau-Gesellschaft, welche die Vervollkommnung sämmtlicher Zweige des Land- und Gartenbaues in allen Theilen der Union bezweckt, die Gesellschaft zur Aufmunterung der Nationalindustrie, welche alljährlich zwei Ausstellungen der Erzeugnisse des einheimischen Gewerbsfleißes veranstaltet, und die historische Gesellschaft nennen wollen. Die Zahl der täglich in der Stadt erscheinenden öffentlichen Blätter betrug 1832, 54.

Die geschichtlichen Details über die 1615 Statt gefundene Erbauung der Stadt New-York, durch die Holländer, hat Washington Irving in seiner „Knickerbockers History of New-York,“ in der ihm eignen humoristischen Weise meisterhaft erzählt. Die natürlichen Vortheile von welchen New-York umgeben ist, werden von keiner Stadt des Erdkreises überboten. Auf allen Seiten von den beiden herrlichen Flüssen, dem Hudson und dem Ostfluß umspült, von denen der eine bis ins Meer schiffbar ist, und jener andere mittels des Erie-Kanals die reichen Waaren- und Gütersendungen aus der Hauptstadt, in das Innerste des Staats bringt; am Saume einer weiten und herrlichen Bai gelegen, worauf eine Fahrt von nur fünfthalb deutschen Meilen in das große Weltmeer führt, bewährt sie vollgültig den Anspruch die Königinn aller Handelsstädte der westlichen Hemisphäre zu seyn.

---

## New-Haven*).

New-Haven ist eine von den beiden Haupt- und Kongreßstädten des nordamerikanischen Staates Connecticut, da die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers desselben abwechslend in New-Haven und in der auf dem westlichen Ufer des Connecticut-Flusses gelegenen Stadt Hartford gehalten werden. New-Haven liegt rings um die Böschung einer Bai, welche sich gegen vier Fünftel deutsche Meilen von Long Island Sound in das Land hinein zieht, auf einer weiten Ebene welche im Nordosten und Nordwesten von Gebirgen begränzt wird. Die Zahl der Bevölkerung beläuft sich nach Hinton über zehn Tausend Seelen; ihre Entfernung von Washington, der Haupt- und Kongreßstadt der Union, betragt sechzig deutsche Meilen.

Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer und zwar an der Mündung des Quinnipiack in den Meerbusen von Long-Island, unter 41° 17′ 58″ N. B. und 75° 18′ 1″ W. L. auf einer sandigen Ebene, welche im Nordwesten von den West-Rock- und im Nordosten von den East-Rock-Bergen begränzt wird.

New-Haven welches eine der angenehmsten Städte der nordamerikanischen Union ist, und gegen sieben Tausend Einwohner zählt, wird in Osten und Westen von zwei kleinen Flüssen bespült. Die Straßen sind gleich den Gängen in einem englischen Parke mit Kies bestreut, und sehr reinlich; die sämmtlich von Holz aufgeführten zweistöckigen Privat-Häuser haben ein wohlstandverkündendes Aussehen.

Im Mittelpunkte liegt ein hübscher Marktplatz, welcher von den stattlichsten Gebäuden der Stadt z. B. dem Staats- oder Regierungs-Pallaste, dem Collegium, drei Kirchen worunter eine ganz von altdeutscher Bauart, umgeben ist, dieser Platz so wie die meisten Straßen sind an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt.

Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt bemerkt man außer den so eben erwähnten, ein Bethaus der Methodisten, ein Versorgungshaus, ein Museum, zwei Assecuranz-Gebäude, zwei Banken und eine öffentliche Bibliothek.

Das Yale Collegium ist eines der besten in den Vereinigten Staaten, und enthält unter andern eine Bibliothek von sieben Tausend Bänden.

Der Hafen ist trefflich geschützt, und gewährt einen sicheren Ankerplatz, ein 1/3 Lieue langer Kay ist den Schiffen von großem Nutzen; für große Seeschiffe ist aber der Hafen seiner geringen Tiefe wegen nicht wohl geeignet. Der Verkehr mit New-York und den westindischen Häfen ist sehr bedeutend! das Tonnengewicht der den Einwohnern gehörigen Fahrzeuge belief sich im Jahre 1821 über zehn Tausend Tonnen. Mit New-York findet ein regelmäßiger täglicher Verkehr durch Dampfschiffe Statt.

Der erste Anblick von New-Haven wenn man von New-York zu Wasser kommt, ist ungemein überraschend; die Stadt liegt beinahe 1/5 deutsche Meile von dem Sund entfernt, und entfaltet ein überaus ländliches und ungemein anziehendes Gemisch von Bäumen, Gebäuden und Kirchthürmen, in dessen Hintergrunde zwei romantische Felsenhäupter East und West-Rocks genannt, emporragen, und zwischen denen hindurch man in der Ferne den sogenannten Karmel-Berg erblickt.

„In dieser netten kleinen Stadt welche gegen eilf Tausend Einwohner zählt, fand ich, sagt Tudor, Verf. des vor Kurzem erschienenen Werks: Narrative of a Tour in America **das wahre Ideal einer schönen Landstadt!**“

---

*) Bei der Abfassung dieses und des folgenden Artikels über Saratoga, welche beide Orte in allen bis jetzt in Europa erschienenen geographischen Lehr-, Hand- und Handwörterbüchern, verhältnißmäßig dürftig behandelt sind, hat der Herausgeber außer Hinton die seit einigen Jahren erschienenen Reisen durch Nordamerika, namentlich Tudor, Finch, das Werk „Men and Manners in Amerika,“ das Werk „America and the Americans“ u. s. f. benützt.

Der im Mittelpunkt des Ortes gelegene öffentliche Platz oder die Grüne (the green), welcher einen mehrere Morgen großen lachenden Rasen enthält, der von blühenden Ulmen-Alleen umgeben ist, gewährt durch seinen großen Umfang und durch den Gegensatz den er zu dem geschäftigen Treiben der Stadt bildet, in deren Mitte er in süßer Ruhe liegt, einen überaus entzückenden Anblick. Mitten auf dieser Savanne wie man ihn nennen könnte, stehen drei Kirchen wovon die eine den Episcopalen, die andere den Presbyterianern, und die dritte der methodistischen Sekte angehört, und dicht daran das Staatenhaus, ein Gebäude von imposantem herrlichen Aussehen und trefflicher Lage, und welches dem guten Geschmacke und Sinn der Einwohner zur großen Ehre gereicht. Östlich liegt das Yale-Collegium, welches 1701 gestiftet worden, und in den Vereinigten Staaten als die eigentliche Connecticut-Universität in hohem Ansehen steht, so daß kein Fremder welcher nach New-Haven kommt, unterläßt dasselbe in Augenschein zu nehmen. Die Zahl der Studirenden beläuft sich im Durchschnitt gegen 500, also eine Zahl welche der Zahl der Studirenden auf den deutschen Hochschulen dritten Ranges nicht nachsteht.

Zeichnen sich die öffentlichen Gebäude dieser reitzenden Landstadt durch edle Bauart und großartigen Geschmack aus, so tragen dagegen ihre Privat-Gebäude den Charakter der Nettigkeit und schlichten Zierlichkeit; vor jedem ist ein gefälliger Baumgarten angebracht, und das reichbelaubte Laubdach stattlicher Baumpflanzungen verbreitet eine liebliche Schattenkühle, so daß jegliches Haus den Reitz einer ländlichen Villa mit städtischen Verhältnissen verbindet.

W.

---

## Saratoga-Springs.

Dieses am gleichnamigen See und in der gleichnamigen Grafschaft im Staate New-York liegende prachtvolle Dorf, ist nächst dem zwei deutsche Meilen davon entfernten Ballston der berühmteste und besuchteste Kurort der Vereinigten Staaten, und gewissermaßen das Karlsbad der westlichen Hemisphäre. Die salinisch-stahlhaltigen Sauerbrunnen denen er seinen Ruhm verdankt, entspringen in einem niedrigen marschigen Thale aus blauen Mergelschichten, welche das ganze Thal in seiner ganzen Ausdehnung bis zu einer noch unbekannten Tiefe bedecken, und allenthalben Mineralquellen von ähnlichem Gehalt jedoch von mehr oder minderer Stärke bergen.

Saratoga ist das Cheltenham der Vereinigten Staaten, und hat ganz das Aussehen eines englischen Seebadortes oder Wateringplatzes. Nach diesem Dorfe, denn etwas anders ist es im Grunde nicht, ziehen im Sommer Kurgäste aus allen Theilen der unermeßlichen Union, und er ist ein Sammelplatz der fashionabelsten Gesellschaft, insbesondere aber der schönsten und elegantesten Frauen der sogenannten Atlantischen Städte, deren Klima bekanntlich von New-York bis New-Orleans hin dermaßen ungesund ist, daß ihre Einwohner genöthigt sind, auf mehrere Monate auszuwandern um für den übrigen Theil des Jahres neue Stärkung und Gesundheit zu holen. Alle wenden sich nordwärts. Manche machen Seereisen, andere einen Ausflug nach den Niagarafällen und den Canadas, die meisten aber nach Saratoga, so daß dieser Kurort in eben dem Sinne wie man Karlsbad und ähnliche Gesundbrunnen europäische Kurorte nennt, ein amerikanischer genannt werden darf.

Die Lebensweise zu Saratoga ist folgende: Am Morgen begibt sich jedermann nach den Sprudeln um Wasser zu trinken; diese sind zahlreich und hinsichtlich ihrer Wirksamkeit wie der Beschaffenheit ihrer Wirkung verschieden; das Wasser schmeckt nicht unangenehm. Der berühmteste und besuchteste von allen ist der Congreß-Sprudel (the Congress spring) welcher auch seiner vorzüglichen Wirksamkeit halber diesen Namen erhalten hat. Das Wasser hat ganz das Aussehen und den Geschmack des Seltserbrunnen und wird in wohlverkorkten Flaschen durch ganz Nordamerika versendet.

Nach dem Frühstück wird meist eine Lustparthie nach dem ungefähr eine halbe deutsche Meile von Saratoga gelegenen See unternommen, um dort den etwas langweiligen Freuden des Angelfischens nachzuhängen. Da sieht man oft einen Phalanx von fünfzig bis hundert Angelruthen von einer Plattform herab, mitunter von den niedlichsten Mädchenhänden, bewegen die eher alles andere, selbst das stolzeste Männerherz als eine Schleihe oder einen Karpfen zu födern vermögen. Sollte jener in der Goethischen Ballade, der Fischer, geschilderte Vorgang sich hier wiederholen, so müßten außer einer Schaar von reitzenden Nixen auch eine Schaar von Wasserjünglingen auftauchen, denn die fischende Gesellschaft besteht oft über die Hälfte aus Damen, „welche nach dem Angel ruhevoll sehen," ob jedoch „kühl bis ans Herz hinan" oder vielmehr öfter „heiß bis ins Herz hinein" müssen wir unentschieden dahingestellt lassen. Jener englische Maler von welchem vor einigen Jahren auf der Londoner Gemäldeausstellung ein ungemein komisches Bild zu sehen war, welches einen alten Herrn vorstellte, der ein rasend passionirter Angler, des leidigen Podagras halber diesem Vergnügen nicht anders als im Zimmer nachgehen kann, wo er in einem großen Zuber worin mehrere Gründlinge umherschwimmen angelt, und diesem Geschäft mit einer feyerlichen Stille und Bedächtigkeit obliegt, als ob er am Erie-See säße, jener Maler, sagen wir, müßte den Saratogischen Angelfischerey-Übungen manche drollige Scene ablauschen können.

Die auf beiden Seiten mit hohen und schattigen Bäumen bepflanzte Hauptstraße des Orts, besteht fast ganz aus eleganten Gasthöfen und sogenannten Boarding-Houses oder Kosthäusern, unter welchen erstern sich die beiden, Congress Hall und United States Hotel genannten Gebäude durch ihre überaus großstädtische und comfortable Einrichtung auszeichnen.

Ersteres ist ungefähr zwei hundert Fuß lang, und längs seiner Fronte zieht sich eine geräumige, gegen zwanzig Fuß breite Säulenhalle, Piazza auch Wirandah genannt, hin, welche vorzüglich bei regnigtem Wetter der ganzen Saratogaer schönen Welt zum Sammelplatze und zur Promenade dient. Diese Arkade, welche man gleichsam als die Repräsentantinn von Saratoga ansehen darf, ist auf beiliegender Ansicht dargestellt. Die Decke welche das Gitterwerk überwölbt, wird von siebzehn Säulen getragen, wel-

che mit üppig wuchernden Geißblatt und anderen Schlingpflanzen die sich in zierlichen Guirlanden von Säule zu Säule schlingen, geschmackvoll verziert sind. Hinter dem Hotel ist ein schöner Garten, und an denselben stößt ein reitzender Föhrenhain dessen duftige Schattengänge zum Lustwandeln darin einladen. Der zum United States Hotel gehörige Garten ist noch größer, reicher an seltenen und ausgesuchten Gewächsen und in einem Style angelegt, welcher der amerikanischen Gartenkunst zur Ehre gereicht.

Die verschiedenen in diesem Dorfe befindlichen Lesekabinette sind, jedes mit ungefähr hundert öffentlichen Blättern aus allen Staaten der Union, wie aus den beiden Kanadas versehen, damit die aus allen Gegenden der Vereinigten Staaten wie des britischen Amerika allda befindlichen Kurgäste, der Lesung der in ihrer Heimath oder wenigstens in ihren heimathlichen Staaten, erscheinenden Blätter während ihres Aufenthaltes zu Saratoga nicht zu entbehren brauchen; außerdem sind in Allen Atlasse und Specialkarten nebst einer Menge von Flugschriften aufgelegt, wie sich auch bei jedem eine wohlversehene Bibliothek und ein mineralogisches Kabinett befinden.

Abends sind gewöhnlich Bälle auf denen es vielleicht eben so munter als auf den Bällen in den europäischen Kurorten zugeht.

Die Heilkraft der Saratogaer Quellen bewährt sich vorzüglich gegen die in den Vereinigten Staaten so häufig, häufiger als in irgend einem andern Lande des Erdkreises vorkommende Dyspepsie oder Magenschwäche, die man füglich die National-Krankheit der Nordamerikaner nennen dürfte.

Dieses Übel wird durch den in den Vereinigten Staaten durchweg von Massachusetts bis Louisiana, und von Missouri bis Alabama herrschenden schädlichen Brauch verursacht, warmes ja öfter heißes Weißbrod aller Art, Kuchen und anderes Backwerk das erst aus dem Ofen gekommen, oft kaum ausgebacken ist, und noch raucht, zu genießen, ja große Quantitäten davon mit einer Hast und einem Heißhunger, wovon man sich anderwärts keinen Begriff zu machen im Stande ist, zu verschlingen. Dieß geschieht aber nicht etwa bloß einmal des Tages sondern bei allen Mahlzeiten, ohne alle Rücksicht auf die einfachsten Vorschriften der Diät von allen Geschlechtern und allen Altern. Kann man sich nun wundern, daß Magenübel aller Art von dieser sonderbaren Volkssitte entstehen, und sollte man nicht vielmehr vermuthen daß es über Kurz oder Lang nöthig werden dürfte, das ganze Thal wo die Saratoga-Quellen entspringen, und welches wie wir bereits oben erwähnten, unzählige ähnliche Mineral-Wässer dieser Art in seinem Schooße birgt, zu einem ungeheueren Kurorte herzurichten! W.

---

## Drei Wochen in Palästina und am Libanon.

Unter diesem anspruchslosen Titel ist vor Kurzem zu London eine kleine Reiseschilderung von nicht mehr als 137 Seiten in Duodezformat von einem bis jetzt unbekannten Verfasser erschienen, die wir im wesentlichen Auszuge mitzutheilen gedenken, und nachstehend sogleich den Anfang mit dieser gewiß willkommenen Mittheilung machen. Die Gründe die uns dazu bewogen haben, mögen aus folgendem Auszuge aus einer in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik Nr. 94 von d. J. erschienenen Anzeige dieses Werkchens erhellen:

„Wenn der Verfasser dieses kleinen Werkes (heißt es in derselben) auch gerade nichts beigetragen hat, um die noch unbekannten Theile des merkwürdigen Gebietes, das den Gegenstand seiner Reiseschilderung ausmacht, aufzuhellen, welches trotz der seit den Zeiten des Mittelalters erschienenen zahllosen Reiseberichte noch immer zu den am wenigsten bekannten Ländern des Orientes gehört, wie man es gewiß von dem Lande zwischen dem Jordanthale und dem Mittelmeere sagen kann, so hat er doch von den mehr bekannten Örtlichkeiten ein noch immer lehrreiches Gemälde geliefert, und am Ende des Buches über einige Punkte des Libanongebietes sehr dankenswerthe Beiträge angefügt. —

Wichtig sind des Verf. Bemerkungen auf einem Besuche der unmittelbaren Umgebungen der heiligen Stadt im Süden und Osten.

Die Beschreibung der Straße nach Betlehem so wie dieses Orts selbst, ist um so anziehender als diese Örtlichkeit von den Reisenden gewöhnlich unbeachtet blieb. Wir werden dort bekannt gemacht mit der von der Kaiserinn Helena erbauten Kirche auf der Geburtsstätte des Heilands, welche in einer unterirdischen Felsengrotte dieser Kirche gezeigt wird. Nicht minder anziehend ist die Ausflucht des Verf. durch die schon in alten Zeiten berüchtigte Wüste zwischen Jerusalem und Jericho, nach der oberhalb der Jordanau gelegenen vielgepriesenen Palmenstadt wo jetzt aber kaum noch der Name Richa an die alte Prachtstadt erinnert.

Von dem schon auf phönizischem Gebiete am Fuße des Libanon in einer herrlichen Fruchtebene gelegenen Beirut, dem alten Berytus, gelang es dem Verf. durch besondere glückliche Umstände eine kleine Reise nach den Binnengebieten des Libanon zu machen, wo er vornähmlich Gelegenheit hatte das zwischen den Gebirgsketten, welche im engeren Sinne Libanon und Antilibanon genannt werden, und das eigentliche Cölesyrien bilden, von wo dieser Name sich nachmals weiter und selbst über einen Theil des Jordanthales, wie zur Zeit der Seleuciden ausgebreitet hat, gelegene berühmte und herrliche Bekaah-Thal kennen zu lernen."

Der Verf. welcher von Ägypten aus seinen dreiwöchentlichen Ausflug durch Palästina antrat, unternahm die Reise dahin auf dem Nil nach Damietta, und nun laßen wir ihn selbst sprechen:

„Damietta wo wir einige Tage aufgehalten wurden, ehe wir eine Schiffgelegenheit nach Jaffa fanden, wird uns wegen der furchtbaren Geißel der wir dort die ganze Zeit über ausgesetzt waren, und die noch jetzt wie vor Jahrtausenden eine von den verrufenen ägyptischen Plagen bildet, immer auf eine leidige Weise unvergeßlich bleiben. Diese Plage bestand in entsetzlichen Schwärmen von Stechfliegen und anderem Ungeziefer, wovon erstere im buchstäblichen Sinne des Worts alle Wände bedeckten, und jeden Bissen den wir zu Munde führen wollten zu Tausenden umkreisten, so daß wir uns ihrer stets mit der einen Hand erwehren mußten; so brachten wir Tag und Nacht unter immerwährenden Qualen zu. Endlich erlangten wir die Aufnahme an Bord eines nach Saide (das alte Sidon) bestimmten türkischen Schiffes, des-

sen Kapitän uns zu Jaffa ans Land zu setzen sich willig finden ließ.

Das Fahrzeug lag bei Lesbeh einem nächst der Mündung dieses Nilarms befindlichen Castells; wir begaben uns dahin und wähnten als wir an Bord angekommen waren daß nun unsere Drangsale ein Ende hätten, als wir nach einem einstündigen Warten die betrübende Aussicht erhielten daß wir uns auf noch andere gefaßt machen müßten. Als wir nämlich sahen daß gar keine Anstalten zum Lichten der Anker getroffen wurden, fragten wir den Kapitän weßhalb er keine Miene zur Abfahrt mache, worauf er uns den Bescheid ertheilt: „Es ist noch kein Boghaz!“ „Und wenn wird der kommen?“ „Wann es dem Himmel belieben wird“ entgegnete ganz phlegmatisch der Moslim während er zugleich mit dieser Antwort einen dicken Rauchqualm ausstieß, welcher uns noch mehr als diese selbst besagte daß wir eines beträchtlichen Vorrathes sowohl von Geduld als von Lebensmitteln bedürfen würden. Boghaz heißen die engen und seichten Kanäle durch die Sandbänke welche sich vor der Mündung des Nils hinziehen, und jedem nur einigermaßen schweren Fahrzeuge die Durchfahrt versagen, und durch die man nur mittels eines günstigen Windes und zwar nur bei einer gewißen Stärke desselben hindurch steuern kann.

Welch ein erbärmliches schaales Ende für den großen, den heiligen, welthistorischen Nilfluß, nach einem Laufe von beinahe vier hundert deutschen Meilen!

Ein Offizier welcher den Namen Kapitän des Boghaz führt, ist verpflichtet über den Zustand der Barre Meldung abzustatten, und die Durchfahrt darf nicht ohne seiner Erlaubniß unternommen werden, weil er für jeden etwannigen Schaden verantwortlich ist.

(Die Fortsetzung folgt).

## Miscellen.

### 1.

### Die Huerta de Valencia.

Wenn du jemals in dieser üppigsten Landschaft von Spanien, einer der köstlichsten in Europa geweilt, wenn du je diese so reine, so liebliche Luft eingeathmet hast; wenn deine Augen an dieses frische mannigfaltig-abgestufte Grün, an den reichen Pflanzen- und Blumen-Staat dieser stets von dem lautern Krystall des Guadalaviar bewässerten Plänen gewöhnt worden sind; wenn du diese von der anmuthigen Dattelfrucht vergoldeten Palmenschonungen inmitten von Gefilden gesehen, welche von riesenhaften Melonen und anderen herrlichen Erzeugnissen strotzen, wenn du dich des Abends in diesen von Zitronen- und Orangenblüthen-Düften durchwürzten Lüften berauscht hast, dann kannst du sagen „auch ich bin in Arkadien gewesen,“ dann möchtest du wünschen in der Huerta geboren worden zu seyn, und sie nie zu verlassen.

Ein auswärtiger Gesandter soll einst bei einer Reise durch die Huerta ausgerufen haben: „In dieser wunderseligen Landschaft vergißt man wie nach einem Trunke aus dem Lethe Alles; man hat kein Vaterland, keine Geschäfte mehr; man ist nicht mehr Gatte, Vater, Freund, sondern ein ausgeschiedenes vereinzeltes Wesen, das sich in den Schönheiten dieser Natur berauscht, und das Glück des Daseyns in vollen Zügen schlürft.“

Inmitten der Huerta, die man die „Conca d'oro“ Spaniens nennen könnte, erhebt sich das wunderliebliche Valencia, die Stadt mit den von Orangenbäumen beschatteten Terassen, wo die Fresken der Mauern mit den Goldfrüchten sich auf abentheuerliche Weise gatten. Die Stadt mit dem leicht aufgeregten leidenschaftlichen Volke, das dich bei einem Feste mit dem Dolch bedroht, nachdem es dich einen Augenblick zuvor mit einem Lächeln begrüßt. In den engen von Balkonen, Altanen und Draperien überwölbten und überflatterten Gassen, siehst du reitzende Mädchen mit schwarzen Augen, brennenden Blicken, gewölbten Brauen, südlich-blaßem Gesichte, niedlichem Fuße, in ihre Mantillen gehüllt, gefolgt von Majos im braunen Mantel, den Sombrero schief aufgesetzt, dahin schweben; und wenn in der Sonntagsfrühe die Glocken der sechzehn Kirchen, der vier und dreißig Klöster die Bevölkerung zum Gottesdienst rufen, des Abends die Menge in Festgewändern sich nach dem Stiergefechtplatze drängt, der sich der Alameda gegenüber amphitheatralisch erhebt, dann beut dir Valencia das treueste Bild einer altspanischen Stadt dar, das einmal gesehen nie wieder dem Gedächtnisse entschwindet. F. M. W.

### 2.

### Die ostindischen Pagoden.

Es finden sich in Ostindien überall zahlreiche Pagoden; bei Pondichery gibt es besonders viele. Aber sonderbar: fast alle in sehr verfallenem Zustande. Niemand ist frömmer, als die Hindu; bald eilen sie zu dieser, bald zu jener Pagode, dort zu bethen, die gebothenen heiligen Abwaschungen zu verrichten, sich zu kasteien. Und doch läßt man die Pagoden immer mehr zu Grunde gehen. Wie erklärt man dieses. Die Sache geht sehr einfach zu. Es entstanden diese Tempel zu der Zeit, wo keine andere Gottheit verehrt wurde, als Wischnu und das Heer der ihm untergeordneten Götter. Die Fürsten alle ehrten ihn und sie, und waren entweder Braminen oder standen unter dem Einflusse derselben. Es war ihre Pflicht, solche Gebäude aufzuführen. Jetzt kamen die Moslimen und machten sich zu Herrn des Landes. Die Schätze, welche zum Unterhalte der Pagoden angewiesen waren, füllten ihre Säckel. Die Abgötterei der Hindus war ihnen ein Gräuel; kaum ließen sie sich durch Staatsklugheit bestimmen, den Hindus freie Religionsübung zu gestatten. Jetzt, wo alle diese musulmännischen Fürsten den Engländern zinsbar und zum großen Theil nur Nominalherrscher sind, indem sie mit einem Jahrgehalte abgefunden werden, könnten sie nicht einmal etwas zur Unterhaltung dieser Tempel thun, selbst wenn sie Lust dazu hätten, die man aber bei ihnen nicht suchen darf.

Eine dieser Pagoden, in der Nähe von Pondichery, ist wegen eines Baumes berühmt, der einen natürlichen Säulengang bildet. Vielleicht gehört er zum Geschlecht der Fraxinus pendula oder ist einer der berühmten Banianenbäume. Seine Zweige streben nämlich senkrecht zur Erde, steigen wieder empor und wiederholen in neuen Zweigen dasselbe Spiel, so daß dieser Baum einen natürlichen Lauben- und Säulengang von überraschender Schönheit gebildet hat. 3.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

14.] Das Felsengrabmal Chasne Firaun im peträischen Arabien. — Die wilde Dattelpalme. — Steinerne Stiege auf dem Berge Horeb. [1834.




## Schilderung der im Jahre 1830 stattgefundenen Reise des Grafen Leon de Laborde durch das steinige Arabien *).

Das berühmteste Land des Alterthums, das Land, dessen Geschichte sich an die Wiege der Welt knüpft, war noch vor wenigen Jahren ganz unbekannt; riesenhafte Denkmale von seltener Vollkommenheit ruhten verborgen mitten im Schooße ungeheurer Felsen, welche dieser Region Arabiens den Beinamen des „steinigen" zugezogen haben.

Man wußte nur durch unbestimmte Überlieferungen daß alldort einst eine Stadt vorhanden gewesen, welche an Umfang und an Pracht die Königinn der Wüsten, die weltgefeierte Palmyra, übertroffen hatte, allein die Bewohner der Umgegend verwehrten aus Furcht und thörichter Vorurtheile wegen den Zugang zu selber, und schienen auf diesem biblisch-klassischen Boden das ihren Vätern eigene Mißtrauen als Erbe überkommen zu haben. „Du wirst nicht dahin gelangen" sagte schon Edom zu Israel.

Wirklich war es einer kleinen Anzahl von Reisenden deren Arbeiten wir bekannt machen werden, kaum und nur mit Mühe gelungen diese furchtgebietende Schranke zu durchbrechen, und einen Blick auf die Wunder die sich innerhalb derselben befinden zu werfen. Uns, Hrn. Linant im Dienste des Vice-Königs von Ägypten angestellt, und mir, ist das Glück beschieden gewesen, in jener Gegend lange genug verweilen, um eine Karte derselben aufnehmen, jedes Denkmal mit allen Einzelnheiten abzeichnen zu können, und auf einem Flächenraume von zwanzig französischen Geviertmeilen nichts unerforscht zu lassen.

Diese Arbeiten nun sind es die ich jetzt der Welt übergebe, und nur bedaure, daß mein bereits erwähnter Reisegefährte bloß eine kleine Zahl von Zeichnungen zu diesem Werke beizutragen im Stande gewesen ist.

Die Wege welche wir genommen haben, gewähren hohes Interesse; sie bieten die Erklärung der merkwürdigen Ereignisse dar, welche eines nach dem andern jenen Gegenden Wichtigkeit verliehen haben, wie die Auswanderung der Israeliten, die Handels-Unternehmungen Salomons, die Heerzüge des Antigonus, die Eroberungen der Araber, die Kriegsthaten der Kreuzzüge, und endlich die Straßen der Mekka-Karawanen; nichts kann aber dem Anblick und dem Studium der Prachtdenkmale Petras gleich kommen, der Hauptstadt dieser welthistorischen Wüste, welcher dieses Werk insbesondere gewidmet ist. Andere Forschungen über die Halbinsel des Sinai, über die Landschaften Edom, Kanaan, endlich über jenen großen Schauplatz der im Pentateuch erzählten Vorgänge werden denselben folgen.

* * *

Wenn man in eine entlegene Epoche der Geschichte des steinigen Arabien hinauf steigen will, muß man sich zu der an so unschätzbaren Aufschlüßen reichen Geschichtserzählung der Bibel wenden. Obschon sie dieses Land weder mit seinem Namen noch durch bestimmte Gränzen bezeichnet, so spricht sie doch von seiner Unfruchtbarkeit, lehrt besser als irgend ein späterer Schriftsteller es vermochte, seine Völker und verschiedene Gebiete kennen. Ohne uns bei den verschiedenen Namen der Lagerorte der Israeliten aufzuhalten, die sich auf Umstände oder auf Örtlichkeiten bezogen, die dermalen nicht mehr vorhanden sind, und die nur in einer Erörterung über die von jenem Volke eingeschlagene Straße Interesse haben, dürfen wir jedoch die Analogie die zwischen dem Aussehen des Landes in jener altergrauen Vorzeit und jetzt obwaltet, nicht unbeachtet lassen. Die Wüste begann in der Gegend von Sues im Lande Goßen; die Quellen, die Dattelpalmen, damals fast eben so selten wie heutzutage, boten dem Blicke denselben lachenden Reiz nach denselben Mühseligkeiten der Reise dar. Die reichlicher vorhandenen Tarfa beschatteten die Thäler; der Sinai, der Horeb wurden von Quellen bewässert; die nördlich von Tih gelegene Wüste war unfruchtbarer, beschwerlicher als der übrige Theil des Landes. Das Gebirg von Seir erstreckte sich bis ans

*) Aus den in Nr. 11 unseres Blattes mitgetheilten „Vorläufigen Bemerkungen und Angaben, über das neuerlichst zu Paris erschienene Prachtwerk Voyage de l'Arabie petrée par L. de Laborde etc." werden unsere Leser ersehen haben, daß der Text dieses Werkes in eine Einleitung, und in einen Summarischen Reisebericht zerfällt; erstere handelt in sieben Abschnitten: 1) Von der alten biblischen und klassischen Eintheilung Arabiens überhaupt, und des „Peträischen," als einer von den drei Regionen desselben, insbesondere; 2) von dem rothen Meere; 3) der Bevölkerung; 4) dem Handel; 5) der Schifffahrt auf dem rothen Meere; 6) den Pilgerfahrten und bisherigen Reisen im peträischen Arabien, und 7) den Vorbereitungen zur Reise des Verfassers. Der Reisebericht besteht eigentlich nur aus der itineristischen Erläuterung der Holzschnitte und Steinstiche, nebst dem topographischen Tagebuch der Reise von Sues nach Akabah, und von da nach Wadi Musa.

Aus gedachter Einleitung nun haben wir nur dasjenige ausgehoben, was zur Orientirung über die geographischen Verhältnisse des peträischen Arabiens, dessen Abmarkung u. s. f. dient, und daran den Reisebericht selbst angereiht.

Meer, indem es sich längs des Weges am rothen Meere hinzog, was offenbar das Wadi Araba bezeichnet.

Das Land Edom besaß seine üppige Fruchtbarkeit; diese Eigenschaften sind an den Gebirgen welche Petra umgeben, leicht zu erkennen. Die moabitischen und amorrhenischen Gebirge bewahren noch den Charakter der ihnen (in der Bibel) beigelegt wird, und die Beschaffenheit des Landes ist in der That noch die nämliche. Später nennen die Propheten eine große Menge von Namen, von Gegenden und Städten, in den Gebieten jeder moabitischer, ammonitischer, edomitischer Völkerschaft. —

Die von der Bibel den verschiedenen Völkerschaften dieses Landes angewiesenen Gegenden, entsprechen merkwürdigerweise der von den heutigen Araberstämmen angenommenen Eintheilung der Gebiete, auf welche wichtige Übereinstimmung wir später in dem „die Bevölkerung“ überschriebenen Abschnitt der Einleitung zurückkommen werden. Nach diesen Ur-Überlieferungen bleibt man Jahrhunderte ohne Urkunde, ohne einen Begriff von diesem Lande, bis Strabo und nach ihm Ptolomäus mit einigen zum ersten Male in ein System gebrachten Nachrichten davon auftreten.

Arabien welches die ganze zwischen Indien und dem rothen Meere sich erstreckende Halbinsel bezeichnete, und die Wüste bis zum Euphrat hin umfaßte, zerfällt in diesem Systeme in drei Regionen, das glückliche Arabien (Hadramaut, das Yemen und ein Theil des heutigen Hedschas) das wüste Arabien (das gesammte zwischen diesen dreien Landschaften, den Küsten des Persischen Meerbusens, dem Euphrat und Syrien gelegene Land) und das peträische Arabien, welches der ausschließende Gegenstand dieses Werkes ist.

Das peträische Arabien hatte im W. Ägypten, im S. das rothe Meer, im O. die große Wüste, und im N. Judäa und das todte Meer zur Gränze, welche nach der östlichen oder Wüsten-Seite hin, je nach den Bedürfnissen seiner Völkerschaften oder den mit den Nomadenstämmen geschlossenen Bündnissen bald erweitert bald verengert wurden. Diese dritte Region Arabiens hieß die „peträische“ von der Hauptstadt Petra, und es war auch ganz natürlich, daß jener große Herd und Mittelpunkt, das Ziel aller Reisen aller Züge der umliegenden Stämme, seinen Namen einem Lande ertheilte dessen ganze Wichtigkeit er ausmachte, und überdieß den fruchtbarsten und bewohntesten Theil desselben einnahm. Einige neuere Schriftsteller haben in diesem Namen eine Erklärung der Structur des Landes zu finden vermeint, und das „steinige“ Arabien daraus gemacht, welcher Name ihm nun allerdings zukommt; die Alten sind aber über diesen Punkt bestimmt. Man darf jedoch annehmen daß die Stadt selbst den Namen „Petra“ von dem Felsengewühle von dem sie umgeben ist, erhielt, und aus diesem Grunde ist er von den Musulmännern auch mit dem Worte „Hadschar“ übersetzt worden. Von den griechischen Schriftstellern erwähnen nur wenige, namentlich Ptolomäus und Diodor, des peträischen Arabiens, und sie allesammt gewähren uns weniger Aufschlüsse über seine innere Gestaltung, als die Bibel in ihrer schlichten Erzählung.

Das peträische Arabien, dessen von den Alten festgesetzte Begränzung von den Neuern angenommen worden ist, kann seinerseits wieder in drei Regionen eingetheilt werden, aus denen man seine geologische Conformation wie seine politischen Hülfsquellen kennen lernen wird: 1) die Region der Steinwüsten, die beträchtlichste von allen dreien; 2) die Region der Ebene oder der Sandwüsten, und 3) die Region des fruchtbaren und bewohnten Landes. Erstere welche zwei Drittel des Landes umfaßt, muß insbesondere von der ganzen zwischen Sues und Akabah, (zwischen 28° und 30° N. B. und 30°, 33′, 30′, Ö. L.) gelegenen Landschaft, und von demjenigen Gebiete gelten, welches sich im Norden von Akabah und westlich von Wadi Araba in einer Breite von 12 bis 16 französischen Meilen erstreckt. Die sonderbare Structur dieser Landschaft macht eine Beschreibung derselben selbst für denjenigen schwierig, welcher die diesem Werke beiliegende Karte entworfen hat, indeß will ich versuchen den Bau des Landes auf systematische Weise anzugeben, das Einzelne läßt sich dann leichter einschalten.

Nachdem der Libanon den Ebenen von Homs und Hamah seine kühnen Piks, seine schneeigen Kuppen gezeigt hat, spaltet er sich in zwei Ketten wovon die eine Libanon, die andere Anti-Libanon genannt wird. Diese beiden großen Gebirgszweige setzen gen Süden fort, geben dem Nahar el Kasmia und später dem Jordan den Ursprung, welche beide Flüsse zwischen ihnen strömen; letzterer nimmt seinen Lauf in gerader Richtung mitten durch das große Wadi Araba welches sich bis zum rothen Meere hinzieht durch den See von Tiberias bis zum todten Meere welches jetzt seinen Lauf unterbricht. Dieses Jordanthal, Wadi Araba, welches lange Zeit unbekannt geblieben, und erst von Burkhard der durch dasselbe zog, wieder aufgefunden wurde, war von keinem europäischen Reisenden erforscht worden.

Mir war auf einer vier und vierzigstündigen Reise durch dasselbe das Glück beschieden, dessen Richtung und Gestaltung ermitteln zu können, und es darf jetzt wie ich glaube kein Zweifel darüber obwalten, daß der Jordan vor alten Zeiten in das rothe Meer einmündete; diese Meinung wird durch die Erzählung der Genesis auf merkwürdige Weise bestätigt, aus welcher unbestreitbar hervorgeht, daß die Zerstörung der Städte Sodom und Gomorrha, und die Verwüstung der Ebene die sich bei ihnen ausbreitete durch einen vulkanischen Ausbruch geschah, und durch die ausgeworfenen Laven ein großes Becken gebildet wurde, worein sich der Jordan stürzte, und von wo an sein Lauf nach dem rothen Meer aufhörte . . . .

Seitdem das Wadi Araba zur Einöde geworden, haben sich an einigen Orten Sandhügel darin aufgehäuft, seine Einsenkung aber mitten in Granit- und Porphyrgebirge läßt über seine alte natürliche Richtung keinen Zweifel übrig.

* * *

(Nach dieser für unseren Zweck hinreichenden nähern Bezeichnung des Landes, welches Graf L. de Laborde bereiste, die sich also in gedrängtester Kürze auf die Angaben beschränkt, daß es westlich von Ägypten, südlich vom rothen, nördlich vom todten Meere, und östlich von der großen Wüste begränzt wird, sein Name von der Stadt Petra herrührt die

auf Arabisch Hadschar d. i. Stein oder Felsen heißt, und nach der Beschaffenheit des Bodens sich in drei Regionen, in die Steinwüste, die Sandwüste, und das fruchtbare Land unterabtheilen läßt, gehen wir zu dem Abschnitt der Einleitung über, worin er die Vorbereitung zu seiner Reise durch dasselbe beschreibt, und werden uns hierauf sogleich zu der mit einem halben Hundert trefflicher Holzschnitte ausgestatteten und veranschaulichten Reiseschilderung selbst wenden).

* * *

Das peträische Arabien bot wie man in mehreren seiner Theile wahrnimmt, einen noch jungfräulichen Boden zu Forschungen dar, und es kam nur auf die Wahl der einzuschlagenden Wege an.

Wenn man Ägypten zum Ausgangspunkte nahm, standen zwei Straßen offen; die eine nordwärts, welche von den Mekka-Pilgrimen eingeschlagen wird; die andere südwärts durch die Thäler der Halbinsel; welche nach dem Sinaï ziehend durch ganz neue Gegenden führte die so zur anziehenden Erklärung der Bibel dienen konnten, es wurde daher diese Straße eingeschlagen.

Nun war aber vorläufig noch ein anderer Umstand zu erwägen, dessen Folgen viel zu wichtig waren, um nicht aufs Angelegentlichste erwogen zu werden. Es kam nämlich auf die Wahl der Art zu reisen an, d. h. auf die Annahme eines von den beiden Charakteren aventurieuser Reisen.

Meine ganze lange Reise durch Kleinasien und Syrien der Küste entlang, durch den Libanon u. s. w. habe ich hinter dem Taktarawan worin mein Vater nach Art der großen Herrn des Landes lag zurückgelegt. Vor dieser Art von großen Pascha-Sänfte zogen ein Tatar der Pforte, auf den Seiten unsere Reisegefährten die Hrn. Hall und Becker, dann zwei Dragomane, acht Diener zu Pferde, und fünf Araber zu Fuß, Führer des Taraktawan und seiner Relais-Maulthiere.

Allüberall glaubte man irgend einen großen moslimischen Herrn, Pascha oder Bei zu sehen, der sich auf seinen Posten begäbe, allerwärts schlugen wir unsere reichgeschmückten Gezelte entweder mitten unter Ruinen, oder bei der Moschee auf, und stellten unsere Forschungen über jene anziehenden Orte und Denkmale mit eben so vieler Freiheit an, als nur der Künstler im Campo vacino oder in unseren Kirchen genießen mag. Die Unkosten sind groß, die der Habsucht dargebotene Lockung sehr lebhaft; allein die Achtung und Furcht die man einem ganzen Volke einflößt, das nur nach der äußeren Erscheinung beurtheilt, vergilt diesen Nachtheil; diese Art zu reisen war mit den der Wüste eigenthümlichen Bedingungen, die von Aly Bei (dem Spanier Leblich) und von Seetzen (?)

Eine andere eigenthümlichere und abentheuerlichere Art zu reisen ist die welche Burkhard wählte. Dieser (große nicht genug zu preisende deutsche) Reisende trieb in der Tracht eines Arabers vom gemeinsten Stande gekleidet einen Esel vor sich her, oder schloß sich unter verschiedenen Vorwänden jenen kleinen Karawanen an, die von Stamm zu Stamm die Wüste durchziehen. Er gewann durch diese so schlichte Reiseweise so glänzende Erfolge, daß man fast seinem Beispiele folgen müßte, wenn man nicht bedächte daß eigentlich seine persönlichen Eigenschaften den Ausschlag gaben. Burkhard verstand das Arabische sehr gut, und hatte sich ganz in die vorderasiatischen Sitten hineingeschmiegt . . . .

Es gibt aber auch wie die so eben aus einandergesetzten zwei verschiedenen Reisearten, so auch zweierlei Hauptzwecke der Reisen im Orient; nämlich entweder des Studiums der Sprache, der Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten halber, oder zur Vornahme positiverer Beschäftigungen, z. B. astronomischer und geologischer Arbeiten, architektonischer archäologischer u. dgl. Studien. Für den ersteren Reisezweck hat der auf Derwisch-Art Reisende den Vortheil voraus; er überrascht den Einwohner in der unverfälschten Wahrheit seiner Sitten, er gesellt sich seinen geheimsten Interessen bei, er lernt alle Wechselfälle dieses seltsamen Lebens kennen; mit Ausnahme dessen aber was er im Gedächtnisse behalten mag, der Eindrücke die in seinem Geiste haften bleiben, ist ihm alles andere, jede Aufzeichnung, jeder dem Reisenden so nöthige Apparat versagt. Der nach Pascha-Art Reisende dagegen, der mit Dromedaren, und einer ganzen von ihm abhängigen Karawane, ziehende Forscher dagegen, sieht allerdings von den Sitten und Gebräuchen nichts als was ihm die Momente der Repräsentation, der Ceremonie darbieten mögen, dagegen aber bedient er sich ungescheut seiner Instrumente, mißt er Winkel, Höhen, sammelt er Felsarten, Gewächse, Thiere, nimmt er Monumente auf, zeichnet Inschriften ab, mit einem Worte er entwirft ein Gemälde des Landes, und bringt uns ein treues Bild desselben zurück. Ich schlug einen den Bedingungen der Wüste entsprechenden Mittelweg ein; anstatt der Leibwachen und Tataren, wählte ich Führer, anstatt der Rosse, Dromedare, sechzehn an der Zahl, die mir die Stelle des Taktarawan mit seinen grünen und rothen Fransen, und vergoldeten Stangenknäufen wohl ersetzten.

Graf Laborde nennt und schildert nun das Personale seiner Expedition und den gesammten Reiseapparat, bei welchen wir etwas verweilen wollen, um dann unverweilt zur Reise selbst überzugehen.

Von Kahira bis zum Sinaï ist die Straße so sicher, die Beduinen von der Zuchtruthe des Pascha dermaßen gezügelt, daß man im runden Hute und im Frack ohne die geringste Unannehmlichkeit zu befahren, reisen könnte; man muß daher bloß bei der Reise von Ägypten nach Syrien, über Petra, Dscherasch, oder wenn man nach Dschidde und ins Innere gehen will, auf Vorsichtsmaßregeln denken.

Die Vorkehrungen dazu sind dieselben welche von den Mekka-Wallfahrern seit Jahrhunderten unternommen worden sind; und die Gebräuche ändern sich im Orient so wenig, daß man darauf rechnen kann, sie würden in einem halben Jahrhundert gerade noch so seyn wie wir sie vorgefunden haben. Man muß sich vor Allem entschließen nach Landesart zu leben, und um sich so wenig Gefahren und Ungelegenheiten als möglich zuzuziehen, so wenig Gepäcke als möglich bei sich zu führen, und ganz prunklos einherzuziehen.

Wir waren während der ganzen Reise sämmtlich als Beduinen gekleidet; ich trug denselben Anzug den ich auf meinen Wanderungen nach Palmyra, Bosra, Dscharasch anhatte, nämlich einen Mantel oder Umwurf (Matschlok, in der Berberei „Bernes“) von gestreiftem, braunen Wollenzeuge, ein roth-

gegärbtes Schaffell, ein Leinenhemde, welches durch einen ledernen oder wollenzeugenen Gürtel festgehalten wurde, dann das Kefije, oder gelb und roth gestreiftes Kopftuch, welches durch eine Schnur von schwarzgefärbtem Kamehlhaar befestigt wird *). Wir führten kein Gezelt mit; es wäre nur in der Regenzeit von Nutzen; in jeder andern Periode aber erregt es nur die Aufmerksamkeit der Araber, und zieht Unannehmlichkeiten oder gar Angriffe von ihnen zu. Auf unserer Reise nach Palmyra hatten wir zwar eines bei uns, es diente uns aber als Matratze, denn unsere Führer wollten es uns nicht ein einziges Mal aufschlagen lassen. Keine Matratze; das Schaffell welches den Sattel beim Tage bedeckt, vertritt deren Stelle bei Nacht. Man findet zu Kahira dergleichen Schaffelle welche sechs Fuß lang sind. Die zur Aufbewahrung des Mundbedarfs bestimmten Säcke vertreten die Stelle von Kopfkissen, der Mantel dient zur Decke. Zwei Hemden nebst dem welches man trägt, man findet alle vierzehn Tage Gelegenheit sie zu waschen; ich hatte auf meiner ganzen Reise nur Eins. Zwei Unterhosen, doch ist es einfacher keine zu tragen; keine Strümpfe, diese erregen nur Befremden; Schuhe noch besser aber Sandalen von Fischhaut die man zu Dschebal bei Tor, zuweilen auch zu Sues zu kaufen bekommt.

Mehrere Schläuche, und zwar zwei für jede Person; sie müssen klein seyn, weil die Kamehle indem sie sich beim Gehen an einander reiben, ihnen öfter Risse beibringen, und dann ist der Verlust des Wassers weniger beträchtlich als wenn sie groß sind, auch lassen sie sich besser aufpacken. Eine anderthalb Fuß große runde Eisenplatte die mit einem Ringe versehen, mittels welcher man sie an den Kamehlsattel befestigen kann; denn obschon die Araber ihr Brot gewöhnlich in der Asche zu backen pflegen, so ziehen sie doch selber das Backen desselben auf einer solchen Platte vor, wenn sie deren besitzen, weil das Brot reinlicher ausfällt und länger schmackhaft bleibt. Eine solche Eisenplatte kostet fünfzehn Piaster. Ein lederner Krug zur Aufbewahrung der Butter, zwei Kochtöpfe wovon sich der eine in den andern einschachteln läßt, ein als Tischtuch dienendes rundes Lederstück, welches mittels rings um dasselbe angebrachten Ringen, auch als Sack zur Aufbewahrung des Brotes u. dgl. gebraucht werden kann. Ein kleiner schachtelförmiger Sack für die Schalen, die Kaffehmaschine und den gemahlenen Kaffeh. Dieser so wie die zur Bereitung erforderlichen Utensilien sind unumgänglich erforderlich, denn nichts behagt den Arabern so sehr, und ist so zur Beseitigung von Schwierigkeiten geeignet, als wenn man sie mitten in der Verhandlung mit Kaffeh bewirthet. Keine Löffel und Gabeln, die Messer werden im Gürtel getragen. Das Wasser

*) „Die von Grafen Laborde gewählte Reisetracht, ist „die aller arabischen Stämme zwischen Haleb, Bag„dad und Dschidde; die Beduinen um Damaskus „und Palmyra tragen manchmal weiße Mäntel mit „rothen Aufschlägen, andere blau gestreifte wollene „Mäntel, aber die braungestreiften sind die „gewöhnlichsten; alle tragen das Häubchen Kefije, die „Scheiche umwinden es mit einem Bande aus Ka„mehlhaar, mit einem Musselin in Turbansform, das „Kefije der Wehhabiten hat lebhaftere Farben und en„gere Streifen.“ (v. H.)

ist zu kostbar und werthvoll als daß es nöthig wäre ein Senßamie oder Waschbecken bei sich zu führen, die Stelle des Wassers muß der Sand vertreten.

Zum Mundbedarf, erstlich Reis in großer Quantität; man findet dessen zu Sues und Akabah; Weizen, er schmeckt sehr gut mit Reis zusammengekocht, oder auch allein als Pilau bereitet; man bekommt ihn bei den Arabern. Kaffeh, (welcher wie gesagt ein in der Wüste und zur Unterhandlung mit Arabern höchst schätzbarer, conciliatorischer, wahrhaft diplomatischer Artikel), ein Theil davon muß gebrannt und gemahlen seyn, um sich dessen sogleich bedienen zu können. Geschnittener Tabak er braucht nicht von der besten Sorte zu seyn; dieser Artikel ist vorzüglich in der Halbinsel des Sinaï nöthig. Salz, Pfeffer, Chokolade, Datteln, die man bei den Torat-Arabern bekommt; Kamreddin (nicht Camarddin wie der Verf. schreibt), oder eingesottene Aprikosen, Mischmisch oder getrocknete Aprikosen von Damaskus; Pöckelzungen und Käse in Kugeln, einige Arzneien für diejenigen Übel denen man am meisten ausgesetzt ist, und vorzüglich einigen Spiritus für Verletzungen durch Fälle vom Kamehle, und endlich Lanzetten.

Zu Geschenken führten wir ein für Abu Raschid, Scheich des Stammes der Alewi, (der Verf. schreibt durchgängig Alauinen, welche Schreibart aber wie Herr v. Hammer bemerkt, unrichtig), eine vortreffliche albanesische Flinte, eine Uhr, eine englische Doppelbüchse und einen Kaschemirshawl. Die eben aufgezählten Sachen sind die einzigen welche in den Augen des Arabers wahren Werth haben. Man kann ferner einige Glaswaaren für die Frauen und Kinder mitnehmen, nicht um sie ihnen unmittelbar zu geben, sondern durch die zweite Hand zukommen zu lassen, denn deren Einfluß kann von Nutzen seyn. Was das Geld anbelangt, so ist es am besten es in venetianischen Zechinen in einem Gürtel unter dem Hemde zu tragen. Man muß sich ferner mit Empfehlungsschreiben an den Statthalter in Sues und in Akabah versehen, welche in den Kanzleien des Kiaja-Bei ausgefertigt seyn müssen, ein drittes Empfehlungsschreiben an den Superior des St. Katharinen-Klosters auf dem Horeb kann sehr ersprießlich seyn, und ist von dem zu Kahira befindlichen griechischen Kloster ohne Schwierigkeit zu erlangen. Bei den arabischen Scheichs fruchten Empfehlungsschreiben nichts, sondern bei diesen müssen Geschenke und ein ihrem Sinne zusagendes Benehmen das ihrige thun.

Es war den Reisenden, welche Palmyra, die Stadt der tausend Säulen, wieder entdeckten, und die ersten Zeichnungen von selber herausgaben, namentlich den HH. Wood und Dawkins beschieden, die mit einem Unternehmen welches durch seine Neuheit die Aufmerksamkeit der Freunde der Kunst und des Alterthums so lebhaft beschäftigte, verknüpften Kränze des Ruhmes wie den Dank ihrer Zeitgenossen einzuärndten; damals war die Zahl der Werke dieser Art so klein, und die Richtung der Geister von der Art, daß sich die öffentliche Aufmerksamkeit begierig diesem Ergebniß langer inmitten von vielen Beschwerden und Gefahren ausgeführten Arbeiten zuwendete. Heutzutage aber wo der Orient ein Gegenstand mannigfaltiger Untersuchungen gewesen, und wo die öffentlichen Angelegenheiten oder die Genüsse der Welt jegliches andere Interesse zu verschlingen drohen, wäre es un-

statthaft die öffentliche Aufmerksamkeit durch eine Reise im peträischen Arabien in Anspruch nehmen zu wollen.

Wenn jedoch die großen Erinnerungen die an diesem Lande haften; wenn Arbeiten die vielleicht eben so vollständig, sicherlich aber so sorgfältig sind, als diejenigen der beiden vorerwähnten englischen Reisenden, uns lange Jahrhunderte vergeßene Ruinen wieder vorführen, und sie wie mit Einem Schlage in ihrer ganzen Großartigkeit, in der Sonderbarkeit ihrer Bauart erscheinen lassen; sollten wir da nicht hoffen dürfen, die Aufmerksamkeit der Freunde der Kunst und des Alterthums zu fesseln? Wir wenden uns aber vorzüglich an die künftigen Reisenden in jener klassischen Region, ihren Beifall wollen wir durch so viele Zeichnungen erwerben, die im Angesichte von Arabern entworfen wurden, die zum ersten Male den Gebrauch des Stiftes zur Aufnahme von Planen und Reisekarten sahen; welche unter dem lothrechten sengenden Strale der Sonne jenes Erdstrichs geschah. Sie allein werden begreifen, daß einiges Verdienstliche an dergleichen Arbeiten ist, und wenn sie durch mein Werk vermocht werden, auch ihrerseits diese oder eine ähnliche Reise zu unternehmen, wenn ihnen auf derselben meine Beobachtungen zu statten kommen, so wird dieß der beste Lohn seyn, der mir für meine so mühsamen Fahrten in der Wüste, für meine nachmaligen langwierigen Forschungen im Studirzimmer beschieden.

## Abreise von Kahira.

Kahira, jener große morgenländische Schauplatz, hätte als Ausgangspunkt meiner Reise viele anziehende Scenen, lesenswürdige Umstände an die Hand geben können. Es wäre leicht gewesen, in eine glänzende Schilderung dieser Stadt der Kaliphen die mit derselben verknüpften geschichtlichen Erinnerungen, und die Vergleichungen die sie erwecken, effektvoll zu verweben.

Der alte Zustand, so wie ihn die Geschichtschreiber berichten, wie die altägyptischen Malereien ihn uns darstellen, würde einen seltsamen Gegensatz zu dem neueren dargeboten haben.

Namentlich würden einige dichterische Seelen mit Schmerz erfahren haben, daß dieser so malerische Boden durch unsere materiellen Erfindungen eben so verarmt als bereichert worden; daß diese Palmen, das charakteristische Zeichen Ägyptens, gefällt werden, um einem Exercirplatze zu weichen; oder daß durch ihr glänzendes Laub die schmutzigen Röhren irgend eines neuaufgeführten Hochofens hindurchscheinen. Sie würden mit Unmuth gesehen haben, daß die Morgenländer des Charakters den sie so viele Jahrhunderte hindurch zu bewahren gewußt hatten, sich entäußern, daß diese so ernsten und strengen Osmanlis ihre großen Turbane, ihren Bart, und jene in majestätischen Falten herabwallende Tracht aufgeben, um ihr geschorenes Haupt mit dem unzierlichen Fes, und ihren Leib in kurze knappe Kleider zu pressen.

Diese leidigen Eindrücke überkommen einen zu Kahira wie zu Konstantinopel zu jeder Stunde, denn die Reform ist durch alle Stände der Gesellschaft geschritten; sie hat jene arabischen Says um deren Schultern die reichgewirkten Eicheln und Fransen flatterten, wenn sie vornehmen Reitern im sausenden Galopp voransprengten, jene Scheichs, die in langen seidenen Kleidern und weiten wollenen Mänteln gingen, und sich nachlässig auf die Diwans niederließen, und jene schönen Osmanlis, deren Tracht ich zu Haleb und Damaskus trug, und die zu Kahira schon altfränkisch erschien, gezwungen, ihre reichen weitfaltigen großartigen Gewänder gegen unbequeme knappe Kleider zu vertauschen, die aber durch die Einführung unserer militärischen Organisation unentbehrlich geworden sind.

Dieß wäre denn ein Anlaß gewesen, sich einigen Vorwürfen gegen jene Civilisationssucht zu überlassen welche jegliche Natur nach Einem einförmigen Leisten modeln, und alles in Eine Form zwängen will *). Wir würden jedoch dabei die uns durch den Titel unseres Werkes vorgesteckten Gränzen überschreiten. Viele andere werden zu Kahira wie zu Constantinopel durch dieselbe Schattenseite der neuen Reformen betroffen werden und erfahren daß man erst zu Damask oder Bagdad, zu Orfah oder Konieh jenen morgenländischen Charakter antreffen mag, welcher vielleicht bald nur noch in der Sage leben wird.

Ich begab mich in die Citadelle zum Kiaja-Bei um ihn um ein Schreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Akabah zu ersuchen; Abil Efendi empfing mich mit vieler Höflichkeit und ließ mir eine Pfeife reichen und Kaffeh vorsetzen, worauf ich mich auf seinen Wunsch in den Saal der Schreiber begab, um die Ausfertigung des Briefes zu beschleunigen. Man führte mich zu einem kleinen Alten, welcher mir abermals die herkömmliche Ehre der Tabakpfeife und des Kaffehs angedeihen ließ, eine obligate Einleitung aller Aufwartungen, durch welche dieses Heer von Dienern in Schwang gekommen ist, wovon die einen unter der Leitung des Kauedischibaschi ausschließlich mit dem Kaffeh und die anderen unter dem Geheiß des Tschibakschibaschi nur mit der Tabackpfeife zu thun haben; ich konnte dabei das sonderbare Aussehen dieser Verwaltungsbureaus betrachten, welche mehr einem Ruhegemache wo man sich gütlich thut und sehr bequem macht, als einem Arbeitszimmer gleichen. Am folgenden Tage brachten unsere Führer aus dem Stamme der Torat ihre Dromedare vor das Haus; die ganze Straße war durch sie versperrt, und ihr Geschrei welches sich mit den nicht minder schrillen Tönen der Araber und der Vorübergehenden mischte, belebte das Schauspiel auf seltsame Weise. Ich packte die Mantelsäcke welche mein kleines Gepäck enthielten auf das

*) Dieser ironische Seitenblick des jugendlichen Verfassers auf diejenigen welche die sogenannten Reformen des Vorderorientes mit Bekümmerniß sehen, und das Unheil jener weitläufigen Länder darin erblicken, ist eher geeignet die Achtung für ihn zu schmälern als zu erhöhen. Die aus der tiefgeschöpftesten Kenntniß und vielseitigsten Autopsie der politischen, wie der anderwärtigen Verhältnisse des vordern Orients hervorgegangenen gediegenen Bemerkungen des Hrn. Oberstlieutenants von Prokesch über die dermaligen Reformen im türkischen Reiche (im 59. Bande der Wiener Jahrbücher, Juli — September 1832) so wie die dem Vernehmen zufolge ebenfalls von Ihm herrührende Widerlegung der bekannten Lamartineschen Rede über den Orient (in der Allg. Zeitung, von d. J. 17 — 19 März) wären dem Verf. wie allen Lobhudlern jener sogenannten Reformen als das beste Correctiv zu empfehlen. Der Herausg.

weibliche Dromedar, welches ich am Tage vorher gewählt hatte, nachdem ich zuvor im Reiten desselben seine stärksten Gangarten erprobt hatte. Das Schaffell und mein Mantel milderten die Härte des Sattels.

Am Vorderknopf desselben war ein kleiner Sack befestigt, welcher einen Kompaß, ein Heft Papier, und einige Bleistifte enthielt, ein bei der schnellen Arbeit während des Reitens unentbehrliches Material; an die andere Seite wurde eine lederne Feldflasche gehängt. Am Hinterknopfe waren ein Paar Pistolen im Halfter, eine am Bandelier hängende Doppelflinte und ein Säbel mit schwarzer Scheide. So verließen wir Kahira auf unseren Dromedaren, welche mit langausgestrecktem Straußenhalse die Nase in den Wind haltend, dem Hussein, einem der vordersten Führer, mit weitausgreifendem Schritte folgten.

Diese so eigenthümlichen Thiere welche als Füllen in der Wüste mit dem Menschen unter einem und demselben Zelte leben, später sein nomadisches Leben mit ihm theilen, haben einen Charakter der Unterwürfigkeit erlangt, der sich in ihrer ganzen Physiognomie ausprägt. W.

(Die Fortsetzung folgt).

## Das Felsengrabmal Chasne bei Petra im steinigen Arabien.

Wer ist das Volk, welches dem idumäischen Gebirge das Siegel seiner Gewalt und seines Genius aufdrükte? wo der Himmelsstrich, der mit seinen Stralen die anmuthigen Formen dieser Bildwerke vergoldete, ohne daß seine Winter ihnen etwas anhaben, ihre Oberfläche verwittern dürfen? Alles schweigt; denn in dieser schauerlichen heiligen Einöde vernimmst du nur den klagenden Ruf des Nachtgefieders, und der Araber blickt im Vorüberziehen gleichgültig auf diese Wunderwerke der Völkerhand, und spottet vielleicht über die Nutzlosigkeit so vieler zu einem Zwecke den er nicht einmal zu faßen strebt, angewendeten Anstrengungen. Die benachbarten Volksstämme haben diesem staunenerregenden Felsengrabmale den Namen Chasne Firaun, d. h. Schatz des Pharao beigelegt. Es ist aus einem ungeheueren röthlichen Sandsteinfelsen ausgehauen; „die Außenseite desselben, (sagt Herr v. Hammer, die Labordische unvollständige Beschreibung dieses peträisch-arabischen Denkmals vervollständigend und berichtigend), gleicht der Stirnseite eines mit aller Pracht römischer Baukunst verzierten römischen Pallastes aus der Kaiserzeit, wie der im Giebel ober dem Eingange stehende Adler, dann die auf hohen Fußgestellen zu ebener Erde zwischen den beiden letzten Säulenpaaren des Einganges angebrachten Statuen von Pferdeführern welche denen auf Monte Cavallo zu Rom gleichen, endlich die im oberen Stockwerke befindlichen Figuren beweisen. Ungeachtet dieses unläugbaren Beweises daß es ein Werk römischer Baukunst, ist es deßhalb nichts weniger als im rein römischen Styl gebaut, und erinnert nicht nur an ähnliche Monumente zu Palmyra, sondern auch durch einige besondere Merkmale an die Felsengräber von Persepolis.

Von den sechs Säulen der Vorderseite welche sich von ebener Erde erheben, tragen die vier mittlern das Gebälke und den schön verzierten Giebel; die beiden äußersten das Ende des Gebälkes worauf hier Thiergestalten stehen, von welchen, da die Köpfe fehlen, es schwer zu sagen ob sie Löwen oder andere Thiere dargestellt haben. Löwen befinden sich bekanntermaßen auf dem Gesimse der großen Königsgräber zu Persepolis, und außerdem daß die Kapitäler der Säulen dort aus Einhornköpfen zusammengesetzt sind, steht das Einhorn noch besonders zu oberst des Gebälkes auf jedem Ecke der großen Estrade, auf welcher der von seinem Ferwer überschwebte König vor dem Feueraltare und der Sonne betet. An den Königsgräbern zu Persepolis sind im untern Geschoße des Eingangs neben den äußersten Säulen die Doryphoren oder Leibwachen des Königs in den Felsen gehauen, wo gerade auf derselben Stelle bei dem Felsengrabmale Chasne bei Petra die Statuen oder Basreliefs (denn es ist weder aus dem Texte noch aus dem Steindrucke ersichtlich, ob es volle, runde, oder bloß halb erhobene Arbeiten) der beiden Pferdeführer angebracht sind.

„Das obere Stockwerk des Felsengrabes Chasne besteht aus drei von einander gesonderten Theilen; in der Mitte gerade ober dem Giebel eine mit einer Kuppel gekrönte Rotunde, auf deren Gipfel noch die Urne steht, wie sie zu Rom auf dem Grabe Hadrians gestanden; zu beiden Seiten dieser Rotunde ist der Felsen in verzierte Pilaster ausgehauen, welche wenn sie ganz frei ständen, gerade so aussehen würden, wie viereckige mit Säulen und Giebel geschmückte Fontänen, so sind aber nur zwei Seiten davon in Säulen und Gebälke ausgemeißelt, nämlich die eine, welche der Rotunde, die andere welche dem von unten Nahenden zugekehrt ist; so sind nur drei Säulen an den drei Ecken des Pfeilers sichtbar, dessen Rückseite im Felsen steckt; auf dem Giebel ruhen abermals Thiere, die sey es der Höhe, sey es der Verstümmlung wegen, im Labordischen Steindrucke so unkenntlich sind, daß man nicht zu entnehmen vermag was sie vorstellen sollen."

Es ist unmöglich, sagt Graf Laborde, von der zauberischen Wirkung welche die harmonische Färbung des Gesteins dieses Felsens, der sich zart rosenroth und heiter von den düstern heißen seltsamen Farbentönen des Gebirges abhebt auf das Auge hervorbringt, von den großartigen Linien des Denkmals und seiner regelmäßigen Anordnung, welche gegen die ungeschlachten wildzerrißenen Formen des Gebirges wundersam abstechen; von jener Spur uralten Glanzes, von jenem vor den Augen eines ganzen Volkes hingestellten ungeheueren mit dem lebendigen Felsen emporschießenden Mausoleum, welches inmitten dieses erhabenen Schweigens der Einöde trauert, es ist unmöglich von allem diesen eine nur einigermassen entsprechende Vorstellung zu gewähren.

Die Erhaltung dieses wunderbaren Denkmals verdankt man dem Schutz den ihm die rings umher liegenden Felsen vor den Winden, und das obere Gewölbe vor den Regengüssen darbieten. Nur an den Statuen und an den Basen der Säulen gewahrt man die Spuren der Verwitterung welche durch die Feuchtigkeit bewirkt wird, indem sie theils die hervorspringendsten, theils die den Boden nächsten Theile beschädigt. Daher rührt auch der Sturz einer von den Säulen welche an den Fronton anstand; dieselbe würde den Einsturz des ganzen Gebäudes nach sich gezogen haben, wenn es nicht aus dem Felsen ausgehauen sondern frei aufgerichtet wäre; daher vermochte dieser Sturz nichts als eine bloße Lücke zu verursachen.



Treppe auf dem Horeb.



Wilde Dattelpalme.



Das Felsengrabmal Chasnè.

Wenn man diese prachtvolle Stirnenseite sieht, schließt man nach selber auf ein Inneres welches einem so ungemeinen äußeren Staate entsprechen müsse, dieß ist aber keineswegs der Fall. Einige Stufen führen in die innere Kammer deren Thüre man unter dem Peristyle gewahrt; obschon sie nun regelmäßig ausgehauen und ihre Proportionen untadelhaft sind, so sind doch ihre Mauern nackt, ihre Thüren führen nirgends hin, das Ganze scheint mit Einem Worte in dem Augenblicke wo es zu Stande kam auch verlassen worden zu seyn.

In der Richtung des Geistes der Araber, welche diesem unvergleichlichen Felsengrabmale oder vielmehr in Haut-Relief ausgehauenen Grabpallaste, den bereits erwähnten Namen: Schatz des Pharao beigelegt haben, lag es, daß sie, welche wohl bereits alle Särge der anderen peträischen Felsengräber vergebens durchstöbert hatten, den Ort suchten wo Pharao der Bauherr dieser Gräber seinen Schatz niedergelegt haben mochte, diesen Ort fanden sie nun endlich; es war kein anderer als die auf dem Giebel des vorstehend beschriebenen Denkmales stehende Urne, welche nach ihrer Meinung alle Schätze des großen Königs enthalten muß; da sie aber unglücklicher- oder glücklicherweise außer ihrem Bereiche liegt, so ist sie seit undenklichen Zeiten das Ziel ihrer Wünsche, jeglichesmal wenn sie durch die Thalschlucht ziehen, machen sie einen Augenblick halt, laden die Gewehre, zielen auf die Urne, und bemühen sich einige Splitter davon wegzuschießen, um sie so nach und nach gänzlich herabzubringen und den Schatz zu heben. Die Urne hält sich aber wacker, sie trollen sich dann unter Murren wider diesen König der Riesen, welcher geschickt genug war, seinen Schatz hundert und zwanzig Fuß hoch über ihren Köpfen in der Luft zu hinterlegen. W.

## Die wilde Dattelpalme.

In der Thalschlucht Wadi Ssalih im steinigen Arabien, steht eine wilde Dattelpalme welche Graf L. de Laborde in seinem Werke im Steindruck abgebildet hat, um die Verschiedenheit derselben von dem durch die Hand des Arabers gezogenen Dattelbaume zu zeigen. Diese Abbildung von welcher unser auf der beiliegenden Kupfertafel befindliches Palmenbild entnommen ist, begleitet er mit folgender trefflicher Bemerkung:

Man stellt sich die Palme stets nur als schlank und hochemporgeschoßenen Stamm vor, dessen Haupt zurückgebogene Äste überbreiten von denen korallengleich erglühende Datteln anmuthig niederhangen, und ahnt es nicht, daß alle diese Zierlichkeit ein Erzeugniß der veredelnden Kultur ist, und daß die in ihrem Wirken minder auf die Form ausgehende Natur nur auf Erhaltung bedacht ist. Hier ist aber die Palme wie sie Jahr für Jahr im Naturzustande emporwächst, sich aus ihren abgefallenen Ästen einen Wall bildet, und so zu sagen dem Phönix gleich aus ihren eigenen Trümmern wieder emporgrünt. Von dem Araber der Wüste, welcher alle Kultur unter seiner Würde achtet, vernachlässigt, bildet der Dattelpalmenbaum zuweilen undurchdringliche Waldungen; öfters vereinzelt neben einer Quelle stehend, wie man ihn in dieser Zeichnung sieht, erscheint er dem lechzenden Reisenden wie ein wohlthätiger Leuchtthurm, der ihm verkündet daß er an dieser Stelle Wasser um seinen Durst zu löschen, und mildthätig-erquickenden Schatten um auszuruhen finden wird.

Dieser Stelle hat der obenerwähnte berühmte Gelehrte in seiner in den Wiener Jahrbüchern erschienenen Beurtheilung des Labordischen Werkes folgende Bemerkung hinzugefügt: Die Ansicht dieses verwilderten Palmbaumes ist ein eben so malerischer als ein naturhistorisch anziehender Gegenstand.

Uns erscheint er wie der indische Büßer in der Sakontola „viele knotige Pflanzen umwinden und „verletzen seinen Hals, und ringsum verbergen die Vo„gelnester seine Schultern.“ Die Vergleichung eines solchen einsiedlerischen Palmbaumes mit einem Büßer der Wüste ist um so natürlicher, als nach der morgenländischen Überlieferung die Palme von allen Gewächsen die nächste Verwandschaft mit dem Menschen hat, weil sie nicht am dritten Schöpfungstage mit allen übrigen Bäumen, sondern erst am sechsten, aus dem Reste des Lehmes der von Adams Bildung übrig blieb, erschaffen wurde, weßhalb eines der Worte Mohammeds: „ehret eure Tante die Palme!“

Schließlich wollen wir nur noch auf den in jeder Hinsicht anziehenden Gegensatz aufmerksam machen, den diese einsame Palme des steinigen Arabiens zu dem am Ufer des Ganges bei Patna in Bengalen stehenden riesenhaften Banianenbaum darbietet, dessen Abbildung wir in Nr. 11 des Bildermagazins mitgetheilt haben. W.

## Steinerne Stiege auf dem Berge Horeb.

Der Berg Horeb auf welchem das Kloster der heil. Katharina steht, wird von dem Sinaï durch eine in südwestlicher Richtung hin, und diesen heiligen, welthistorischen Berg bis zu seinem Gipfel hinan ziehende Schlucht getrennt. Die Mönche dieses Klosters hatten vor grauen Jahren diesen ganzen langen Weg mit einer Reihe ziemlich regelmäßig behauener Quadern belegt, welche eine bequeme Stiege bis zum Gipfel des Sinaï hinauf, und zur Stelle hin wo der Überlieferung zufolge Moses die Gesetztafeln empfing, bildeten, die nun aber durch Vernachlässigung und durch die Regengüsse und Wildbäche größtentheils zerstört worden ist. Auf der äußersten Kuppe des Horebs oder des Berges der heil. Katharina gerade da wo der Fuß des Sinaï beginnt, erblickt man eine arkadenförmig angelegte Thüre, auf dem Schlußstein des Gewölbes ist ein Kreuz zu sehen.

Bei dieser Thüre pflegte stets einer von den Mönchen des Katharinen-Klosters zu beten, und die Beichte der Pilgrime anzuhören, die so nahe am Ziel ihrer Pilgerfahrt dieselbe nicht enden durften, bevor sie von ihren Sünden freigesprochen worden waren. 7.

## Einiges aus und über Griechenland.

### 1. Ansicht der Insel Ägina.

Von Puillon Boblaye.

Wenn man nach Umschiffung des Vorgebirges Sunium in den Golf von Attika einfährt, taucht die Insel Ägina mit ihren düstern Farbentinten und den schroffen hohen Formen eines vulkanischen Piks aus

den Fluthen empor; ein Anblick welcher durch den Abstich gegen die wellenförmigen Linien des attischen Küstenlandes, der wolkenlosen Ätherbläue und der durchsichtigen Gewässer des Meerbusens anziehend ist. Von jeder andern Seite her beut sie einen lachenden Anblick und harmonische Profile dar, welche man bei den Eilanden des Archipels selten trifft. So wenn man aus den wilden Schluchten von Epidaurus herauskommt, sieht man den St. Elias-Pik gleich dem Kegel eines neuentstandenen Vulkans plötzlich emporschießen, und die ganze Insel beherrschen; nackte düstre jähe Berge folgen ihm, an diese lehnen sich sanftere Hügel mit weißen Kuppen und begrünten bebüschten Abhängen, endlich neigt sich eine mit Wohnungen besäete Pläne so weich nach dem Meere herab, daß sie zuletzt unmerklich mit dessen Horizont zusammenfließt. Von Attika her erscheint die Landschaft ungefähr auf gleiche Weise, aber minder lachend; da gewahrt man keine Spuren menschlicher Wohnungen, da keine von jenen Föhren- und Cypressen-Gehölzen womit die Hügel noch zur Zeit Chandlers prangten, so wendet nichts die Blicke von den Trümmern des Jupiterstempels ab, welche allein diese Einöde beleben, und die sinnende Melancholie kehrt in die Epoche des Glanzes von Ägina und der darauf gefolgten bedrängnißvollen Zeiten zurück *).

Wenn dieses jetzt so nackte und fast wüste Eiland noch durch die bloße Harmonie seiner Formen gefällt, welche Wirkung mußte es erst im Alterthum hervorbringen, als so viele Städte, Tempel und Tempelhaine die Landschaft verschönten! Diese Mannigfaltigkeit der Ansichten und Formen gewährt dem Naturforscher ein noch höheres Interesse als das der bloßen landschaftsmalerischen Schönheiten; denn ihm verkünden dieselben das Vorhandenseyn mannigfaltiger auf einem einzigen Punkte vereinigter geognostischer Bildungen. Überall steht die Gestaltung des Bodens in innigster Wahlverwandschaft und Wechselwirkung mit seiner Natur, und wenn ein Landstrich nur einen einförmigen Anblick darbietet, darf der Geolog den sicheren Schluß ziehen, daß er von keinem geognostischen Belange ist. W.

---

## Miscelle.

### Marie Christine.

Das Volk von Madrid hatte im Jahr 1828 seine neue Königinn mit trunkenem Enthusiasmus empfangen. Ihre Vorgängerinn war in der letzteren Zeit ihres Lebens niemals bei einem öffentlichen Feste erschienen, Maria Christine dagegen erschien auf allen, und gab ihr großes Gefallen an denselben kund. Dies war schon ganz nach dem Sinne der Spanier; um jedoch ein vollkommenes Urtheil über sie zu schöpfen, harrte es mit gespannter Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo seine junge Königinn zum erstenmale einem Stiergefechte beiwohnen würde, weil in den Augen des Spaniers die Art und Weise wie sich eine Frau bei dem ersten Anblick dieses volksthümlichen Schauspiels benimmt, als ein untrüglicher Prüfstein ihres Muthes und großartigen Sinnes gilt.

Sie kam, sah und besiegte das Grauen welches ihr der erste Anblick dieses barbarischen Schauspieles einflößen mußte, und mit ihm waren auch die Herzen der Spanier vollends besiegt und für Sie gewonnen. Es war für eine Frau die keine geborne Spanierinn, eine entsetzliche Probe; Sie aber erblaßte nicht wie so vielen ihrer Vorgängerinnen begegnet war, sie gab vielmehr unzweideutige Beweise des Wohlgefallens, schwenkte ihr Taschentuch und theilte das allgemeine Entzücken wenn der Matador sich hervorthat.

Oft erschien sie im Prado in der so schlichten und zierlichen Tracht der Andalusierinnen. „Siehe da! rief dann das Volk: mit welchem echt-spanischen Anstande und Geschick Sie die Mantilla und die Basquiña trägt!“ Am Arme des Königs erschien Maria Christine als die reitzendste Frau im Prado und im Paseo de las Delicias, und das Volk sagte: „Die Königinn ist die anmuthigste und reitzendste unter allen Frauen des spanischen Landes,“ und es hatte recht; denn obschon ihr Wuchs nicht eben schön zu nennen, so ist doch ihre Haltung und ihr Anstand ausgezeichnet, ihre schwarzen Augen voller Ausdruck, der Mund immer lieblich und die Haare schwarz wie Ebenholz.

Nachdem Sie das Volk erobert hatte, bemächtigte sie sich auch des Geistes und des Herzens ihres königlichen Gemahles. Anfangs verrieth Maria Christine nicht den leisesten Wunsch sich mit Politik zu befaßen. Als feingewandte Neapolitanerinn gewöhnte sie den König durch die unabläßige zärtliche Sorgfalt, die sie ihm bezeugte, nicht ohne sie seyn zu können.

Nur dann wenn sich die Minister bei ihm zur Conferenz versammelten, entfernte sie sich, wobei sie die größte Zurückhaltung und die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen die Staatsangelegenheiten kund gab. Ihr Appartement stieß an den Conferenzsaal. In der ersten Zeit ließ sie den König allein, klagte aber später über die Langweile die sie empfände, wenn sie so lange von ihm getrennt seyn müßte; in der Folge pflegte sie in den Saal zu kommen, und ihrem Gemahle welcher gewöhnlich schon in Folge der langen und wichtigen Berathungen und Erörterungen ermüdet war, einige liebkosende Worte zu spenden; später ließ sie die Thüre ihres Gemaches offen, wodurch sie entfernt ohne abwesend zu seyn schon an den Berathschlagungen Theil nahm, zuletzt blieb sie, um den König nie wieder allein zu lassen, während der Sitzung im Konferenzsaale.

In der Folge nahm sie an den Berathungen thätigen Antheil, und leitete sie endlich selbst, wenigstens war ihre Stimme immer einflußreich und öfter entscheidend. S.

*) Das Gefühl der Trauer welches die Schönheit des Meerbusens, und der Anblick des mit Trümmern alter, neuer und neuester Zeit besäeten Ägina dem Wanderer einflößen muß, ist in dem berühmten Briefe des Servius Sulpitius welcher den Tod seiner Tullia beweinte, an Cicero, einfach schön geschildert. „Als ich auf meiner Rückkehr aus Asien von Ägina gen Megara hin steuerte, ließ ich meine Blicke über die mich umgebenden Gestade streifen; hinter mir lag Ägina, vor mir Megara, rechts der Piräus, links Korinth, lauter ehemahls blühende Städte, jetzt umgestürzt und in Trümmern; und ich sagte in meinem Innern: armer Sterblicher, wie magst du über den Tod murren der dir die Tochter geraubt, da die Trümmer so vieler herrlichen Städte zugleicherzeit vor deinen Blicken trauernd liegen!“

---

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.
Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

allgemeine Weltkunde.

15.] Madras. — Der Vögelteich am Rio de San Francisco. [1834.




## Zur Charakteristik der Frauen der bedeutendsten Länder, Gegenden und Städte in beiden Hemisphären.

### 1.

### Die Madriderinnen (Las Madrileñas).

Die Madrileña ist mehr unter als über Mittelgröße, durchgängig vom herrlichsten Wuchse, welcher durch die elastischen Falten ihrer Basquiña vortheilhaft hervortritt. Ihre vorzüglichste Sorgfalt wird jedoch dem Fuße gewidmet; denn nicht zufrieden mit dessen natürlicher Kleinheit und Schöne, bindet sie ihn noch mit schmalen Leinenbändern um ihn noch zu verkleinern und ihm eine zierlichere Form zu ertheilen. Ihr Teint ist gewöhnlich blaß, ihre Zähne perlengleich, die Lippen roth, die Augen groß, schwarz und feurig; ihr Schritt ist kurz und rasch aber zierlich, und das rastlose Spiel ihrer Hände und Arme welche unabläßig mit der Mantilla oder dem Fächer zu schaffen haben, bezeugt das ungeduldige Feuer ihres Temperamentes.

Während sie dahin wandelt überblickt sie die sie rings umgebende männliche Welt mit ruhigem aber sinnendem Auge, bist du so glücklich von ihr gekannt zu seyn, so erblüht ein süßes Lächeln auf dem schönen Antlitz, die leuchtenden Augen blicken dich freundlich an, und dein Gruß wird mit einem einladenden Nicken des Fächers erwiedert.

### 2.

### Die Columbierinnen.

In den von einander so verschiedenen Klimaten der Anden und der Llanos, oder was gleichviel sagen will, in der Region der Kordilleren und derjenigen der Ebenen, üben die Frauen, dort wie hier, einen unwiderstehlichen Einfluß aus.

Sie genießen der größten ja schrankenlosesten Freiheit; sie leben und weben in immerwährenden Besuchen, Promenaden, Bällen; in den heißen Ländern jener Regionen sind Sklavinnen, in den kalten Gegenden Dienerinnen ihre einzigen Begleiterinnen auf allen ihren Wegen, und die einzigen welche in das Geheimniß ihres Thuns und Treibens eingeweiht sind.

Es ist eine ziemlich allgemein herrschende, irrige Meinung, daß in den heißen Ländern die Haare namentlich der Frauen schwarz, und zwar je heißer je schwärzer, und in den kalten blond seyen.

Dieser Umstand welcher wohl theilweise in der östlichen Hemisphäre namentlich in Europa gegründet seyn mag, ist es in der westlichen, und insbesondere in den Ländern Columbiens keineswegs, ja es findet dort gerade das Gegentheil Statt. Zu Karthagena kommen häufig blonde, ja sogar rothe Haare bei den Frauen vor, und in Santa Fé de Bogota, wo die Temperatur so kalt ist, sieht man hinwieder fast nichts als Brunetten. An den Küsten von Columbien, nur ungefähr zehn Grade von der Linie entfernt, sieht man mit Erstaunen blonde Frauenhaare die so lang und dicht sind, daß sie selbst in Brabant und andern ihrer schönen Frauenhaare wegen berühmten Gegenden von Europa nicht schöner und vollkommener vorkommen können. Es wird aber auch dort die größte Sorgfalt und Pflege daran gewendet, das Haar zu einer der größten Zierden, zum Reitz aller Reitze zu gestalten, und vielleicht nirgends auf dem Erdkreise wird die Koketterie mit diesem Reitze in einem höheren Grade geübt. In Panama wird das Haar in zwei über die Schultern reitzend herabfallenden langen Flechten getragen; in Karthagena in dichten geschmackvoll mit verschiedenfarbigen Blumen durchflochtenen Zöpfen, die auf dem Scheitel und nach vorne zu, durch einen Schildkrotkamm festgeheftet werden. In einigen Gegenden der Kordilleren werden die unter dem Namen Cucuyos bekannten leuchtenden Insekten, deren grüner Stralen-Glanz den des Smaragds übertrifft, unter das Haar gemischt.

Bei den Frauen der heißen Landschaften Columbiens ist im Durchschnitt das Gesicht unendlich reitzend; die Züge sind von einer Zartheit, und die Augen von einem Glanze, die nur bei den Spanierinnen vorkommen mögen. Hand und Fuß sind zierlich, und vorzüglich letzterer außerordentlich klein. Die Frauen der heißen Landschaften oder der sogenannten tierras calientes haben mehr Anstand und Würde in ihrer Haltung, und in ihrem ganzen Benehmen, als die der kalten oder der tierras frias, deren öfter verlegenes kleinbürgerliches Benehmen gegen die vornehme unbefangene Haltung der erstern grell absticht.

Diesen Bewohnerinnen der kälteren Gegenden Columbiens hat die Natur zum Ersatz für die ihnen mangelnde üppige Fülle des Haares, Feuer und Ausdruck des Auges, und zierliche Kleinheit des Fußes, dagegen eine anmuthige Fülle und Ründe der Formen namentlich des Busens verliehen, die sich bis in ein vorgerücktes Alter erhalten, ein Reitz, dessen Mangel sich bei den Frauen der tierras calientes oft sehr fühlbar herausstellt. Das Frauenzimmer der Andesregion wäre alles in allem genommen viel reitzender, wenn es nicht meist schlechte Zähne hätte. Im Allgemeinen

könnte man die kreolischen Frauenzimmer der Kordilleren am meisten mit den Flamänderinnen vergleichen.

Die Frauen der Cordilleren-Landschaften oder der sogenannten tierras frias haben etwas zu üppige Formen; es ist ihnen weder die süße Melancholie der Engländerinnen noch das Schmachtende des deutschen Frauenzimmers eigen; ein anmuthiges Lächeln welches ihnen gleichsam charakteristisch ist, schwebt immerwährend auf ihren Lippen; in ihren Zügen malt sich eine gewiße Sanftmuth und Güte welcher auch ihr mildthätiger edler Charakter entspricht. Sie sprechen wie die Kreolinnen der französischen Antillen langsam und mit Maß.

Die Medisance und die Liebe bilden den Hauptgegenstand der Gespräche der Columbierinnen, namentlich der Bewohnerinnen der östlichen Cordilleren-Landschaften; man unterhält sich ganz ungescheut von den zärtlichen Abentheuern der Dona Serafina, der Dona Concepcion, der Dona Incarnacion, auf eine Weise und in Ausdrücken worüber eine Europäerinn erröthen würde. Da sie von frühester Kindheit an der Fürsorge des verdorbenen weiblichen Gesindes anheimgegeben sind, und in immerwährendem Verkehr mit demselben stehen, so schöpfen viele Mädchen ihre ersten Eindrücke und Ansichten aus der Unterhaltung mit demselben!

Wie es sonach mit den ehelichen Verhältnissen beschaffen seyn müsse läßt sich leicht ermessen; gewöhnlich wird der Schein der Eintracht und des guten Einvernehmens bis zum zweiten Kinde bewahrt; dann bricht man ganz freundschaftlich mit einander, und trennt sich gegenseitig. So enden viele Ehen in den östlichen Cordillerengegenden.

In den westlichen Kordillerengegenden dagegen ist der sittliche Lebenswandel der Frauen strenger, überhaupt beobachten allenthalben wo es noch Iloten gibt die Frauen eine größere Zurückhaltung in ihrem Benehmen weil sie sich vor ihren Sclaven Zwang anthun müssen, um sich nichts zu vergeben, dagegen pflegen die Sitten der Männer in solchen Ländern und Gegenden desto freier zu seyn. 8.

(Wird fortgesetzt).

## Über Sprache, Literatur, Wissenschaften und Künste, Sitten und Gebräuche,

in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von J. H. Hinton.

### 2. Die Literatur.

Fortsetzung *).

Zwei andere nordamerikanische Reviews, das Quarterly und das Southern werden ebenfalls trefflich redigirt. Die zu Philadelphia erscheinende Sillimansche Vierteljahrsschrift (Silliman's Journal of Sciences etc **), verdient den Ruf und die Autorität die es genießt in vollem Maße. Das erst vor einiger Zeit entstandene American Monthly Review theilt kurze Notizen von allen neuen Werken mit, die in Europa wie in Amerika erscheinen. Das New-England Magazine ist ungefähr mit dem englischen New-Monthly Magazine zu vergleichen obschon es demselben nicht gleich kommt.

Verschiedene andere literarische Zeitschriften kommen in Boston, New-York, Philadelphia u. a. O. heraus, und selbst die neuen westlichen Staaten sind nicht ganz ohne wissenschaftliche periodische Literatur.

Die Zahl der theologischen Zeitschriften ist sehr beträchtlich, und mehrere darunter enthalten treffliche Abhandlungen und Beurtheilungen. Der Christian Examiner und der Unitarian Advocat, beide zu Boston, sind die Organe des Unitarianismus. Der Christian Spectator welcher zu New-Havanah, und der Spirit of the Pilgrims, der zu Boston herauskommt, führen die Sache der Orthodoxie. Das zu Andover erscheinende Theological and Critical Repository, welches von dem Prof. Robertson und dem Dr. M. Stuart redigirt wird, ist vielleicht eines der gediegensten kritisch-theologischen Werke welches jemals in englischer Zunge erschienen ist! Die Baptisten, Methodisten, Episcopalen, Swedenborgianer, Universalisten und wie die unzähligen Sekten die in den Vereinigten Staaten ihr Wesen treiben, immer heißen mögen, haben jede mehr oder minder periodische Blätter die ihre Doctrin verfechten.

Die vorzüglichsten Jahrsschriften (Annuals oder Almanache) welche aus der nordamerikanischen Presse hervorgehen, sind, der American Almanack, eine ausgezeichnete Schrift, und das Annual Register, welches von Jahr zu Jahr sowohl was Inhalt als die Einrichtung anbelangt, gediegener wird. Die amerikanischen Bilder-Almanache zeigen sicherlich keine weitgediehenen Fortschritte in der Zeichnung wie in Stich, und sind insbesondere in ersterer Hinsicht äußerst mangelhaft, denn die meisten Zeichnungen sind aus englischen Bilderwerken entlehnt, und zwar unnöthigerweise, denn die Landschaften am Hudson, Potomak, tausend anderer Ströme nicht zu gedenken, von dem Pinsel der Cole und anderer amerikanischen Künstler dargestellt, würden auf jeden Fall Stoff zu einem eben so anziehenden Almanach darbieten, als erborgte Abdrücke zu gewähren vermögen.

Wir gehen nun von der periodischen Literatur zu der wenn wir so sagen dürfen perennirenden über. Kann sich Amerika nun zwar nicht so vieler Originalwerke die in das Gebiet der allgemeinen Literatur einschlagen, rühmen, so braucht es sich aber auch noch minder der Erzeugnisse seiner National-Literatur zu schämen *). Die Schriften Irvings und Coopers haben sich troß des Vorurtheils, welches bisher gegen die dichterischen Hervorbringungen dieser einstigen Kolonien obwaltete, ihren Weg gebahnt. Die Ansprüche Nordamerikas auf literarisches Verdienst beschränken sich aber nicht bloß auf zwei oder drei Namen. Wenn ein klarer und männlich-kräftiger Styl Anerkennung verdient, so ist der Franklins und Washingtons selten übertroffen worden; wenn Beredsamkeit ein Merkmal des Genies ist, mögen Heinrich Lee, Patrik Henry und andere wohl Anspruch auf den Kranz des Ruhms machen. Es wundert uns fast die dramati-

*) Siehe Nr. 13.

**) In den deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften namentlich in Frorieps Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, öfter angeführt.

*) Wie dieß mit so vielen Erzeugnissen der jetzigen Französischen der Fall ist.

schen Erzeugnisse Nordamerikas so zahlreich zu finden. Der Herausgeber des American Quarterly Review sagt, er besäße beinahe sechzig amerikanische Dramen, worunter Trauerspiele, Lustspiele, Opern, Melodramen und Possen, und nach einer sorgfältigen Durchlesung derselben könne er ungescheut behaupten, daß sie den Erzeugnissen der jetzigen englischen dramatischen Literatur nichts nachgeben, überhaupt hat es Amerika nicht an dichterischen Talenten gemangelt, und die Namen der jetztlebenden Dichter Hopkins, Dwight, Barlow, Humphreys, Hopkinson, Trumbull, Freneau, Sewell, Linn, Lathrop, Paine, Prentiß, Boyd, Clifton, Story, Allen, Osborn, Spense und Brainerd haben manches treffliche Erzeugniß zu Tage gefördert *). 9.

---

## Drei Wochen in Palästina und am Libanon.

Fortsetzung **).

Am folgenden Morgen standen die Sachen noch kläglicher. Es erhob sich nämlich ein heftiger Wind heiß wie der Brodem eines Ofens, welcher so weit als das Auge reichen konnte, ganze Sandwolken aufhob und umherwirbelte, bis die Atmosphäre so dick und schauerlich-gelb wie der berüchtigte über London schwebende Dunstkreis wurde; dieser feine Sand drang überall selbst in die versteckteston Winkel unserer Reisekoffer und Mantelsäcke ein, und wir selbst waren dem Ersticken nahe.

Dieser liebliche Zephyr, erfuhren wir zu unserm nicht geringen Behagen, sey nur der Anfang des Chamsins, welcher wie schon der Name andeutet, fünfzig Tage lang weht.

Acht entsetzlich lange peinliche Tage hindurch bannte uns dieses verwünschte „Es ist kein Boghaz“ (boghaz mä fisch) an jene leidige Küste; der neunte schien uns endlich Erlösung bringen zu wollen, der Wind wurde ruhiger und das Wetter heiter. Der Boghaz-Capitän fuhr in einem Boote ab, um den Zustand der Barre zu erforschen, wir folgten mit ängstlich forschenden Blicken diesem über unser Geschick entscheidenden Genius, wie er so mit kreuzweise über einandergeschlagenen Beinen am Hintertheil des Bootes die obligate ewige Pfeife in der einen Hand, und das Steuerruder in der andern, dahin fuhr.

Er kehrte zurück, mit ihm aber auch der verzweifelte Refrain: boghaz mä fisch! Dieß war mehr als irgend eine andere als mahomedanische Geduld zu ertragen vermochte, wir drangen daher in den Capitän doch wenigstens den Versuch zu machen, wobei wir ihm die nicht sehr schmeichelhafte Versicherung gaben, daß wir als Engländer mehr von Marinesachen verständen als sämmtliche Capitäne der großherrlichen Fahrzeuge, und uns verbürgen wollten, das Schiff wohlbehalten hindurchzubringen, was zwar von uns vier Albionssöhnen sehr vermeßen war, doch unter den obwaltenden Umständen dünkte uns selbst ein Schiffbruch tröstlicher als unsere Lage. Unsere Suada drang endlich durch. Die Ladung wurde in große flache Boote, Dschirms genannt, gebracht, das leere Schiff ins Schlepptau genommen, und so in die See gestochen. Die Beistimmung des einsylbigen Boghaz-Capitäns war vorher mittelst eines harten Piasters gewonnen worden; er steckte das Silberstück schweigend ein, schüttelte jedoch den Kopf mit sehr bedenklicher Miene.

Wir stießen dreimal heftig an, überwanden aber endlich alle Hindernisse und gelangten so wohlbehalten über die Barre hinaus. Unsere Freude als wir uns endlich erlöst sahen, kann nur von denen ermeßen werden, welche je eine ähnliche Haft ausgestanden haben. Unsere navigatorische Großthat brachten dem türkischen Schiffsvolke einen ungeheuern Begriff von unseren nautischen Talenten bei. Wir hatten, im Vertrauen gesagt, bei dem ganzen Wagstück mehr Glück als Verstand gehabt, denn wenn wir nur eine halbe Stunde später gekommen wären, würde unser Unternehmen fehlgeschlagen seyn; ein anderes Fahrzeug welches unserem Beispiele folgen wollte, sah sich durch die mittlerweile zugenommene Gegenströmung genöthigt unverrichteter Sache wieder umzukehren.

Als die Ladung wieder in das Schiff gebracht worden war, entstand mit der Mannschaft der Dschirms oder Lichterboote, welche den Preis für ihre gehabte Mühe allzu hoch anschlug, ein fürchterlicher Auftritt; man hätte glauben mögen es stünde ihrer aller Leben auf dem Spiele. Selbst im gewöhnlichen Gespräche macht sich die Stimme des Arabers so laut und schrill, und seine Gebärden sind so ungestüm, daß er einem Fremden in immerwährendem Zorne zu seyn scheint, ist er nun aber wirklich in aufgeregter Bewegung dann übersteigt sein Toben alle Beschreibung. Man denke sich nun gegen zwanzig solcher ungeschlachter arabischer Bootsleute, außer dem Capitän und seiner Mannschaft, welche während des Haders oft sämmtlich zugleicherzeit aufs Verdeck stampften, zum Taubwerden schrieen, die Arme aufs Heftigste umherschwangen und an ihren Bärten und Kleidern rissen; und dieser ganze Tumult betraf einen Piaster, welchen die Bootsleute mehr verlangt hatten. Endlich wurde der Sturm beschwichtigt und der gewaltige Hader zur großen Erleichterung unseres Zwerchfells beigelegt. Nachdem wir unsere ungeschlachten Hülfsgenossen los geworden waren, gingen wir unter Segel. Unsere Schifffahrt wich von der des „ersten Schiffers“ sehr wenig ab; an ein Logbuch u. dgl. war nicht zu denken, und mit Ausnahme eines Kompasses befand sich kein einziges nautisches Instrument am Bord.

Zum Glück hatten wir guten Wind und daher nichts zu thun als mit demselben zu segeln. Beim Anbruch des zweiten Morgens fanden wir uns auf der Höhe von Palästina, niemand von der Mannschaft wußte uns aber zu sagen, welchen Theil der Küste wir vor uns hätten. Das Land nahm sich von dieser Entfernung aus gesehen reitzend aus, eine sanft ansteigende Ebene die sich an gefällig geformte Berge anlehnte. Der Anblick eines Gebirges nach der todten Einförmigkeit des ägyptischen Flachlandes, gewährte uns eine Augenweide mehr. Wir fuhren den ganzen Tag hindurch längs der Küste hin, und langten gegen Abend in dem Hafen von Jaffa an. Am folgenden Tage, (es war der 30. März 1831) stiegen wir ans Land und begaben uns in die Stadt, wo wir

---

*) Der Verf. hat die liebliche frühverblühte nordamerikanische Dichterinn Lucretia Davidson, (geb. 1808 † 1824) mit aufzuführen vergeßen. Der Herausg.

**) Siehe Nr. 13 dieses Blattes.

bei dem englischen Vicekonsul Namens Damiani unser Absteigquartier nahmen. Er versicherte uns sein Haus stünde auf derselben Stelle wo das Haus Simons des Gärbers, des Gastherrn des heil. Petrus gestanden habe, und zeigte uns im Gehöfte ein altes Mauerstück als den wahren Rest des Urgebäudes, was auch nicht unwahrscheinlich ist, da die Lage ganz mit der Angabe in der heil. Schrift, als an der Wasserseite dicht am Gestade, völlig übereinstimmt.

Die Verknüpfung und Vergesellschaftung erhöht so sehr das Interesse an allem was man sieht und erfährt, daß ich mit dem festen Entschlusse gekommen bin, im Gegensatz zu jenen gemüth- und phantasielosen nur auf das Handgreifliche ausgehenden Menschen, die lediglich reisen, um an allem ihre Zweifelsucht zu üben, Alles was ich nur kann zu glauben. Ich bin in der That der Meinung daß die örtliche Sage und Überlieferung viel Beachtung ja Glauben verdient, vorausgesetzt daß sie nicht der Vernunft widerstreitet, was doch hier keineswegs der Fall ist. Man nehme das aus der Verknüpfung mit dem heiligen Apostelfürsten entspringende Interesse welches dieses Haus erweckt, hinweg, und Signor Damianis Wohnung sinkt sofort zu einer schlecht eingerichteten unbehaglichen Hütte hinab, wo wir uns in einer erbärmlichen Kammer aufs Jämmerlichste behelfen mußten; man glaube hingegen daß ein Apostel einst darin gewohnt, und man wird es nicht mit dem vornehmsten europäischen Hotel vertauschen wollen.

Ehe wir uns zur Ruhe niederlegten, begab ich mich auf das flache Dach um alldort meinen Betrachtungen nachzuhangen. Die Nacht war köstlich; — der Mond und die Gestirne stralten an der blauen Himmelsveste in einem Glanze welcher in unserem Nebelklima unbekannt ist; es war wie ein nur etwas trüber Tag. Es war kein Laut zu vernehmen als die Musik der Gewässer, die sich sanft an dem zirkelrunden Klippenriff brachen, welches den kleinen Hafen von Jaffa bildet, in welchem drei bis vier griechische Brigantinen, welche am Morgen Schaaren von Pilgrimen die zur Feier der Charwoche nach Jerusalem eilten, ans Land gesetzt hatten, regungslos lagen. Welch ein Schwarm von einander drängenden Gedanken und Phantasien, welch ein Gewühl von Erinnerungen zog und strömte da durch meinen Geist. Ich konnte kaum an die Wirklichkeit des Umstandes glauben, daß ich mich in dem Lande befände, dessen wunderbare Geschichte im Vereine mit den frühesten Eindrücken der Kindheit, denen welche in dessen Annalen forschen, Jahr für Jahr neues und stetswachsendes Interesse gewährt; daß ich auf dem heiligen Boden stünde auf welchem der Gottmensch geboren worden; vielleicht stand ich auf derselben Stelle wo das Gesicht den Aposteln erschienen war, und ihnen erklärt hatte daß die Scheidewand zwischen Juden und Heiden gefallen sey, und daß die Glorie Israels auch ein Licht zur Erleuchtung der Heiden seyn sollte. Zu Ehren unserer Ankunft war die Meteorflagge Großbrittaniens aufgesteckt worden; sie flatterte im frischen Windhauch über mir, hell im Mondenlicht erglänzend und entführte meine Gedanken unwiderstehlich in die Heimath. Der Gegensatz zwischen dem Zustande worin sich England zur Zeit der Geburt des Heilandes befunden haben mochte, und seinem jetzigen überkam mich mit Macht. Was war es damals?

Ein von elenden einem barbarischen Götzendienste ergebenen Halbwilden bewohntes Eiland; was ist es jetzt? Das auserkorene Land der Erde, dessen Flagge, so glorreich ihre Triumphe wenn sie der Seeschlacht und dem heulenden Orkane die Stirne bietet, der noch erhabenere Vorzug und Beruf geworden, den heiligen Glauben der Christen allüberall hin zu verbreiten.

Ich hätte die ganze Nacht im Auf- und Abschlendern auf diesem Dache zubringen mögen, doch die Beschwerden die ich in den letztverflossenen zehn fast schlaflosen Nächten ausgestanden, welche ich auf den harten Reissäcken zubrachte, aus welchen die Ladung des türkischen Fahrzeugs das uns von Damietta übergeführt hatte, bestand, mahnten mich endlich an die Nothwendigkeit mich zur Nachtruhe zu begeben, ich wickelte mich nun in meinen Mantel, streckte mich auf meiner Matratze aus, und versank alsbald in tiefen Schlaf; so endeten mein erster Tag in Palästina. Den folgenden Morgen verwendete ich zur Aufnahme einer kurzen Ansicht von Jaffa, welches auf einem kegelförmigen Hügel oder Vorgebirge liegt, dessen Fuß auf drei Seiten von der See bespült wird; auf der Landseite wird die Stadt von einem Walle vertheidigt. Sie enthält keine Gebäude von Bedeutung; die Straßen sind eng, unregelmäßig und schlechtgepflastert, wie dieß mit allen Städten der Levante mehr oder weniger der Fall ist. Ich nahm die Stelle wo die Gefangenen auf Befehl Buonapartes niedergemacht wurden in Augenschein; sie befindet sich auf der Südseite von Jaffa am Strande. Es waren ihrer vier Tausend, Barbaresken aus den Regentschaften von Algier, Tunis und andern Städten der Berberei, welche von dem Dei und den Beis dem Dschezzar Pascha zur Hülfe gesandt worden waren, und die sich den Franzosen auf Pardon ergeben hatten. Zur Beschönigung dieser Metzelei wurde angeführt, diese Barbaresken-Truppen wären schon früher zu Gefangenen gemacht, auf ihr Ehrenwort nicht mehr gegen die Franzosen zu dienen, freigelassen worden, welches sie aber gebrochen hätten.

Da wir am folgenden Tage, als dem Charfreitage, in Jerusalem eintreffen wollten, um den verschiedenen Ceremonien in der Kirche des heiligen Grabes mit beizuwohnen, so mietheten wir Maulthiere bis dahin, und reisten Nachmittags nach dem sechs Wegstunden von Jaffa entfernten Ramlah (Arimathea) ab, wo wir übernachten wollten. Unser Weg führte uns eine Zeit lang zwischen Gärten hin welche den angesehensten Einwohnern von Jaffa gehören, und mit Hecken von Indischen Feigen eingefriedet sind. Aus dieser Gärtenregion gelangten wir in eine offene sanft ansteigende hügelige Landschaft, die östlich von dem Gebirge welches Jerusalem umgürtet, nördlich von Karmel, und südlich von den wüsten Ebenen von Saron begränzt wird.

Diese Gegend schien zum Theil angebaut, das Erdreich leicht aber gut, doch mit Ausnahme der Städte fast unbevölkert. Neu war es uns den Ackersmann mit einer Muskette auf dem Rücken, und einem Paar Pistolen im Gürtel pflügen zu sehen. Die Pflüge waren von der rohesten und an das erste unvollkommene Werkzeug dieser Art, gemahnenden Be-

schaffenheit, meist mit einem Paar elenden Rindern bespannt, ja einmal sahen wir sogar einen Esel mit einer Färse (jungen Kuh) zusammen gejocht. Wo das Land nicht mit Getraide bestanden war, bedeckte dasselbe eine Fülle von Lilien, und der bei uns unter dem Namen „der große Stern von Betlehem" bekannten Pflanze.

Wir kamen vor einer großen Heerde von Kamehlen, wenigstens hundert und zwanzig Thiere, vorüber und sahen zahlreiche Schaaren von äußerst zierlichen Kranichen, welche uns dicht in ihre Nähe kommen ließen ohne sich zu rühren. Zwischen Jaffa und Ramlah fast halbwegs liegt ein Dorf, der einzige Ort auf dieser Strecke; dicht dabei ein großer Hain von hochstämmigen und alten Ölbäumen, die wie man uns erzählte zur Zeit der Kreuzzüge gepflanzt worden waren. Zu Ramlah wo wir erst nach Einbruch der Nacht anlangten, begaben wir uns ins Hospiz welches dem zu Jerusalem befindlichen Franziskaner-Kloster gehört, und eigens zur Aufnahme von Pilgrimen auf ihren Zügen nach und von der heiligen Stadt erbaut worden ist. Nachdem wir eine geraume Zeit lang an die Pforte gepocht hatten, kamen endlich die Diener, und gaben uns, nachdem sie uns zuvor durch ein Zugfenster belugt hatten, Einlaß, unsere arabischen Maulthiertreiber und ihre Thiere mußten aber zusehen wo sie anderwärts Unterkunft fanden.

Wir wurden zu dem P. Guardian geführt, einem ungemein edel aussehenden Greise von zwei und achtzig Jahren, einem Spanier von Geburt mit einem langherabwallenden silberweißen Barte, und dem ganzen Feuer der Jugend in den durchdringenden schwarzen Augen. Er saß in einer Zelle die auf den Kreuzgang der rings um den Hof lief, hinausging, vor einem Tische worauf eine Lampe stand, und schien nicht in der besten Laune zu seyn, denn er empfing uns sehr ungnädig, ohne sich von seinem Sitze nur im Geringsten zu erheben, ja kaum daß er uns einer Erwiederung unseres Grußes würdigte.

Ich überreichte ihm unsere Credentialien in der Form eines Schreibens, das wir von dem General seines Ordens zu Rom erhalten hatten. Che cosa è? (Was ist das) fragte er, was soll das? bin ich hier um jeden der kommt zu empfangen?

So sehr er sich jedoch auch die Miene gab, als ob ihm an dem Schreiben seines Obern nichts liege, so that dasselbe dennoch seine Wirkung, denn sein Benehmen und seine Begegnung wurden sichtlich freundlicher, und er fing an sich auf urbanere Weise mit uns zu unterhalten; er fragte uns um Neuigkeiten aus Europa, und führte uns bald hernach persönlich ins Refectorium, wobei er sich entschuldigte daß er uns mit nichts anderm als mit einer sehr frugalen Fastenspeise bewirthen könne, da heute ein großer Fasttag (der Gründonnerstag) sey. Er empfahl sich hierauf und ließ uns mit einem kärglichen Gericht gekochten Reises, einem Dutzend getrockneter Oliven und einer Flasche des sauersten Krätzers, welcher jemals den Namen des Weines usurpirt hatte, allein. Welch ein Abendmahl für vier wolfshungrige Engländer welche seit ungefähr zwölf Stunden nichts genossen hatten, und deren Hunger durch einen langen Ritt gewürzt worden war. Unser englischer ketzerischer Appetit fühlte sich keineswegs geneigt so „far la penitenza" wie sich der ehrwürdige Pater ausgedrückt hatte, und lehnte sich sowohl gegen die Quantität wie gegen die Qualität der uns vorgesetzten Schüsseln auf. Ich schaute auf den kärglich besetzten Tisch und sodann auf die feste aufrechte Gestalt des sich entfernenden Paters, und sogleich schwebte mir die bewundernswerthe Scene im Ivanhoe zwischen „Ihm mit dem Löwenherzen" und dem Schreiber von Copmanhurst lebhaft in die Erinnerung. Doch ach! hier endete die Ähnlichkeit; der Pater erschloß die Geheimnisse seines Schenktisches nicht, und brachte auch nicht die Wildpretpastete zum Vorschein, welche einen so köstlichen Nachsatz zum Erbsengericht bildete, das sein ehrenvester Bruder dem König vorgesetzt hatte; wir sahen uns daher genöthigt mit der gründonnerstägigen Franziskanerkost vorlieb zu nehmen, und uns mittelst eines blanken Piasters von dem Koch heimlich eine Eierspeise auszuwirken, deren ungeachtet wir fast eben so hungrig aufstanden als wir uns niedergelassen hatten. 3.

(Fortsetzung folgt).

## Madras.

Diese zweite Hauptstadt des brittisch-ostindischen Reichs liegt in der, die südöstliche Region der Halbinsel Dikhen (Deccan) und zwar die Spitze derselben bildenden Provinz Karnatik oder Karnata, am Meerbusen von Bengalen. Obgleich sie keinen eigentlichen Hafen und nur eine Rhede hat, und der Verkehr zwischen dieser und der Stadt der wüthenden Brandung halber, nur mittelst Booten aller Arten und Größen geschehen kann, ist sie doch einer der wichtigsten Handelsplätze der östlichen Welt, und hat einem indischen Gewebe, welches einst einen der bedeutendsten Ausfuhrartikel ausmachte, den allbekannten Madrastüchern, den Namen gegeben.

Da die meisten in Aller Händen befindlichen geographischen Lehr- und Handbücher, mehr oder minder ausführliche Beschreibungen dieser vorderindischen Metropole liefern, und wir, selbst mit den neuesten Reisewerken über Indien in Händen, wenig Neues hinzuzufügen hätten, also nicht wie es uns bei der Beschreibung der nordamerikanischen Orte New-Haven und Saratoga (in der 13. Lieferung dieser Blätter) beschieden war, mit theils ganz neuen theils ausführlichern Details aufzutreten im Stande wären, so wollen wir die von einem der neuesten Schriftsteller über Indien gelieferte meisterhafte Schilderung des ersten Anblicks von Madras, wie dasselbe dem vom Cap Comorin hersteuernden Reisenden erscheint, als Commentar zu beiliegendem Bilde welches die Stadt von dieser Seite darstellt, mittheilen:

Die glänzenden Gebäude mit ihren hohen stattlichen Wiranden und Terrassendächern; die schlanken weißen Säulen welche sich von dem klaren blauen Äther scharf abheben, und von den breiten Massen des Forts (von St. Georg) umgeben sind; die über eine lange ununterbrochene Küstenlinie hin schäumende und zischende Brandung welcher das Auge so weit es nur reichen kann, folgt; die Mannigfaltigkeit der Boote welche jenseits des Einflusses der Brandung auf der spiegelglatten Fläche der Gewässer, als eben so viele Punkte erscheinen; die Gruppen dunkelfarbiger geschäftigen Gestalten die hier und da am Strande versammelt sind; —

Alles dieses sind Gegenstände vom Fremden nicht mit Gleichgültigkeit zu beschauen, da viele davon auf eine neue Seite in dem großen und mannigfaltigen Buche der Natur hinzeigen.

Die Ausdehnung in welcher die Stadt wenn zuerst von der hohen See aus betrachtet, sich jenseits der Mauern hinzuziehen scheint, gibt ihr einen ebenso unerwarteten als imposanten Anschein ungeheurer Größe. Das niedere sandige Gestade über welches die heftig bewegten Gewässer, unaufhörlich mit einem Getöse und Tumult die man hören und sehen muß um es zu begreifen, hin toben und brüllen, und dem Übersteigen der gefährlichen Schranken die sie der Landung entgegenstellen, ein scheinbar unüberwindliches Hinderniß darbieten; die mannigfaltigen Arten kleiner Fahrzeuge, von der spitzgebauten geschmeidigen Fischerschmacke an bis zum unscheinbaren Katameran; das roh-aussehende Maßulaboot, welches längs der behenden Yacht und dem leichtern Flußkahn schwerfällig dahin plätschert, gewähren nach der Einförmigkeit einer langen Seereise eine überraschende Erholung. Die Rhede von Madras ist zu allen Zeiten des Jahrs plötzlichen und heftigen Stürmen ausgesetzt, und selbst bei der größten Windstille ist das Gewässer dort immer unruhig, ja man hat bemerkt daß längs der ganzen Küste von Coromandel die Brandung während der Windstille am heftigsten ist, ein Umstand dessen Grund noch nicht hat nachgewiesen werden können. Von der Mitte Oktobers an bis um die Mitte Decembers, also zwei Monate lang während welchen Zeitraums der Monsuhn rast, vermag sich kein Schiff auf der Rhede zu halten, und der Eintritt dieser gefahrvollen Periode wird durch das Herablassen, wie der Austritt derselben durch das Wiederaufziehen der Flagge sämmtlichen Schiffen angezeigt. 3.

---

## Der Vögel-Teich am Rio de S. Francisco.

Eine von den drei natürlichen Regionen in welche die Brasilianische Provinz Minas-Geraes, dieses reiche herrliche Alpenland zerfällt, ist das Thal des Rio de S. Francisco, des mächtigsten Stromes jenes ungeheuern Ländergebietes, welcher von seiner in der Serra da Canostra hervorbrechenden Quelle an bis zu seiner Oceanmündung, die Strecke von zwei hundert und siebzig geographischen Meilen durchfluthet, und sämmtliche Nebenflüsse der drei Provinzen Minas, Bahia und Sergipe aufnimmt. Das seinen Namen führende Thalgebiet, eines der größten des Erdkreises, zieht in einer Länge von zwei hundert und sechs und fünfzig geographischen Meilen von der Canostra-Serra, der Geburtsstätte seines Stromes an, nach Nordost und Osten hin. Die bayrischen Naturforscher v. Martius und v. Spix sahen als sie von dem Sertong (Sertao) der Geraes in dieses Flußthal hinabgestiegen waren, den Strom seine spiegelnden Wellen in majestätischer Ruhe vor sich vorüber führen, und statt der dürren blattlosen Waldungen des hochliegenden Sertong sich rings von saftiggrünenden Wäldern umgeben, welche ausgedehnte Fischteiche umsäumen.

Von einem derselben welcher auf beiliegender Tafel dargestellt ist, entwerfen sie folgende Schilderung: „Als wir gegen Abend einen dieser Teiche beschlichen, welch sonderbares Schauspiel stellte sich da unsern Blicken dar. Hunderte von rosigen Löffelgänsen oder Colhereiros standen in langen Reihen längs den Gestaden im Weiher und ruderten mit dem Schnabel emsig umhersuchend langsam vorwärts. Tiefer im Wasser schritten gravitätisch einzelne große Störche, die Jaburus und Tujujus einher, mit ihren langen Schnäbeln die Fische verfolgend. Auf einem kleinen Eilande inmitten des Teiches waren dichte Schwärme von Enten und Wasserhühnern jener amerikanischen Region gelagert, und zahlreiche Kibitze umkreisten im schnellen Fluge die Ränder des Waldes auf der Jagd nach Insekten geschäftig.

Je länger wir das seltsame unendlich-anziehende Schauspiel betrachteten; um so weniger konnten wir es über uns gewinnen, durch einen feindseligen Schuß dasselbe frevelnd zu stören. Die unzählbaren Arten von Sumpf- und Wasservögeln welche hier unbekümmert um einander ihr Wesen treiben, die Mergulhaos, Masericos, Silberreiher, Caraos, verfolgen jede ihre eigene Beute in Insekten und Fischen so wie jegliche von einem andern Feinde heimgesucht wird. Den mächtigen Störchen stellen die großen Adler und die Onzen nach, den Enten und Löffelgänsen die Fischotter, Vielfraße, Tigerkatzen und Geier, allem diesem immer beweglichen Gefieder aber wird die Herrschaft über die abgelegenen Gewässer durch die Kaimans, die Riesenschlangen und den fürchterlich gefräßigen Fisch, die Piranha streitig gemacht. Die Vögel wohnen in der Nähe des Flusses, sie nisten im Schilfe und an sumpfigen Ufern der Teiche, auch auf den überhangenden Zweigen des Alagadisso oder Uferwaldsaums, vollenden ihre Brütezeit während der trocknen Monden, und ziehen wenn die Überschwemmung eintritt nach den höheren Gegenden des Ufers, zum Theil auch, gleich unseren Zugvögeln, gegen die Seeküste hin. Wir haben bereits in einem unserer früheren Blätter die Bemerkung geäußert, daß was diese Vögelteiche am Rio de S. Francisco für Brasilien, die schwimmenden Inseln des Sees von Taguatagua in Chili welcher fast zur Hälfte mit solchen bedeckt ist, für jene Region des mittäglichen Amerika seyn dürften, nämlich der Lieblingsaufenthalt von vielen Vögelgeschlechtern worunter wohl mehrere noch ganz unbekannte, und mithin ein wahres Eldorado für den ornithisirenden Naturforscher. 3.

---

## Das Leben des Seemannes.

(Bruchstück aus den ungedruckten Memoiren Chateaubrlands).

In dem gefahrvollen Leben des Seemannes liegt eine Unabhängigkeit die von der Abwesenheit von der Erde herstammt. Man läßt die Leidenschaften wie das gewöhnliche Thun und Treiben der Menschen, am Gestade zurück. Selbst die Sprache des Matrosen ist nicht die gewöhnliche, sondern ein Idiom wie der Ocean und der Himmel, die Windstillen und der Orkan sie sprechen. Du bewohnst eine Wasserwelt, und wandelst unter Geschöpfen, deren Gesicht, Benehmen, Kleidung, deren ganzes Tichten und Trachten eigenthümlich und ausdrucksvoll sind; sie haben die Rauheit des Seewolfs und die Leichtigkeit des Seevogels. Man sieht auf ihrer Stirne nicht die Sorgen der Gesellschaft, die Falten von denen sie durchfurcht wird



Madras.



Der Vögel-Teich am Rio de S. Francisco.



gleichen denen des eingezogenen Segels, oder den von dem Seehauch gezogenen Kräuseln der Welle. Der Matrose ist leidenschaftlich für sein Fahrzeug eingenommen; er vergießt Thränen des Leidwesens wenn er es verläßt, und Zähren der Wonne wenn er es wieder betritt.

Er hat kein Bleibens bei den Seinigen; nachdem er vielleicht hundert Mal geschworen sich nicht mehr dem treulosen Meere auszusetzen, ist es ihm doch unmöglich desselben zu entrathen, gleich dem Jünglinge der sich den Armen einer ungetreuen und jähzornigen Geliebten nicht zu entreißen vermag. Man findet in den Londoner, Plymouther und anderen Docks nicht selten Matrosen die auf dem Schiffe geboren sind, von ihrer Kindheit bis zu ihrem Greisenalter dasselbe nicht verlassen, die grünende Erde nur von dem Bord ihrer schwimmenden Wiege, die vielleicht auch ihre Bahre werden wird, gesehen haben. In diesem so engen und so weiten Leben unter ewig wechselnden Wolken und über ewig wechselnden Abgründen, gewinnt für ihn alles Leben; ein Anker, ein Segel, ein Mast, eine Kanone sind Personen denen er zugethan und die jede ihre Geschichte haben. In dem Geflügelbehältniß gibt es einen Lieblingshahn den die ganze Mannschaft mit einer Art von Ehrfurcht betrachtet, dieß geschieht weil er während eines Treffens so sorglos gekräht, als wie wenn er sich in dem Hofe einer Meierei inmitten seiner Hennen befunden hätte. Unter dem Verdecke wohnt Mitzchen, mit zebraartig gestreiftem grünlichen Felle, welches mit den Bewegungen des Schiffes so vertraut ist und durch keine seine feste Haltung verliert, es hat zwei Mal die Reise um die Welt gemacht, und sich auf einer Tonne aus einem Schiffsbruch gerettet. Die Schiffsjungen füttern den Hahn mit weingetränktem Zwieback, und Mitzchen hat das Vorrecht wenn es ihm beliebt in dem Wildschur des zweiten Kapitäns zu schlummern.

Der greise Matrose gleicht dem greisen Ackersmanne obschon ihre Arbeiten wie ihre Ernten sehr verschieden sind. Ersterer hat ein umherschweifendes Leben geführt, der andere seine Flur nie verlassen; beide sind aber mit den Gestirnen vertraut, und sagen indem sie ihre Furchen ziehen das Wetter wie die Zukunft voraus; dem einen sind die Heidelerche, das Rothkelchen, die Nachtigall, dem andern der Albatroß, die Möwe, der Eisvogel die weissagenden Nornen. Sie begeben sich am röthlichen Abend jener in seine Hängematte, dieser in seine Hütte, wo beide der Schlaf alsbald umfängt, da kein unruhiges Gewissen ihn verscheucht. Das Schiff an sich schon ist ein Schauspiel; empfindlich für die leiseste Bewegung des Steuerruders, ein Flügelroß gehorcht es der Hand des Lootsen. Die Zierlichkeit der Masten und des Tauwerks, die Leichtigkeit der Matrosen welche sich auf und ab schwingen, die verschiedenen Ansichten unter welchen sich das schwanke Fahrzeug darstellt, es sey daß es geneigt ja überhangend vor einem Gegenwinde lavirt, oder daß es von einem günstigen Hauche getrieben gerade dahin fliegt, alles ist wundersam und gewährt unerschöpflichen Genuß. Bald bricht sich die empörte Woge an den Rippen des Fahrzeugs daß der Schaum weit umher spritzt, bald weicht die friedliche Welle ohne Widerstand vor dem sie durchschneidenden Kiele. Die Flaggen, Wimpel, Segel vollenden die Schöne desselben; die niedrigsten in ihrer ganzen Breite entfalteten Segel runden sich gleich großen Cylindern, die höchsten in ihrer Mitte zusammengedrückt gleichen den Brüsten einer Syrene. Von einem ungestümen Hauch beseelt furcht das Schiff mit seinem Kiele, wie mit einer Pflugschar mit mächtigem Geräusche die Seeflur.

Auf diesem Oceanwege ist das Zusammentreffen zweier Schiffe eines der anziehendsten Abentheuer. Man entdeckt sich gegenseitig mit dem Fernrohr am Saume des Horizonts, fliegt sich einander gegenseitig zu; die Mannschaften und die Reisenden eilen aufs Verdecke; die beiden Fahrzeuge nähern sich, hißen ihre Flagge auf, ziehen die Segel halb ein, und legen sich an einander. Wenn alles stille ist, rufen sich die beiden auf dem Back stehenden Capitäne einander zu: „Der Name des Schiffs? aus welchem Hafen? der Name des Capitäns; wie viele Tage Überfahrt, Länge und Breite? Lebt wohl, weiter!“ Die Mannschaften und die Reisenden beider Schiffe sehen sich stillschweigend an, die einen gehen dahin die Sonne Asiens, die andern die Sonne Europens aufzusuchen, die sie beide sterben sehen wird; man macht sich ein Zeichen des Abschieds aus der Ferne, „Lebt wohl, weiter!“ und wenn das Schiff dem man begegnete, auch dasjenige Cooks oder des Lapeyrouse wäre.

Die Reisenden am Bord eines Schiffs bieten eine von der Mannschaft verschiedene Gesellschaft dar; sie gehören einem anderen Elemente, dem der Erde an. Das Anziehendste, die Blüthe darunter, sind jene aus englischem und indischem Blute entsprossenen Mädchen und Frauen, welche mit der Schönheit Clarissens die Zartheit der Sakontala vermälen, deren man auf den Ostindienfahrern immer welche sehen mag; da knüpfen sich Bündnisse, welche von den würzigen ceylonischen Winden sanft und leicht, wie sie geschürzt wieder gelöst werden! — 7.

---

## Der Charakter der Australischen Ströme.

Flüsse und Ströme welche die weitesten Mündungen oder die zugänglichsten Einfahrten haben, sind in Europa und Amerika gewöhnlich sehr reißenden Laufes, oder wälzen eine so große Wassermasse, daß sie alles was sich ihrem freien Laufe entgegenstellt, zu überwältigen im Stande sind; wogegen andererseits Ströme, deren Kraft sich ehe sie das Meer erreichen vergeudet, beinahe immer eine Barre an ihrer Mündung haben oder da wo sie ihre Gewässer mit denen des Oceans mischen.

Dieser letztere Charakterzug scheint leider allen Strömen Australiens oder wenigstens den uns hinlänglich bekannten eigen zu seyn. Da sie sich von den Gebirgen worin sie entspringen in ein ebenes Land herabstürzen, wo sie auf ihrem Laufe kein Gefälle haben; da sie aus schwachen und unbedeutenden Quellen entspringen, und beinahe ganz von Zu- und Nebenflüssen entblößt sind, so müssen sie natürlich ehe sie die Küste erreichen, wasserarm werden, und entweder in den Meeren und Seen die sich auf ihrem Wege befinden, ganz verschwinden, oder wenigstens dermaßen an der Küste anlangen, daß sie keine reine und schiffbare Mündungen zu bewahren oder die Sandbänke hinweg zu schwemmen im Stande sind, welche die Ebbe und Fluth vor ihnen aufgethürmt.

Es ist ein Charakterzug der westlich von den Küstengebirgen herabfallenden Australischen Flüsse, daß sie in der Nähe ihrer Quellen ein breites Strombette und einen reißenden Lauf haben, gegen welche ihr enger Thalweg und der schleichende Gang ihrer Gewässer weiter unten in der Ebene grell abstechen. In der That können weder der Macquarie noch der Castlereagh als immerwährende Flüsse angesehen werden, und der letztere vorzüglich ist nichts als ein Gebirgsfluß oder Wildbach.

Es gibt zwei Hauptumstände wovon die Größe und die Schnelligkeit eines Flusses unmittelbar abhangen. Der erstere ist die reiche Fülle seiner Quellen, der andere das Gefälle seines Bettes. Wenn ein Fluß nie versiegende Quellen an seinem Ursprunge, und auf seinem Laufe zahlreiche Zu- und Nebenflüsse hat, die sich in ihn ergießen, und zugleich durch ein Land stufenweiser Gefälle fließt, dann kann er nie versiegen; übersteigen aber die Zuflüsse nicht den durch Ausdünstung und Absorption bewirkten Abgang, welchem jeder Fluß unterworfen ist; hängt er bloß von seiner Quelle oder seinen Quellen ab, fällt schnell in ein ebenes Land herab, ohne durch Nebenflüsse vergrößert zu werden, so muß er nothwendig an einem oder dem andern Punkte noch ehe er das Meer erreicht versiegen. Dieß ist der Fall mit den australischen Strömen Lachlan, Macquarie, Castlereagh, Derling u. a. 5.

## Seestücke.

### 1. Der Nebel.

Um die ersten Tage des Aprilmondes pflegt der am Morgen klare Himmel, gegen Nachmittag sich zu trüben und von einem Nebel verdüstert zu werden, der durch das Anschwellen der Fluth noch dichter wird; es scheint dann als wie wenn sich die Gewölke auf den Seestrand hinab gelagert hätten. Oft wird dieser weite schaurige Nebelschleier welcher über die normandischen Strandgegenden ausgebreitet ist, nicht vom leisesten Hauche bewegt und geschürzt, und die aus der hohen See zurückkehrenden Austernbarken würden scheitern, wenn ihnen das dann allüberall ertönende Glockengeläute nicht die Nähe des Gestades verkündete. Das Schauspiel welches der Strand in einem solchen Augenblicke darbietet ist wahrhaft seltsam; denn die Boote deren mövengleiche Segel durch das Dunkel schimmern, scheinen in Folge einer Art von Spieglung an der Himmelsveste zu schiffen. Lieblich sind jene Stunden der Heitre, wo die See an einem lauen Frühlingsmorgen, lächelnd, wollüstig sich wiegend, mit dem Gestade kost; in ihren Wellen nur Küsse, in ihrem Murmeln nur in Entzücken hin sterbende Seufzer demselben zusendet, und gleich einer titianischen Venus auf ihrem Lager von Algen und Valisnerien schlummert; herrlich sind jene Tage des Zorns wo sie mit dem wuth- und wollustschnaubenden Nordwest ringend, das melodische Kußgeflüster ihrer Maienmorgenwellen zum Donnergetön fregattenzerschmetternder Wogen anschwellt, wo sie ihre Tausende von mähnengleichen Schaum-Flechten entsetzlich schüttelnd, einer rasenden kindermörderischen Medea gleich erscheint.

Vor allem anziehend aber sind jene ihre Nebelstunden; wenn die Baien wie vom Alp gedrückt unruhig zu träumen scheinen, jene Nebelscenen zur Zeit der zurückkehrenden Fluth, wenn die Barken-Flottillen gleich Flügen wilder Gänse, die über die Wellen hinschweben den Port zu gewinnen streben, die Seele theilt alsdann die Melancholie welche die ganze Atmosphäre athmet; dieser zweifelhafte schaurige Dämmerschein, dieses abentheuerliche Zwielicht bricht sich in den Gedanken, den Empfindungen wieder, die Wirklichkeit fleucht, das Reich des Traums beginnt.

W.

## Miscelle.

### Die indischen Bajaderen oder Dewedaschis.

Die Bajaderen, die zum Gottesdienste in den ostindischen Pagoden verwendeten Tänzerinnen, sind, was Namen und Bestimmung anbelangt, in Europa hinlänglich bekannt, dagegen aber macht man sich von ihrer Schönheit, ihren Reizen, wie es scheint, viel zu hohe Begriffe. Man hat immer zu sehr die Priesterinnen Terpsichoren's vor Augen, welche öfters unter diesem Namen auf der Bühne in Europas Hauptstädten erschienen, und alles vereinten, was Jugend, Schönheit und vollendeter Tanz Reizendes darbieten. Die Bajaderen dort tanzen freilich auch in der Pagode und bei den Prozessionen, die zu Ehren des Wischnu oder eines andern Gottes angeordnet werden; ihr Tanz ist aber kein europäischer; ihr Kostüm nicht das, was dem Auge eines Europäers gefällt. Es läßt sich nichts geschmackloseres denken, als die Kleidung dieser Tänzerinnen. Sie erscheinen in weiten, seidenen Beinkleidern, die bis an die Knöchel gehen; in einem Gewande, das enge, lange Ärmel hat, sehr kurz ist, aber den weitesten Reifrock übertrifft, mithin alle Grazie der Bewegung, alle Schönheit des Körpers verhüllt. Gewöhnlich ist dieß Oberkleid von Musselin, blau oder roth, oder orangenfarbig. Der Kopf macht sich am besten, er ist in einen Sawal gehüllt, dessen Enden herab auf die Achseln hängen und sich dann um den Leib kreuzen. Kurz die Tänzerinn gleicht eher einer egyptischen Mumie als unserer Taglioni oder einer ihrer Nebenbuhlerinnen. Die erste oder Solotänzerin steht in der Mitte; hinter ihr die Musikanten, welche ein Paar violinähnliche Instrumente, ein Paar Becken oder Tamburins und einige Cymbeln spielen. Zu ihnen gesellen sich noch einige Sängerinnen. Die Melodie der Lieder, welche sie anstimmen, wäre gar nicht so übel, aber die Art, wie man sie herausschreit, wie man sie mit Grimassen begleitet, zerreißt das Ohr. Daß man ein Wort verstehen könnte, ist ganz unmöglich. Eine Art des Tanzes verlangt, daß die Tänzerin ihr weites Gewand empor hebt. Dann sieht sie aber noch häßlicher aus, selbst wenn sie an sich recht hübsch ist. Den Europäer fesseln daher weniger die Tänze, als die feurigen, herausfordernden Blicke der Tänzerin, und staunend sieht er, daß sie fast nicht zu ermüden sind. Oft können sie eine ganze Nacht hindurch Kräfte dazu finden. Am Morgen scheinen sie noch so frisch wie unsere Damen, wenn sie eben erst Abends auf den Ball gehen wollen *). 10.

*) Indessen fehlt es nicht an Schriftstellern, welche diese Bajaderen ungleich reizender schildern, z. B. Raynal in seiner Histoire des Indes, Victor Jacquemont, der sie über die Operntänzerinnen von Paris setzt.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.
Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

16.] Der Gipfel des Sinais. — Das Grabmal des Aaron. — Das Henek-Thal bei Wadi Utir. [1834.



### Die Basken.

„Geographisch und Historisch bilden die Basken ein fast abgeschlossenes abgesondertes Ganzes. Gewiß mächtig und weit verbreitet innerhalb der Pyrenäen, hat man, meines Erachtens, keine sicheren Spuren, daß sie außerhalb denselben vielleicht gleichfalls eine wichtige Rolle gespielt haben. Alles was sie je groß und wichtig gemacht hat, hinter sich erblickend, ist der Untergang ihrer Volksthümlichkeit und selbst ihrer Sprache in Kurzem beinahe mit Sicherheit vorauszusehen. Der jetzigen Kleinheit des Völkchens ungeachtet, hat sich die Sprache fast in eben dem Umfange von Wörtern und Formenverschiedenheiten erhalten, den sie ehemals besessen haben mag. Schon die in wunderbarer Reinheit unverändert gebliebenen und größtentheils leicht verständlichen Orts- und Familiennamen haben viele, dem jetzigen Sprachgebrauch mehr oder minder fremde Wurzeln aufbewahrt. Denn da jeder einzelne Meierhof seine eigene, von seiner Lage, oder den ihm umgebenden Bäumen und Pflanzen hergenommene Benennung trägt, so wird dadurch das ganze Land zu einer lebendigen Sprachurkunde.

Die Baskische Sprache an sich selbst von einem höchst wunderbaren und eigenthümlichen Bau, trägt offenbar das Gepräge an sich, daß sie sich in den frühesten Zeiten von ihren Schwestern schied, nachher in dem Munde vieler und zahlreicher Völkerschaften war, und endlich nach und nach so sehr in wenige einsame Gebirgsthäler zusammengedrängt wurde, daß die große Zahl ihrer mannigfaltigen Formen und Zeichen, außer allem Verhältniß mit der geringen der Familien steht, welche sich ihrer bedienen.“

Wilhelm von Humboldt,
im Jahre 1812 *).

Das Land der Basken ist unter allen Ländern, unter allen den so mannigfaltig verschiedenen Völker- und Volksstämmen welche Europa bewohnen, unwidersprechlich dasjenige, welches den meisten Anspruch auf die Betrachtungen des Denkers, auf die Untersuchungen des Geschichtsforschers hat. Sitten, Gebräuche, Charakter, Sprache, ja die Physiognomie jener merkwürdigen Gebirgsbewohner, ihre malerischen Stellungen, ihre edlen geschmeidigen Bewegungen stempeln sie zu einem eigenthümlichen von allen andern verschiedenen Volke, dessen Sprache eine Ursprache, dessen Geschichte edel und großartig wie es selber ist. Und dennoch kennt die Welt, kennen die meisten Zeitungsleser dasselbe kaum von einer andern Seite als von seiner sprüchwörtlich gewordenen Unermüdlichkeit im Gehen und Bergsteigen, und unsere tanzliebenden schönen Leserinnen allenfalls durch den feinen Namen führenden anmuthigen Tanzschritt (pas basque).

Und doch verdienten sie, diese heldenmüthigen Abkömmlinge eines ausgewanderten Heldenvolkes, allgekannt und allgefeyert zu seyn; sie, deren Altvordern in einer grauen Vorzeit freywillig den theuern Heimathsboden verließen, um die Knechtschaft und die Ketten zu fliehen die ihnen ein hochmüthiger und wilder Sieger bereitet hatte; die mit den Waffen in der Hand, die im Vergleich zu ihrem Dränger ihnen minder wild erscheinenden Pyrenäen durchzogen, und sich in jenen abgelegenen Thälern niederließen, die seit beinahe dreizehn Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag ihre Sitze bilden, wo sie ihre edle Unabhängigkeit, ihre ihnen über alles theure Verfassung, ihre alten Gerechtsame und Satzungen treu bewahrt haben, und jetzt in diesem Augenblicke neuerdings das Schwert für deren Vertheidigung gezogen haben!

In den wilden Thalschluchten der Pyrenäen verborgen, wo die Gallier, die Franken und die Saracenen stets vergebens mit ihnen anbanden, sind sie

*) Siehe deutsches Museum, herausgegeben vom Friedrich Schlegel 1ster Jahrgang, 12tes Heft.

Die von demselben tiefsinnigsten und umfassendsten unter den jetztlebenden Sprachforschern und Sprachenkundigen, dem Bruder Alexanders von Humboldt, im Jahre 1817 als Beilage zum Mithridates erschienene Schrift über das Baskische, und das im Jahre 1821 von demselben herausgegebene größere Werk, „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der Baskischen Sprache“ dürfen wir als bekannt voraussetzen. Freyherr Wilhelm von Humboldt, k. preußischer Staatsminister, welcher sich schon durch seine Aufsätze in den Schillerschen Horen als ein geistreicher Denker zeigte, hat seit ungefähr anderthalb Jahrzehenden in einer Reihe gediegener sprachphilosophischer Abhandlungen und Monographien, worin die überraschendsten Aufschlüsse über die Natur, den Organismus und das Leben der Sprache überhaupt und über den Bau und die innern Beziehungen der mannigfaltigsten und schwierigsten Sprachenfamilien, wie einzelner Sprachen des Erdkreises insbesondere ertheilt worden sind, die Sprachphilosophie mächtig gefördert. Eine kurze, aber ungemein anziehende Schilderung seiner Reise in den Baskischen Landschaften, welche der Anlaß zu seinen spätern Arbeiten über das Volk und die Sprache der eben jetzt wieder in der spanischen Thronerbfolge-Angelegenheit eine so bedeutende Rolle spielenden Basken wurde, ist wenn wir nicht irren in den Geographischen Ephemeriden von 1799 oder 1800 erschienen.

D. Herausg.

lange Jahrhunderte hindurch den Beobachtungen der Forscher wie dem Schwerte der Eroberer entgangen. Rings um sie her haben die Völker oft ihre Sprache und Gesetze geändert, sie bewahren noch heute ihren Charakter, ihre Sprache, und ihre Gesetze die ihnen vor drei Jahrtausenden eigen waren. Bei ihnen hat Alles den Jahrhunderten widerstanden, und man möchte sagen, daß sie hinter ihren Bergen ein Asyl gegen die Zeit wie gegen die Zwingherrn gefunden haben.

Es ist eine herrliche und großartige Arbeit die Geschichte dieses Volkes so zu schreiben, wie J. v. Müller die Geschichte des einst in mancher Hinsicht ihnen verwandten Schweizervolkes geschrieben hat, und mit dieser Arbeit ist eben ein junger talentvoller Gelehrte beschäftigt, welcher darauf stolz ist diesem edlen Volke durch die Geburt anzugehören.

Von Klodwig bis auf Dagobert raubten die Waffenthaten, die Siege, die Eroberungen der tapfern Basken mehr als einem Könige von Frankreich den Schlaf!

Waren sie es nicht die von den Franken zu Hülfe gegen die Vandalen herbeigerufen wurden? sie es nicht, welche die Mauren überwanden und aus der Halbinsel vertrieben, und würden die Spanier ohne ihre Hülfe sich wohl je von deren Joch befreit haben? Die Basken waren es welche Karl den Großen schlugen, ein Baske fällte den allgefeierten unüberwindlichen Roland, und der Namen dieses Rolandtödters ist noch heute auf seinem Leichenstein im Kloster zu Ronceval zu lesen.

Wie anziehend muß es seyn die so vielfältigen Beziehungen und Wahlverwandtschaften zwischen dem Geist und Charakter dieses Volkes, seiner Geschichte, seiner ehemaligen und jetzigen Wohnsitze, und seiner Sprache aufzusuchen, die gleich dem Pik von Teneriffa einsam und vereinzelt unter allen den Zügen, Ketten und Gruppen von Idiomen steht; die sich so wundersam allen Gegenständen und Verhältnissen anschmiegt, Majestät mit Anmuth, Reichthum mit Präcision paart, und zur Beschaffung des vielverschlungenen Gewebes des lebendigsten und mannigfaltigsten Gesprächs geeignet ist. So ist auch der schlichte baskische Landmann mit einem feinen Takt und einem sichern Urtheil begabt, überall an seinem Orte, zu allem anstellig, durch nichts in Verlegenheit zu bringen; sein edel-stolzer und unabhängiger Charakter offenbart sich in seiner Redeweise, deren Art mit derjenigen der allgemeinen Sprache seines Vaterlands aufs innigste verschwistert ist. — Eine solche Untersuchung kann aber nur auf dem Grunde einer genauen und allseitigen Erforschung der Pyrenäen in geographisch-naturhistorischer Hinsicht einerseits und in archäologisch-historischer Hinsicht andererseits geführt werden; eine gründliche Kenntniß der historischen Thatsachen, der Sitten und Überlieferungen, der mythischen Wesen welche noch heutzutage jene Gebirge bevölkern, ist dazu erforderlich. Drei verschiedene Völkerschaften haben nach und nach ihre Mythen und Gottheiten in jene Alpenwelt eingeführt; Phönizier, Celten oder Iberier oder Cantabrier und Griechen, sind dort auf der erhabenen Gränzlinie zweier Welten zusammengestoßen, und ihre Gottheiten haben sich verbrüdert. Spuren dieser mannigfaltigen mythischen Traditionen haben sich bis jetzt bei der Bevölkerung der Pyrenäen erhalten. Eine solche historische Übersicht der Mythologie der Pyrenäen, verfaßt von einem bei oder zu Toulouse sich aufhaltenden französischen Gelehrten Namens, Dumége, welcher mit Abfaßung einer Archäologie des Pyrenäengebirges beschäftigt ist, wird mit den Gegenstand eines späteren Artikels über das Volk der Basken ausmachen.

Einstweilen wollen wir eines alten schlichten baskischen Landmanns erwähnen, dessen Name wohl in keinem von unsern Conversations-Lexicons, Biographien von Zeitgenossen u. dgl. vorkommt, und dennoch überaus merkwürdig und erwähnenswerth ist:

Don J. J. de Iztueta

in der baskischen Landschaft Guipuzcoa, welcher seinem eigenen Geständnisse zufolge kaum seinen Namen schreiben kann und keiner andern Sprache als seiner guipuzcoanischen Mundart (welche einen von den drei Dialekten des Baskischen ausmacht) mächtig ist, trat im Jahr 1824 mit einem Werke über die uralten Lieder, Sangweisen und Tänze seines Vaterlands auf, welche dem geheiligten Herkommen zufolge alle, auch die ernsthaftesten und bedeutsamsten Akte des öffentlichen und Privatlebens begleiten, wovon jedes Lied seine eigene Melodie oder Sangweise, jede Sangweise ihren eigenen Tanz, und jeder Tanz seine eigene Ceremonie hat, welche irgend eine glorreiche That oder einen anziehenden Vorgang zu verewigen, die öffentlichen und häuslichen Tugenden der Altvordern zu feiern bestimmt ist.

Dieses Werk wovon im Jahr 1828 der zweite und wie wir glauben der letzte Band erschienen, ist in der guipuzcoanischen Mundart des Baskischen abgefaßt und zu San Sebastian herausgekommen. Der Titel welchen wir der Merkwürdigkeit halber anführen wollen lautet wie folgt: Guipuzcoaco Dantza Gogoangarrien Condaira, euscaldun anciñia anciñaco, ta ara ledabicico etorquien tra etc. (Geschichte der alten guipuzcoanischen Tänze u. s. f.)

Iztueta welcher einer der im Baskenlande berühmtesten Barden seines Volkes ist, äußert in zwar schlichten aber feurigen und begeisterten Worten seine tiefe Wehmuth darüber, daß die Sitten und Gebräuche des übrigen Spaniens allmälig in sein Vaterland welches bisher seine altangestammte Art und Weise so treu bewahrt hatte, einzudringen anfingen, die Lieder und Melodien welche seit grauen Jahrhunderten sein Volk in allen seinen Leiden und Freuden aufgerichtet und begleitet haben, würden durch fremde verdrängt.

„Wer möchte, sagt er, nicht lieber unsere vaterländischen „Zorcicos“ (Versmaaße) hören, welche mit den ihnen angemeßenen und entsprechenden Worten geziert sind?“

„Wenn der Klang des Tamburins die Worte begleitet, dann werden die Tänzer welche dieselben vernehmen, von dem Sinn und Gefühl die selbe athmen, begeistert; wer möchte aber durch Weisen, welchen keine Worte oder die dunkeln unverständlichen einer fremden Zunge beigegeben sind, begeistert werden, und wenn ihr musikalisches Verdienst und andere Schwierigkeiten ihrer Ausführung noch so groß wären?“

In dem erwähnten Werke werden nun sechs und dreißig alte Volkstänze oder Tocatas der Landschaft Guipuzcoa aufs Genaueste beschrieben; die Melodien sind in Noten die nach einer neuen Methode gestochen worden, angegeben, und die mitunter theils

allzu satyrischen, theils zu erotischen Liedertexte, aufs Treueste, so weit als es die Censur erlaubte, abgedruckt.

Als Probe eines Zórcicos oder einer guipuzcoanischen Stanze wollen wir folgende im Original mittheilen, deren Übersetzung gegen das Original sich nicht einmal wie die Kehrseite des Teppichs zur rechten Seite desselben verhält:

| | |
|---|---|
| Nere maite polita<br>Nola cera bici?<br>Zortci egun onetan<br>Etzaitut icusi.<br>Uste det Zabiltzala<br>Nigandic iguesi<br>Ezdirazu ematen<br>Atsecabe guichi. | Mein holdes Mädchen, sag', was ist mit dir vorgegangen?<br>Acht Sonnen sind untergegangen seit ich diese lieben Züge gesehen;<br>Ach mich quält der Gedanke, daß du meine Arme scheuest; wie magst du aber einen von deinen Reitzen so Bestrickten mit Kummer überhäufen? W. |

## Das Neueste über die Nil-Gerri's,

oder die Blauen Berge von Coimbatur zwischen Coromandel und Malabar in der vorderindischen Halbinsel Dekan *).

„Das tropisch-heiße und schwüle Klima von Bengalen und des heißen Hindostan überhaupt, erzeugt in den europäischen Constitutionen, die seinem Einfluße eine Reihe von Jahren ausgesetzt sind, die nachtheiligsten Wirkungen, wie Fieber- und Leber-Krankheiten, Ruhren, Spleen, und andere hartnäckige Übel, die bisher nur durch die Versetzung in ein heimisches Klima, also durch die längere oder kürzere Rückkehr nach Europa geheilt oder doch gemildert werden konnten. Einen Repräsentanten des Europäischen Klima's in größerer Nähe, z. B. am Vorgebirge der guten Hoffnung (auch auf Madeira) wie dieß schon seit früherer Zeit erkannt war, zu treffen, ist immer erwünscht gewesen, aber in Indien selbst solche Stationen aufzusuchen und zu finden, dies Verdienst war nur der wissenschaftlichen Meteorologie und der umsichtigen Benutzung ihrer Ergebnisse über mittlere Temperaturen, Jahrszeitenwechsel, Luftdruck, Vegetationsverhältnisse u. s. w. in der physico-medicinischen Praxis vorbehalten. Man war so glücklich, selbst unter den subtropischen und tropischen Gebirgslandschaften des Hindostanischen Festlandes solche Repräsentanten des gemäßigten Europäischen Klimas auszumitteln, die wirklich alle Vortheile vereinigen, um die Wiederherstellung des gestörten menschlichen Organismus mit ziemlicher Sicherheit herbeizuführen, und in Zeit von wenigen Monaten die köstliche Gabe der Gesundheit zurück zu erstatten, da früher bei einer nach Europa zurückführenden Reise gewöhnlich mehrere Jahre verwendet werden mußten, um das gleiche Ziel zu erreichen."

„Das erste Sanatarium oder Kur-Station wurde im Süden von Dekan für (die Presidentschaft) Madras eingerichtet, und liegt zwischen Coromandel und Malabar auf den reitzenden Plateauhöhen der Nil-Gerri-Berge am Süd-Ende der Ghat-Kette, zwar dem Äquator sehr nahe, unter 11° N. B., aber zwischen 8 bis 9000 Fuß Meereshöhe in einem Mitteleuropäischen Frühlings-Klima, und ist schon durch sein reineres kühleres Luftbad, gleich andern berühmten Wasserbädern seit einem Jahrzehend ein Heilort für viele Unglückliche geworden."

Carl Ritter.

Wir haben vorstehende Stelle aus dem unvergleichlichen Werke des berühmten Schöpfers der vergleichenden höheren Erdbeschreibung, folgenden neuesten Mittheilungen über die Nil-Gerri's in der Absicht vorausgeschickt, um unsere Leser über die hohe Bedeutung und Wichtigkeit der erst seit einem Lustrum entstandenen und bis vor Kurzem noch so unbekannten großen Indischen Sanatarien oder Kur-Stationen zu orientiren, für welche wir in der achten Lieferung des Bilder-Magazins, wo die im Mittelgebirge des Gherwal-Himalaya zu Landur befindliche Kur-Station geschildert wurde, den Namen Kur-Alpen vorgeschlagen haben. Die Nil-Gerri's sind vor anderthalb Jahren ungefähr von dem Freiherrn Karl von Hügel aus Wien in botanischer Hinsicht bereist worden, und die Beschreibung seiner Reise, wenn sie wie man hoffen darf nach seiner Zurückkunft dereinst erscheinen sollte, dürfte einen Schatz von Bemerkungen und Angaben auch über diese einstimmig als ein Eldorado für den Naturforscher geschilderten Indischen Alpengauen enthalten. W.

* * *

Die Entdeckung der Nil-Gerri's, wie man sich füglich ausdrücken darf, ist eine der merkwürdigsten geographischen Thatsachen dieses Jahrhunderts, und gewährt einen neuen Beweis von der fast unglaublichen Gleichgültigkeit womit die unermeßlichen Länder Indiens bisher von England behandelt worden sind, so wie von der Unkenntniß von deren Schätzen und Hülfsquellen, die in neuerer Zeit namentlich von dem trefflichen Heber in einem seiner Briefe gerügt worden sind. Vom Jahre 1799 an bis 1819, also zwei Jahrzehende hindurch, lagen diese herrlichen Alpengauen vor den Augen aller der brittischen Behörden der Provinz Coimbatur; die ostindische Compagnie bezog durch einen eigenen Tschitty oder Steuereinnehmer die Gefälle derselben, welche in die Kasse des General-Einnehmers der Provinz floßen; von dem Gebirgslande aber, diesem wahren Indischen Eden, oder Elysium oder welchen Paradiesesnamen man ihm immer und zwar mit Recht beilegen mag, war nicht das Mindeste bekannt. Nachdem die ostindische Compagnie sich wie gesagt bereits zwanzig Jahre lang im Besitz der Nil-Gerries befunden hatte, geriethen zwei englische Civil-Beamte bei der Verfolgung eines Verbrechers welcher aus dem Tieflande durch den Paß von Danaynkeucottah ins Gebirge entflohen war, zufällig dahin, und waren über die unnennbare Schönheit und Milde dieser Alpengauen so entzückt, und machten bei ihrer Zurückkunft ins Niederkand eine so einladende Schilderung davon, daß sich der Einnehmer der Provinz bald darauf oben ansiedelte und zehn Jahre hindurch dort wohnte. Während dieses Zeitraums wendete er alles an, um die einander gefolgten Statthalter der Präsidentschaft (Madras) dahin zu bewegen, diesen Gebirgsgegenden einige Aufmerksamkeit zuzuwenden; seine Bemühungen waren aber vergeblich, und erst um das Jahr 1829

*) Wir beginnen mit dieser Mittheilung, die uns erst jetzt durch die Erscheinung des Jervis'schen Werkes: Narrative of a journey to the Falls of the Cavery, with a historical and descriptive account of the Neilgherry Hills, London 1834, möglich gewordene Erfüllung des Versprechens, welches wir in der 8. Lieferung dieses Blattes in dem Artikel: „Bilder und Skizzen aus Ostindien" unsern Lesern gegeben haben.

wo Hr. S. R. Lushington die Statthalterschaft von Madras übernahm, hatten seine Vorschläge den gewünschten Erfolg.

Wenn man von den Ufern des Bhavany-Flußes, welcher die Nil-Gerri's beinahe rings umfluthet, durch den Kunur-Paß das Gebirge hinan steigt, bieten sich dem aus dem hindostanischen Tieflande kommenden Wanderer Scenen dar, die man sehen muß, um sich von dem wirklichen Vorhandenseyn so zauberischer Landschaften überzeugen zu können. Links gähnt ein ungeheurer Abgrund, über welchem die Ulakel-Alpenkette zu der schwindelnden Höhe von sechs Tausend Fuß hinauf ragt. Der Paß ist allenthalben wo die Felsen nicht zu steil und abschüssig sind, reich bewaldet, mit Ausnahme einiger Stellen welche von den Carumbers, einem in den benachbarten Wäldern wohnenden kleinwüchsigen Volksstamme gelichtet, und da die wilden Elephanten der Höhe halber nicht dahin gelangen können, mit einer hirseähnlichen Getreideart angebaut worden sind. Ein prachtvoller Wasserfall welcher ungefähr von der Mitte des Abgrunds hinabstürzt, vollendet die Erhabenheit der Scene.

In den am Fuße der Nil-Gerri's gelegenen Dschengeln streifen zahlreiche Elephantenheerden umher, gegen welche häufig große Jagden angestellt werden. Die Regierung hat von Tschittagong wo die geübtesten und berühmtesten Elephantenjäger zu Hause sind, eine Anzahl kommen lassen, um die Gebirgsbewohner in diesem Waidwerke unterweisen zu lassen, worauf sie wieder nach Hause kehrten. Die durch sie eingeführte Jagdweise ist folgende:

Sobald als von der Malabarseite her eine Elephantenheerde erscheint, wird der Darogah oder der Vorstand der Elephantenjäger von den Melsas, einem nur in den dichtesten Dschengeln hausenden wilden Volksstamme, welcher eine außerordentliche Gewandheit und Übung in der Auffindung und Verfolgung der Elephanten-Spuren und Pfade besitzt, die sich unverbrüchlich immer längs des Fußes der Gebirge nach Maißur (Mysore) hinziehen, von ihrem Erscheinen unverzüglich unterrichtet.

Die Heerde wird hierauf sogleich von ungefähr drey hundert Ryots in der Ferne umzingelt, wobei stets Bedacht darauf genommen wird, den Elephanten einen Überfluß an Wasser zu lassen, ohne welche Vorsorge es unmöglich wäre ihr Durchbrechen der rings um sie gezogenen Linien zu verhüthen.

Gegen zwei hundert Teichgräber bereiten sodann das Kupum oder den Umkreis in welchen die Thiere getrieben werden und der meist im tiefsten Dickicht des Dschengels angelegt wird. Dieser Umkreis besteht aus einem runden Platze welcher von einem acht Fuß breiten und neun Fuß tiefen Graben umgeben ist, hundert Klafter im Diameter hält und zu welchem der im Dickicht vorkommende betretenste Elephantenpfad den Eingang bildet. Um die Elephanten auf diesen Pfad zu leiten, wird die ganze Strecke von der Gegend wo sie sich befinden bis zu dem Pfade hin auf beiden Seiten mit einer starken Hecke eingezäunt, welche die Elephanten nicht zu durchbrechen vermögen, diese eingezäunte Strecke heißt Kei-Kupum. Wenn alle diese Arbeiten ins Werk gesetzt sind, worüber stets ein Monat oder noch mehr Zeit verstreicht, werden die Polygar-Häuptlinge des Bezirks welche verpflichtet sind bei solchen Gelegenheiten Beistand zu leisten, aufgeboten; diese und ihre Leute treiben nun die Elephanten mittelst Racketten u. dgl., in den erwähnten Umkreis, an dessen Eingange hierauf zwei Holzstöße angezündet werden; unter dem Schutze des Feuers welches die Thiere scheuen, vollenden sodann die Teichgräber den obenerwähnten breiten Graben. Die armen Elephanten werden nun zwei bis drei Tage lang ohne Nahrung gelassen, ein Mittel welches wenn man den Zustand des Elends kennt, in welchen der Elephant auch nur durch einen tagelangen Hunger, ja sogar durch eine nicht hinlängliche Nahrung versetzt wird, wahrhaft barbarisch genannt werden muß; ein Theil des Grabens wird sodann ausgefüllt, und acht bis zehn zahme Elephanten hineingeführt, um die widerspenstigsten und ungeberdigsten von der wilden Heerde in Schach zu halten; den andern gelaßnern werden von den Mahuts und Katmahuts die Beine zusammengebunden, und die Thiere mit einem dicken Tau an starke Bäume festgebunden, deren auf den zu einem Kupum auserwählten Waldplätzen stets viele vorhanden seyn müßen. Nachdem die ganze Heerde in Gewahrsam gebracht worden, werden die Thiere einzeln je von zwei zahmen in die Mitte genommen und hinaus geführt, abermals an starke Bäume festgebunden und daselbst mit ihren Mahuts die ihnen zusingen, ihnen liebkosen, und sie zu begütigen suchen, einige Zeit gelaßen, bis sie gefügiger geworden, und sodann nach Coimbatur gebracht werden. Dort verbleiben sie so lange bis die durch die Stricke verursachten Wunden an ihren Beinen geheilt sind, worauf sie zum Vortheil der ostindischen Compagnie öffentlich versteigert werden.

(Die Fortsetzung folgt).

## Schilderung der im Jahre 1830 stattgefundenen Reise des Grafen Leon de Laborde durch das steinige Arabien.

(Fortsetzung *).

Jeder machte sich nun auf seinem Kamehlsattel zurecht, und ordnete seine Sachen, wie man sich in einer Schiffskajüte einrichtet; denn vorzüglich bei dem ersten Aufbruch zu einer Reise durch die Wüste, und nach der Weise wie man sich auf seinem Kamehle einrichtet, ermißt man die tiefe Wahrheit jener so alten Vergleichung des Kamehles mit dem Schiff, der Wüste mit dem Meere, einer solchen Reise mit einer längern Seefahrt. — Die Minarets von Kahira, seine Kuppeln und Palmen zitterten bereits in der Gluth der Atmosphäre vor unseren Blicken, die Gräber zeigten sich seltener, die Wüste begann die Bauten der Menschen und ihre mit so vieler Mühe und so geringem Nutzen bebauten Gefilde zu verschlingen. Die Einöde erschien in ihrem ernsten Stillschweigen; doch lag noch Materieh zu unserer Rechten. Dieser Schauplatz aller erdenklichen Arten von Unzucht ist ein unter der besondern Aufsicht des Uali stehendes Dorf, dessen Haupteingang Kahira gegenüber liegt. Die Umgegend wimmelt von Besuchern und Neugierigen welche durch die allerschändlichste Unverschämtheit herbeigelockt werden. Gewöhnlich verbirgt sich das Laster, und bewohnt die düstersten Gassen, die ab-

*) Siehe Nr. 14.

gelegensten Orte; hier dagegen zeigt es sich unverholen im hellen Sonnenglanze, allein in der Einöde, abgeschieden aber ohne Hehl und ohne Scham. Diese Kloake welche das die Städte Sodom und Gomorrha betroffene Schicksal in noch höherem Maaße verdiente, scheint wie aus Hohn sich so nahe bei jenem alten Tempel von Heliopolis zu befinden; denn die Trümmer jenes erhabenen Monumentes, welche nur noch aus einigem Mauerwerke und dem mehrfach (in dem großen Werke über Ägypten, in Clarke, Turner u. m. a.) abgebildeten Obelisken bestehen, liegen links mitten unter Palmen.

Rechts zieht sich eine große Ebene bis zu den schwachen Ausläufern der Gebirgsketten von Mokattam hin; ein durch den letzten Wüstenwind (Samum) geebneter Platz diente einigen Türken von altem Schrot und Korn zur Arena ihrer Übungen im Werfen des Dschirids. Die alte malerische Tracht die sie zum Hausgebrauch und zu ihrer Erholung wieder angelegt hatten, nachdem sie bereits dahin gebracht waren, vor dem Pascha in der von ihm eingeführten neuen unbequemen und unschönen zu erscheinen, hob sich von der eintönigen Färbung der Sandgegend deren Einsamkeit durch ihre Übungen belebt wurde, auf pittoreske Weise ab.

Wir wendeten uns nördlich von Changa nach einem jener Lager der Stämme der Wüste, die um die Jahrszeit worin wir uns befanden an die Gränze von Ägypten zu kommen pflegen, um ihre Heerden allda zu weiden. Wir wurden von dem Scheich der Waled Said prächtig bewirthet, und kauften bei ihnen für einen Theil der Reise Bohnen, Getraide und Reis ein. Man findet in den Berichten der alten Pilgrime wie in denen der Reisenden die ihnen in dem Zuge durch diese Landschaften folgten, den Brauch bei diesen Lagern Halt zu machen, und sich mit Mundbedarf zu versehen; denn ein Theil der Reise durch das steinige Arabien, derjenige welcher nach dem Sinaï hinführt, ist schon seit geraumer Zeit ein abgedroschener Weg, obschon sie im Vergleich gegen andere noch mehr bereiste Gegenden immer als eine abentheuerliche Ausflucht gelten mag.

Wir brachten die zweite Nacht auf dem freyen Sande liegend zu, und erblickten beim Erwachen die Minarets und Palmenkronen von Belbeis am Saume des Horizontes, von den Stralen der Morgensonne leise vergoldet. Die Nacht war kalt gewesen; der schnelle Trab unserer Dromedare verlieh uns wieder einige Wärme und Geschmeidigkeit, und brachte uns bald an die Ufer des Kanals welcher vormals den Nil mit dem rothen Meere verbunden hatte.

In dieser Gegend angelangt befanden wir uns auf dem Schauplatze einer der rührendsten Episoden der heiligen Schrift; in der Provinz Goßen wo das Wiedersehen des Vaters und des Sohnes, Jakobs des Patriarchen, des Scheichs eines Volksstammes, mit Joseph dem Minister, dem Gebieter von Ägypten stattfand; doch wer fände Ausdrücke zur Schilderung derselben die rührender wären als die der heiligen Schrift!

Wir werden nun indem wir gen Sues ziehen den Weg einschlagen den die Kinder Israels in der Wüste nahmen; wir werden ihnen bis in das gelobte Land hin folgen, dieses so ersehnte Ziel eines schwierigen Unternehmens, und Schritt für Schritt die Klagen erneuern die ihnen die Entbehrungen der Wüste erpreßten, ihre Freudenbezeugungen bei dem Anblick einer Quelle oder einer Palme, mit Einem Worte alle jene Eindrücke welche der Reisende noch heutzutage mit ihnen theilt. Eine von dem Gewässer unterhölte und mit tiefen Kamehltrittspuren besäte Sandpläne zieht sich südlich von den durch Sanddünen bezeichneten Spuren des ehemaligen Kanals hin.

Während der Nacht hielten wir einer um den andern Wacht, denn wir hatten in der Entfernung Lagerfeuer wahrgenommen.

Die Sonne tauchte schon am Saume des Horizontes empor, als die Kamehle die Wüste von dem Klagegeschrei ertönen ließen, welches sie dann wenn sie wieder beladen werden, immer ausstoßen; lange Stralen eines frostigen Lichtes warfen den Schatten der Thiere und Menschen in die Ferne, während jeder sein Gepäck auf sein Kamehl legte und sich indem er ein Knie auf den Sattel setzte von demselben empor heben ließ. So ist der morgendliche Aufbruch, eine so lebendige Erinnerung an jene Züge in der Wüste.

## Sues.

Der Trab unserer Dromedare brachte uns bald Angesichts von Sues. Man gewahrt diese Stadt schon von Weitem, und obschon ich an den kahlen Anblick der Wüsten schon gewohnt war, versah ich mich doch nicht des Schauspieles welches dieser Hafen und diese berühmte Stadt darbieten die als Rast zwischen zwei Welten, als Schleuße zwischen zwei Meeren dient. Ein sanfter Abhang der sich bis zum Ufer herab neigt, gestattet den Blicken über einen großen Raum zu schweifen. Sues hebt sich wie ein weißer Punkt von dem Meerhorizont ab; weiterhin das Grabmal eines Priesters; noch näher rechts eine kleine weiße Kuppel, außerdem nichts als Sand und Kies; kein Grashalm, nicht einmal eine armselige Palme, welche doch sonst neben den elendesten Weilern durch ihr Schwanken ans Leben, durch ihr Grün an die Feuchtigkeit erinnert. Dieser Anblick hingegen machte durstig; die Hitze schien stärker, weil nichts Schatten hoffen ließ; Alles schien versengt.

Die Nähe von Sues ist um nichts heiterer als sein erster Anblick aus der Ferne; nur die vielfältigen Spuren der Kamele, die durch ihren Zug gebahnten Pfade verkünden Bewegung und menschlichen Verkehr. Man betritt von Ägypten kommend die Stadt durch das westliche Thor, welches den ganzen Tag hindurch offen bleibt: ein Thorhüther welcher oberhalb desselben wohnt, schließt jeden Abend die aus schlechtzusammengefügten Bretern bestehenden Thorflügel.

Arsinoe, Kleopatris, Klysma, dann Kolsum und endlich Sues sind die Namen, die, in der Reihe von mehreren Jahrhunderten die Stadt bezeichneten welche auf der Ägypten am nächsten gelegenen Nordspitze des Rothen Meeres lagen.

Sues besteht heutzutage aus zwei Plätzen und zwei großen Hauptgassen, wovon die eine den Kays parallel laufend die Stadt von Osten nach Westen durchschneidet, und die andere etwas schiefere die Basare bildet. Diese Stadt wie alle andern an der Gränze der Wüste gelegenen, ist ein Stelldichein entlegener Provinzen, die in derselben Gasse, auf demselben Platze ohne alle mildernden Übergänge ihre verschiedenen Charaktere, ihre besondere Originalitäten vereinen; hier

stoßen der Moghreb aus Fes, der Beduine aus der Gegend von Dschidde, Koßair und Sewakin an einander, und stellen die Gegensätze ihrer Physiognomie wie die ihrer Trachten einander gegenüber.

Eine andere Eigenthümlichkeit bringt eine Ähnlichkeit von allen diesen Gränzstädten der Wüste mit jenen Städten Italiens hervor, deren Umgegend durch den Anblick von Ruinen oder die Schönheiten der Natur die Fremden anziehen. Da gibt es alsdann eine ganze Bevölkerung von Führern, eine Welt von Ciceronen welche auf die Lauer der Ankunft eines Reisenden, auf die Gelegenheit einer Rückkehr sind, da handelt es sich darum wer zuerst seine Dienste anbietet, wer bessere Bedingungen zu stellen eilt, und die ganze Stadt scheint alsdann nur ein zum Aufbruch fertiges Lager zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt).

## Ansicht des Sinai-Gipfels.

Auf der äußersten Kuppe des Horebs oder des Berges der heil. Katharina gerade da wo der Fuß des Sinai beginnt, erblickt man (wie wir bereits in dem Texte zu unserer in Nr. 15 dieser Blätter gelieferten Abbildung der Steinernen Stiege auf dem Horeb berichtet haben) eine arkadenförmige Thüre, wobei einer von den Mönchen des Katharinen-Klosters zu beten, und die Beichte der Pilgrime anzuhören pflegt; auf diese Thüre folgt eine andere ähnliche, worauf man auf einen kleinen Platz gelangt, von wo man den Gipfel des heiligen welthistorischen Sinai und die auf demselben liegenden Gebäude erblickt. Das eine dem Beschauer nähere ist die Kapelle des St. Katharinen-Klosters, das andere die Moschee. Im Hintergrunde die Ruinen des Elias-Denkmals, und im Vordergrunde die Brunnen und die Cypresse ertheilen diesen Felsenmassen, deren Großartigkeit sich bei der verkürzten und verengten Darstellung in einem so kleinen Bilde verliert, einiges Leben. Auf dieser mühsamen Wanderung führt jeder Schritt vor bedeutsamen Stellen vorüber, denn hier schwebt um jegliche Felsenritze, um jedwede vorspringende Zacke irgend eine heilige Sage, irgend eine Überlieferung, und gelangt man endlich auf den Gipfel, so umgibt dich in der Nähe ein Chaos von Felsen, darüber hinweg aber schweift das Auge über das rothe Meer, die Gebirge Afrikas und über einige Berghäupter die man an ihrer Form leicht erkennt; den Schommar an seiner kuppelartigen Runde; den Serbal an seinen hochemporstehenden Nadeln, das Tih-Gebirge an seinen langen Ketten und Ausläufern.

Ich besuchte (erzählte Graf Laborde d. j.) das Elias-Denkmal und die Kapelle welche beide in Trümmern liegen so wie die Moschee welche verlassen, und die auf diesem großen Schauplatze dreier Religionen, welche fast den gesammten Erdkreis unter sich getheilt haben, den traurigen Verfall alles Glaubens und die Gleichgültigkeit der Menschen verkünden! —

Zur Zeit des Frescobaldi (um das Jahr 1384) war diese Kapelle mit Malereien verziert, und durch eine eherne Thüre geschlossen; als Pater Belon dieselbe 1550 und später 1598 Pölschitz besuchte, war die Thüre noch vorhanden; schon waren aber die Mauern mit den hingekritzelten Namen der Pilgrime und jenen Gemeinplätzen bedeckt, womit geist- und gemüthlose Reisende allerorten die erhabensten Denkmale der Natur und der Menschenhand zu verunzieren pflegen. 1610 fand sie Sandy schon ganz offen und in Trümmern. Lehr- und bedeutungsreich wäre es dem stufenweisen Verfall dieses wie jeglichen erhabenen Denkmals folgen zu können, und in den Ruinen Tag und Stunde des Einsturzes jedes ihrer Steine aufgezeichnet zu finden! — —

Wenn man die Schlucht welche den Sinai von dem Hor- oder St. Katharinenberge trennt, hinabsteigt, gewahrt man mitten unter den Spuren der ehemaligen Verehrung dieser Orte, den Stein aus welchem Moses auf Befehl des Herrn eine Quelle entspringen ließ. 3.

---

## Das Grabmal Aarons.

Die in ihren Überlieferungen so treuen Araber verehren noch heutzutage auf dem hohen Berge Hor, welcher über das ihn umgebende Felsenchaos des Wadi Musa über Petra aufragt, das Grab des Propheten Harun (Aaron). Unser unersetzlicher und unvergeßlicher deutsche Reisende Burkhardt, hatte zum Vorwande seiner Reise nach dem Thal von Wadi Musa das Gelübde genommen, am Grabe Aarons eine Ziege opfern zu wollen; sein Geleitsmann wollte ihn jedoch nicht weiter als zur kleinen Ebene führen, über welche der Hor aufragt, und so sah er sich genöthigt seine Ziege im Angesichte dieses Berges zu schlachten, wobei er sich wahrscheinlich auf dem Punkte befand, von wo aus beiliegende Ansicht den Berg darstellt. Ein greiser Araber welcher diesem hochverehrten Orte zum Hüther dient, wohnt auf der Kuppe des Felsen, und empfängt als Burgvogt die Besuche der Bewohner von Gaza, wie der Fellahs des Wadi Musa, die sich zuweilen in frommer Absicht, öfter aber deßhalb hinauf begeben, um einige mit tragbarem Erdreich bedeckte Stellen welche an den Abhängen der Felsen in dieser so unfruchtbaren Landschaft oasenmäßig vorkommen, zu bebauen. Die Stelle worin zuerst in der Bibel des Berges Hor erwähnt wird, lautet wie folgt: „Und nachdem sie von Cadem aufgebrochen waren, gelangten sie an den Berg Hor welcher an den Gränzen des Landes Edom liegt. Der Herr redete an diesem Orte zu Moses und sagte ihm: Aaron möge sich zu seinem Volke gesellen, denn er wird in das Land das ich den Kindern Israels gegeben habe nicht kommen, weil er den Worten meines Mundes keinen Glauben geschenkt hat. Nehme daher Aaron und seinen Sohn mit dir, und führe sie auf den Berg Hor.

Und nachdem du dem Vater sein Kleid wirst ausgezogen haben, wirst du seinen Sohn Eleaser damit bekleiden, und Aaron wird zu seinen Vätern versammelt werden, und an diesem Orte sterben.

Moses that was ihm der Herr befohlen hatte sie stiegen im Angesicht des ganzen Volks auf den Berg Hor, und nachdem er Aaron seine Kleider ausgezogen hatte, that er selbe dessen Sohn Eleaser um. Nachdem Aaron auf der Höhe des Berges gestorben war, stieg Moses mit Eleaser herab. 3.

---



Gipfel des Sinai.



Aaron's Grab.



Thal bei Wadi Utir.



## Ansicht des Henek-Thales.

(Wadi el Henek) bei dem Wadi Utir.

Dieses von herrlichen Granitbergen umgürtete Thal zieht sich weit gen Westen, und ist mit herabgestürzten Felsenstücken besäet, welche dem Studium der geologischen Beschaffenheit der Landschaft sehr dienlich sind; denn indem sie von den Gewässern fortgerissen auf ihrem Wege nach dem Meere heftig an die Bergwände anstoßen, reißen sie große Trümmer davon ab, und führen solchergestalt Muster von der geologischen Zusammensetzung der ganzen Strecke die sie zurückgelegt haben mit sich. In den verschiedenen Kommentaren zur Bibel, sagt Graf Laborde, ist die Frage in Betreff des Vorhandenseyns von Vulkanen in der Halbinsel des Sinai vielfach und umständlich erörtert worden, denn es war auf nichts geringeres abgesehen, als den Rationalisten ein Argument mehr an die Hand zu geben, die Unterredung Moses mit Gott auf dem Gipfel des Sinai auf eine durchaus materielle Weise zu erklären. „Nachdem der dritte Tag gekommen war, heißt es nämlich in der h. Schrift, um die Morgenzeit als der Tag schon ganz angebrochen war, fing man an Donnerschläge zu hören und Blitze zucken zu sehen; ein sehr dickes Gewölke bedeckte den Berg; die Posaune erscholl mit großem Geräusch, und das auf dem Felde befindliche Volk wurde von Schrecken ergriffen. Der ganze Berg Sinai war mit Rauch bedeckt, weil der Herr inmitten der Feuer auf denselben herabgestiegen war. Der Rauch wirbelte wie aus einem Schmelzofen in die Höhe und der ganze Berg flößte Schrecken ein.

Allein die Berichte der Reisenden lauten fast einstimmig dahin, daß nicht nur in der ganzen Umgebung des Sinai, sondern in der ganzen Halbinsel durchaus keine vulkanische Spuren vorhanden seyen. Der berühmte Frankfurter Reisende Eduard Rüppell, dessen Stimme in dieser Hinsicht von Gewicht ist, theilt dieselbe Meinung und stützt selbe auf die gänzliche Abwesenheit des T i t a n e i s e n s längs der Küste da wo die Thäler auslaufen. Laborde pflichtet dieser Meinung nicht bei, weil das Nichtvorkommen des Titaneisens und insbesondere der andern meist leichten und porösen vulkanischen Stoffe an der Seeküste nichts beweise, da die Heftigkeit der Gewässer ein hinlänglicher Erklärungsgrund dafür sey, und weil unter den von ihm an der Küste des rothen Meers gesammelten Mineralien, einige wirklich vulkanischen Ursprungs zu seyn geschienen, welcher Meinung mehrere gelehrte Mineralogen denen er dieselbe vorgelegt, beigestimmt haben. 7.

---

## Einiges aus und über Griechenland*).

### 2. D e l p h i.

Bruchstücke aus einem Reisetagebuche.

Aus der seit Kurzem auf Corfu in vierteljährlichen Heften erscheinenden Ιονιος Ανθολογια (Jonische Anthologie), mitgetheilt von dem Herausgeber.

Möge jeder welcher eine Wanderung nach Delphi zu unternehmen Willens ist, dieselbe in der Art und Weise ausführen, wie die nachstehend geschilderte von einer Gesellschaft unternommen wurde, welche im Herbste des Jahres 1833 drei Tage dazu verwenden konnte, und allen welche Sinn, Gedächtniß und Gefühl für dasjenige haben, was vor vielen Jahrhunderten so groß und glorreich war, werden ihre jugendlichen Träume und Phantasien verwirklicht werden, und der geheimnißvolle Zauber welcher den Namen Delphi umschwebt, anstatt zu schwinden sich mehr und mehr erhöhen.

Die Annäherung an Delphi sollte von der Seite des alten Cirrha „scopulosa Cirrha" wie Lucan in der Pharsalia es nennt, dem jetzigen Scala di Salona her geschehen, welches nur noch durch einige Hütten angedeutet, in dem Hintergrunde einer herrlichen Bai liegt; denn sicherlich hängt viel von dem ersten Eindrucke ab, den man bei der Annäherung an die Höhen von Delphi erhält. Um diesen daher so überraschend als möglich zu machen, sollte die Reise bis Delphi zur Nachtzeit geschehen. Denn da dadurch die sengende Gluth der griechischen Sommer- und Mittagssonne und mithin ein großer Theil der Beschwerden der Reise vermieden wird, der Reisende mithin der Unannehmlichkeit entgeht, ermüdet und dadurch verstimmt an der Schwelle der weltgefeierten Orakelstadt anzulangen, er überdieß ihre ersten Umrisse gewahrt während der Schleyer der Dunkelheit über ihr ehrfurchtgebietendes Antlitz ausgebreitet ist, und derselbe nur allmälig von dem anbrechenden Morgen gelüpft wird, so wird dieser Eindruck noch höher gesteigert *). Von der Bai und Scala di Salona an läuft der Weg nach Delphi über eine Ebene welche links von dem Gebirge von Amphißa, der einstigen Hauptstadt der Ozolischen Lokrer, und rechts von einem großen Walde ehrwürdiger Olivenbäume begränzt wird.

Dieß ist das Thal von Crissa, welches nach der Stadt hinführt die noch heutzutage mit einer unbedeutenden Veränderung ihres einstigen Namens Crissa heißt. Von Tempeln oder altem Mauerwerk ist keine Spur mehr vorhanden. Die Stadt ist nett und regelmäßig gebaut. Eine Fontaine welche auf der linken Seite der Hauptstraße aus einem Felsen entspringt und sich vollen Stroms in ein rohausgehauenes und verwittertes Becken ergießt, ist alles was noch von jener alten Stadt übrig seyn dürfte, die im Apoll ihrem Schutzgott verehrte, und nach welcher er auch den Beinamen des „Crissinischen" führte.

Sie liegt halbwegs zwischen Scala di Salona und Delphi; denn wenn auch von hier an die Wegstrecke bis Delphi kürzer ist, so ist sie dafür steinig und abschüssig, indem sie sich längs steilen Abhängen hinwindet, und sich zuweilen in der noch beschwerlichern Form einer venetianischen Stiege die Höhen hinan zieht.

Je näher man Delphi kommt, je wilder und seltsamer wird der Charakter der Landschaft, und bei Monden- oder Sternenschein, wenn der Himmel un-

---

*) Siehe Nr. 14.

*) Πολὺ βέβαια ἐξήρτηται ἀπὸ τὰς πρώτας ἐντυπώσεις μὲ τας ὁποίας προσπελάζει τις τὰ ὑψηλώματα τῶν Δελφῶν u. s. f.

Die oben angegebene Reiseart sollte im Orient, und überhaupt in allen südlichen oder gar tropischen Ländern, vorzüglich dann gewählt werden, wenn es sich darum handelt, merkwürdige Monumente und Gegenden zu besuchen, die in ungetrübter Stimmung angeschaut werden sollen. W.

bewölkt ist, ja selbst bei Laternenlicht, wenn die Nacht dunkel ist, sind Gegenstände genug sichtbar um dem Wanderer anzudeuten, daß er im Bereich eines Gebietes gelangt ist, welches seine andächtige feiernde Bewunderung in Anspruch nimmt. Gräber die in die Spalten des Felsens welcher links über den Paß hängt, eingehauen sind, sehen von seinem Abhange in das tiefe Thal des Pleistus hinab, welcher sich zwischen Wald, Rebenpflanzungen und Wiesengründe hinwindet. Ungefähr zu Ende der dritten Wegstunde erreicht man die westlichsten Höhen von Delphi, von wo man bei einiger Helle den breiten und schattigen Abhang des zweigipfligen Felsens wahrzunehmen vermag, der einst jenes Orakel barg, welches der Welt Gesetze gab. Von allen Seiten starren jene hohen schroffen Bergmassen, die jene Stadt krönten nach welcher von dem ersten Beginne ihres Ruhmes an bis zu ihrem Verfalle einst die Völker wallten, um ihr Tribut und Anbetung zu zollen, als wie zum Schutze des Heiligthums das sie umgeben gen Himmel.

Delphi, mit all ihrem Pompe und allen ihren Trübsalen, mit all ihrer Heiligkeit und allen ihren Missethaten, mit all dem Stralenglanze ihrer einstigen Herrlichkeit und all dem schauerlichen Dunkel ihrer Mysterien, mit allen längstverschwundenen Glorien und ihrer jetzigen Blöße, Delphi in all ihrer feierlichen schweigenden Einsamkeit, die große, die verödete, die in den Staub getretene, die unsterbliche Delphi ruht vor dir, unter dir, über dir, rings um dich her!

Und was ist sie nun diese Stadt der Wunder und der Völkeranbetung!

Je heller und heller der Morgen anbricht, treten diese ehrfurchtgebietenden Felsen- und Berges-Formen gleich bleichen Gespenstern, immer deutlicher, immer zahlreicher hervor. Wie unrecht haben jene welche bei dem Anblicke von Delphi sich beklagen daß keine Trümmer von Denkmalen, von erhabenen Werken der Völkerhand allda anzutreffen; daß die Wälle der einst mächtigen Stadt in Staub gesunken, daß kein verwittertes Peristyl, keine halbeingestürzte Säule übrig geblieben um die Stelle anzudeuten wo einst der große Tempel des Schutzgottes und das Heiligthum der Minerva Pronoias gestanden. Mögen solche Reisende anderswo nach Spuren menschlicher Macht und hoher Kunstgröße spähen; Delphi aber wie es aus den Händen der schaffenden Natur hervorgegangen, und wie der Mensch es zuerst gefunden, erregt Empfindungen höherer Art als die erhabensten Ruinen zu erwecken vermögen, denn was wäre erhabener als diese schauerliche Gebirgswelt, die wie sie in ihrem hohen Schweigen jetzt vor dem Wanderer ausgebreitet liegt, so vor Jahrtausenden schon in den ersten Gründern ihrer Heiligthume den Gedanken erweckt haben mußte, daß nur ein Gott in ihr wohnen und thronen dürfe! Noch gähnen ihre geheimnißvollen Höhlen und Grotten, noch glänzen ihre Quellen, ihre ernsten Felsenhäupter starren wie damals in jene Lüfte, in welchen nur der königliche Aar in einsamer Majestät Länder überblickend schwebt, alles, alles ist ursprünglich, unverändert und unsterblich.

(Die Fortsetzung folgt).

## Miscellen.

1. Unter den in den westlichen Staaten der nordamerikanischen Union vorkommenden schönblühenden Wasserpflanzen zeichnet sich vorzüglich eine durch den Pomp ihrer Formen und Farben aus. In den Buchten und auf den Seen des Arkansasstromes erscheint sie in höchster Vollkommenheit. Die schlammigen Baien und Weiher sind mit den grünen sonnenschirmgroßen ellip-tisch-geformten Blättern oft so dicht bedeckt, daß die Strandläufer und andere Wasservögel trocknen Fußes darüber hin wandeln.

Die Blumen gleichen denen der Nymphaea odorata oder der neuengländischen Wasserlilie, sind aber größer; ihr Kelch ist eben so zierlich gebildet, und eben so reizend gelb und weiß schattirt, doch haben sie keinen Duft. Am häufigsten kommt diese wohl noch im Systeme unbeschriebene Wasserpflanze in den Cypressensümpfen vor, umschwärmt von Moskitos und Sumpfvögeln; über ihren Wurzeln schwimmen die Kaimans und auf ihren Blättern sonnen sich die Mokasenschlangen. Dort entfaltet eine der wundersamsten Blumen der Erde ihren Kelch! (Flints Geography and History of the Westeru States Vol. V. 89—90).

Wem fällt hier nicht jene berühmte Stelle in der Grayschen Elegie: „Der Dorfkirchhof" ein:

> Full many a flow'r is born to blush unseen
> And waste its sweetness in the desert air.
>
> (Wie manche Blum' erglüht, um ungesehen
> Und einsam ihre Würze zu verhauchen!)

oder wie Gotter in seiner bekannten Nachbildung dieser herrlichen Elegie, diese Stelle gibt:

> Wie manche Ros' im Thal erröthet ungesehen,
> Haucht ihren Duft umsonst, und stirbt vergebens schön!

und wer erinnert sich dabei nicht jener nicht minder berühmten Stelle in der Matthissonischen Elegie: „Das Kloster:"

> „Die Alpenros' auf Bernhards wilden Höhn
> Glüht einsam oft an schwarzer Klüfte Moos,
> Und senkt der Schönheit Purpur ungesehen
> Vom Sturm entwurzelt, in der Fluthen Schooß.

3.

2. In Indien werden zweifelhafte Rechtsfälle noch häufig durch ein sogenanntes Gottesurtheil entschieden. Der Richter erkennt darauf, wenn er kein anderes Mittel zu Erforschung der Wahrheit weiß, und der Hindu nimmt seine Zuflucht dazu, wenn ihm die Treue seiner Gattin, oder die Ehrlichkeit seiner Diener verdächtig ist. Man hat die Feuer-, die Schlangen- und manche andere Probe. Bei der Feuerprobe muß der Angeklagte den Arm bis zum Ellenbogen in siedendes Öhl stecken, und bei der Schlangenprobe einen Ring aus einem Gefäße hohlen, worin eine giftige Schlange liegt. Bleibt dort der Vorderarm unbeschädigt, beißt hier die Schlange nicht, so ist der Angeklagte gerechtfertigt. Natürlich unterliegt hier oft die vertrauensvolle Unschuld und die freche Bosheit triumphirt. Leider sind die Hindus so gegen die Heiligkeit des Eides abgestumpft, daß so ein handgreifliches Mittel fast nicht zu vermeiden ist. Bei den geringsten Kleinigkeiten schwört ein Hindu die fürchterlichsten Eide, und wehe dem, der ihm ein Wort glaubt; er ist in hundert Fällen neun und neunzig Mal betrogen! 7.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.
Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

allgemeine Weltkunde.

17.] Mafra. — Der Escurial. [1834.



## Südafrikanische Skizzen.

(Nach den im Juny d. J. in London erschienenen African Sketches von Thomas Pringle).

### 1. Die große Karru (Carroo *).

Der unter dem Namen, die große Karru, bekannte Erdstrich, ist eine gegen sechzig geographische Meilen lange, und zwischen vierzehn und sechzehn Meilen breite und dürre Wüste, welche nördlich von den Sneeuwberg- und Nieuwveld-Bergketten und südlich von der Bergkette des Zwartberg begränzt wird. Sie ist keine Sandfläche und hat keine Ähnlichkeit mit der Sahara oder den arabischen Wüsten, man kann sie vielmehr als eine Art von Tafelland oder erhöhtem Becken ansehen, welche mit einem dünnen Lehmboden bedeckt und reich mit Eisen imprägnirt ist. Einige große Striche derselben sind ganz eben, andere hügelig, und manche von den Anhöhen würden beträchtlich scheinen, wenn sie durch die hohen Gebirgszüge von welchen die Karru nördlich, westlich und südlich umgeben ist, nicht an Ansehen verlören. Die mittlere Höhe der Karru über die Meeresfläche wird auf ungefähr drei Tausend Fuß geschätzt. Sie ist von vielen Fluß- oder vielmehr Strom-Betten durchzogen, wovon die meisten von Norden nach Süden gehen, und durch einige in den südlichen Gebirgsketten befindlichen Durchbrüchen oder Kloofs ihre Gewässer in den Ocean ergießen.

Den größten Theil des Jahrs hindurch sind diese Ströme entweder ganz ausgetrocknet, oder doch kaum im Stande nur hie und da einige Lachen oder Pfuhle nothdürftig mit Wasser zu versehen, welche kaum für die Zabras, Quaggas, Strauße u. a. hinreichen, die diesen unwirthlichen Strich besuchen. Nicht selten versiegen auch diese Lachen, und dann wird die Karru für den Menschen undurchgänglich, ja eine große Region derselben sogar für die wilden Thiere unbewohnbar. Auf einem solchen Erdstrich wo Regen selten vorkommt und der Thau fast unbekannt ist, muß der Pflanzenwuchs nothwendig überaus dürftig seyn, und im Sommer wenn die Sonne den Boden bis zur Ziegelstein-Härte ausgedörrt hat, beinahe ganz ersterben. Die Gestadränder der vorerwähnten zeitweiligen Ströme ausgenommen, welche meist mit einem Mimosen-Saum bewachsen sind, grünt auf der ganzen weiten Karru kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Grashalm.

Niederes heidenartiges Gebüsch, zahlreiche Mesembryanthemen, Salsolen, Gorterien, u. s. f. einige Euphorbien-Arten, und andere Saft- und Knollengewächse welche die Natur mit einem zehnfachen Netz von Fibern unter der äußern Rinde gepanzert hat, um sie während der langen Dürre zu schützen, sind allein im Stande in der versengten Karru auszudauern, und während der dürren Jahreszeit scheinen selbst diese Gewächse zu braunen Stoppeln geröstet zu werden, welche dann hie und da in dem schieferartigen Boden zerstreut sind; im Frühjahr aber, wenn der Boden durch die Regengüße getränkt worden, schießen sie mit einer Schnelligkeit empor, die wie durch Zauber bewirkt scheint, und binnen wenigen Tagen ist die Karru mit einem reichen schimmernden Blumenschmelz bedeckt, und in einen unabsehbaren Garten voll von den prachtvollsten Blumenkelchen und Glocken verwandelt.

In dieser Jahrszeit kommen die Ansiedler von dem Sneeuwberg, dem Nieuwveld, den Bokkeveld und Roggeveld, wo dann scharfe Kälte herrscht, und deren Alpen-Gehöfte von den schneidenden Gebirgswinden umsaust werden, in die blühend lachende Karru herab, um ihre Heerden auf diesen Eintags-Angern zu weiden.

Zur Zeit wo ich die Karru durchzog, war gegen zwölf Monden lang kein Regen gefallen, so daß ich sie in ihrem unwirthlichsten entsetzlichsten Zustande sah.

Auf der ganzen unermeßlichen unförmigen Heide war keine Spur von Grün wahrzunehmen, und niederes saftloses Gestripp der einzige pflanzenartige Gegenstand, womit unser Vieh so gut als es konnte seinen Hunger stillen mußte. Kein Wild war zu sehen, alles hatte eine wirthlichere Region aufgesucht. Nicht einmal ein wandernder Strauß oder Raubvogel erschien um die kirchhofgleiche Stille dieser Einöde zu unterbrechen.

### 2. Der Strauß.

Der südafrikanische Strauß ist schlau und listig, und von Dummheit die mehrere (frühere) Naturforscher ihm zugeschrieben haben, ist an ihm nichts wahrzunehmen. An den Gränzen der Capkolonie, wo er seines kostbaren Gefieders halber so hart verfolgt wird, entfaltet dieser Vogel durch die Art und Weise wie er für seine eigene Sicherheit, wie für die seiner Brut sorgt, viele Verständigkeit. Er trifft alle nur mögliche Vorsichtsmittel um den Ort wo sich sein Nest befindet, den Nachstellungen zu entziehen, und wenn es

*) „Die Carroo trennt als Mittelterrasse die Hochterrasse des Innern von der tieferen Küstenterrasse, und ist von beiden durch hohe parallelziehende Gebirgsketten geschieden.“

C. Ritter.

aufgestört worden ist, oder er Spuren von Menschentritten in der Nähe desselben entdeckt hat, verläßt er es, nachdem er zuvor die Eier zerschlagen hat. In der Brunstzeit gesellt sich der männliche Strauß zwischen zwei bis sechs Straußhennen zu, welche dann in der Brütezeit all ihre Eier zusammen in ein und dasselbe Nest legen; und zwar jede zwischen zwölf bis sechzehn Eier, im Brüten lösen sie sich wechselseitig ab; der männliche Strauß hält bei Nacht Wache, wo seine außerordentliche Stärke höchst erforderlich ist, um die Eier wie die neuausgebrüteten Jungen vor den Schakaln, Tiegerkatzen und anderen Raubthieren zu schützen, und man soll nicht selten eines oder das andere von diesen Thieren von einem Schlage mit dem mächtigen Fuß des Riesenvogels fast niedergestreckt bei dem Neste finden.

Die Nahrung des Straußes besteht aus den Spitzen verschiedener in der Wüste im Überfluß wachsender Strauchgewächse. Des Wassers kann er so leicht entbehren, daß er stets in den allerdürresten, brennendsten und wasserlosesten Wüstenstrecken vorkommt, welche sogar von den Antelopen und Raubthieren gemieden worden sind, und wozu er durch den Vertilgungskrieg der immer mehr und mehr von Seiten der habsüchtigen Colonisten wie der eigentlichen Straußenjäger gegen ihn geführt wird, als letztes Rettungsmittel gleichsam gezwungen wird. Sein Geschrei soll aus der Ferne so sehr dem Gebrüll des Löwen gleichen, daß selbst die Hottentotten zuweilen dadurch getäuscht werden.

Außer der Brütezeit wird er oft truppweise in freundschaftlichem Gemisch mit Zabra- und Quagga-Heerden, seinen immerwährenden Gefährten in der Wildniß, angetroffen.

### 3. Der südafrikanische Büffel.

Dieses Thier welches auf dem Cap meist in so großer Menge vorkam, wie die noch vorhandenen Namen „Buffels-kloof, Buffels-hoek, Büffelsfontaine" u. s. f. bezeugen, ist jetzt in der Nähe desselben sehr selten geworden. Folgende Angabe über dasselbe rühren von südafrikanischen Jägern her, welche sie dem Verfasser mittheilten:

Der Büffel ist ein ungemein furchtbares und gewaltiges Thier, dessen Stirne durch eine Art von schuß- und hiebfestem Helm, welcher aus dem Wurzelgewinde seiner Riesenhörner besteht, geschützt wird. Mit kleinen Flinten ist er sehr schwer zu erlegen, und die Kugeln müssen mit Zinn amalgamirt werden, um sie härter zu machen. Sein Naturell ist wie auch sein ganzes Aussehen bezeugt, unbändig, heimtükisch und wild. Selbst wenn er nicht durch eine Verwundung oder anderweitig gereizt, oder auf der Jagd hart in die Enge getrieben worden, greift er wie manche behaupten wollen seinen großen Widersacher, den Menschen, wenn ein solcher zufälligerweise in seine Nähe geräth, mit der äußersten Wuth an; und der Umstand daß er sich im Dickigt in Hinterhalt zu legen pflegt wenn er wahrnimmt daß Reisende des Weges daher kommen, und sodann wenn sie nahe genug sind plötzlich über sie herstürzt, macht ihn noch gefährlicher, ja wir möchten sagen zu einem der gefährlichsten Thiere.

Diese Angabe scheint jedoch nebst einigen andern welche seine so zu sagen ausgesuchte Grausamkeit bewähren sollen, übertrieben und die Fälle auf die man selbe stützt, mehr Ausnahmen als Regel zu seyn. Denn wiewohl der Büffel sowohl unbändiger als gewaltiger als der gewöhnliche Stier, und zuweilen kühn genug ist, sich gegen den Löwen unerschrocken zur Wehr zu setzen, so scheint ihm dennoch vermöge seines natürlichen Instinkts eine Scheu vor dem menschlichen Angesicht inne zu wohnen, er dürfte daher wofern er nicht gereizt wird, keineswegs so gefährlich seyn als man vorgibt. Die Fälle die man als Beweise für seine grausame Boßheit anzuführen pflegt, beruhen auf folgendem Umstand. Die männlichen Thiere einer Heerde pflegen vorzüglich zu einer gewissen Jahreszeit wüthend um den Besitz der Weibchen zu kämpfen, die unterlegenen Liebhaber werden dann wenigstens für eine Jahrszeit durch ihre stärkeren Nebenbuhler von der Heerde vertrieben. Diese Vertriebenen sind dann gleich anderen Thierarten unter ähnlichen Umständen, namentlich dem Elephanten, vorzüglich erboßt und unheilbrütend, und dann wenn sie in diesem Zustande abgeschieden von allen übrigen in den Dickigten umherschweifen, pflegen sie allerdings das gefährliche Naturell an den Tag zu legen, das dann meist der ganzen Thierart zugeschrieben wird. Indeß ist es ausgemacht daß die Jagd auf den Büffel immer eine äußerst gefährliche Sache ist; denn wenn er verwundet oder hart in die Enge getrieben ist, wendet er sich oft urplötzlich um und wirft sich auf seinen Verfolger, der sein Heil dann wenn er beritten ist, nur der Schnelligkeit seines Roßes verdanken mag. Der Hottentot welcher leicht und gewandt ist, und gleich einer Antelope durch das verschlungene Dickicht des Waldes hindurch zu schlüpfen vermag, verfolgt sein Wild am liebsten zu Fuß. Wie alle Beschäftigungen wo der Unternehmungsgeist durch eine irgend damit verbundene Gefährlichkeit und Abentheuerlichkeit im höchsten Grade angeregt und gesteigert wird, und diejenigen die sich denselben widmen, wie es sich ja auch mit den so nahe mit der Büffeljagd verwandten Stiergefechten verhält, meist leidenschaftlich dafür eingenommen zu seyn pflegen, so ist es auch mit der Büffeljagd der Fall, die von denen welche ihr einmal obliegen, trotz ihrer Waghalsigkeit allem anderen Waidwerke vorgezogen wird. Die Folge davon ist, daß der Büffel jetzt schon in der ganzen Capcolonie fast ausgerottet, und nur noch in den großen Waldungen der südlichen Küste und den östlichen Bezirken vorkommen mag, wo er nebst dem Elephanten einstweilen Schutz findet.

Folgender Vorfall der sich bei einer Büffeljagd in der Capcolonie ereignete, mag als eine Probe von diesem die größte Unerschrockenheit erheischenden Waidwerke gelten:

Eine Schaar von berittenen Capbauern war ausgezogen um Jagd auf eine Büffelheerde zu machen, welche auf einem zum Theil mit Mimosengehölzen bestandenen Moore grasten. Da sie nicht in den Schußbereich derselben gelangen konnten ohne eine Strecke des Moores zurückzulegen, was aber zu Pferde nicht wohl anging, so ließen sie ihre Rosse unter Aufsicht ihrer Hottentotten zurück, und drangen zu Fuße vor, in der Meinung daß sie wenn einer von

den Büffeln sich gegen sie wenden sollte, durch den Sumpf leicht zurück weichen könnten.

Wie gedacht so gethan: sie schlichen sich unter dem Schutz des Buschwerkes so dicht an die Heerde heran, daß auf die erste volle Ladung ihrer Feuergewehre drei Büffel sogleich niederstürzten, und der große Leitstier so schwer verwundet wurde, daß er wüthend brüllend auf die Knie niederstürzte. Da sie ihn tödtlich verwundet glaubten, wagte sich der Vorderste von den Jägern aus dem Gehölze heraus, und ging während er seine Flinte wieder lud auf ihn los um ihm den Gnadenschuß zu geben. Der wüthende Büffel erblickte aber nicht sobald seinen Feind vor sich, als er aufsprang und sich auf ihn stürzte. Der Jäger warf seine schwere Flinte weg und flüchtete durch den Sumpf zurück, das Thier war ihm aber so dicht auf der Ferse, daß er die Hoffnung aufgab in dieser Richtung zu entkommen, und daher rasch um ein Gebüsch biegend einen alten Mimosenbaum zu erklettern suchte der bei demselben stand.

Das rasende Thier aber war zu dicht hinter ihm her, stürzte mit einem Gebrüll, welches wie mir der Erzähler welcher jenen fürchterlichen Strauß mitgemacht hatte versicherte, das schrecklichste war das er jemals gehört und bei dessen Erinnerung ihn noch heute ein unwillkührlicher Schauder überlaufe, auf den Mimosenstamm los, packte den Jäger eben als derselbe schon fast aus dem Bereiche seines Verfolgers war, noch mit den entsetzlichen Hörnern und schleuderte ihn mit solcher Gewalt in die Höhe, daß er schrecklich verstümmelt in einen Spalt des Baumes hinab stürzte.

Der Büffel kreiste ein bis zwei Mal um den Stamm um zu sehen wo sein Opfer hingekommen, bis er endlich durch die Wunde erschöpft wieder auf die Knie niedersank. Die übrigen Jäger welche sich mittlerweile von ihrem Schrecken erholt hatten, kamen nun herbei, und machten ihn vollends nieder, ihr Genosse aber hing fast todt im Baume. 11.

---

## Die neuesten Stimmen über das spanische Land und Volk.

### 1.

Capt. S. E. Cook.

### 2. Charakter und Sitten des Volkes.

(Fortsetzung *).

Die Art und Weise wie der Spanier das Geschäft des Empfanges von Besuchen und überhaupt die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt, ist so anmuthig ja bezaubernd, daß ich oft Einladungen zum Besuch in Häusern annahm wo ich wie ich voraus wußte nichts Anziehendes finden würde, und zwar lediglich in der Absicht um die unnachahmliche Liebenswürdigkeit zu sehen, womit der Herr vom Hause die Besuchenden empfangt. Dieselbe Herzlichkeit waltet auch bei dem Empfange von Fremden in denjenigen Gegenden und Fällen ob, wo es der Brauch ist daß der Fremde in dem Hause an welches er empfohlen ist auch eine Wohnung bezieht.

*) Siehe die Nrn. 10 und 11.

Als Beispiel wie ernst und streng die Pflicht der Gastfreundschaft in Spanien genommen und beobachtet wird, mag folgender Fall unter Tausenden gelten. Eine äußerst achtbare Familie von meiner Bekanntschaft war der constitutionellen Meinung zugethan. Zur Zeit der letzten französischen Invasion in Spanien (1823), hatte der älteste Sohn die Waffen ergriffen, und diente unter Mina in Katalonien als die Franzosen einrückten. Er wurde verwundet, gefangen und nach Frankreich abgeführt. Eben als der Familie die Nachricht davon zukam, langten Truppen von dem Heere des Herzogs von Angouleme in ihrem Wohnorte an, und ein französischer Offizier erschien mit einem Empfehlungsschreiben in demselben Hause. Welchen Empfang wurde er wohl unter so bewandten Umständen in Frankreich oder anderwärts gefunden haben? bei der spanischen Familie aber, so niedergedrückt sie war, hieß die diesem Volke angestammte Gastfreundschaft und Höflichkeit alle andern Gefühle schweigen, und die Frau vom Hause begrüßte ihn mit folgenden Worten: „Als eine an uns empfohlene Person gereicht es uns zum Vergnügen Sie zu sehen, als Franzosen können wir Ihnen diese Bewillkommnung nicht angedeihen lassen."

Nach dem ersten wie gesagt überaus zuvorkommenden und höflichen aber gemessenen und ceremonlösen Empfang, kann niemand offener und ungezwungener im Benehmen und im Verkehr mit Freunden und Bekannten seyn, als der Spanier. Dermalen aber (man darf nicht außer Acht laßen, daß Capt. Cook in den Jahren 1829 — 1832 schrieb), haben die drangvollen Zeitläufte, die Verschiedenheit der politischen Meinungen, und mehrere andere Umstände dazu mitgewirkt, daß fast im ganzen Lande der sonst so anmuthreiche und unnachahmliche gesellige Verkehr mannigfach unterbrochen worden ist. In vielen großen Städten selbst in Andalusien, dessen Bevölkerung vielleicht mehr als irgend eine andere auf dem Erdkreise die Geselligkeit liebt und so empfänglich für deren Reitze ist, gibt es dermalen keine einzige Tertulia, kein einziges Haus in welchem empfangen, und worin Fremde leicht Zutritt erhalten könnten. Dieß ist jedoch nur ein Übelstand für den schnellen Reisenden, oder für jene, welche all- überall den einen und denselben Sitten und dem Ton wie sie im übrigen Europa angenommen sind, begegnen wollen, da es leider die herrschende Mode ist, alles Nationelle in Sitten, Tracht u. s. f. zu verbannen und alles auf einen und denselben Leisten conventioneller Formen zu schlagen. An solchen Orten konnen die wahren und eigenthümlichen Volkssitten nicht beobachtet und studirt werden. Man muß dem Volke ins Privatleben folgen, es in seinem häuslichen Leben und im Schooße der Familien beobachten. Dieß kann nur dadurch geschehen, daß man unter demselben wohnt, und sich sein Wohlwollen erwirbt.

In keinem Lande ist die Macht des Herkommens und des alten Volksgebrauchs so stark und tief eingewurzelt. Ich sah an einem schwülen Tage mitten im Hochsommer Einwohner von Burgos von alter und reiner spanischer Abkunft in schweren schwarzen Röcken lustwandeln; auf die Frage, warum sie eine so lästige und der Jahrzeit unangemessene Kleidung trugen, erhielt ich den lakonischen und vielsagenden Bescheid: „Es ist hier so gebräuchlich." (Aqui es costumbre).

Diesen Ausspruch aqui es costumbre der Leute von Burgos kann man füglich als den Wahlspruch des ganzen Landes annehmen, und derselbe dürfte zur Erklärung vieler Dinge gelten welche unbedenklich andern Beweggründen beigemessen worden sind.

Man hat von dem Fanatismus und der sogenannten Bigoterie welche in Spanien herrschen sollen, so viel Aufhebens gemacht; mir aber ist während der ganzen Zeit meines mehr als vierjährigen Aufenthalts im Lande, wo ich so vielfältige Gelegenheit hatte mit dem Volke in allen Landschaften zu verkehren, weder bei Geistlichen noch bei Weltlichen aller Stände irgend ein einziger Fall davon vorgekommen! Man mag anderwärts sagen was man will, ich auf tausendfältige Erfahrungen gestützt behaupte, daß die jetzigen Spanier in religiöser Hinsicht nicht verschieden von den anderen (katholischen) Völkern sind. Es ist unter denselben viele echte ungeheuchelte Frömmigkeit, dabei aber wohl auch hie und da Irreligiösität vorhanden.

Die Gränz- und Scheidelinien in der Gesellschaft sind streng gezogen, und, die See- und Handelsstädte ausgenommen, verkehren die höhern mit den niederen Ständen wenig. Eine ungebührliche Anmaßung von Rang würde nutzlos seyn; die Linien und Regeln der Gesellschaft sind festgesetzt, und derjenige welcher sich Ansprüche anmaßen würde die ihm nicht geziemen würde verlacht werden; noch weniger aber weiß man in der spanischen Gesellschaft etwas von jenem Coterien- und Exclusivwesen welches in England so gäng und gebe ist. Die Frauen sind im öffentlichen Verkehr Muster von Ungezwungenheit, Anmuth und Selbstbeherrschung. Auf Bällen muß die Dame mit jedem tanzen der sie dazu auffordert, eine nähere Bekanntschaft entspinnt sich jedoch dadurch nicht, außer wenn der Tänzer ihr besonders vorgestellt wird, oder anderweitige Umstände das Gegentheil bewirken. Da sieht man keine verwitweten Matronen den Eindruck den ihre Töchter auf die junge Männerwelt hervorbringen, mit Argusaugen belauschen und berechnen, wie schwer wohl dieser oder jener auf der Wagschale seyn möge, ob man ihm den Zutritt gestatten, oder seine Bewerbung als unstatthaft von der Hand weisen solle.

Selbst der Landmann und überhaupt die niedrigen Stände sind so ungezwungen und unbefangen in ihrem Benehmen, daß wenn man jemand aus einem fremden Erdtheile in der Absicht, durch Europa führen würde, damit er das Volk angeben solle, welches in seinem Benehmen am meisten Freies und Vornehmes habe, derselbe ohne Zweifel unbedenklich das spanische nahmhaft machen würde.

Das leutselige und anspruchslose Benehmen welches unter allen Ständen herrscht, und die Achtung welche jeder dem andern zollt, bewahrt den Spanier vor der Barschheit und Ungeschliffenheit die bei den nord-europäischen Völkern so oft vorkommen. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, Franzosen und andere Ausländer in Berührung mit Spaniern und zwar in Gegenwart vornehmer Personen zu sehen, und alle ohne Unterschied mußten in ungezwungener Würde und Schlichtheit des Benehmens dem Spanier, welcher vor allen andern im ersten Augenblicke zu erkennen ist, den Vorzug lassen. In den Kirchen, bei öffentlichen Festlichkeiten und fast unverbrüchlich auf den Promenaden (los paseos), an den zur öffentlichen Unterhaltung bestimmten Tagen, sieht man alle Stände gemischt erscheinen. Selbst in Madrid, welches der am wenigsten spanische Ort unter allen ist, besuchen die Granden so regelmäßig als alle andern Stände den Prado, und mischen sich unter die Menge. Wenn ein Grand von Spanien auf der Reise ist, und in dem Wirthshause wo er absteigt durch ein Zimmer kommt wo Landleute eben ihr Mahl halten, wird er sicherlich eingeladen zuzulangen, und zwar geschieht diese Einladung nicht auf eine Weise wie sie wohl anderwärts auch vorkommen mag, sondern so ungezwungen, als wie wenn er wirklich ihres Gleichen wäre, und er muß eine höfliche Antwort geben, oder er wird als eine Mann sin educacion angesehen, und was es mit der Bedeutung dieses Ausdruckes in Spanien auf sich hat, haben wir bereits angegeben*). Spricht ihn im Prado oder auf dem Stiergefechts-Platz jemand um Feuer an, so muß er die Cigarre aus dem Munde nehmen, und sie hinreichen oder desselben Ausspruchs gewärtig seyn. Der Landmann welchem diese höfliche Begegnung zu Theil wird, benimmt sich auch darnach, er ist stets an seiner Stelle, und vergißt so wenig was er dem Vornehmern wie was er sich selbst schuldig ist.

Aus diesem Grunde trifft man unter den echten Spaniern so wenig Scheel- und Eifersucht auf Stand und Rang an!

Obschon mir während meines Aufenthalts im Lande sehr bedenkliche Äußerungen über religiöse, politische und andere Gegenstände vorgekommen sind, so hörte ich doch nie (wie in andern Ländern) jemand über das Vorurtheil des Adels schmählen, und ich glaube auch daß eine solche dem Adel feindselige Gesinnung in Spanien gar nicht vorhanden ist, außer etwa bei jener Handvoll von Leuten welche in Frankreich dergleichen Grundsätze eingesogen haben mögen.

Das Gesinde und überhaupt alle Untergebenen werden in allen Ständen mit der größten Milde und Güte behandelt, und anders würde in Spanien niemand dienen. Dagegen mißbraucht es aber auch niemals diese Begegnung, und ist meist ehrlich.

Die Strafgesetze gegen Entwendung und Veruntreuung von Seiten des Gesindes sind so strenge, daß selbst wenn ein solcher Fall vorkommt, der Schuldige aus Schonung selten dem Gerichte übergeben wird, und wie man mir sagte, wäre es wünschenswerth daß diese Gesetze gemildert würden, um sie eben wirksamer zu machen; solche Fälle kommen aber wie gesagt selten vor. Während meines Aufenthalts im Lande wo ich oft in den Fall kam, bestolen werden zu können, ist mir nie irgend etwas abhanden gekommen.

Sorgfalt für Kranke herrscht in Spanien durchgängig, und keine Frauen auf dem ganzen Erd-

*) Siehe Nr. 11 Spalte 165.

kreise übertreffen die Spanierinnen in der unverdroßenen Ausdauer und rücksichtsvollen Zartheit bei der Erfüllung dieser Pflichten, die nur von dem weiblichen Geschlechte wirksam geleistet werden können. Ich war einst durch Zufall Zeuge eines Falles von der ungezwungenen und natürlichen Weise wie sie im Privatleben vollzogen werden.

Ich stattete einen Besuch in einem sehr vornehmen und reichen Hause ab, welches stets im höchsten Ansehen gestanden, und dessen Glieder die ausgezeichnetesten Stellen bekleidet hatten. Die Frau vom Hause erschien im Negligé und entschuldigte sich daß ihre Tochter nicht zugegen sey, weil sie eben damit beschäftigt sey, einer erkrankten alten Dienerinn welche die ganze Familie auferzogen, und für welche alle die größte Anhänglichkeit hegten, Igel zu setzen. Bald hernach erschien auch das junge Fräulein, ein überaus anmuthiges Mädchen vom feinsten Weltton, ebenfalls im Negligé. Sie berichtete ihrer Mutter mit leiser Stimme daß die Igel gefaßt hätten, und dann sich gegen mich wendend, bat sie mich ihr den Umstand daß beide mich im Hausanzuge empfingen, als den Beweis anzusehen, daß sie mich als zum Kreise ihrer vertrauten Freunde gehörig betrachteten, worauf sie sich in das Gespräch mischte.

Unter den niedern und mittlern Ständen ist die Anhänglichkeit an die örtliche Heimath wahrscheinlich größer als bei irgend einem andern Volke; sie übertrifft bei Weitem die so gepriesene Heimathsliebe der Schweizer, und der ganze Charakter der Nation ist damit tingirt. Diese Anhänglichkeit hält sie vom Reisen und vom Auswandern ab, was nur im äußersten Nothfall geschieht, und ist eine mächtige Schranke gegen den Eintritt in den Kriegsdienst, was der Spanier selten aus freien Stücken thut, so wie sie auch an der beim spanischen Militär so häufig vorkommenden Desertion schuld ist. Bei Leuten aus den gemeinen Ständen ist die Wirkung welche auf sie hervorgebracht wird, wenn sie oft zufällig ihren Heimathsort nennen hören, oder vernehmen daß ein Fremder dahin reist, oder von dort kommt, ganz außerordentlich, und in den Familien werden die Dienstbothen nicht selten herbeigerufen, um ihnen zu sagen daß der anwesende Caballero in ihrer Heimath bekannt sey, was nun jederzeit ausnehmende Freude erregt, auch kann man sich das Wohlwollen dieser Leute auf keine zuverläßigere Weise erwerben, als wie wenn man ihre heimathliche Gegend oder ihren Geburtsort lobt oder Interesse daran zu erkennen gibt. Dieses höchst löbliche Gefühl kommt auch weiter hinauf in der Gesellschaft vor, und man kann oft hören daß der gebildete Spanier mitten unter Fremden die erste Gelegenheit wahrnimmt, um mit edlem Selbstgefühle zu sagen: soy hijo de — (ich bin ein Sohn dieses oder jenes Ortes). In den obern Ständen ist eben auch wie in andern Ländern dieses Gefühl mehr geschwächt, oder wenigstens hält man mit der Äußerung desselben zurück.

Allüberall in Spanien wird auf die in so vielseitiger Hinsicht wichtigen und nützlichen öffentlichen Spaziergänge oder Paseos die größte Sorgfalt verwendet, und es ist kaum ein Ort vorhanden wo trotz der so bedrängten Zeitläufte die Promenaden nicht erweitert, oder nach neuen Planen angelegt wurden! Die Anlagen geschehen mit einem Sinn und Geschmack welcher wahrhaft bewundernswerth, dem Lande eigenthümlich, und zugleich mit Größe und Dauerhaftigkeit gepaart ist.

Ein falsch-entworfener oder schlecht-ausgeführter Plan kommt fast nie vor, und das Publikum wird zum vollen und ungeschmälerten Genuß der Anlagen zugelassen. Die öffentlichen Spaziergänge zu Granada, Sevilla, Valencia, Saragossa und Barcelona insbesondere übertreffen die von allen Provinzialstädten in Europa, und man kann allda an Sonn- und Festtagen alle Stände und unter einander gemischt wie in Wien sehen. Es ist nicht unwahrscheinlich daß die Sprache selbst zu dieser Art von geselliger Gleichheit der verschiedenen Stände der Gesellschaft die Hand reicht, und ich habe es von manchen als ein Gebrechen der spanischen Sprache rügen hören, daß dieselbe keinen Unterschied in der Sprechart von Vornehmen und Niedern mache. In der That sind der Grand von Spanien, und der Landmann aus der Mancha, oder die Eckensteher von Segovia und Avila in ihrer Sprache kaum von einander zu unterscheiden. Das ist doch unbestreitbar besser als die gezwungene und naturwidrige Art deren sich jetzt viele Zierbengel in England befleißigen, um durch die Verderbung und Entstellung der Sprache einen besondern sogenannten vornehmen Jargon zu erzielen. Was das Spanische betrifft, so dürfte es hoffentlich nicht nur nicht verschlechtert sondern immer mehr veredelt werden.

Zu den dermaligen öffentlichen Unterhaltungen gehören: die Schauspielhäuser welche in Spanien fast allgemein in der Schätzung gesunken, und so wenig besucht werden, daß sie mit Ausnahme einiger weniger Städte kaum mehr zu bestehen vermögen *). Musik wird sehr stark getrieben, und die Liebe zur selben wie deren Übung nehmen immer mehr überhand. Ich wohnte in einer Landstadt in einer Fonda wo die Töchter vom Hause den Flügel vortrefflich spielen, und regelmäßigen Unterricht von einem Musiklehrer erhielten. Öffentliche Bälle werden in einigen von den großen Städten gegeben; in andern nur Subscriptions-Bälle welche wie überall den reitzendsten Theil der geselligen Unterhaltung bilden. Concerte und Hausbälle werden ebenfalls gegeben, doch dermalen seltener. Maskenbälle sind sehr beliebt. In den Provinzen ist zu diesen Gesellschaften nicht schwer Zutritt zu erhalten, und Fremde welche empfohlen sind werden gerne gesehen, ja oft eine gewisse Vorliebe für sie gezeigt. Zu Madrid ist dieß jedoch keineswegs der Fall.

Die alte spanische Nationaltracht kommt leider immer mehr und mehr ab, und dürfte in der folgenden Generation ganz verschwunden seyn. Zu Sevilla trugen die Damen welche 1823 dem Hofe dahin gefolgt waren den heterogen-gemischten Anzug den man auf den Madrider Spaziergängen sieht, und derselbe wurde von den Sevillanerinnen sogleich angenommen. Zu Cadiz hielt sich die weibliche Nationaltracht bis zur Zeit wo die Franzosen dort einrückten, dann verschwand alsbald die Basquiña trotz der be-

*) Die Unterrichteten wissen daß dieselbe merkwürdige Erscheinung auch in England und andern Ländern vorkommt, und ein bedeutsames Zeichen der Zeit ist! Red.

kannten Feindseligkeit der Gaditanas gegen die Invasion; und an deren Stelle trat eine höchst unzierliche Tracht, welche die Gestalt so viel entstellt als die andere sie vortheilhaft heraushob, und alle Formen auf einen Leisten schlägt. Einige wenige Damen haben mit vollendetem Geschmacke ein anmuthiges Gemisch von beiden Trachten ersonnen, doch diese Fälle sind leider selten. Die Mantilla behauptet jedoch noch ihr Recht in den Provinzen, und ist selbst in Madrid noch sehr im Schwange. Verschiedene Ursachen und Gründe machen es wahrscheinlich daß sie bleiben wird, und so das reitzendste und lieblichste weibliche Kleidungsstück welches je erfunden worden, beibehalten werden dürfte.

Die Hauptursache ist das strenge Verbot die Kirchen anders als verschleiert zu besuchen; dieses Verbot wird so genau gehandhabt, daß Frauen welche unachtsamerweise dawider gehandelt hatten, die Kirche zu verlassen gezwungen wurden.

Da nun so vielerlei Beweggründe für die Beibehaltung der Mantilla vorhanden sind, und die Kirche nicht sehr geneigt zu Neuerungen ist, so ist glücklicherweise für diese bezaubernde Tracht nichts zu befürchten. Noch ein anderer gewichtiger Grund ist die Besorgniß der mittleren und niedern Stände, welche die Einführung einer fremden (der französischen) Tracht scheuen deren Kosten sie nicht erschwingen könnten. Ich habe oft von spanischen Frauenzimmern das Geständniß gehört daß dieser Umstand allein sie abhalte im Häubchen oder Hut auf dem Paseo zu erscheinen, was sie übrigens gerne thun möchten; ja in manchen Gegenden würde das gemeine Volk durchaus keine fremde Tracht dulden. Die Vorliebe des spanischen Frauenzimmers für einen Kopfputz (nämlich den französisch-europäischen) welcher so anmuthlos und unkleidsam ist als der spanische gerade das Gegentheil, ist wirklich befremdlich. Sollte derselbe jemals in Spanien allgemein werden, und den einheimischen so überaus lieblichen Haarputz verdrängen, so ist es um die Glorie von Spanien, nämlich um die so vielgepriesene und gefeierte herrliche Haltung des Kopfes, welche eben durch die unzertrennliche Verbindung des einheimischen Kopfputzes mit der Mantilla bewirkt wurde, geschehen. Der Haarkamm sonst die Lieblingstracht der Spanierinnen, war zur Zeit wo ich das Land verließ (1833) durch das Beispiel einiger Damen welche im Auslande gewesen waren abgekommen, doch war dieß nicht allgemein der Fall, und die so gerechte Vorliebe für denselben dürfte gewiß wieder Platz greifen.

Die Andalusierinnen welche die letzten seyn sollten ausländische Anzugsweisen anzunehmen, sind seltsamerweise in der Begünstigung von Costum-Neuerungen und heterodoxen Anzugs- und Putz-Doctrinen allen anderen voran.

Viele darunter hegen eine ähnliche unnatürliche Feindseligkeit gegen die so malerische und kleidsame Nationaltracht, wie die Landleute gegen die Bäume, und würden wenn sie es vermöchten selbe mit Stumpf und Stiel ausrotten.

Die Leidenschaft für ausländischen Kopfputz ist außerordentlich, die lithographirten Abbildungen der neuesten Kopfputz-Moden werden nach Madrid gesendet und kommen allsogleich in Schwang. Die Mode ist in dieser Hinsicht so strenge daß in einer von den größten Städten Spaniens nur Ein dort befindlicher Haarkünstler für competent gehalten wurde, einen Ball-Kopfputz zu Stande zu bringen, während in jeder Familie wenigstens ein oder das andere Frauenzimmer das Haar viel besser auf die einheimische anmuthige und zierlich-einfache Weise zu ordnen verstand. In derselben Stadt geschah es daß der weibliche Theil einer vornehmen Familie eine Reise aufgegeben hatte, um einem Balle beizuwohnen; als die Zeit wo derselbe anfing herbei kam, war alles bis auf das Haar in Stand, da nun der erwähnte obligate Haarkünstler ausblieb, so entschloß man sich nachdem man im vollen Ballstaate bis nach Mitternacht auf den Ungetreuen gewartet hatte, lieber gar nicht auf dem Balle zu erscheinen als daß man, obgleich es nur eine Hausunterhaltung war, nicht mit dem eben in Mode befindlichen Kopfputz kommen sollte, und alles dieß um einer abgeschmackten Mode willen, welche doch nur eine schwerfällige Nachahmung des natürlichen Effektes ihrer so zierlichen und reitzenden einheimischen Haartracht ist, wo der Kamm die Hauptrolle spielt.

Gewöhnlich ist für die spanischen Mädchen und jungen Frauen das Flechten und Ordnen ihres schönen Haares, und überhaupt der Putz desselben eine Lieblingsbeschäftigung; sie besuchen sich oft einander in dieser Absicht und bringen einen Theil ihrer Muße mit dieser harmlosen Unterhaltung hin. W.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Mafra.

Drei Legoas ungefähr von dem paradiesischen Cintra, in der Provinz Estramadura in Portugal, und eine Legoa von der Küste, liegt auf den Vorbergen des Höhenzuges, welcher sich von der Seeküste nach Osten hin erstreckt, der in Portugal als das achte Weltwunder gefeierte Pallast Mafra, in der Nähe der gleichnamigen kleinen Stadt. Er ist nächst dem Eskurial und dem Vatikan das größte Gebäude in Europa, und wird gewissermassen wie der Eskurial Portugals angesehen. Der bekannte Beckford welcher Mafra auf einer Reise durch Portugal zwar schon im Jahr 1787 besuchte, entwirft in seiner ganz kürzlich erst (im July d. J.) in London erschienenen Beschreibung seiner Reise *), eine noch jetzt wohl vollkommen paßende Schilderung dieses Riesenbaues, welcher Dom, Königspallast und Abtei zugleich ist oder vielmehr umfaßt. „Als wir, erzählt er, um die Ecke der großen Parkmauer bogen, lag plötzlich eine von den unabsehbaren Stirnseiten der Abtei gleich einer Straße von Pallästen vor uns. Ich bewunderte eben die zahllose Reihe der meist phantastisch geformten Fenster und Thore, da breitete sich, als der hohe viereckige Pavillon welcher einen von den Endflügeln des Gebäudes bildet, hinter uns lag, die große über acht hundert Fuß lange Façade vor uns aus.“

„Das Mittelgebäude wird von der, reich mit Säulen, Nischen und Basreliefs geschmückten Kirche gebildet. Auf jeder Seite derselben ragt ein Thurm welcher dem der St. Pauls-Kirche in London gleicht, beinahe zwei hundert Fuß hoch empor. Die Thüren

*) Italy with Sketches of Spain and Portugal, by the author of Vathek. London, 1834.



Das Escorial.



Mafra.

sind leicht, schlank und mit herrlichen Pfeilern verziert, ihre Form streift aber zu sehr an eine Art von Pagodenstyl und ermangelt der feierlichen Größe. Sie enthalten viele Glocken von ungeheurer Größe und ein berühmtes Glockenspiel. Die Platform und die Treppe vor dem Säuleneingang der Kirche sind imposant, und der Dom welcher so stolz emporsteigt, ist überaus leicht und zierlich."

Das Gebäude bildet fast ein Viereck in dessen Mitte ein Kreuz angebracht ist, die Vorder- und Rückseite meßen sieben hundert und sechzig, und die beiden andern sechs hundert und siebzig Fuß. Der Pallast nimmt den ganzen Umfang des ungeheuern äußern Vierecks ein, die Kirche und das Kloster den inneren.

Die Zahl der Gemächer welche der Pallast enthält, beläuft sich auf acht hundert und sechzig, und die der Thüren und Fenster auf ungefähr fünf Tausend. Die ganz aus den prachtvollsten Marmor-Arten erbaute Kirche bildet, wie schon erwähnt das Mittelgebäude der westlichen Fronte, und die zur selben hinan führende kolossale Treppe ist so breit und hoch, daß schon der bloße Gedanke sie besteigen zu müssen ermüdet, indeß sind die Staffeln niedrig und bequem und das Aufsteigen daher leicht.

Sechs Orgeln, eine ungeheure Zahl von Säulen und Kolossalstatuen von weißem Marmor schmücken die Kirche; jeder von den beiden Thürmen enthält acht und vierzig Glocken, welche ein sogenanntes Carillon bilden, das alle vier Stunden anschlägt; die dadurch hervorgebrachte Musik ist überaus lieblich, denn die Glocken sind mittelst einer nach dem Princip der Drehorgel eingerichteten Maschinerie genau gestimmt, weßhalb dieses Glockenspiel von den Spaniern organo de las campanas oder Glockenorgel genannt wird.

Der Hauptaltar und zwei Seitenaltäre sind mit sechs majestätischen Säulen von röthlichem gesprenkelten Marmor verziert, wovon jede aus einem einzigen Blocke gehauen worden und dreyßig Fuß hoch ist.

Das Augustinerkloster enthält eine Menge Corridore und drei hundert prachtvolle gewölbte geräumige und reich eingerichtete Zellen. Von dem mit einer herrlichen Balustrade umgebenen platten Dache welches eine unabsehbare Terrasse bildet, überblickt man das ganze unermeßliche Gebäude mit seinem Parke und Thiergarten; links im Westen in ziemlicher Ferne (von einer Meile ungefähr) blaut der Atlantische Ocean und dämmern die Gebirge von Cintra, rechts schweift der Blick über den weitläufigen Garten der Villa des Visconde von Ponte de Lima.

Von dieser Terrasse aus läßt sich der ganze Plan von Mafra mit Einem Blick überschauen.

Der Park ist sehr groß und enthält mehrere Pomeranzen- und Citronenhaine, die Sammlung exotischer Gewächse war beträchtlich, ist aber seit der französischen Invasion fast ganz verschwunden. Der Thiergarten (a Tapada da Mafra) welcher vor dem Kriege reich mit Hochwild bevölkert war, soll gegen drei Legoas im Umfange haben, und ist von einer fünfzehn Fuß hohen Mauer umgeben. Die Entfernung Mafras von Lissabon beträgt ungefähr fünf geographische Meilen.

Die Geschichte der Erbauung von Mafra in gedrängtester Kürze ist folgende:

König João V. der vierte Monarch aus dem Hause Bragança, hatte in einer schweren Krankheit das Gelübde gethan, daß er wenn ihm Genesung beschieden werde, an der Stelle seines Reichs wo das ärmste Kloster stehe, eines der reichsten der Christenheit erbauen und angemessen dotiren wolle; als man zur Erfüllung des Gelübdes schreiten wollte, fand es sich daß bei dem aus vier hundert Häusern bestehenden Flecken Mafra zwölf Franziskaner in einer ärmlichen Hütte zusammen lebten; an dieser Stelle nun wurde von 1717—1731 mit einem Aufwande von mehr als zwanzig Millionen Silbergulden von einem deutschen Goldschmidte Namens Friedrich Ludwig, Mafra erbaut, von niederländischen, französischen und italienischen Künstlern verziert, und das Kloster dem heil. Antonius gewidmet, welcher auch auf dem von Trevisani gemalten großen Altarblatte in dem begeisterten Augenblicke dargestellt ist, wo er das Jesuskind von einer Stralenglorie umgeben in seine Zelle herniedersteigen sieht.

Die prachtvollen Gold- und Silberstoffe zu den Kirchengewändern wurden in Lyon bestellt und verfertigt.

Die Marmorarten welche zu dem Bau und zur Ausschmückung verwendet worden, stammen aus dem Gebirge über Cintra und aus den berühmten Brüchen von Pero-Pinheira.

Mafra ist im Ganzen ein weitläuftigeres Gebäude als der Escurial und auch reicher ausgeschmückt, jedoch in keinem so edlen Style erbaut, denn, sagt der so überaus kunstverständige Murphy, welchem man das 1791 erschienene Prachtwerk über die portugiesische Abtey Batalha verdankt, in seinem Reisewerke über Portugal (Travels in Portugal) der Baumeister welcher die Zeichnung und den Plan zu Mafra entwarf, hatte leider weder Geist um den Plan auch nur zu einer Lehmhütte richtig entwerfen zu können, noch eine Hand um ihn aufs Papier zu bringen, also wie viel weniger zur Schöpfung einer Basilika und eines Königspallastes.

Schließlich können wir eine Äußerung Lord Byrons, welcher Mafra eine Stanze in seinem Childe Harold (I. 29) gewidmet hat, über die dortige Klosterbibliothek nicht ungerügt lassen, die in einem Briefe an seine Mutter vorkommt. Die Mönche, erzählt er nämlich, mit welchen er lateinisch sprach hätten ihn gefragt ob die Engländer in ihrem Lande auch Bücher besäßen. Daß diese Geistlichen unmöglich eine solche Frage an ihn gerichtet haben können, erhellt aus der in dem Werke:

Historical, Military and Pictoresque Observations on Portugal, illustrated by seventy five coloured plates, by G. Landman, London, 1818 II. Vol. in Folio, vorkommenden Angabe, daß in der Bibliothek von Mafra eine bedeutende Sammlung der besten englischen Schriften vorhanden sey!! (I. p. 170). 3.

# Der Escurial.

Das einen Dom, ein königliches Schloß, ein Kloster und ein Mausoleum in seinen Mauern bergende Pracht- und Riesengebäude, welches den weltberühmten Namen „Escurial“ führt, liegt in der Nähe des gleichnamigen Fleckens in der spanischen Provinz Segovia am südöstlichen Abhange des Guadarrama-Gebirges.

Philipp II. hatte vor der Schlacht von St. Quentin das Gelübde gethan, wenn er den Sieg erringen würde wolle er das prachtvollste Kloster auf der christlichen Erde zu Ehre desjenigen Heiligen erbauen, an dessen Tag die Schlacht stattgefunden haben werde. Sie fiel am zehnten August dem Tage des heil. Laurentius vor, es wurde daher eine Stelle auserkoren, welche bereits früher den Namen dieses Heiligen führte, und die Wahl fiel auf den Ort: San Lorenzo del Escorial *). Kirche und Kloster wurden daher diesem Heiligen gewidmet. Da Sanct Laurentius auf einem Roste zu Tode gemartert worden war, beschloß der Künstler Namens Juan Baptiste de Toledo, welchem der Bau übertragen wurde, dem Gebäude die Gestalt eines Rostes zu geben, und führte diesen durchaus kunst- und geschmackwidrigen Plan auch leider aus. In dieser Absicht stellte er die verschiedenen Stäbe durch Reihen von Flügeln, die Handhabe durch einen Theil der Kirche (nach einer andern Angabe durch den die Gemächer des Königs enthaltenden Flügel), und die Füße durch vier unbedeutende Eckthürme vor.

Der Baumeister nahm sich hiebei wie man sieht die starke culinarische Licenz, den Rost umgekehrt darzustellen. Das Gebäude ist ein längliches Viereck welches in der Länge 740, in der Breite 580 Fuß mißt; die Höhe der Hauptkuppel über dem Mittelgebäude beträgt 330 Fuß. Die Kosten des Baues sollen sich nach einigen auf 50 Millionen Piaster, nach anderen nur auf 5 Millionen Dukaten belaufen haben. Es besteht aus siebzehn Abtheilungen in welchen zusammen man 22 Höfe, 36,000 Fenster 14,000 Thüren u. s. f. zählt.

Die Kirche oder große Kapelle ist in der Form eines griechischen Kreutzes, ganz nach dem Muster der St. Peterskirche erbaut und von dem obenerwähnten Prachtdom überwölbt welcher von vier gewaltigen Granitpfeilern getragen wird, die einen so großen Umfang haben daß in jedem kleine Kapellen angebracht sind woselbst tagtäglich Messe gelesen wird.

Dem Hauptaltar zur Seite welcher in demselben strengen und düsteren Styl wie das ganze Gebäude aufgethürmt ist, knieen in Nischen die lebensgroßen Bildsäulen Kaiser Karls V. und Philipps II. mit dem Antlitz nach dem Tabernackel hin gewendet, Kronen und Scepter zu ihren Füßen liegend, baarhaupt, und umgeben von ihren Gemahlinnen und Kindern. Dieser Dom wird in seiner imposanten Feierlichkeit vielleicht von keinem andern übertroffen, denn zier- und schmucklos steht der Granit welcher überall in seiner erhabenen Naktheit sichtbar ist, in vollkommnem Einklang mit der kühnen Größe des stolzen Baues. Unter dem erwähnten Hauptaltare ist die den Namen „Pantheon“ führende Begräbnißkapelle, oder das Mausoleum der katholischen Könige und ihrer Familien.

Die Asche Karls V. wurde da zuerst beigesetzt. Eine aus fünfzig Stufen bestehende Marmortreppe führt hinab. Die Form dieser Kapelle ist rund, von dem Mittelpunkt der aus Bronze gewölbten Kuppel hängt ein mächtiger Kandelaber aus Bergkrystall herab, welcher nie als bei dem Begräbniß eines Mitgliedes des königlichen Hauses angezündet wird, es herrscht daher immer ein schauerliches Dunkel. Der Treppe gegenüber ist ein kleiner Altar worauf ein reich mit Edelsteinen geschmücktes Crucifix von schwarzem Marmor auf porphyrnem Gestelle steht. Das ganze Innere der Kapelle, wie der Fußboden u. s. f. ist mit dunkelfarbigem prachtvoll geaderten spiegelnden Marmor belegt.

Rings um das Grabgewölbe laufen reich verzierte lange Nischen die durch cannelirte Pilaster von einander geschieden sind, und deren jede einen Sarkophag von Porphyr enthält. Eine Reihe noch leerer Sarkophagen wartet auf die Asche die sie einst aufnehmen sollen.

Der zum Escurial gehörende königliche Pallast oder das Schloß heißt: San Lorenzo el Real, und enthält, oder enthielt wenigstens vor dem Halbinselkriege, welcher wie bekannt Spanien und Portugal um ihre kostbarsten Gemäldeschätze brachte, unter andern das weltberühmte Raphaelische Gemälde auf welches sich jene herrlichen Verse im Schillerischen Don Carlos beziehen:

> „Was geht es König Philipp an, wenn seine
> Verklärung im Escurial den Maler
> Der vor ihr steht mit Ewigkeit entzündet?“

Unter den Wandgemälden befindet sich eine Darstellung der Schlacht von St. Quentin; ein anderes stellt die Vollziehung des bei diesem Anlasse von Philipp gethanen Gelübdes vor. Zu den Schätzen welche der Eskurial einst enthielt, gehörte auch eine ganz aus Silber gegoßene Bildsäule des heil. Laurentius als Patrons des Klosters, welche 450 Pfund wog; das daran befindliche Gold wog 18 Pfund.

Die Bibliothek des Escurials welche ihres unschätzbaren Handschriftenschatzes wegen weit und breit bekannt war, ist vielfältig und in neuester Zeit von Hänel beschrieben worden.

Die Einkünfte des Klosters beliefen sich sonst auf hundert und dreißig Tausend Piaster jährlich, den Ertrag theils der ansehnlichen Ländereien, theils jener großen Merinos-Heerde welche aus mehr als 36,000 Thieren bestand und im Sommer auf den Alpenwiesen des Guaderrama-Gebirges weidete, an welchem der Escurial liegt.

Der Hof hielt sich bis zum Tode Ferdinands VII. alljährlich in den Monaten Oktober und November im Escurial auf.

Über das dortige Klima gibt es ein in Spanien allbekanntes Sprichwort: En invierno yiela, en verano quema, d. h. Im Winter zum Erfrieren, im Sommer zum Verbrennen. 3.

*) Escorial kommt von dem Worte escoria, Schlacke, her, und wird allen Gegenden wo alte und erschöpfte Bergwerke sind, beigelegt.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

allgemeine Weltkunde.

18.] Peniscola. — Alcasar zu Segovia. — Alcasar zu Toledo. [1834.



## Biographische Skizze

des merkwürdigen Ungarischen Reisenden und Sprachenforschers Alexander Csoma von Körös.

**Aus einem Schreiben desselben an den Capt. C. P. Kennedy, im Militärdienst der ostindischen Compagnie und dermaligen brittischen Residenten zu Delhi, mitgetheilt von Charles Elliot, vorigen politischen Agenten alldort *).**

Ich bin von Geburt ein Szekler (so heißt ein Volksstamm jener Ungarn welche sich im vierten Jahrhundert n. Ch. in dem alten Dacien niederließen), und in dem unter dem Scepter Sr. Majestät des Kaisers von Österreich stehenden Großfürstenthum Siebenbürgen zu Hause. Nachdem ich in einem dreijährigen Kursus vom August 1812 bis Sept. 1815 **), meine philologischen und theologischen Studien in dem Bethlenischen Collegium zu Nagj Enye vollendet hatte, unternahm ich eine Reise nach (dem nördlichen) Deutschland und hörte mit allerhöchster Erlaubniß vom April 1816 bis Ende July 1818 mehrere Kollegien auf der Hochschule zu Göttingen, wo ich auch auf mein Gesuch von der k. hannoverschen Regierung einen k. Freitisch auf Ein Jahr erhielt.

Da sich in Siebenbürgen keine slawonischen Einwohner befinden, und selbst die dortigen Gelehrten gewöhnlich mit dem Slawonischen unbekannt sind, obgleich es nöthig seyn dürfte auch slawonische Schriftsteller über die alte Geschichte der Ungarn zu Rathe zu ziehen, welche auf allen Seiten von Völkern slavischer Abkunft umgeben sind, so begab ich mich nach meiner Zurückkunft aus Deutschland nach Temeswar in Niederungarn, um dort dem Studium dieses slavischen Idioms obzuliegen; ich beschäftigte mich vom Februar bis November 1819 mit demselben und unternahm während dieses Zeitraums auch eine Reise nach Agram in Kroatien, um mir dort die verschiedenen Mundarten eigen zu machen.

Unter andern gelehrten und literarischen Beschäftigungen gehörten Philologie, Erd- und Völkerkunde und Geschichte zu meinen Lieblingsstudien, und obgleich mich mein Berufsstudium zu einer ehrenvollen geistlichen Anstellung in meinem Vaterlande vorbereitet hatte, bewog mich mein Hang zu den vorerwähnten Beschäftigungen dennoch einen weitern Schauplatz aufzusuchen, um ihnen ferner obliegen zu können. Da nun meine Eltern nicht mehr am Leben waren, und mein einziger Bruder meines Beistandes nicht bedurfte, so entschloß ich mich daher mein Vaterland zu verlassen, nach dem Orient zu gehen, und dort durch ein oder das andere Mittel meinen Unterhalt zu verdienen, um mein ganzes Leben Forschungen widmen zu können, die in der Folge der ganzen gelehrten Welt, insbesondere aber zur Aufhellung mehrerer dunklen Punkte der alten Geschichte nützlich seyn könnten.

Ende Novembers reiste ich von Nagj Enye nach Bukurest ab, wo ich einige Zeit verweilen wollte, um vor der Hand einige Kenntniß des Türkischen zu erwerben, bevor ich nach Konstantinopel abginge.

Da ich dort keine Gelegenheit meinen Vorsatz auszuführen und auch kein Mittel fand direkt noch zu

---

*) Dieses Schreiben ist in der Sitzung der k. großbrittannischen Asiatischen Gesellschaft zu London am 19. April d. J. vorgelesen, und in dem kürzlich ausgegebenen ersten Hefte ihrer hinführo in Oktavformat, unter dem Titel: The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, erscheinenden Verhandlungen abgedruckt. Die schon seit längerer Zeit über Csoma bekannt gewordenen Angaben, erhalten durch diese Selbstbiographie unsers berühmten Landsmanns, welchen wir füglich als unseren Gützlaff ansehen dürfen, ihre volle Bestätigung.

Wir sagen unsern Gützlaff, weil die Lebensschicksale und die für Erd- und Sprachenkunde der allerunbekanntesten Regionen des östlichen Asien, so überaus wichtigen Bestrebungen der beiden Reisenden, wovon der eine durch seine Geburt Österreich und der andere Preußen angehört, mehr als eine überraschende Ähnlichkeit darbieten, was sich aus einer Parallele zwischen beiden am besten ergeben dürfte. Alexander Csoma kam wie sich aus der Biographie ergibt, ein ganzes Jahrzehend früher durch mehrere von den Ländern welche Alexander Burnes in neuester Zeit bereiste. Es scheint in der That als ob durch ein sonderbares Spiel des Zufalls der Name Alexander mit jenem großen Kriegs- und Ruhms-Schauplatz des macedonischen Alexanders verknüpft sey, denn wie man sieht führen die beiden merkwürdigen Reisenden welche in neuerer und neuester Zeit, jene unbekannten mittelasiatischen Regionen besuchten, der Ungar und der Britte, beide diesen Namen!

Red.

**) In dem englischen Original sind entweder in Folge eines Schreib- oder Druckfehlers die Jahrszahlen unrichtig angegeben. Es heißt nämlich: Having finished — in the course of three years (from August 1815 to September 1818), dann weiter unten: i attended several lectures in the University of Göttingen from April 1816 to the end of July 1818, da er nun unmöglich in Nagj Enyed und in Göttingen zugleicherzeit studiert haben konnte, so muß entweder die erstere oder die andere Angabe unrichtig seyn. Aus einer aufmerksamen Vergleichung der Daten erhellt, daß anstatt 1815, 1812 zu lesen ist, wo alles andere dann sich richtig fügt.

Red.

Anfang des Jänners 1820 nach Konstantinopel zu gelangen, so begab ich mich in Gesellschaft einiger Bulgaren welche Baumwolle aus Macedonien nach Bukurest gebracht hatten, über Rutschuk und Sophia nach Philippopolis und Enos, und von dort auf einem griechischen Schiffe welches auf seiner Fahrt bei Chios und Rhodos anlegte nach Alexandrien in Ägypten, wo ich Ende Februars ankam, und einige Zeit allda oder in Kahira verweilen wollte, um mich in der Kenntniß des Arabischen wozu ich schon in Europa den Grund gelegt hatte, zu vervollkommnen; des plötzlichen Ausbruchs der Pest halber, welche damals auch zu Konstantinopel wüthete, verließ ich jedoch Ägypten alsbald wieder und ging zu Schiff nach Larnica in Cypern, Sidon, Bairuth, Tripolis und Ladakia, und von dort zu Fuß nach Haleb in Syrien wo ich um die Mitte Aprils anlangte. Von Haleb reiste ich in morgenländischer Tracht zu Fuß mit verschiedenen Karawanen über Urfa nach Moßul und von da auf einem Flosse nach Bagdad wo ich im Juli desselben Jahrs eintraf. Von dort schrieb ich einen lateinischen Brief an den englischen Residenten Hr. Rich welcher sich damals eben acht Tagreisen von Bagdad entfernt in Kurdistan befand, worin ich ihn von meiner Ankunft unterrichtete und um seinen Schutz ersuchte. Sein Sekretär Hr. Bellino versah mich auf die Verwendung seines Freundes Hrn. Anton Swoboda, eines gebornen Ungars, an welchen ich von Haleb aus empfohlen worden war, und der mich auch sogleich beherbergte, mit einem Anzuge und einigem Gelde. So ausgerüstet verließ ich Bagdad am 4. September 1820 und zog in fränkischer Tracht zu Pferde mit einer Karawane über Kermanschah und Hamadan nach Teheran, der jetzigen Hauptstadt von Persien wo ich am 14. October anlangte. Ich fand bei meiner Ankunft alldort keine Europäer vor; im englischen Residenzgebäude aber empfing mich in Abwesenheit des Residenten Hrn. H. Willock, jetzt Major Sir Henry Willock, welcher sich in Tauris oder Tabris befand, ein persischer Diener mit Wohlwollen, gab mir Obdach, und alles was ich benöthigte und begehrte.

Nach der Zurückkunft des Residenten schrieb ich ihm einen Brief in englischer Sprache worin ich ihm meine Lage schilderte, von meinen Umständen und Absichten in Kenntniß setzte und ihn um Unterstützung ersuchte, die mir auch sogleich zu Theil wurde, und ich bin ihm wie seinem Bruder Georg für ihre wohlwollende Aufnahme und edle Unterstützung zu großem Danke verpflichtet.

Ihnen verdankte ich es daß ich vier Monate hindurch in der Hauptstadt von Persien verweilen konnte, während welchen Zeitraums ich mich grammatisch mit dem Persischen bekannt machte, auch etwas im Englischen vervollkommnete, Mehreres las was in Bezug mit dem Zwecke den ich im Auge hatte, stand, und viele Silbermünzen der parthischen Dynastie untersuchte. Bei der Abreise von Teheran vertauschte ich meine bisherige fränkische Tracht mit der persischen. Ich gab Hrn. H. Willock alle meine Briefe und Papiere worunter auch meine Testimonien von der Universität Göttingen wie einen siebenbürgischen Paß und ein Zeugniß über meine Fortschritte in der slawonischen Sprache, in Verwahrung. Einen an den Prof. J. Korats in Nagj Enye gerichteten Brief stellte ich ihm mit der Bitte zu, im Falle daß ich auf meiner Reise nach Buchara umkommen sollte, denselben an seine Adresse gelangen zu lassen. Am 1. März 1821 nahm ich von meinem edlen Wohlthäter Abschied, und traf als Armenier reisend um die Mitte Aprils zu Meschid in Chorassan ein.

W.

(Der Schluß folgt in der nächsten Lieferung).

## Die Falkenbeize zu Didlington-Hall,

in der Grafschaft Norfolk in England.

Es ist sonderbar und fast unerklärlich, daß die Falkenbeize, einst ein so gefeiertes und beliebtes Waidwerk daß es gewissermaßen als das Sinnbild des Adels galt, jetzt in England fast ganz unbekannt ist, in dem Lande wo doch allen nur erdenklichen jagd- und waidmännischen Vergnügungen so eifrig gefröhnt, wo der unermeßliche Kreis der Field-Sports (wir müssen den englischen Ausdruck beibehalten, denn er ist eigentlich unübersetzbar) aufs Gründlichste, und man darf sagen Systematischeste angebaut wird, die neuesten Erscheinungen und Vorgänge in den weitläufigen Gebieten der Renn- und Wildbahn u. s. f., durch eine eigene vortrefflich redigirte Zeitschrift, dem Sporting Magazine, schnell zur öffentlichen Kunde gelangen! Die Einfriedigung der weitläufigen sonst unbebauten Landstrecken welche zur Übung der Falkenbeize so wesentlich nothwendig sind, mag allerdings eine Mitursache des Verfalls dieser Jagdweise seyn. In England ja man darf wohl sagen in ganz Europa ist jetzt nur Eine Falknerei, und zwar zu Didlington-Hall in der Grafschaft Norfolk.

Die Jahrszeit für dieses ritterliche Waidwerk ist vom Früh-April bis zum Früh-Juli, als der Periode wo der Reiher, das eigentliche Hochwild der Falkenbeize, am jagdbarsten ist.

Lord Berners welchem Didlington-Hall gehört, ist mit Ausnahme des Erb-Oberst-Falkenmeisters, die einzige Person in England und vielleicht in Europa, welcher die Falkenbeize in ihrer ursprünglichen Weise übt.

Die zur Reiherjagd gebrauchten Falken werden aus dem nördlichsten Deutschland und dem skandinavischen Norden gebracht, weil der gemeine englische Falke oder vielmehr Habicht keinen Muth für die Reiherjagd besitzt. Die berühmteste und geeigneteste Falkenart ist wie bekannt die Isländische, diese ist aber äußerst selten; das einzige Paar solcher Falken welche seit Menschengedenken nach England gelangt sind, wurden von dem Könige von Dännemark an Lord Oxford gesendet, welcher früher eine Falknerei bei Newmarket besaß. Nach dem isländischen an Werth und Seltenheit kommt der Geierfalke welcher jetzt in England nicht mehr vorkommt. Diese beiden Edelfalken-Arten haben die nur ihnen eigenthümliche Weise, der Fährte ihres Wildes in gerader Linie nachzufliegen. Die jetzt in Didlington verwendete Falkenart gehört zur Gattung des Falco peregrinus Linné, welche wenn sie aufsteigen will gegen den Wind zu fliegen genöthigt ist, den sie gewißermaßen als Hebel um sich empor zu schwingen braucht, wie dieß z. B. die Knaben mit ihren papiernen Drachen zu machen pflegen; diese Weise des Aufsteigens erhöht jedoch sehr das Interesse der Beize, welche in Folge der Manöver dieser herrlichen Stoßvögel oft unbeschreiblich schön ist;

denn ihre Beute mit dem Auge scharf verfolgend, und sich mit aller Gewalt gegen den Wind drängend schießen sie auf dieselbe pfeilschnell hernieder *).

Vor vielen Jahren wo die Falkenbeize mehr in Brauch war, pflegte ein förmlicher Falkenmarkt oder eine Messe für gezähmte und abgerichtete Falken in einem 24 englische Meilen von Bois-le-duc in Belgien, und siebzig englische Meilen nordöstlich von Antwerpen gelegenen Dorfe Falkonswaard abgehalten zu werden, wo noch jetzt von mehreren Einwohnern der Fang und die Abrichtung von Falken ausschließlich getrieben wird **). Dieses Geschäft ist jetzt so wenig bekannt und an sich so merkwürdig, daß eine etwas umständlichere Beschreibung desselben gewiß anziehend seyn dürfte. Die Falken werden in den Monaten Oktober und November wo sie aus Schweden und Dännemark, überhaupt aus dem skandinavischen Norden nach Süden ziehen, und im Märzmonde, wo sie wieder dahin zurückkehren gefangen. Diese Rückkehr-Periode ist jedoch die zum Fang weniger geeignete, weil dann die Periode wo die Falkenbeize beginnen soll, nämlich Anfang Aprils schon zu nahe vor der Thüre ist, als daß die Vögel noch hinlänglich dazu abgerichtet werden könnten. Vor einigen Jahren ereignete sich der merkwürdige Umstand daß ein Falk welcher im Juni bei einer Reiherbeize von Didlington abhanden gekommen war, von den erwähnten belgischen Falkenfängern im folgenden Märzmonat auf seiner Wanderung nach der nordischen Heimath wieder eingefangen, und auch sogleich von ihnen wiedererkannt wurde.

Wenn die gedachten Vogelsteller auf den Falkenfang ausgehen, so wählen sie dazu eine Heidestrecke über welche diese Vögel auf ihrem Wanderzuge hinweg zu streichen pflegen, auf dieser Strecke wird das hohe Gras, Heidekraut u. s. f. abgemäht, und eine Taube an einem kleinen Pflocke befestigt, welcher nur leicht in den Boden getrieben wird, dann wird das Netz gelegt, und die andern erforderlichen Vorrichtungen getroffen. In dem Augenblicke wo ein Falke auf die Taube herabstößt und sie berührt, zieht der Falkensteller von der Hütte aus wo er auf der Lauer sitzt, an der Schnur welche durch das Netz wie durch den vorerwähnten Pflock läuft, und das Netz zieht sich über beide zusammen. Die gefangenen Falken werden dann nach Hause gebracht, so viel wie möglich gezähmt und heimisch gemacht, und stets mit der Kappe versehen auf dem Handgelenke gehalten. An den Füßen werden dem Vogel zwei Glöckchen geheftet, diese dienen theils dazu ihn wenn er in ein Dickicht oder hohes Gras geräth leicht ausfindig zu machen, theils damit er im Fluge nicht von einem oder dem andern Förster oder Jäger als ein wilder Stoßvogel angesehen und geschoßen werde. Wenn sie gegen Ende des März vorerst auf die Taubenbeitze abgerichtet worden, reisen die Falkensteller mit ihnen und zwar meist mit neun Paar nach England ab, wo sie in den ersten Tagen des Aprilmondes zu Didlington ankommen, wohin uns nun auch unsere geneigten Leser begleiten mögen:

In diesem Jahr (1834) waren während der Beizezeit (April — July) dreizehn Falken dort vorhanden, wovon immer einer oder einige für eine andere Art von Beize oder was gleich viel sagen will, für den Stoß auf eine bestimmte Art von Federspiel abgerichtet war, z. B. auf Reiher, auf Kibitze, Krähen u. s. f. fünf davon waren aus verschiedenen Ursachen jagdunfähig. Zur Wartung derselben waren drei flandrische Falkner, nämlich ein Hauptfalkner nebst zwei Gehülfen bestellt.

Ersterer hatte diese jährliche Reise nach England schon vierzehnmal gemacht, einer von den beiden Gehülfen war der schönste Jüngling den man sehen konnte, und dem Vernehmen zufolge soll sich bei den Jagden welchen auch wie ehemals Damen beiwohnten, mancher verstolene Blick aus reitzenden Augen von dem auf dem Handgelenke sitzenden Falken auf den endymionischen Falkenjüngling verirrt haben.

Die Falken und ihre Wärter wohnen in einem Gebäude welches auf einer reitzenden Anhöhe, die hohe Aesche genannt, errichtet ist, und von wo sie zuweilen wenn der Ostwind weht, ausgelassen werden, weil dann das Federspiel welches mit dem Winde fliegt, keine Pflanzungen oder sonst einen Ort wo es sich verbergen könnte antrifft. Die gewöhnliche Weise aber wie sie ausgelassen werden ist folgende: Es wird irgend eine bewachsene Strecke ausgesucht, über welche die Reiher nach dem Moore um Futter zu fliegen oder mit Atzung für ihre Jungen heimzukehren pflegen; die Jagdgesellschaft versammelt sich allda zu Pferde, und erscheint das Reiherwild, so erschallt der Jagdruf: Heron à la vole! worauf sogleich einem oder zwei Falken je nachdem die Umstände es erheischen, die Kappe abgenommen wird, und sie losgelassen werden. Einen Augenblick lang wiegt sich der durch das Licht geblendete Vogel als wie in Verwunderung und Entzücken versunken in der Luft, nun erspäht er aber den Reiher und darauf los geht es, und die Jagd ihm nach

„daß Roß und Reiter schnauben
Und Kies und Funken stauben —

denn selbst die so halsbrechende englische Fuchsjagd ist, im Vergleich mit dem Ritt bei einer Reiherbeitze wenn die Falken ihrem Federspiele windabwärts (down wind, d. h. mit dem Winde) pfeilschnell nachsausen, nur ein Kinderspiel.

---

*) Man vergleiche hiemit die in der 8. Lieferung geschilderte Ostindische Falkenbeitze, und zwar die Stelle:

„Einer von den Falken welcher zur langbeschwingten hochfliegenden Gattung der Beiries gehört, stieg allsogleich auf, und verfolgte einen von den Reihern. Da er wußte daß er nicht im Stande sey sich so schnell als seine Beute in die Höhe aufzuschwingen, so entfernte er sich seitwärts als sey er nicht gesonnen, wieder zurück zu kehren, dabei aber stieg er allmälig immer höher und höher, schwenkte sich dann plötzlich gegen den Vogel und schoß so schnell empor, daß er fast über ihm schwebte. Diese Wendungen und Schwenkungen des Falken, so wie überhaupt sein Emporflug haben etwas ungemein Großartiges und zugleich Zierliches und zeugen von nicht geringer Schlauheit. — Der Falke setzt seine wohlberechneten Bewegungen so lange fort, bis er sich gerade senkrecht über seiner Beute befindet, dann schießt er seine Fittige fest anschließend mit einer Schnelle hernieder, von welcher sich nur wer ein Augenzeuge einer solchen Jagd gewesen, eine Vorstellung zu machen im Stande ist; sein Herniederflug rauscht gleich einem scharf dahin sausenden Winde.

**) Es wäre anziehend eine Übersicht aller derjenigen Orte zu besitzen, wo irgend einer von den vielen Zweigen der Vogelstellerei und Vogelabrichtung getrieben wird; so z. B. der Finkenfang in gewissen Harz-Dörfern, die Sprosser-Abrichtung in Tyrol u. s. f.

Sollte irgend jemand zu dieser Behauptung ungläubig das Haupt schütteln, so mag er um sich von der buchstäblichen Wahrheit derselben zu überzeugen, sich auf den Sattel setzen, den Kopf so lothrecht als möglich in die Höhe recken, seinem Vollblutrenner die Sporen in die Seiten drücken, dann über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, die hoch in den Lüften fort sausenden Vögel unverrückt im Auge behaltend dahin jagen, und dann nach vollendeter Jagd uns noch der Übertreibung zeihen wenn er es vermag. Daß es dabei nicht wenig verrenkte Schultern einzurichten, und mehr oder minder gefährliche Stürze vom Pferde in Menge gibt, läßt sich denken.

Den Tag über wird dem Falken, wenn nicht gejagt wird nie die Kappe abgenommen, so daß man füglich sagen kann, er lege die Nachtmütze ab, wenn sich der Falkner anschickt die seinige aufzusetzen.

Er wird mit dem besten Rindfleische gefüttert, und hat einen so verwöhnten Gaumen daß er gleich bitterböse wird wenn er nur die geringste Unachtsamkeit in dieser Hinsicht wahrnimmt. Die Fütterung geschieht nur Einmal des Tags, aber an den Tagen wo Beize ist natürlich nicht eher als bis dieselbe vorüber ist, denn der Hunger ist bei den gezähmten und abgerichteten Falken (auch bei dem Edelfalken?) der eigentliche Stachel zur Jagd, und ohne diese Triebfeder wäre er wohl nicht zur Beize insbesondere auf den Reiher zu bewegen, da es ihm im Grunde an Muth gebricht, und man schlagende Beweise von seiner Feigheit hat, was dagegen bei dem Falken im wilden Zustande keineswegs der Fall seyn soll; es scheint daher daß die strenge Zucht welcher er der Zähmung halber unterworfen werden muß, sein von Natur kühnes und beherztes Naturell verändert. Den Angaben der Falkner zufolge eignet sich der wilde Falke (gleich dem Lämmergeier u. a.) eine bestimmte Mark zu, worin er allein schaltet und waltet, und wo ihm kein anderer ins Gehäge kommen darf.

Ein gewißer Downes welcher in der Nähe von Yarmouth in England begütert ist, hat den Versuch gemacht, Falken selbst aufzuziehen aber ohne Erfolg, obgleich er alle nur erdenkliche Mittel und Wege einschlug ihre ganze Lebensweise derjenigen in ihrem wilden Zustande aufs Genaueste anzupaßen. Zu Hunstanon Cliff bei Lynn werden alljährlich einige wenige Falken gefangen, sie sind aber nur zur Repphühnerbeize abzurichten, keineswegs aber zur Reiherbeize zu brauchen, wozu es ihnen an Muth gebricht.

Die einzige Unterbrechung die in diesem dermalen in Europa wahrscheinlich einzigen Waidwerke innerhalb der letzten sieben Jahrzehende eintrat, ereignete sich im Laufe des nun seit beinahe einer Generation beendigten großen Europäischen Krieges, wo Ludwig Buonaparte zur Zeit wo er König von Holland war, die in dem obenerwähnten flanderischen Dorfe wohnhaften Falkner, eben als sie im Begriff nach der Graffschaft Norfolk abzugehen standen, zurückhalten ließ, sie einige Zeit selbst verwendete, und später seinem Bruder Napoleon zusendete welcher sie zu seiner Unterhaltung in Versailles ihre Kunst ausüben ließ.

Eine von den anziehendsten Sehenswürdigkeiten zu Didlington ist die Reiherei oder der Reihergarten, wo diese Vögel wie anderwärts die Fasane in Fasanerien, in zahlloser Menge gehegt werden, und regelmäßig nach den ungefähr acht englische Meilen von ihrem Gehäge entfernten Mooren zur Fütterung fliegen. Werden sie auf ihrer Rückkehr von dort von dem Falken angegriffen, so werfen sie die eben genoßenen Fische aus um sich leichter zum Kampfe zu machen. Um den Herbst treten auch diese gehegten Vögel ihre Wanderung nach südlichen Ländern an, wo ihnen die stets offenen Gewässer den geeigneten Aufenthalt darbieten; im Februar kehren sie regelmäßig wieder in die Gehäge zurück um allda zu brüten. Einige bleiben jedoch das ganze Jahr hindurch alldort.

Bei der Beize mit dem Falken auf den Reiher pflegt man stets darauf bedacht zu seyn, daß auch das Leben des letztern geschont wird, man entläßt ihn daher gewöhnlich wieder wenn er gefangen worden, heftet aber zuvor eine kleine Metallplatte worauf Tag und Ort, wann und wo er gejagt und gefangen worden, angegeben ist, an einen seiner Füße. Ein mit einer solchen Etikette versehener Reiher wurde wie aus dieser erhellte, eine lange Reihe von Jahren nach seinem ersten Fange, bei Wien geschoßen.

Ein anderer Reiher welcher laut der Etikette im J. 1814 zu Didlington mit dem Falken gebeizt und gefangen worden war, wurde 1821 unweit Calais geschoßen.

Zur Falkenbeize die im wahren Sinne des Wortes eine wilde Jagd genannt werden darf, wird wie bereits oben erwähnt, fast immer eine wüste unheimliche Moor- und Heidegegend gewählt, wo ringsumher keine Spur der Menschenhand wahrzunehmen; wo die tiefe schauerliche Stille von keinem andern Laute als etwa von dem schrillen Angstruf eines aufgescheuchten Kibitzes oder von dem leisen Silbergeläute der bereits erwähnten Falkenglocken unterbrochen wird. Auf dem weiten unabsehbaren nur vom Horizont begränzten Moore sieht man nur hie und da einzelne Reiter gleich Traumgesichten wie aus der Erde emporsteigen, und behend nach dem Sammelorte hineilen. Eine Weile lang harrt die ganze nun versammelte Schaar in gespannter athemloser Erwartung; da erschallt der Ruf: Heron á la vole! die Falken werden vom Handgelenke losgelassen und die wilde Jagd geht an. Siehe wie die der Kappe baren, „des rosigen Lichtes sich freuenden" Falken gleich einer Rakette emporsteigend, über den Reiher zu gelangen streben um den Stoß führen zu können, wie dieser durch Gebehrde und Flug seine Angst zu erkennen gibt; die Arme wenn es eine Reiher-Sie, gedenkt des heimathlichen Nestes und der darin ihrer harrenden Jungen deren Leben von dem ihren abhängt; sie wendet sich heimwärts um Schutz vor ihrem Dränger in den Laubgewölben des waldigen Didlington zu suchen. Nun erschallt das drönende Halloh der Falkner, womit sich das Hurrahgeschrei der Jagdhörner mischt; Roß und Reiter wie von einem Taumel ergriffen schießen gleich von der Sehne abgeschnellten Pfeilen dahin.

Vor mir, erzählt ein brittischer Jagdliebhaber welcher am 17. Mai dieses Jahrs 1834 einer großen glänzenden Falkenbeize zu Didlington beiwohnte, sauste der junge und adlerkühne Anführer der Jagd auf seinem schnaubenden Renner dahin, die Blicke gen Himmel gerichtet als wie wenn er dessen Beistand und Schirm bei seinem gefahrvollen Abentheuer von ihm erflehen wollte.

Ihm nach in toller Hast die ganze Schaar, die Blicke gleich vogelflug- und wolkenzug-deutenden Augurn nach Oben gerichtet: „Nun sind sie über die „Reiher! herrlich!... herrlich!... ha! er gewinnt „den Vorsprung!... auf ihn los, auf ihn los, meine „Burschen!... seht! sie sind wieder über ihn her... „er windet sich wieder durch... prächt... (Das Pferd des enthusiastischen Waidmannes welcher diesen halb verschluckten Ausruf thut, strauchelt in diesem Augenblick über eines von den vielen Kaninchenhöhlen der Heide)... jetzt hat er einen Vorsprung und steuert auf „das Dickicht zu... Vorwärts — (Der Gentleman welcher die Falken anfeuern will, stürzt in diesem Augenblick kopfüber)... seht wie sie nun auf ihn hernie- „der schießen — welche unvergleichliche Jagd! o! köst- „lich, köstlich!"

Mitten unter solchen Ausrufungen und Abentheuern fand ich mich ehe ich michs versah in der Nähe des Schloßes von Didlington, obschon ich auf dem fast eine deutsche Meile langen Weg von der Jagdheide dahin, nicht viel mehr von der Gegend und der Straße gesehen als wie wenn ich mit verbundenen Augen den Ritt gemacht hätte. F. M. W.

---

## Peniscola.

Ein Gibraltar im Kleinen liegt diese merkwürdige Feste in der spanischen Provinz Valencia, auf einem gegen zwei hundert vierzig Fuß hohen Felsen, welcher sich ungefähr hundert und zwanzig Toisen von der Küste entfernt mitten aus dem Ocean erhebt, und durch eine sandige Landenge welche im Durchschnitt an dreißig Toisen breit seyn mag, mit derselben in Verbindung steht. Die Stadt welche beinahe die ganze Oberfläche des Felsens einnimmt, wird auf allen Seiten durch treffliche Werke gedeckt, und von einem Kastell beherrscht welches ehemals den Tempelherrn gehörte, und dessen Terre-plain fünf und zwanzig Toisen über der Meeresfläche liegt.

Mitten auf diesem Felsen entsprudeln demselben mehrere Quellen herrlichen Wassers. Bei stürmischem Wetter wird die Landenge oder der Isthmus von Peniscola von den Meereswogen überfluthet.

Zu den sogenannten Merkwürdigkeiten der Stadt gehören die Überreste der Templerkirche, welche dem Gegenpapst Peter von Luna, der unter dem Namen Benedikt XIII. gewählt worden war, zum Asyl diente wo er auch im Jahre 1423 starb; ferner die Grotte die zum Andenken an ihn noch heutzutage den Namen Bufador del papa Luna führt. Die in diese Grotte hinanschlagenden Wogen kommen aus derselben in der Gestalt eines weithinspritzenden Regenschauers wieder zum Vorschein.

Peniscola wurde im Jahre 1812 von den Franzosen belagert und durch Kapitulation eingenommen. Der Hergang dieser Belagerung und Einnahme wird in den vor Kurzem erst in einer zweiten Auflage erschienenen, für die Geschichte des spanischen Unabhängigkeitskriegs wichtigen Mémoires du Maréchal Suchet, Duc d'Albufera, sur les campagnes en Espagne depuis 1808 — jusqu' à 1814, écrits par lui — même. T. II. p. 235 — 239 folgendermaßen geschildert:

Diese Felsenfeste konnte in gewißer Hinsicht für uneinnehmbar durch gewöhnliche Laufgräben gelten; denn die spanische Besatzung welche aus Tausend Mann bestand und von dem General Garcia Navarro befehligt wurde, demselben, welcher 1810 im Treffen bei Falset gefangen worden war, und aus Frankreich wohin er als Kriegsgefangener abgeführt worden entfloh, um wieder die Waffen gegen uns zu ergreifen, hatte nicht nur die Überschwemmung der Landenge durch künstliche Mittel vermehrt, sondern auch den Damm der sie durchschneidet und nach der engen Zunge führt, die sich vor der vom Lande her einzig zugänglichen Fronte des Platzes befindet, durchstochen, und diese Fronte mit mehrere Stockwerke hohen Batterien und Verschanzungen umgeben; der Rest des Umkreises war uns ohnedieß unzugänglich, weil derselbe außer den Werken noch durch Kanonenschaluppen gedeckt wurde. Die Engländer hatten sich seit unserer Ankunft in der Provinz Valencia unabläßig auf Kanonenschußweite oder doch im Angesicht von Peniscola aufgehalten, und im unaufhörlichen Verkehr mit der Besatzung gestanden. Am 20. Jänner 1812 begann der General Severoli mit fünf Batallionen, die Berennung des Platzes; und sandte einen Parlamentär in die Feste, dessen Vorschläge aber verworfen wurden.

Am 28. Jänner begann die Beschießung des Platzes mit Bomben, womit unter Eröffnung von Parallelen, und Ausführung anderer Belagerungsarbeiten bis zum 3. Februar fortgefahren wurde. An diesem Tage wurde von einem französischen Fahrzeuge welches im Hafen von Denia ausgerüstet worden war, auf der See eine spanische Barke mit Depeschen aufgefangen, welche von dem Kommandanten von Peniscola an den damals zu Alicante befehligenden General gerichtet waren. Durch die Geistesgegenwart eines französischen Voltigeurs welcher mit in die aufgefangene Barke gesprungen war, wurde die Depesche welche ins Meer geworfen worden sogleich wieder heraufgezogen. Der Marschall Suchet dem sie nach Valencia gesandt wurde, ersah aus derselben daß zwischen den vor Peniscola kreuzenden Engländern und der spanischen Besatzung Mißhelligkeiten herrschten. Der General Garcia Navarro äußerte sich in dem Berichte mit Unwillen über diese Bundesgenossen, welche das Begehren an ihn gestellt hatten, daß er ihnen das Commando des Platzes übergeben solle; und er erklärte er wolle sich lieber den Franzosen unterwerfen, und das Schicksal theilen, welches bereits das Land Valencia wie das ganze übrige Spanien betroffen, als den Engländern die Feste übergeben. Der Marschall wurde dadurch sogleich bewogen der Festung durch den General Severoli aufs neue eine Kapitulation anzubieten, die von dem spanischen Befehlshaber gegen die Bedingung, daß die Besatzung sich nach ihrem Auszuge hin wenden könne wo sie immer wolle, auch sogleich angenommen wurde. So wurde denn Peniscola am 4. Februar 1812 von den französischen Truppen besetzt, und die Unterwerfung des Königreichs Valencia mit Ausnahme von Alicante, dadurch vollends zu Stande gebracht.

Der Ruf der Unüberwindlichkeit dessen Peniscola bis dahin genossen hatte, kann mithin wie man

steht, durch diese von Seiten des spanischen Befehlshabers verdammenswürdige und schmachvolle Übergabe keineswegs als geschmälert angesehen werden.

3.

## Der Alcasar zu Segovia.

Als die Mauren Spanien erobert hatten, erbauten sie in allen bedeutenden Städten des Reichs Citadellen, die zugleich Palläste waren, und Alcasare heißen, so entstand auch das in der Überschrift genannte majestätische Bauwerk.

Es steht auf der Westseite der Stadt am äußersten Ende eines felsigen Halbeilands, welches von dem tiefen Bette des Eresema-Flusses einerseits und von einer jähen Schlucht andererseits von der übrigen Landschaft getrennt wird. Der auf derselben stehende Alcasar wird außerdem durch einen tiefen Graben über welchen eine Fallbrücke führt, von der Stadt getrennt, und kann mithin völlig unzugänglich gemacht werden. Die Festungswerke desselben bestehen aus einem hohen viereckigen Thurm welcher von mächtigen Wällen umgeben ist, die sich längs des Schlucht-Rands hinziehen; auf dem äußersten Flügel stehen runde Zwinger mit konischen Dächern. Die Spitz-Dächer von blauem Schiefer, die runden Thürmchen, die hohen Zinnen, verleihen dem Gebäude ein zugleich ehrwürdiges und malerisches Ansehen. Noch wird zur Stunde die Sternwarte Königs Alfonso des Weisen gezeigt.

Die Gewölbe im Innern sind rund und äußerst massiv. Von einer Residenz der arragonischen Könige sank der Alcasar nach der Vereinigung der Kronen von Arragonien und Kastilien zu einem Staatsgefängniß herab. In diesem mächtigen Zwinger der vor dir aufragt, schmachtete Gil Blas, und die Erinnerung an seine Abentheuer wird bei diesem Anblicke lebhaft erweckt. Noch stehen die hölzernen Bildsäulen der spanischen Könige auf dem Karnieß des großen Saales, und die des Cid so wie des Fernan Gonzalez ersten Grafen von Kastilien, unterhalb derselben. In neuern Zeiten diente der Alcasar zum Gefängniß für die gefangenen Korsaren aus den Raubstaaten. So mag es sich wohl zugetragen haben, daß ein Abkömmling eines von den Mauren welche bei der Erbauung dieses Kastells thätig waren, nach einer Reihe von Jahrhunderten als Gefangener darin wohnte. Während der französischen Invasion unter Napoleon diente dieses edle Gebäude zu einer Kaserne, und die französischen Truppen hausten darin wie gewöhnlich, und zerstörten alles Schnitzwerk und alle Zierathen die ihnen nur irgend erreichbar waren.

Jetzt ist der Alcasar zu einem Kadettenstift eingerichtet, worin junge Edelleute zum Eintritt in die Artillerie und ins Geniewesen vorbereitet werden. Die ehemahlige Moschée des Alcasars wo noch Sprüche aus dem Koran zu lesen sind, dient jetzt zu einer Reitschule für die Kadetten.

3.

## Der Alcasar zu Toledo.

Von Alfonso X. erbaut war dieses imposante Gebäude welches gleich jenen herrlichen Florentinischen Pallästen alter Geschlechter, Pallast und Kastell zugleich ist, lange Zeit hindurch die Residenz der kastilischen Könige. Als jedoch der Sitz der Regierung von Toledo nach Madrid verlegt wurde, war es um seinen Glanz geschehen; es verödete immer mehr und mehr bis es endlich von einer Feuersbrunst im Innern fast ganz eingeäschert wurde. Im vorigen Jahrhundert ließ es jedoch der Kardinal Lorcuzana, Erzbischof von Toledo, auf seine Kosten mit einem Aufwande von mehr als zweimal hundert Tausend Piastern wieder herstellen, und errichtete hierauf eine Versorgungs-Anstalt in demselben, wo alle Armen der Stadt die sich entweder freiwillig meldeten, oder von den Thoren der Kirchen und Klöster wo sie unbeschäftigt saßen, dahin gebracht wurden, unentgeldliche Aufnahme und Verpflegung fanden, wogegen sie zu Seiden- und Wollen-Manufaktur-Arbeiten angehalten wurden, deren Ertrag nachdem ein verhältnißmäßiger Theil davon als Beitrag zur Bestreitung der Kosten ihres Unterhalts abgezogen worden war, ihnen eingehändigt wurde.

Diese wohlthätige Anstalt welche wohl eine der frühesten dieser Art gewesen seyn mag, und durch ihr Beispiel wenn es Nachahmung gefunden hätte, vorzüglich für Spanien sehr heilsam hätte werden können, gerieth bald in Flor, so daß gegen sechs hundert Personen darin durch ihren eigenen Erwerb erhalten wurden, und verschiedene Industriezweige zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gediehen. Der verhängnißvolle sechsjährige Unabhängigkeitskrieg welcher so unsäglich Vieles zerstörte, mag auch den Verfall dieser Anstalt bewirkt haben, welche Toledo nebst manchen andern nicht minder löblichen dem obengenannten trefflichen Prälaten verdankte.

11.

## Auszüge

aus dem kürzlich erschienenen hochwichtigen Reisewerke des Lieut. Alexander Burnes, betitelt: Reisen in Buchara; ein Bericht über eine Reise aus Indien nach Kabul, die Tatarey und Persien nebst der Schilderung einer Fahrt auf dem Indus von der See bis nach Lahore, welche auf Befehl der obersten Regierung von Indien in den Jahren 1831, 1832 und 1833 unternommen worden ist. Drei Bände. London, 1834.

### Einleitendes.

1.

Ich wurde mehrere Jahre lang als Offizier beim General-Quartiermeisterstab in der Provinz Cutch verwendet. Im Verfolg meiner Forschungen über deren Geographie und Geschichte, besuchte ich die an der Gränze des Landes befindliche östliche Mündung des Indus, so wie den sonderbaren Landstrich, der „Run" genannt, welchen dieser Fluß durchströmt. Die Erweiterung unserer Kunde von jener Gegend diente nur dazu unsere Wiß- und Forschbegierde noch stärker anzuregen, zu deren Befriedigung wir durch den Generallieutenant Sir Thomas Bradford, damaligen Oberbefehlshaber der Bombay-Armee aufgemuntert wurden. Dieser kenntnißvolle denkende Offizier war eifrigst darauf bedacht Nachrichten über eine für Großbrittannien so wichtige Gränze wie die des nordwestlichen Indien ist, zu erlangen. Ich bot im Jahre 1829 meine Dienste an, die zwischen Indien



Segovia.



Peniscola.



Toledo.



und dem Indus gelegenen Wüsten zu bereisen, und dann die Beschiffung dieses Flußes bis zum Ocean zu versuchen. Eine solche Reise ist mit Gegenständen von politischem Gewicht und Belang verknüpft; die Regierung von Bombay wurde eben damals von einem durch seinen Eifer für die Sache der asiatischen Erdkunde und Literaturen vor allen andern ausgezeichneten Manne bekleidet. Sir John Malcolm nahm mein Anerbieten an, und versetzte mich zu der politischen Dienstabtheilung mit dem Beifügen, daß ich von Stunde an mit Autorität bei den Machthabern durch deren Gebiete ich kommen werde, bekleidet sey, weil dadurch die Eifersucht und Unruhe welche den Fortgang meiner Untersuchung hindern, wo nicht ganz hemmen dürfte, großentheils beschwichtigt werden dürften. Im Jahre 1830 betrat ich in Begleitung des Lieut. J. Holland die Wüste. Bei unserer Ankunft zu Jaysulmeer holte uns aber ein Eilboote des obersten Statthalters von Indien ein, welcher uns die Weisung zurückzukehren überbrachte, weil es damals für unräthlich erachtet wurde sich der Gefahr auszusetzen, bei den Machthabern von Sinde und anderer (unabhängigen) indischen Staaten, durch die Ausführung des Planes Unruhe und Mißgunst zu erregen.

Dieser damals zu unserm Leidwesen vereitelte Plan kam jedoch im folgenden Jahre zur Ausführung. Im Jahre 1830 langte nämlich zu Bombay ein Fahrzeug mit fünf Pferden an, welche von Seiten des Königs von Großbrittannien zum Geschenk für den Maharadscha Renschit Sing, den Beherrscher der Sikhs, nach Lahore bestimmt waren, in Begleitung eines freundschaftlichen Schreibens des Ministers Sr. Majestät an diesen indischen Potentaten*). Auf die Empfehlung des Generals Sir John Malcolm, damaligen Statthalters der Präsidentschaft Bombay, wurde mir die Ehre zu Theil von der obersten Regierung des brittischen Ostindien mit einer Sendung nach der Hauptstadt der Sikhs beauftragt zu werden, um das erwähnte Geschenk auf dem Indus dahin zu überbringen.

Ich bekleidete damals eben einen politischen Posten in Cutch, der einzigen Region der brittischen Besitzungen in Indien welche an den Indus gränzt.

Die Behörden in England wie in Indien hegten die Meinung daß durch eine solche Reise viele Aufschlüße in politischer wie in geographischer Hinsicht erlangt werden könnten. Die Kunde die wir über den Indus besaßen war unbestimmt und ungenügend, und Alles was man über einen großen Theil seines Laufes wußte, beruhte auf den Angaben Arrians, des Curtius und der übrigen alten Geschichtschreiber welche über den Indischen Feldzug Alexander des Großen berichtet haben. Sir John Malcolm äußerte sich im August 1830 in einer offiziellen Mittheilung folgendermaßen:

„Die Beschiffung des Indus ist in jeder Hinsicht wichtig, und doch wissen wir mit Ausnahme der ungefähr vierzehn geographische Meilen langen Strecke von Tatta nach Heiderabad nichts Zuverlässiges darüber. Über den jetzigen Zustand des Delta haben wir von Eingeborenen herrührende Nachrichten, und Alles was sich aus ihnen ergibt besteht in der Notiz, daß die verschiedenen Arme des Indus unterhalb Tatta oft ihre Rinnsäle ändern und die Sandbänke aller dieser Arme in immerwährendem Wechsel begriffen sind; aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet aber, können Boote die nicht tief ins Wasser gehen den Hauptarm immer befahren. In Betreff des Indus oberhalb Heiderabad unterliegt es jedoch keinem Zweifel, daß er wie seit mehr als zwei tausend Jahren weit hinauf schiffbar ist.“

Außer der Begrüßungs-Mission die mir übertragen wurde, mußte es mein angelegentlichstes Geschäft seyn, die vollständigste Auskunft über den Indus einzuziehen.

Dieß war nun nicht leicht zu bewerkstelligen, weil die Emirs oder Machthaber von Sinde stets die größte Mißgunst gegen die Europäer gezeigt hatten, und keiner von den Mißionen welche in ihr Land gekommen waren je die Erlaubniß zu Theil geworden war, weiter als bis zur Hauptstadt Heiderabad zu gehen.

Der Indus fließt auf seinem Laufe nach dem Ocean durch die Gebiete vieler gesetzlosen und barbarischen Volksstämme von welchen nun ebenfalls Widerstand und Unbill zu befahren stand. Über diese Punkte nun erhielt man von dem Oberstlieutenant Heinrich Pottinger, politischen Residenten in Cutch, welcher der Welt durch sein ausgezeichnetes Reisewerk über Beluschistan bekannt ist, vielerley schätzbare Rathschläge. So gab er unter andern, den wie es sich später auswies vortrefflichen Rath an die Hand, mit den Pferden auch einen großen Staatswagen mit zu senden, weil es dann einleuchten würde daß ein Gegenstand von solchem Umfange nur zu Wasser fortgeschafft werden könne, die Regierung von Sinde mithin keinen Anlaß zu Besorgnissen haben würde. Um meine Absendung auf einem so ungewöhnlichen Wege noch besser zu beschönigen, erhielt ich auch Geschenke für die Machthaber von Sinde und zugleich den Auftrag, ihnen Mittheilungen politischer Natur zu machen, welche Excesse betrafen die mehrere von ihren Unterthanen an der brittischen Gränze verübt hatten. Meine geheimen Instructionen lauteten dahin: daß die Tiefe des Wassers in Indus, die Richtung und die Breite des Flusses, die Möglichkeit ihn mit Dampfschiffen zu befahren, das Vorkommen von Feuerungsstoffen an seinen Ufern, ferner die Beschaffenheit der Bevölkerung und der Machthaber der von ihm durchströmten Länder, lauter Punkte vom höchsten Interesse für die Regierung wären; andere Gegenstände worüber genaue Auskunft äußerst wünschenswerth sey, würden mir meine eigene Kenntniß und Erwägung an die Hand geben. Ich wurde mit allen erforderlichen Vermessungs-Instrumenten versehen, und erhielt einen jungen kenntnißvollen Offizier Namens Leckie, ferner einen Feldmesser, einen hinduischen Arzt und ein angemessenes Gefolge von Dienern zur Begleitung, worauf ich die Reise nach Lahore am 21. Jänner 1831 von Mandivih in Cutch aus antrat.

* * *

*) Des Präsidenten oder Kanzlers des sogenannten Kontroll-Bureaus, oder des Ministeriums für die ostindischen Angelegenheiten.

Diesen so überaus wichtigen Posten, von dem das Wohl und Wehe einer Bevölkerung von beinahe achtzig Millionen Seelen abhängt, bekleidete damals Lord Ellenborough.

2.

Der Erfolg welcher meine mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesene Beschiffung und Untersuchung des Indus begleitet hatte, so wie der Besuch so vieler bisher wenig bekannten Volksstämme, verlieh meinem stets gehegten Verlangen neue Länder zu sehen, und den Schauplatz des welthistorischen indischen Feldzugs des Macedonischen Alexanders zu besuchen, neue Energie.

Als der erste Europäer welcher in neueren Zeiten den Indus beschifft hatte, fand ich mich angetrieben meine Reisen über diesen Fluß hinaus über den Schauplatz der romantischen Großthaten auszudehnen, die ich in früher Jugend mit so glühendem Interesse gelesen hatte.

Der Plan fand von Seiten des Generalstatthalters von Indien, Lord William Bentanck, welchen ich nach Vollendung meiner Mission nach Lahore, zu Simla im Himalaya-Gebirge traf, die bereitwilligste Aufmunterung, weil er der Meinung war, daß die Kenntniß der allgemeinen Beschaffenheit der Länder die ich zu bereisen entschlossen war, der brittischen Regierung (in politischer Hinsicht) ersprießlich seyn, und außerdem andere Vortheile zuwege bringen würde.

Die mißliche ja gefahrvolle Beschaffenheit dieses Zuges so wie die Weise wie selber am besten zu Stande gebracht werden könnte, erheischten genaue Erwägung. Es wäre zweckwidrig und äußerst unklug gewesen, die zwischen Indien und dem Kaspischen Meere liegenden Länder so zu bereisen wie dieß auf dem Indus geschehen war, nämlich als politischer Agent, ich wurde daher angewiesen als Privatmann dort aufzutreten. Die Päße die mir in französischer, englischer und persischer Sprache ausgefertigt wurden, lauteten dahin, ich sey ein Capitän in der brittischen Armee und auf der Heimreise zu Lande nach Europa begriffen; daß der Regierung daran liege daß mir auf dieser Reise eine gute Behandlung widerführe, war aus der ganzen Fassung des Paßes ersichtlich. Zum Begleiter wählte ich Hrn. James Gerard, Wundarzt in der Bengalischen Armee, welcher den größten Theil seines Lebens in Indien zugebracht, die Himalaya-Regionen in allen Richtungen bereist hatte, und einen heißen Drang zu reisen besaß *). — Ein Feldmesser von hinduischer Geburt, welcher in der Ingenieur-Akademie zu Bombay erzogen worden war, ein junger Kaschmirer welcher in dem englischen Institut zu Delhi gebildet worden und meine persische Korrespondenz mit besorgen sollte, endlich ein hinduischer Diener machten den übrigen Theil meines Gefolges aus.

Von dem Augenblicke an wo ich mich zur Bereisung der obenerwähnten Länder entschlossen hatte, stand auch zugleich der Entschluß in mir fest, den Charakter eines Europäers beizubehalten, mich jedoch in Tracht, Lebensweise und Benehmen nach denen zu richten, mit welchen ich verkehren würde. Die Folge hat bewiesen, daß diese Methode Vieles für sich hat, obgleich der europäische Charakter uns in manche Schwierigkeiten verwickelte. Zur Annahme derselben wurde ich bewogen weil ich die Unthunlichkeit einsah die Maske und Rolle eines Eingebornen auf die Dauer mit Erfolg durchzuführen, und aus vielfältiger bewährter Erfahrung wußte, daß kein europäischer Reisender jemals in diesen Ländern sich aufhielt, ohne Verdacht zu erregen ja selten ohne entdeckt zu werden. Durch meinen langen Verkehr mit Asiaten hatte ich einige tiefere Kenntniß ihres Charakters erhalten, und mir zugleicherzeit die persische Conversationssprache, die lingua Franca der Völkerschaften mit denen ich verkehren sollte, in ziemlichem Maaße angeeignet. Ich trug daher kein Bedenken zwar in ihrer eigenen Tracht unter ihnen zu erscheinen, mich jedoch ohne Hehl als einen Fremden zu erkennen zu geben. — Dieß ist die gedrängte Darstellung der Umstände welche mich in jene Länder führten; über die Weise wie ich mein Unternehmen ausführte, muß die Welt urtheilen.

Ich muß jedoch die Nachsicht meiner Leser sehr in Anspruch nehmen, da mir bei der Ausarbeitung meines Werkes kein fremder Beistand zu statten gekommen ist, und meine Berufslaufbahn in jenem fernen Osten mir wenig Muße zur stylistischen Ausbildung vergönnt hat. Der Verf. macht hierauf die HH. Mountstuart Elphinstone, vormaligen Statthalter von Bombay; J. B. Fraser, Verf. des Kazzilbasch; H. H. Wilson, Prof. des Sanskrit an der Universität zu Oxford, J. Prinsep, Sekretär der Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta, und Capt. St. M. Grindlay, Herausgeber der Ansichten aus Westindien, als diejenigen nahmhaft denen er für ihre Rathschläge, Winke, Mittheilungen und letzterem insbesondere für seine Zeichnungen zu Dank verpflichtet sey.

W.

*) J. Gerard ist der jüngste von den drei durch ihre Entdeckungsreisen im Himalaya ausgezeichneten Gebrüdern Gerard, deren Leistungen von unserm trefflichen Ritter so meisterhaft und erschöpfend gewürdigt worden sind. Th. III. Band II. S. 566—585, Entdeckungsreisen der Gebrüder Gerard von 1818—1829. Red.

## Miscelle.

### Die Landhäuser um Marseille.

Ein berühmtes deutsches Unterhaltungsblatt enthält in einer Korrespondenz aus Marseille folgende Schilderung der dortigen Villen:

Eine hohe Steinmauer welche die feenartigen Gärten der Landhäuser bei Marseille umgibt, schließt den Besitzer von der äußern Welt ab, und hindert den Neugierigen Zeuge ihres epikuräischen Lebens zu seyn. Die Marseiller Kaufleute vermeiden gern alle äußere Pracht, ihre Landhäuser sind von Außen zwar geschmackvoll und freundlich, sehen aber durchaus keinem Pallast gleich, während im Innern ein wahrhaft asiatischer Luxus herrscht. Prächtige chinesische Tapeten und persische Teppiche zieren die Gemächer welche den Vergleich mit mancher königlichen Residenz aushalten würden. Auch die Gärten sind trotz des unfruchtbaren felsigen Terrains meist sehr blühend. Riesenhafte Cactus und Aloen die hier im Freien fortkommen, versetzen in eine fremde Zone, zahllose Mandel- und Feigenbäume bieten überall ihre reifen Früchte, an dem armdicken Rebenstocke glüht die dunkelblaue Weintraube, während die Gartenbeete mit köstlich duftenden Melonen besäet sind. Nimmt man dazu den Anblick der immergrünen Oliven und Cypressen die dem Lande erst ein recht tropisches Ansehen geben, so findet man die außerordentliche Liebe der Marseiller für das Landleben sehr begreiflich.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

19.] Hängebrücke aus Bambusrohr. — Alforen, ein Volksstamm von den Molukken. — Dipo Négoros Unterwerfung. [1834.



### Biographische Skizze

des merkwürdigen Ungarischen Reisenden und Sprachenforschers Alexander Csoma von Körös.

Aus einem Schreiben desselben an den Capt. C. P. Kennedy, im Militärdienst der ostindischen Compagnie und dermaligen brittischen Residenten zu Simla im Himalaya, mitgetheilt von Charles Elliot, vorigen politischen Agenten alldort.

(Beschluß).

Des im benachbarten Lande herrschenden Krieges halber, konnte ich erst im Oktober von dort wieder abreisen, und erreichte im November Buchara (Bokhara), von wo ich aber durch die übertriebenen Gerüchte von dem Anrücken eines zahlreichen russischen Heeres, nach fünf Tagen wieder aufbrach, mit einer Karawane nach Balch (Balkh), und Kalun über Bamian (Bamean) nach Kabul zog, wo ich Anfangs Jänner 1822 ankam. Da ich dort durch Armenier erfuhr daß sich bei Mohammed Asim Chan, welcher sich zwischen Kabul und Peschawer (Peschawaur) aufhielt, zwei Europäer befänden, so zog ich mit einer Karawane die eben nach Peschawer zog dahin, und traf zu Dicke die beiden Europäer, welche Franzosen waren, Namens Allard und Ventura die ich später nach Lahur (Lahore) begleitete, weil die Jahreszeit nicht zur Ausführung meines Planes, nach Kaschmir, und von dort über die Gebirge nach Tübet zu gehen, geeignet war. Von Lahur, wo ich im März desselben Jahrs ankam, begab ich mich bald darauf über Amritisir und Dschemna nach Kaschmir, von dort nach einem Aufenthalt von ungefähr einem Monat im Mai nach Leh, der Hauptstadt von Ladakh *); auf die Nachricht aber daß die Reise nach Yarkand für einen Christen schwierig, kostspielig und gefahrvoll sey **), kehrte ich nach einem fünf und zwanzigtägigen Aufenthalt alldort, wieder nach Lahore zurück.

*) Der treffliche Moorcroft, dessen unschätzbare Verdienste und Leistungen erst durch Carl Ritter richtig gewürdigt, und erschöpfend dargestellt worden sind, verweilte in der auf dem hohen Plateaulande von Ladakh, welches nach seiner Berechnung höher als der Gipfel des Montblanc ist, liegenden Hauptstadt Leh, deren Existenz so wie die des ganzen Landes man vor ihm nicht kannte, zwei Jahre lang vom Herbst 1820 bis zum Herbst 1822, während welcher Zeit er seine merkwürdigen geo- und ethnographischen, naturhistorischen u. s. f. Beobachtungen über jene höchste unter den bewohnten Regionen des Erdkreises anstellte. Red.

**) Die Wahrheit dieser Angabe bewährt sich schon aus dem Umstande, daß es Moorcroft trotz aller seiner und seiner Freunde Anstrengungen nicht gelungen, bis dahin zu kommen. Red.

Als ich auf dieser Reise an der Gränze von Kaschmir anlangte, traf ich zu meiner angenehmen Überraschung Hrn. Moorcroft zu Himbap. Er befand sich damals allein; ich machte ihn mit allen meinen Umständen und Absichten bekannt, blieb mit seiner Erlaubniß bei ihm, und begleitete ihn auf seiner Rückkehr nach Leh dahin wo wir gegen Ende Augusts (1822) anlangten. Im September eben als Hr. Trebeck*) von Spiti zurückgekommen war, gab mir Hr. Moorcroft den voluminösen Band betitelt: Alphabetum Tibetanum zu lesen, worin ich über Tübet und tübetische Literatur so vieles fand, daß ich, ohnedieß schon seit längerer Zeit begierig mit dem Bau dieser merkwürdigen Sprache bekannt zu werden, Hrn. Moorcroft welcher gegen Ende Septembers von Leh nach Kaschmir abreißte, um die Erlaubniß bat, bei Hrn. Trebeck bleiben zu dürfen; dieser verschaffte mir einen kenntnißreichen Lama, welcher mit der tübetischen und persischen Sprache vertraut war, und mir Unterricht in derselben gab, auch mich im Sprechen beider Idiome übte; dadurch erlangte ich eine ziemliche Kenntniß des Tübetischen.

Auf Hrn. Moorcrofts Verlangen, übertrug ich vor seiner Abreise von Leh ein in russischer Sprache abgefaßtes Schreiben aus St. Petersburg vom 17. Jänner 1820, das an den Beherrscher des Pentschab, Renschit Sing (den Sultan der Sikhs) gerichtet war, ins Lateinische, welche Übersetzung wie mir Hr. Moorcroft nach seiner Ankunft in Kaschmir sagte, er nach Kalkutta sandte. Dieses Schreiben hatte sich sein Reisegefährte Mir Isset Ullah (wahrscheinlich in einer Abschrift) zu verschaffen gewußt **).

Zu Kaschmir wohin ich mit Hrn. Trebeck ging und dort den Winter zubrachte, erwachte der Wunsch in mir, gründlicher mit der tübetanischen Sprache vertraut zu werden, um jene zahlreichen und höchst wichtigen Werke studiren zu können die in jedem großen

*) Hr. Trebeck war nächst dem Delhier, Mir Isset Ullah, und Hrn. Guthrie, der Haupt-Reisegefährte Moorcrofts, und kam auch bald nach ihm ums Leben.

**) Während der Anwesenheit Moorcrofts und Csomas in Ladakh, war ein russischer geheimer Agent oder Emissär, Namens Aga Aabdi oder Mehdi welcher Briefe und kostbare Geschenke für mehrere mittelasiatische Fürsten bei sich führte, auf der Reise nach Ladakh mit Tode abgegangen; sein Gefährte Mohammed Fuhar erreichte zwar Leh, soll aber durch seine diplomatische Ungeschicklichkeit die Absichten des russischen Kabinets verrathen haben.

Nach unserer Vermuthung dürfte das oben erwähnte Schreiben an den König der Sikhs Renschit Sing, oder eine Abschrift desselben durch eine bevue dieses Agenten in die Hände des Gefährten Moorcrofts gelangt seyn. Red.

tübetanischen Kloster vorhanden sind. Hr. Moorcroft dem ich mein Vorhaben mittheilte, unterstützte mich mit den zu meinem Unterhalt und Fortkommen erforderlichen Geldmitteln und erlaubte mir nach Ladakh zurückzukehren, ja er empfahl mich sogar an den (ihm sehr gewogenen) Kalun oder Premierminister des dortigen Radscha und an den Lama von Yanglaia Sanskar *). Nachdem ich mich zu meiner Reise gehörig vorbereitet hatte, verließ ich Kaschmir am 2. May 1823 **) wo ich bei Hrn. Moorcroft abermals fünf Monate lang zugebracht hatte.

Zu Leh wo ich am 1. Juni ankam händigte ich Moorcrofts und Mir Isset Allahs Schreiben und Geschenke dem Kalun ein. Dieser Premierminister empfahl mich in einem Briefe an den Lama von Yangla, fertigte mir einen Paß aus und schenkte mir acht Pfund Thee. Am neunten Tage nach meiner Abreise von Leh die in südwestlicher Richtung ging, langte ich in Yangla ein, und von Juny 1823 bis October 1824 verweilte ich zu Zanskar (der südwestlichsten Provinz von Ladakh), wo ich mich mit Hülfe eines Lamas dem Studium der Tübetanischen Literatur widmete. Durch den Unterricht dieses verständigen und kenntnißreichen Mannes erwarb ich mir eine grammatisch-gründliche Kenntniß der Sprache und wurde mit vielen literarischen Schätzen bekannt, die in drei hundert und dreißig großen gedruckten Bänden, als die Basis aller tübetanischen Gelehrsamkeit und Religion niedergelegt sind. —

Ich ließ diese voluminösen Werke in derselben Ordnung in welcher sie in dem gedruckten Index verzeichnet stehen abschreiben. Jedes Werk beginnt mit dem Titel in Tubetischer und Sanskritsprache und endet mit den Namen des Verfassers, Übersetzers und des Ortes wo der erstere dasselbe abgefaßt oder die Übersetzung ausgearbeitet wurde. Vor meiner Abreise von Zanskar war ich mit meinem Lehrer dem Lama übereingekommen, daß ich den Winter von 1824 — 1825 bei ihm zu Sultanipur ***) in Kulu zubringen würde, wohinab sich seine Verwandten und auch die Frauen zweier Häuptlinge von Saleb in jedem Winter zu

*) Dieser treffliche Zug, wie überhaupt der ganze Umstand der Unterstützung Csomas ist unsers Wissens noch nirgends erwähnt worden, wenigstens gedenkt Carl Ritter, welcher Alles was Moorcroft betrifft mit preiswürdiger Vorliebe zusammengestellt hat, dieses Umstands mit keiner Sylbe. Red.

**) Also zwei Monate vor seinem Gönner welcher im August von dort nach Kabul abging. Wir wollen bei dieser Gelegenheit auf den wichtigen Umstand aufmerksam machen, daß jetzt wo keiner von den Reisegefährten Moorcrofts mehr am Leben ist, unser Landsmann Csoma der einzige ist, welcher seines langen Zusammenlebens mit dem Haupte jener wichtigen Expedition wegen, umständlichere Angaben über ihn mitzutheilen im Stande wäre. Red.

***) Sultanipur auch Sirlanpur ist die Hauptstadt des Alpengaues Kolu oder Kulu, und die Residenz des Gebirgsfürsten des gleichnamigen Gebiets. Die große Handelsstraße der Karawan-Kaufleute welche aus den Gebieten des Radscha von Bissahir, und den den Sihks tributpflichtigen Landschaften, den Haupthandel nach Ladakh, Kaschmir und Yarkand treiben, geht hindurch. Dieser Alpengau liegt in dem obern Stromthale des Beyah oder Bedische (Hyphasis), und unfern von den heiligen Quellen dieses linken Zu- und Nebenstromes des Indus. Red.

begeben pflegen, und die er zu besuchen wünschte; dort wollten wir den zur Abfassung eines Tübetisch-Englischen Wörterbuchs gesammelten Vorrath verarbeiten.

Der Lama wurde jedoch später durch Geschäfte von der Abreise von Zanskar abgehalten. Da die Winterszeit immer näher heranrückte, so machte ich mich auf seinen Rath auf, um über die Schneegebirge (des Himalaya) noch vor dem Eintritt dieser Jahrszeit zu kommen; ich langte glücklich in Sultanipur an, und ging von dort über Mundi, Sukadhi und Belaspur nach Sebathu *) wo ich am 26. November ankam.

* * *

So weit reicht vorstehende von Csoma selbst herrührende Lebensskizze. Das Schreiben an den Capt. Kennedy welches sie enthält, ist aus Sebathu vom 28. Jänner 1825 datirt und man ersieht aus dem Schluß desselben, daß er bei seiner Ankunft in diesem Gränz-Cantonnement des brittischen Ostindien, der Regierung zu Kalkutta seine Dienste in wissenschaftlicher Hinsicht insbesondere zur Erforschung der Tübetischen Sprache und Literatur angeboten, und sich dabei auf Hrn. Moorcroft berufen hatte, dessen Edelmuth und Güte wie er sagt, er seine ganze jetzige Existenz verdanke, und der ihn auch an den Sekretär der Asiatischen Gesellschaft von Kalkutta empfohlen habe. Die Regierung scheint sich anfangs nicht geneigt dazu gefunden zu haben, hat jedoch in der Folge Hrn. Csoma nach Kalkutta kommen lassen, wo er unter den Auspicien der dortigen Asiatischen Gesellschaft mit der Ausführung seiner umfassenden literarischen Arbeiten beschäftigt war. W.

## Stellen aus den neuesten Reisewerken über Indien,

worin Herr Csoma von Körös erwähnt wird.

### Viktor Jaquemont**). 1828 — 1832.

Schini in Kanawar, den 15. July 1830.

* * * * Ich werde zu Kanum bald jenen merkwürdigen ungarischen Sonderling, Alexander von Csoma sehen, welcher seit vier Jahren unter dem Namen Sekander Beg d. h. Alexander der Große, dort sich aufhält, und jetzt sich eben anschickt sein Hammelfell, wie seine Mütze von schwarzem Lammfell abzulegen, und seinen vorigen Namen wieder anzunehmen, um der Asiatischen Gesellschaft in Kalkutta seine Übersetzung der Tübetanischen Encyclopädie vorzulegen, denn er ist der einzige jetztlebende Europäer welcher des Tübetischen mächtig ist.

* * *

*) Sebathu, Hauptort des brittischen Cantonnements im Gherwal-Himalaya, liegt vier deutsche Meilen von der Ebene in den Vorgauen des Hochgebirgs, und war der Hauptsitz der wilden Gorkhas.

**) Correspondence de Victor Jaquemont etc. pendant son voyage dans l'Inde 1828 — 1832. Paris 1834. 2 Bände 8. Wir können bei Gelegenheit der Anführung dieser Briefsammlung nicht umhin unser Befremden auszudrücken, wie die französischen Blätter von diesen Mittheilungen so vieles Aufhebens haben machen können. Wie schaal, wie kalt, wie flach erscheinen die wundersamsten Gegenden und Gegenstände in diesen Briefen!

Mundleser an den Ufern der Nerbudda in Mittelindien, den 15. April 1832.

* * * * Als ich zu Kanum im Himalayah verweilte, war eben ein gelehrter Ungar Namens Csoma de Körös in Gemeinschaft mit den Lamas dieses buddhistischen Klosters, mit der Ausarbeitung eines Wörterbuchs und einer Grammatik des Tübetischen beschäftigt. Mir war damals die Ehre beschieden in einem in Tübet seiner literarischen Schätze wegen berühmten Tempel zu wohnen. Hr. Csoma besuchte mich oft in Gesellschaft des obersten Lamas, zeigte mir mehrere hunderte von Bänden die in den großen Klöstern der chinesischen Tatarey mit plumpen hölzernen Lettern gedruckt waren. Eines von diesen Werken, welches eine Tübetische Encyclopädie seyn soll, war nicht weniger als hundert und zwanzig Bände stark. Herr Csoma dolmetschte mir auf meine Bitte die Titel von mehreren dieser Werke.

Er war damals mit seinen Arbeiten schon beinahe zu Ende gekommen, und schickte sich an nach Indien hinab zu gehen, um das Resultat seiner Forschungen und Dolmetschungen dahin zu bringen.

## Major Archer*).

Zu Giarghi einem zwei englische Meilen von Dingschah, im Alpenstaat Kulun, im Himalayah gelegenen Dorfe, besuchte mich am 11. Mai 1828 ein Lama, der Lehrer des Hrn. Csoma de Körös, welcher in Kanawer dem Studium des Tübetischen obliegt. Dieser Lama war auf einer Wanderung um „die Welt zu sehen" begriffen, und war über Mundi und Sokit bis nach Sebathu (Subatheo**) gekommen. Er war mit einem Certificat seines Zöglings, des oben genannten ungarischen Reisenden versehen, der sich darin „Sekunder Room" unterzeichnet hat, und bezeugt daß der Lama auf einer Reise begriffen sey, zu welcher er durch seine Begierde fremde Länder zu sehen, vermocht worden ist. Der Name dieses Lama war Käfä Sändscheie Pentsuk, und er war in der an der Gränze von Ladhak gelegenen Stadt Peddum gebürtig. In seinem Gefolge befanden sich sechs bis sieben Leute von seinem Stamme alle mit echt tatarischen Gesichtszügen.

W.

Wie empörend ist das verächtliche Herabsehen auf Moorcroft jedesmal wo der Briefsteller seiner gedenkt, Moorcrofts, dieses ausgezeichneten Beobachters welchen Hr. Jaquemont wahrlich nicht zu würdigen im Stande war. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir zwischen diesen Reiseberichten und den so berüchtigten Reiseschilderungen August von Kotzebues (des dramatischen Schriftstellers nämlich) eine große Wahlverwandtschaft wahrnehmen. Wir fordern jeden auf, uns mit Ausnahme der Notizen über Renschit Sing, und der gelegentlichen Daten zur Kenntniß des Lebens der indischen Beamtenwelt eine Stelle nahmhaft zu machen, die sich über das Alltägliche erhübe. Der Eindruck den die Lesung dieser beiden Bände erweckt, bleibt für unser Gefühl ein peinlicher. Red.

*) Tours in Upper India and in Parts of the Himalaya Mountains, with Accounts of the courts of the native princes, by Major *Archer*, late Aide-de-Camp de Lord Combermere. London, 1833. 2 Bände.

**) Über die Lage von Sebathu siehe unsere obige Anmerkung.

## Auszüge

aus dem kürzlich erschienenen hochwichtigen Reisewerke des Lieut. Alexander Burnes, betitelt: Reisen in Buchara; ein Bericht über eine Reise aus Indien nach Kabul, die Tatarey und Persien, nebst der Schilderung einer Fahrt auf dem Indus von der See bis nach Lahore, welche auf Befehl der obersten Regierung von Indien in den Jahren 1831, 1832 und 1833 unternommen worden ist. Drei Bände. London, 1834.

(Fortsetzung *).

### 1. Die Höhlenstadt und die Felsen-Idole zu Bamian (Bamjam) am Fuß des Hindu-Kuh-Gebirge in Afghanistan.

Bamian (oder Bajam wie der Name bei den bisherigen Geographen heißt) ist seiner aus den Felsen ausgehauenen riesenhaften Götterbilder und der zahllosen Grotten wegen berühmt, die in diesem von einem Nebenflusse des Oxus bewässerten Thale in einem Umkreise von ungefähr anderthalb geographischen Meilen vorkommen, und wovon die letzteren Sumetsch genannt einem großen Theile der Bevölkerung zur Wohnung dienen. Ein vereinzelter Berg in der Mitte des Thales ist beinahe ganz zu bienenzellenähnlichen Grotten ausgehauen und ihr Anblick gemahnte uns an die von den Geschichtsschreibern über Alexander den Macedonier erwähnten Troglodytenhöhlen.

Diese ungeheure Felsengrottenstadt heißt Gulgula (Ghoolghoola) und besteht aus nach allen Richtungen hinstreichenden Höhlenzügen, die von einem König Namens Dschelal (Julal) angelegt worden seyn sollen.

Das ganze Gebirge ringsumher besteht aus verhärtetem Thon und Kieselgestein; die Aushöhlung desselben bot daher keine sonderlichen Schwierigkeiten dar, die große Ausdehnung derselben ist jedoch auf jeden Fall bemerkenswerth.

Die meisten von diesen Troglodytenhöhlen kommen auf der nördlichen Seite des Thales vor wo auch die Idole stehen die wir später beschreiben werden.

Bei den Nachgrabungen die oft darin angestellt werden, findet man Ringe, Münzen u. m. dgl., welche Gegenstände fast immer mit kufischen Inschriften versehen sind, und aus einer späteren Zeit als die des Stifters des Islam herrühren. Die Grotten sind durchaus ohne alle architektonische Verzierungen und eigentlich nichts mehr als viereckige Aushöhlungen, wovon jedoch manche nach oben in Domgestalt ausgehen und unterhalb des Punktes von wo die Kuppel beginnt einen mit Schnitzwerk verzierten Fries haben. Die Einwohner tragen sich mit manchen merkwürdigen Sagen von dieser Grottenwelt; so soll unter andern einst eine Mutter ihr Kind darin verloren, und dasselbe erst nach Verfluß von zwölf Jahren wieder gefunden haben.

Aus dieser nicht nur unwahrscheinlichen sondern auch unglaublichen Erzählung kann man wenigstens den Umfang dieser Höhlenstadt entnehmen.

Bamian steht noch unter der Herrschaft von Kabul; die Höhlen wie die Idole scheinen aus dem grauesten Alterthum herzustammen und vielleicht ist es dieselbe Stadt welche Alexander vor seinem Eintritt in Baktrien am Fuße des Paropamisus anlegte. Die Landschaft von Kabul bis Balkh heißt in der That

*) Siehe Nr. 18.

noch zur Stunde „Bachtur Sumihn (Bakhtur Zumieen) oder das Bachtur-Land. Der Name von Bamian soll von der Höhe dieses Thals herrühren, nämlich von Baim, Balkon und dem Afixum iän (eean) Land oder Gegend. Der Name mag ihm vielleicht aus der Ursache beigelegt worden seyn weil die Höhlen eine über der andern in den Felsen angebracht sind, wovon die untern den von ?? nach Kabul ziehenden Karawanen zu Rastplätzen und die obern den Einwohnern zu Kornkammern dienen.

Die kolossalen Götterbilder von Bamian, deren Abbildung diesem Werke beigefügt ist, haben mehr als irgend ein anderes Überbleibsel des asiatischen Alterthums die Aufmerksamkeit der Forscher erregt (?) Sie bestehen aus zwei an der Oberfläche des Berges in Haut-Relief ausgehauenen Riesengestalten, einer männlichen und einer weiblichen, Namens Sisal und Schachmama, wovon erstere größer als die andere, und ungefähr hundert und zwanzig Fuß hoch ist; und eine Fronte von siebzig Fuß einnimmt. Die Nische in welche sie ausgehauen ist, erstreckt sich ungefähr eben so tief in den Berg hinein. Dieses männliche Götterbild ist verstümmelt, beide Beine sind nämlich durch Kanonenkugeln zerschmettert und auch der ober dem Munde befindliche Theil des Gesichtes zerstört. Die Lippen sind sehr groß; die Ohren lang und herabhangend; auf dem Haupte scheint eine Tiara angebracht gewesen zu seyn. Die Gestalt ist mit einem Mantel verhüllt welcher von allen Seiten herabhängt, und aus einer Art von Gyps gebildet worden zu seyn scheint, was sich daraus entnehmen läßt, daß die Gestalt an mehreren Stellen mit hölzernen Pflöcken besetzt war, welche zur Anheftung desselben gedient haben. Die Gestalt ist ohne alle Symmetrie und die Draperie ohne alle Zierlichkeit. Die Hände welche den Mantel festhielten sind beide abgebrochen.

Die weibliche Gestalt welche in demselben Berge in einer Entfernung von 600 Fuß (200 Yards) von der männlichen ausgehauen, und ungefähr halb so groß als diese seyn mag, ist vollkommen erhalten und auf gleiche Weise drappirt.

Die Nischen beider Idole waren einst mit Gyps überzogen und mit Abbildungen menschlicher Gestalten verziert gewesen; diese sind jedoch mit Ausnahme der unmittelbar über den Häuptern der Idole noch zur Stunde vorhandenen, gänzlich verschwunden.

Das Colorit der noch vorhandenen Schildereien ist noch eben so lebhaft wie bei denen in den ägyptischen Gräbern.

Die unter dem Volke vorhandenen Überlieferungen in Betreff dieser Idole sind unbestimmt und unbefriedigend. Sie sollen den einen zufolge um die Zeit von Ch. Geburt von einem Stamme Kaffiren ausgehauen worden seyn, um einen König Namens Silsal und sein Ehegespan vorzustellen; dieser König soll in einem fernen Reiche geherrscht und seiner Größe und Macht halber göttlicher Verehrung genossen haben. Die aus einer spätern Zeit herrührenden Sagen bringen die Idole mit Ali, dem Stiefsohn Mohammeds in Verbindung, der aber bekanntlich gar nie in diese Region von Asien gekommen ist. Die Hindus behaupten, diese Gestalten wären von den Pandus ausgehauen worden, und sie würden bereits in dem großen altindischen Epos Mohabharata erwähnt. Wirklich strecken noch heutzutage die Hindu wenn sie vor diesen Bildern vorüberkommen ihre Hände zum Zeichen der Anbetung aus, doch bringen sie ihnen keine Weihegaben, was wohl seit der Verbreitung des Islams in diesen Gegenden abgekommen seyn mag. Eine andere Meinung schreibt diese Bilder den Buddhisten zu, für welche Hypothese die langen herabhangenden Ohren der männlichen Figur allerdings sprechen. Mit den Riesenbildern in den Höhlen von Salsett bei Bombay habe ich keine Ähnlichkeit wahrgenommen, doch ist die Form des Kopfes der des großen Götterbildes zu Elephante mit drei Gesichtern nicht unähnlich. Zu Manikyala im Pentschab habe ich einen antiken Carniol mit einer Figur gefunden deren Kopf dem des männlichen Idols zu Bamian völlig gleicht. Zwischen den obenerwähnten Malereien über die Idole und denen in den Dschaina-Tempeln im westlichen Vorderindien auf den Bergen Abu, Girnar und Politana in Kattywar habe ich eine starke Ähnlichkeit wahrgenommen.

Übrigens zeigen diese Gestalten in keiner Hinsicht einen nur irgend bedeutenden Kunstgrad, und können sicherlich nicht auf den griechisch (macedonischen) Einfall bezogen werden, auch geschieht ihrer bei den Geschichtschreibern des Feldzugs des macedonischen Eroberers keine Erwähnung, wohl aber bei dem Geschichtschreiber Tamerlans, welcher sowohl von den Idolen wie von den Höhlen von Bamian spricht und berichtet, erstere wären so hoch daß keiner von den Bogenschützen des Tamerlanischen Heeres das Haupt mit einem Pfeile hätte erreichen können.

Sie hießen, erzählt er ferner, Lat und Munat: Inschriften die einigen Aufschluß über die Geschichte der Höhlenstadt wie der Idole geben könnten, kommen in Bamian keine vor.

(Nr. 2 folgt in der nächsten Lieferung).

## Erklärung der Kupfer in fortlaufender Erzählung.

Die unserer heutigen Lieferung beiliegende Kupfertafel enthält: 1) eine topographisch-technologische, 2) eine ethnographische und 3) eine historische Vorstellung; alle drei gehören der Insel Java, einem von den vier großen Sunda-Eilanden an, welche subtropische Inselgruppe eine Region des unermeßlichen Indischen Archipels ausmacht, der außerdem noch die kleinen Sunda's, die Molukken, die Suluhs, die Philippinen und Magindanao umfaßt. Die Erläuterung dieser drei Bilder, wird sich aus einer gedrängten Darstellung der geographischen und historischen Verhältnisse des unabhängigen Javas überhaupt, und der Geschichte des fünfjährigen Krieges (von 1825 — 1830) ergeben. Die von dem königl. holländischen Major F. N. A. van Stuers im verfloßenen Jahre zu Leyden herausgegebenen Mémoires sur la guerre de l'isle de Java de 1825 à 1830 sind die vollständigste und authentischeste Quelle für diese bisher so dunkle Parthie der neueren niederländischen Colonialgeschichte.

### Das sogenannte unabhängige Java, und der fünfjährige Krieg.

Die zwei Staaten in welche jetzt das unabhängige Java, (wie diese Region im Gegensatz zu der niederländischen oder unter der Herrschaft der Krone Holland stehenden großen Region der Insel genannt



Hängebrücke aus Bambusrohr.



Alforen von den Molucken.



Unterwerfung des Diepo Negoro.



wird) zerfällt, oder die sogenannten Vorsten Landen, bestehen aus der Provinz Karta=Sura oder Sura=Karta, welche unter dem Scepter des Susuhunan oder Kaisers von Solo, und der Provinz Dschokschokarta, welche unter dem des Sultans steht, liegen beinahe im Mittelpunkte derselben, und werden von allen Seiten von den holländischen Besitzungen: Scheribon, Tagal, Pekalongang, Samarang, Kadu, Rembang und Surabaya umgeben *).

Diese Staaten werden nur im Süden vom Meere begränzt. Ihre Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr zwei Millionen, und ihr Areal auf 3,767 französische Geviert=Lieues oder 11,300 englische Geviert=Meilen. Das ganze Staatengebiet des unabhängigen Java ist äußerst gebirgig, die Berge bilden keine zusammenhängenden Ketten oder Züge sondern vereinzelte Gruppen aus welchen hie und da kolossale Piks emporsteigen. Die Abhänge sind so hoch hinauf bewohnt, als der Reis und Mais fortkommen. Die meisten Gebirge sind bis zu einer beträchtlichen Höhe mit Wäldern bestanden. Die Zwischengelände bestehen meist aus angebauten Ebenen und Reisfeldern, welche letztere von unzähligen Bächen bewässert, und wenn es erforderlich ist, mittels künstlicher Kanäle überschwemmt werden. Die Ebenen, die Thäler, und ein Theil der Berglehnen oder Halden sind mit Dessas oder Dörfern besäet, die von lachenden Hainen beschattet werden. Sie sind meist von sehr hohen lebendigen Bambushecken umfriedet, die von den Einwohnern, wenn sie sich verschanzen wollen, schnell zu einem Verhau umgewandelt werden, welches dann ein fast undurchdringliches Bollwerk bildet. Die Flüsse und Bäche haben meist einen sehr reißenden Lauf, die Ufer sind steil und oft ungemein hoch. Ein durchwatbarer Fluß erreicht oft in Folge der von den Bergen sich herabstürzenden Wildbäche binnen wenigen Stunden eine Tiefe von fünfzehn, zwanzig ja sogar von dreißig Fuß. Solche Wild= und Felsen=Bäche künden sich schon von fern durch ihr entsetzliches Gebrüll an; und die massiven Brücken sind in Einem Nu zerstört und hinweg gefluthet. In der Regenzeit haben solche Wildbäche öfter den Marsch der holländischen Truppen=Kolonnen plötzlich gehemmt, und mehrere trefflich combinirte Operationen vereitelt! Dieser Umstand dürfte wohl sehr frühe zu Errichtung von Hängebrücken geführt haben, wozu sich der Stoff in dem auf Java, wie wir gesehen haben, in so großer Menge und Stärke vorkommenden Bambusrohr darbot.

1. Eine solche Hängebrücke von Bambusrohr sehen wir auf der beiliegenden Kupfertafel vorgestellt. Sie wurde von dem k. holländischen Oberstlieutenant Ledel im Jahre 1828 in der Provinz Grogol bei dem wichtigen festen Posten Bligo über den Progo errichtet.

*) Man vergleiche mit dieser aus dem obengenannten Werke, welchem man fast eine offizielle Zuverlässigkeit zutrauen darf, geschöpften Angabe, die in dem Vollständigen Handbuch der neuesten Erdbeschreibung, Band XV. (Weimar 1822) und im Dictionnaire geographique universel Tom. V. partie I. Paris 1829 enthaltenen, welche insofern von derselben abweichen, als sie noch einen dritten unabhängigen Herrscher nennen, welcher den Titel Pandscheran führe.

Von der Beschreibung des Landes wenden wir uns zu der Bevölkerung desselben. Der zur Malaischen Menschenrasse gehörende Javaner ist seinen täglichen friedlichen Beschäftigungen sehr zugethan, noch mehr und inniger aber hängt er an seinen eingebornen Häuptlingen und Priestern, für welche er von der Wiege an eine fast gränzenlose Verehrung hegt, deren Folge die unbedingteste Unterwürfigkeit und blinde Ausführung aller ihrer Geheiße ist. Diese Gesinnung oder dieses Gefühl ist dem javanischen Volke so angeboren, daß man es einen Instinkt nennen dürfte; der Grund davon liegt in den aus dem grauesten Alterthum herstammenden politischen und religiösen Institutionen des Volkes. Diese unzerstörbare an Anbetung gränzende Verehrung bewirkt, daß der Javaner jede Empörung oder Auflehnung seiner Obern gegen die Schutzherrlichkeit der Holländer sogleich aus allen Kräften unterstützt und befördert. —

Dabei ist er in einem noch viel höhern Grade als der Spanier nüchtern und nimmt oft wochenlang selbst im Felde, mit einer Handvoll Reis und etwas Salz vorlieb. Oft muß er sogar auch dieses entbehren, und sich mit einigen wilden Früchten oder gar mit wenigen Baumwurzeln begnügen, was im Laufe des letzten Kriegs mit den Holländern häufig der Fall war. Dieser Krieg wurde durch den Aufstand veranlaßt, an dessen Spitze der so berühmt gewordene Usurpator Dipo=Négoro stand. Dieser Häuptling war der uneheliche Sohn des Sultans von Dschokschokarta, und hatte sich schon im Jahre 1812 als sich Java unter der für diese Insel so wohlthätig gewordenen nur dreijährigen brittischen Herrschaft befand, (man denke an den edlen unvergeßlichen Stamford Raffles!) bei einer Fehde seines Vaters gegen den Sultan Sepu der sich gegen die Engländer aufgelehnt hatte, hervorgethan. 1822 wurde er nach dem Tode seines Bruders des Sultan Hamang=Ka=Buaur IV., zum Mitvormund seines hinterlassenen vierjährigen Sohnes und Reichserben ernannt. Dipo Négoro welcher seit geraumer Zeit einen tiefen Haß gegen die Europäer überhaupt, und die Holländer insbesondere nährte, denselben aber sorgfältigst verbarg, was ihm auch trotz der scharfen Wachsamkeit des holländischen Residenten oder Gesandten am Hof des jungen Sultans vollkommen glückte, denn die javanischen Großen zeichnen sich allgemein durch ein überlegenes Talent der Verstellung aus, hatte den Plan gefaßt sich der Herrschaft über die Staaten seines Vaters zu bemächtigen, obschon er vermöge seiner unehelichen Geburt gar keinen rechtskräftigen Anspruch darauf hatte.

Sein Neffe der Sultan Hamang=Ku=Buaur V. starb plötzlich im zarten Kindesalter, wie man vermuthet an Gift das er ihm hatte beibringen lassen.

In seiner Person vereinigte er die verschiedenen Eigenschaften und Vorzüge, die ihm die (wie wir oben erwähnten) dem javanischen Volke angeborne, Verehrung und blinde Anhänglichkeit an seine Häuptlinge im höchsten Maaße erwerben mußten. Er stammt überdieß von der alten Dynastie von Mataram ab. Im Juli 1825 erhob er das Banner des Aufstandes, verließ in Begleitung einer großen Zahl von Panguerangs oder untergeordneten Häuptlingen und deren Leute die Hauptstadt Dschokschokarta, welche von der ihrem Beispiele folgenden Bevölkerung der Erde

gleich gemacht wurde. Die holländische kaum 200 Mann starke Besatzung hatte sich nebst dem Residenten Baron von Salis in das Fort geworfen, um den Kraton oder die Residenz des jungen Sultans, der sich daselbst noch aufhielt zu beschützen. Der Krieg zog sich in die Länge und wurde den Holländern, welchen doch der Umstand zu statten kam, daß der zweite Beherrscher des unabhängigen Java, der schon oben genannte Susuhunan oder Kaiser von Sarakarto, sich trotz des entschiedenen Hanges mehrerer seiner Großen, und des ganzen Volkes dem Beispiele Dipo Negoros zu folgen, seinem Bündnisse treu blieb, sehr verderblich, und eine Zeitlang stand wohl ihre ganze Herrschaft in Java auf dem Spiele, denn Dipo Negoro, ließ sich drei Jahre nach dem ersten Ausbruch des Aufstandes, im Sommer 1828 zu Sambirotto bereits zum Sultan von Java ausrufen, welcher Titel seit der im Jahre 1755 von Seiten der siegreichen holländisch-ostindischen Compagnie, stattgefundenen Theilung des Reichs in zwei von einander unabhängige Gebiete, abgeschafft worden war.

Die Taktik der sogenannten javanischen Insurgenten wie überhaupt ihre ganze Kriegführung stand mit der ganzen Beschaffenheit des Landes im vollkommensten Einklange oder ging vielmehr aus ihr als natürliche Wirkung hervor. Die zahlreichen steilen Gebirge, die dichten undurchdringlichen Wälder, die tiefen unwegsamen Abgründe, die durch die künstliche Kanalisation unter Wasser gesetzten Ebenen und Reisfelder, die mit mannshohen Bambushecken umzäunten Dörfer deren jedes ein Bollwerk bildete, die reißenden Waldströme und viele andere Umstände bildeten eben so viele vortheilhafte Momente für die Eingebornen und wurden von diesen nach ihrer Art eben so meisterhaft benützt, als die Beschaffenheit der Vendée und des Baskenlandes von der Bevölkerung beider merkwürdigen Regionen bei ihren Kriegen stets vortrefflich benützt worden ist, und im letzteren Lande noch zur Stunde von Zumalacarreguy und seinen unermüdlichen Schaaren so unvergleichlich ausgebeutet wird.

Wenn sich die Javaner in der Nähe des Feindes befinden, pflegen sie in größter Stille obschon nicht in sonderlicher Ordnung durch die Dörfer, Gehölze u. dgl. zu ziehen und sind dadurch im Stande sich die zum Angriff wie zur Vertheidigung geeignetsten Punkte nach Belieben auszusuchen. Dabei weichen ihre Truppen von denen aller anderen regelmäßigen Heere gänzlich ab; sie sind nicht in Regimenter u. s. f. eingetheilt, sondern folgen in einer Art von spanischen und vendeeischen Guerillas ihren Pangerangs und Tommogongs d. h. ihren eingebornen Fürsten und untergeordneten Häuptlingen.

Diese Häuptlinge unterscheiden sich nach ihrem Range durch den Payong oder Sonnenschirm, welcher seit dem grauesten Alterthum auf Java wie im größten Theile des Indischen Archipels als Sinnbild der Fürstenwürde und Macht gilt, und in größter Verehrung steht. Die Form desselben wechselt nicht, wohl aber die Vergoldung und die theils einfache theils gestreifte Färbung je nach dem höheren oder niederen Stande und Range des Häuptlings. Die Hauptwaffe besteht in einer zehn, zwölf ja oft sogar fünfzehn Fuß langen Picke, die von den Javanern noch furchtbarer als ein Feuergewehr gehandhabt wird. Beim Angriff zerstreuen sie sich blitzschnell, um ihren Feind mit einem halbzirkelförmigen Feuer zu begrüßen, wobei sie sich des Allangallang (einer oft die Höhe von vier bis fünf Fuß erreichenden Grashalmenart) so wie auch jedes Baumstammes bedienen um sich dadurch vor dem Feinde zu decken oder zu verstecken. Diesen Angriff begleiten sie meist mit einem entsetzlichen Gebrüll, durch welches sie ihre Kampflust und Wuth noch mehr anspornen und das auch dient, sie trotz ihrer anscheinenden Zerstreuung in immerwährender Verbindung miteinander zu erhalten. Dieses durchdringende, zugleicherzeit auf dem äußerst weitläufigen Raume über den sie sich zu zerstreuen pflegen erschallende Geschrei, welches von dem Wiederhall der Gebirge vielfältig wiederholt wird, bewirkt daß ihre Anzahl viel beträchtlicher erscheint als sie es wirklich ist.

Die durch diese Kampfweise erbitterten holländischen Kolonnen drangen öfter vor um ihre Gegner in die Enge zu treiben, fanden aber dann meist auf dem Punkte von wo die Schüsse gefallen waren, keine lebende Seele mehr. Oft erblickt man die javanischen Guerillas die aber im Nu wieder vermöge der bereits erwähnten Beschaffenheit des Terrains und der Dörfer unsichtbar werden. Da sie ihre Reihen mit der größten Leichtigkeit öffnen und wieder schließen, so lassen sie häufig die Kolonnenspitzen hindurch gehen deren Flanken dann dem Feuer eines unsichtbaren Feindes ausgesetzt sind.

Auf diese Weise wurden die Holländer öfter von Dorf zu Dorf bis in eine Art von Verhau, an einen Fluß, einen Sumpf, einen Engpaß oder in irgend eine ähnliche Stellung gelockt, dann aber wandelten die Insurgenten augenblicklich ihr Plänklerfeuer in einen dichtgeschlossenen Angriff um, warfen sich mit vorgestreckter Picke unversehens mit einer durch den Opiumrausch oft noch erhöhten Wuth mitten unter die holländischen Kolonnen, unter denen sie ein fürchterliches Gemetzel anrichteten. Wurden sie dagegen geschlagen so wurde deren Verfolgung den Holländern nicht minder verderblich, denn der Javaner wenn er den Feind auf seiner Ferse wußte, warf seine Waffen weg, zerbrach den hölzernen Schaft seiner Lanze, und nahm den Stahl mit, in der Gewißheit bei der ersten Gelegenheit ihn wieder zur gewohnten Waffe gestalten zu können.

Der Krieg hatte solchergestalt unter den verschiedensten Wechselfällen bis zum Jahr 1828 fortgedauert, als die Holländer von der bekanntlich ebenfalls ihrer Herrschaft unterworfenen großen Sunda-Insel Celebes und zwar aus dem Königreich Makassar, dann von den Molukken und andern Inselgruppen Hülfstruppen erhielten die aus Eingebornen dortiger Volksstämme bestanden.

Darunter befanden sich auch Alfuren auch Haraforen und Biaforen genannt, (welcher Name von Hara fura d. h. Sohn des Gebirges herstammen soll) aus den eigentlichen Molukken im engeren Sinne oder den Ternatás, wozu die Insel Ternate (von welcher die ganze Gruppe den Namen führt), Dschilolo, Tidor, Molir, Matschien, Morty und Oby gehören. Dieser Volksstamm der Alfuren (wahrscheinlich das ursprüngliche eingeborene Volk der Molukken) ist jetzt auf den kleineren Eilanden ganz ausgerottet und nur noch im gebirgigen Innern von Dschilolo, und andern von den größern Ternaten in gerin-

ger Anzahl vorhanden. Es sind gutmüthige Wilde, wohlgebaut, robust und muthig; ihr ganzer Anzug besteht aus einem viereckigen Schurz von grobem Zeuge aus Baumrinde, welcher mit einer ebenfalls aus Bast verfertigten Schnur um die Lenden geheftet wird. Ihre Waffen bestehen in einem Wurfspieß, einem Beil und einem Schilde, zuweilen auch aus Bogen und Pfeile deren sie sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit bedienen.

Die Alfuren scheinen troß ihrer jetzt so sehr herabgeschmolzenen Anzahl dazu geeignet über die meisten anderen Volksstämme der Molukken eine Superiorität auszuüben, die sie jedesmal wenn die niederländische Regierung ihres Beistandes bedurfte, zu behaupten gewußt haben.

Als sie 1828 auf Java ankamen wo man sie zum ersten Mal sah, flößte ihr wilder Anblick, ihre Nacktheit, ihr Brauch stets ihr schneidendes Schlachtbeil in der Faust zu halten, der eingebornen Bevölkerung Schrecken ein, und sie wurden allgemein Menschenfresser oder Kannibalen genannt. Ihre durchgängige Sitte mit dem Beil auf den Feind einzudringen, und ihm mit einem geschickten Hiebe den Kopf abzuhauen, schien diese Benennung gewißermaßen zu rechtfertigen; nicht minder wahr ist es aber daß wenige von den niederländischen Hülfstruppen sich so willig und schnell der europäischen militärischen Mannszucht unterwarfen als diese Haraforen, die sich durch ihr treffliches Naturell und ihre ausgezeichneten Dienste sehr bald die Zuneigung ihrer holländischen Offiziere erwarben. Die Kraft und die Geschicklichkeit dieser molukkischen Gebirgsbewohner sind in den Berichten des niederländischen Oberbefehlshabers öfter gepriesen worden.

Ohne eine andere Waffe als sein Beil und sein Schild, hat sich ein Alfur mehr als ein Mal gegen fünf bis sechs mit ihren fürchterlichen Picken bewaffnete Javaner vertheidigt, und endlich obgleich mit Wunden bedeckt einen Theil seiner Gegner erschlagen und die anderen in die Flucht getrieben. Bei ihrer Heimkehr nach ihrer vaterländischen Insel die im Jahr 1829 Statt fand, nahmen sie eine große Menge von javanischen Kindern beiderlei Geschlechts, die sie in den zahllosen Gefechten denen sie beigewohnt, erbeutet hatten, mit sich dahin. Sie behandelten diese Kinder nach dem Zeugniß sämmtlicher niederländischen Offiziere, mit einer wahrhaft zärtlichen Zuneigung, gewiß ein trefflicher Zug des Charakters dieser als Kannibalen verrufenen Wilden.

2. Einige solcher Alfuren oder Haraforen sind auf beiliegender Kupfertafel vorgestellt.

Der Krieg ging endlich im März 1830, nachdem die Mutter, eine Tochter und ein Sohn des Dipo Négoro nebst dem überaus einflußreichen Oberpriester Kiay = Modscho gefangen worden, drei Prinzen aus dem Hause Mataram gefallen waren und die meisten seiner bedeutendsten Anhänger sich freiwillig unterworfen hatten, seinem Ende entgegen. Dipo Négoro irrte mit einer kleinen Schaar in den fast unzugänglichen Wildnissen von Pandscher und Selomanek umher, wo er nach seinen eigenen, in der Folge gegen den Major van Stuers, Verfasser des oben angeführten Werkes, gethanenen Äußerungen, zuweilen die ihm nachstellenden niederländischen Truppen kaum hundert Schritte vor sich vorüber ziehen sah, während er in irgend einem Dickicht verborgen lag. Nur diejenigen (sagt van Stuers) welchen die unbegränzte Verehrung welche das javanische Volk gegen seine eingeborenen Fürsten hegt, unbekannt ist, können den Wahn nähren, daß irgend jemand die Hand an einen Prinzen aus dem Geblüte von Mataram zu legen oder ihn gefangen zu nehmen wagen würde.

Es ist während des ganzen fünfjährigen Kriegs kein Beispiel dieser Art vorgekommen, obgleich von Seiten des Generalstatthalters des niederländischen Ostindien ein beträchtlicher Preis auf den Kopf des Dipo Negoro gesetzt worden war. Dasselbe geschah auch im vorigen Jahrhundert, in dem Kriege welcher von 1741 bis 1755 währte, welcher mit der endlichen Befestigung der holländischen Herrschaft endigte. Auch damals irrte Mangku Négoro der große Widersacher dieser Herrschaft, nachdem ihn alle seine Getreuen bereits verlassen hatten, in abgelegenen Gegenden des Landes umher, überfiel mit einer oft in der Eile zusammengerafften Schaar oder Guerilla ein oder das andere Truppencorps der Compagnie, und erlangte als er endlich aufs Äußerste gebracht war, dennoch durch seine Ausdauer, daß die Compagnie seine freiwillige Unterwerfung als einen ungemein glücklichen Umstand betrachtete, und seinem Begehren des Besitzes eines unabhängigen souverainen Landes von wenigstens 4000 Familien willfahrte. —

Eine solche günstige Lösung seines Schicksals war jedoch Digo Négoro nicht beschieden. Der niederländische Oberbefehlshaber General van Kock hatte ihm ein Schreiben übersandt, worin er ihm den Namen eines „Enkels" beilegte *), und ihm die Hand zur Aussöhnung darbot; in Folge der hierauf von Digo Négoro verlangten Zusammenkunft mit dem holländischen General, fand diese am 8. März 1830 zu Magellang statt. Dipo Négoro kam mit einer Schaar von acht hundert Javanern, unter Escorte niederländischen Fußvolkes und Jäger; und wurde von dem Obersten welchem die ersten Eröffnungen gemacht worden waren, dem von einem zahlreichen Generalstabe umgebenen niederländischen Generalissimus vorgestellt.

3. Beiliegende Kupfertafel enthält eine Darstellung dieser Zusammenkunft welche die Peripetie des Javanischen Insurrectionskrieges bildete.

Da Dipo Négoro im Laufe der Unterhandlungen Forderungen aufstellte, welche der niederländischen Colonialregierung unzulässig dünkten, so wurde sein Gefolge welches bereits auf vierzehn hundert Mann angewachsen war, entwaffnet, und er selbst am 28. März, zwanzig Tage nach der ersten Zusammenkunft, auf Befehl des Generalissimus aus dem Konferenzsaale hinweg, von dem Major van Stuers und noch einem andern Offizier unter starker Bedeckung als Staatsgefangener nach Batavia abgeführt, und

*) Der javanischen Sitte zufolge nennt der Untergebene seinen Vorgesetzten je nach dem Grade seines Ranges und der ihm gebührenden Verehrung, Vater, Großvater u. s. f. während dieser ihn Sohn oder Enkel nennt. Der Generalstatthalter und die andern hohen niederländischen Behörden werden von den Javanern schriftlich immer „Großvater" angeredet.

von dort nach einer ihm zu seinem künftigen Aufenthalt angewiesenen Molukken-Insel gebracht.

Eine Erörterung über die völkerrechtliche Zulässigkeit dieses Verfahrens gegen Dipo Negoro, welcher unter Zusichrung des freien Geleites nach Magelang gekommen war, gehört nicht hieher!

Dipo Negoro welcher sich noch am Leben befindet, ist jetzt gegen 46 bis 47 Jahr alt. Er hat im Laufe seiner langen Fehde mit der niederländischen Colonialregierung außerordentliche Talente, und eine ungewöhnliche Charakterstärke entwickelt; die vielfältigsten Beweise hohen Muthes, unerschütterlicher Standhaftigkeit und Ausdauer abgelegt, und über das Volk eine fast unbeschränkte religiöse und politische Gewalt ausgeübt. Sein Muth wurde selbst im Unglück nicht erschüttert. Selbst als er von allen seinen Anhängern und Getreuen, ja sogar von seiner Familie verlassen war, gleichsam vogelfrei in den Wildnissen umherirrte, von Baumwurzeln lebte, und jeden Augenblick in die Hand der auf seiner Spur befindlichen feindlichen Truppen zu fallen befürchten mußte, bewahrte er seine ganze Standhaftigkeit und verwarf mit hochgesinntem Stolze jeden Vorschlag zur Unterwerfung!

Sein Bildniß ist dem öfter angeführten van Stuerschen Werke vorgesetzt. W.

---

## Miscelle.

**Einige Züge von dem seit einiger Zeit so vielbesprochenen Beherrscher des Pentschab, Renschit Sing, Maharadscha der Sikhs.**

Renschit Sing verfährt als ein gesetz- und gewißenloser indischer Despot, da wo ihm sein Interesse nicht gebietet, treu und gerecht zu handeln; grausam ist er aber nicht. Große Verbrecher läßt er auf irgend eine Weise verstümmeln, nie aber ihnen das Leben nehmen. Für Pferde hegt er eine Leidenschaft die an Narrheit gränzt, er hat die mörderischesten und kostspieligsten Kriege geführt, um in irgend einem benachbarten Staate eines Pferdes habhaft zu werden, das man ihm nicht hatte verkaufen oder schenken wollen *). Er ist außerordentlich unerschrocken und tapfer, eine unter den indischen Fürsten sehr seltene Eigenschaft, und obgleich alle seine Kriegszüge immer glücklich für ihn abgelaufen sind, verdankt er es doch nur seinen treulosen Unterhandlungen und Verträgen, daß er sich aus einem niedrigen Stande zum unumschränkten Beherrscher des Penschab, von Kaschmir u. s. f. aufgeschwungen hat, und eine größere Machtgewalt ausübt als die Großmoguln im Zenith ihrer Macht je beseßen haben. Übrigens ist er ein scham- und sittenloser Patron (V. Jaquemont Corr. I. p. 377) der sich nicht den geringsten Zwang anthut. Nicht zufrieden mit seinem reichlich besetzten Serail, läßt er es sich öfter beikommen, auch nach denen anderer ehelichen Sikhs ja was noch anstößiger ist, nach denen die aller Welt gehören, ein Gelüste zu tragen. Dabei geht er auf eine aller öffentlichen Moral Hohn sprechende Weise so auffallend und unzüchtig als möglich zu Werke; denn häufig hat er sich in frühern Jahren der Bevölkerung seiner Hauptstadt Lahore auf seinem Elephanten in eifrigster Unterhaltung mit einer musulmännischen Courtisane begriffen, durch die Straßen reitend gezeigt.

*) Diese leidenschaftliche Pferdeliebhaberei Renschit Sings erklärt den Umstand, warum die von Seiten der großbrittannischen Regierung im Jahre 1830 an ihn abgesendeten Geschenke, hauptsächlich in herrlichen Pferden bestanden.

Daß der eigentliche Grund und Zweck dieser Courtoisie in der Beschiffung und Untersuchung des Indus, und seiner Uferländer bestand, ist nun allgemein bekannt. Die anziehende Schilderung dieser wichtigen Missionsreise haben wir so eben von Burnes erhalten. Red.

Diesem musulmännischen Mädchen Namens Mura, in welches er heftig verliebt war, zündete er am hellen Mittage auf freier Straße, wenn er mit demselben wie öfter geschah auf seinem Elephanten ritt, vor allen Leuten die Huka oder die Tabakpfeife an, welche alle dem Islam zugethanenen Courtisanen dort zu rauchen pflegen. Nun muß man wissen daß den Sikhs der Tabak eben so eine Sache des Abscheues wie der Genuß des Rindfleisches ist, und niemand es sich heraus nehmen würde in Gegenwart des erbärmlichsten sikhischen Häuptlings zu rauchen. Dessenungeachtet zündete der arme Renschit seiner Liebsten die Huka an, kaute während sie schmauchte sein Opium, wenn sie aber fertig waren, dann fingen erst auf dem Elephanten-Haudetsch die gewohnten experimentalphysischen Unterhaltungen an.

Obschon er jetzt (1834) nicht älter als vier und fünfzig Jahre ist, gleicht er doch schon einem abgelebten Greise, und war zu Anfang dieses Jahrs bereits dem Tode nahe *). Die Zahl seiner **Söhne** beläuft sich auf zwei und fünfzig.

Dieser so mißtrauische indische Herrscher, das wahre Ebenbild des Machiavellischen Fürsten, ist der gutmüthigste und nachsichtigste Ehemann den es geben kann. Oft wenn er sich in Folge seiner früheren unzähligen Kriegszüge auch auf längere Zeit aus seiner Hauptstadt und seinem Serail entfernte, vermehrte sich seine Nachkommenschaft auf wundersame Weise. Alle seine Frauen (deren er, abgerechnet seine Kebsweiber, ein Dutzend hat), kamen in seiner Abwesenheit um die Wette nieder, immer mit Knaben, und zwar selten weniger als mit Zwillingen, lauter kernfrische tüchtige Brut. Renschit Sing drückte zu dem allen die Augen zu, und ließ ungrade grade seyn.

Bei jener wichtigen Zusammenkunft die er mit dem Generalstatthalter des brittisch-ostindischen Reichs, Lord William Bentinck, in dem am Fuß des Himalaya, auf dem linken Ufer des Ssetledsch gelegenen Ort Ruper (Roopur) hatte, stand er bei dem zweiten Besuch den er dem Lord in dessen prachtvollen Kaschmirshawl-Zelte abstattete, ganz gravitätisch auf, begab sich in einen Winkel deßselben, und entledigte sich dort in Gegenwart deßselben und des ganzen glänzenden Hofstaats des Generalstatthalters, einer drückenden Bürde! — W.

*) „Renschit Sing an dessen Leben so viel hängt, sinkt zusehends. Man liest Tag und Nacht Gebete für seine Wiederherstellung im Tempel von Amritsir, und er selbst scheint seinen bevorstehenden Tod vorauszusehen.“ (Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 5. August. Schreiben aus London über Ostindisch-Persische Angelegenheiten).

---

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

20.] Demotika. — Adrianopel. [1834.



## Auszüge

aus dem kürzlich erschienenen hochwichtigen Reisewerke des Lieut. Alexander Burnes, betitelt: Reisen in Buchara; ein Bericht über eine Reise aus Indien nach Kabul, die Tatarey und Persien, nebst der Schilderung einer Fahrt auf dem Indus von der See bis nach Lahore, welche auf Befehl der obersten Regierung von Indien in den Jahren 1831, 1832 und 1833 unternommen worden sind. Drei Bände. London, 1834.

(Fortsetzung *).

### 2. Die Shawls von Kaschmir und deren Weberei.

Die Stapelwaare des Pentschab sind die weltberühmten Kaschmirshawls. Dieses Gewebe kann außerhalb dem so höchst merkwürdigen Himalaya-Thale aller Bemühungen ungeachtet nicht vollkommen nachgeahmt werden, denn obgleich die europäischen Webereien vieles von der Schönheit des nationalen Kaschmirshawles erreichen, und die Muster mit Erfolg nachbilden mögen, ist den aus ihnen hervorgehenden Geweben doch nichts von der ausnehmenden Zartheit des Originals zueigen, so wie sie nicht minder jener eigenthümlichen wir möchten sagen ätherischen Wärme und bequemen Geschmeidigkeit ermangeln welche die europäische und nordamerikanische Frauenwelt in ihren kälteren Regionen so wohl zu würdigen weiß. Aber auch die Webereien der Kaschmir benachbarten Länder sind in der Nachahmung dieses wundersamen Industriezweiges nicht glücklicher als die europäischen; den Shawls von Lahore und Delhi, obschon sie von ausgewanderten Kaschmirer Webern aus denselben Stoffen verfertigt werden, mangelt dennoch die unbeschreibliche Feinheit der im Thale selbst gewobenen, und sie sind den europäischen nur wenig überlegen. Der Sage zufolge soll die unnachahmliche Schönheit des im Kaschmirthale selbst erzeugten Gewebes von dem Wasser herrühren, in welchem die Wolle gefärbt wird, und das der Landschaft ganz eigenthümlich ist.

Das jährliche Einkommen von diesem Industriezweig, wird nach Abzug aller Unkosten auf achtzehn Laks Rupien (= 1,800,000 fl. C. M.) geschätzt, da es aber in Shawls selbst abgeliefert wird, so finden bei der Absendung derselben nach Lahore, der Residenz des Rentschit Sing, Beherrschers der Sikhs, unter deßen Herrschaft jetzt Kaschmir steht, alle nur immer erdenklichen Unterschleife und Übervortheilungen Statt. Shawls die nicht mehr als zwei hundert Rupien werth sind, werden auf Tausend geschätzt, und es darf daher nicht wundern daß der obenangegebene Betrag den welcher wirklich in den Schatz von Rentschit Sing fließt, weit übersteigt, während dieser Potentat mit einem nur irgend vernünftigeren System diese Quelle seines Einkommens leicht verdoppeln könnte. Man kann sich eine Vorstellung von dem Werth und Kaufpreis machen, zu welchem diese Waare gesteigert werden kann, wenn man erfährt, daß kürzlich auf Bestellung von den russischen und persischen Höfen, Shawle zu dem ungeheuren Preise von Dreißig Tausend Papier-Rubeln das Paar, in Kaschmir verfertigt worden sind. Indeß beklagt man sich in der kaufmännischen Welt daß in neuerer Zeit diese Gewebe an Qualität verloren haben, und echte Waare von altem Schrot und Korn nur durch unmittelbare Bestellung im Thale selbst bezogen werden könne. Dieser Umstand ist leicht erklärlich wenn man erwägt, daß in Folge der oben erwähnten Entrichtungsweise dieses Gefälles, in Umritsr (der eigentlichen frühern Hauptstadt der Sikhs, gewißermaßen dem Moskau derselben) ein Vorrath von Shawls aufgestapelt liegt, welcher auf nicht weniger als auf fünfzig Laks Rupien oder eine halbe Million Pfund Sterling geschätzt werden kann.

*) Siehe Nro. 18. 19.

---

### Nachschrift des Herausgebers.

Das Vollständigste und Anziehendste was in neuester Zeit über die so merkwürdige Kaschmirsche Shawlweberei erschienen ist, möchte wohl unstreitig die von C. Ritter in seinem großen Werke (III. S. 1198—1203) versuchte Zusammenstellung der bis jetzt darüber vorhandenen Angaben seyn, wozu der vor einiger Zeit in der Wiener Zeitschrift erschienene Aufsatz über die verschiedenen Arten der Shawle von Hrn. von Hammer, ein überaus anziehendes Seitenstück bildet. Eine Zusammenstellung der von Moorcroft an Ort und Stelle selbst gemachten Beobachtungen über diesen reitzenden Industriezweig, hat die königlich großbrittannische geographische Gesellschaft aus seinem Nachlaß verheißen. Der von Ritter aufgestellte Gedanke, daß der reiche Blumen- und Palmenkronenflor der Kaschmirshawle eine Nachbildung der auf den kaschmirschen Seen vorkommenden schwimmenden Inseln *) und malerisch hin- und her wankenden und ran-

*) Der zu Serampuhr (Serampore, in Bengalen wo sich der Hauptsitz der dänischen Missionäre befindet), im Jahr 1829 erschienene erste Band der Verhandlungen der dortigen Landwirthschafts- und Gartenbaugesellschaft enthält einen anziehenden Aufsatz über die „Schwimmenden Gärten auf den Seen von Kaschmir,“

kenden Blumenparterre sey, welche letztere in langen schmalen Streifen umherziehen und nur hie und da in kleinere Beete und zusammenhängende Massen geordnet, jene immer gleiche und doch immer neue Mannigfaltigkeit der Verzierungen durch die reichste Blüthen- und Blumenfülle darbiethen, ist durch eine von dem unvergeßlichen Seetzen mitgetheilte Äußerung eines Pilgers aus Kaschmir, mit dem derselbe bei der Kaaba in Mekka zusammentraf, veranlaßt worden. Diese Kunstweberei, bemerkt Ritter, hat mit der Gothischen Plastik und Baukunst des Deutschen Mittelalters das Gemeinsame, daß sie aus der reich-gefüllten Anschauung der Natur hervorgegangen zu seyn scheint, wodurch die künstlerische Gesammtschöpfung den Erscheinungen der gemeinsamen Naturumgebung entsprach, jedes einzelne geschaffene Kunstwerk sich aber wieder neu und individuell gestaltete, wie denn kein gothisches Kapital dem andern gleich ist, und keine Zeichnung eines Kaschmirshawls im andern sich vollkommen wiederholt. In Bezug auf eine ganz entgegengesetzte Region des Morgenlandes und auf eine ganz andere Gewebegattung ist kürzlich ein verwandter Gedanke aufgestellt worden, nämlich daß die Streifen des Abba oder des Beduinen-Mantels gestreiften Felsen der Wüste, und gestreifte Gewebe Streifen des Zebra nachgebildet seyn mögen.

Da sich füglich annehmen läßt, daß jeder eigenthümliche und örtliche Kunst- und Industrie-Zweig durch eine constant vorhandene Natureigenthümlichkeit der Gegend wo er zu Hause ist, bedingt wird, so wäre es überaus anziehend allen den bis jetzt bekannten örtlichen Kunst- und Industriearten nachzugehen, um deren wechselseitiges Verhältniß zu der ihnen entsprechenden örtlichen Natur zu ermitteln. Es ergibt sich hieraus die Idee einer vergleichenden Kunst- und Industrie-Geographie deren Rudimente unseres Wissens noch nirgends vorhanden sind. W.

## Die neuesten Stimmen über das spanische Land und Volk.

### 1.

Capt. S. E. Cook.

### 2. Charakter und Sitten des Volkes.

(Beschluß *).

Die Frauen werden nicht wie in andern Ländern wo die Sitten mehr den Neuerungen und Änderungen der Mode unterworfen wurden, aus ihrer Sphäre und von der ihnen gebührenden Stelle gerissen, dagegen ist aber auch ihr Benehmen bisher noch immer echtweiblich, natürlich und ungezwungen geblieben. Ihr Organ ist zuweilen stark, aber immer verschieden von dem männlichen, dessen Betonung sogar tiefer als die des Italiäners ist. In manchen Gegenden, besonders in den maurischen Landschaften, kommen die süßesten Stimmen in der Welt vor; unter andern gibt es dort eine gewiße Sorte weiblicher Stimmen, schmelzender und zauberisch weicher Töne, welche dem Lande (wie der hinreißende Gang der Andalusierinnen) ganz eigenthümlich ist. Im Allgemeinen waltet in den Stimmen der verschiedenen Geschlechter und Alter der vollkommenste Einklang und geziemendste Haltung ob, und selbst in Madrid, der, wie wir schon einmal bemerkten, am wenigsten spanischen Stadt, woselbst alle Modethorheiten so leicht Eingang finden, weiß man nichts von dem in England so häufig vorkommenden grellen Gegensatz des männischen Benehmens und der rauhen Stimme der verwitweten Matrone, zu den lispelnden Lauten des weibischen Almack-Stutzers.

In den höhern Ständen von Spanien sieht man zuweilen Frauen, deren ganze unbeschreiblich wundervolle und anmuthige Erscheinung uns jene so gepriesenen hohen Frauen-Ideale aus dem goldenen Zeitalter des Ritterthums vor die Augen zaubert.

Solche Erscheinungen sind nun selbst in Spanien selten, wo sie aber im Süden hie und da vorkommen. Man braucht wohl nicht erst hinzuzufügen, daß Frauen welche mit solchen Ansprüchen auf Bewunderung auftreten, tugendhaft seyn müssen!

In den Städten fangen die Mädchen an mit geringem Einspruch von Seiten der Eltern Mißheirathen zu schließen, die noch vor einem Menschenalter in den bessern Familien in Spanien durchaus unausführbar und beinahe unerhört waren. Im Ganzen sind diese jedoch nur Ausnahmen, und der Adel ist von dem Kaufmanns- und sonstigem Mittelstande durch eine weite Kluft geschieden, wie wir denn überhaupt letztern Ausdruck nur behutsam brauchen dürfen, denn einen eigentlichen Mittelstand wie in England und anderwärts gibt es in Spanien nicht.

Im Talent und Geschick zur Conversation wie im Geschmack für dieselbe, wird der Spanier von keinem Volke, selbst von dem französischen nicht übertroffen!

Frau von Stael sagt irgendwo, „die Conversation als Talent sey nur in Frankreich zu Hause, (la conversation comme talent n'existe qu'en France).“ Sie würde diesen Machtspruch klüglich unterlassen haben, wenn sie Gelegenheit gehabt hätte die spanische Conversation zu studieren, denn der Spanier besitzt das eigentliche Talent des echten lebendigen Gesprächs in einem höheren Grade als irgend jemand anderer in Europa. Versteht man unter Conversation die Kunst im Gesellschaftssaal zu glänzen, dann verdient der Franzose allerdings den Ruf den er in dieser Hinsicht genießt; als allgemein durch alle Stände verbreitete natürliche und angeborene Gabe, ist sie aber in Spanien sicherlich in einem unübertroffenen Grade zu Hause. Der Styl der Conversation ist ernst aber heiter; von einem Streben nach Prunk oder Übertreibung oder Medisance, lauter Mängel an welchen die heutige französische Conversation leidet, wird man wenig oder nichts gewahr. Selten sieht man daß irgend jemand sich zum Lenker der Unterhaltung aufzuwerfen oder allein das große Wort zu führen sich bemüht, das Gespräch kreist vielmehr gleich dem Becher umher, und jeder wartet geduldig in tiefen und achtungsvollen Stillschweigen ab, bis die Reihe an ihn kommt.

Das „οι δ'αρα παντες ακην εγενοντο σιωπη“ das tiefe empfängliche Stillschweigen der Griechen, ist das gewohnte Benehmen in Spanien wenn jemand

---

welcher dem oben genannten berühmten Geographen unbekannt geblieben zu seyn scheint und den wir nächstens im Auszuge mitzutheilen gedenken. Red.

*) Siehe die Nrn. 10, 11, und 17.

im gesellschaftlichen Kreise spricht. Dafür bemüht sich aber auch jeder das was er spricht präcis und deutlich vorzutragen, alles Schleppende wie alles Hastige sorgfältigst zu meiden, und stets der berühmten Cervanteschen Vorschrift eingedenk zu seyn: „daß man nicht so sprechen soll, als wenn man auf seine eigene Stimme horchte.“

Unzählige Personen, vorzüglich in Kastilien besitzen jenen trockenen Witz, welcher dem so eben genannten unnachahmlichen Schriftsteller eigen ist. Dieser Witz wird in guter spanischer Gesellschaft gewöhnlich angetroffen, und ist ungemein beliebt. Die Kunst das Lächerliche ganz auf Addisonische Weise aufzufinden, besitzen ebenfalls Viele; trockene und ernsthafte Sarkasmen dieser Art setzen die Gesellschaft in ein unauslöschliches Gelächter, denn kein Volk besitzt wie gesagt, einen so durchgängigen Sinn für das Talent der gesprächlichen Unterhaltung.

Das Lächerliche wird so sehr in Spanien wie in Frankreich gefürchtet, ist aber von einer verschiedenen Gattung, und wenn es geschickt gehandhabt wird, ist nichts sicher davor. Durch die Vorliebe für den Gebrauch von Füll- und Verkleinerungswörtern welche selbst noch mehr als im Italienischen gäng und gäbe sind, ferner durch das Prägen neuer Ausdrücke oder den Gebrauch von solchen zu einem einstweiligen und gelegentlichen Zwecke, was von sehr Vielen mit unnachahmlicher Anmuth geschieht, erwächst der Unterhaltung großer Vorschub. Bei allem Bestreben Effekt zu erzeugen, wird jedoch streng darauf gesehen daß die Gränzlinie des Schicklichen und Erlaubten nie überschritten werde, weil sonst des Übertreters der Name „Charlatan“ unausweichlich harrt. Überhaupt herrscht in Spanien ein ganz außerordentliches Talent für die Ertheilung von Bei- und Stichnamen vor, was gewöhnlich in gutmüthiger Laune und selten aus Boßheit geschieht, vorzüglich sind darin die Frauen meisterhaft bewandert, und faßen jede Eigenthümlichkeit und Besonderheit der Personen mit denen sie verkehren, mit großer Schnelligkeit und entschiedenem Takte auf *).

Mehrere von den tüchtigsten und geschicktesten Männern sind in Spanien unter dem Landadel zu finden, welcher nicht gezwungen ist in der Hauptstadt zu leben, und da wo er sich aufhält begütert und einflußreich ist; außerdem aber macht sich der Mangel eines wirklichen und gebildeten Mittelstandes in dem Bau der spanischen Gesellschaft in allen seinen Nachtheilen bemerklich.

Derselbe unabhängige Geist welcher wie bereits bemerkt worden *), dem Bauernstande und überhaupt den unteren Klassen der Gesellschaft eigen ist, herrscht durchgehends in Spanien. Dieser unabhängige moralische Charakter der Gesellschaft hat Spanien (1808—1814) gerettet, und seinen Nationalcharakter mitten unter der Verderbniß und Zerrüttung welche vielen andern Ländern den Untergang gebracht haben würden, unangetastet erhalten.

Wo die Gesellschaft so organisirt ist, wie in den großen Städten von Spanien, da bildet sich ein mächtiges Gegengewicht wider schlechte Leitung. Es ist einer der größten und leider allergewöhnlichsten Irrthümer bei der Beurtheilung dieses sonderbaren Landes, Gewalten mit einander zu vermengen, die fast außer allem Bezuge zu einander stehen.

Die Meinung chinesischer und anderer asiatischer Schriftsteller welche sich vorstellen, daß England von der Ostindischen Compagnie regiert wird, kommt eben so sehr der Wahrheit nahe als diese.

In vielen Beziehungen glich (bis noch vor Kurzem) der Zustand der spanischen Gesellschaft im Verhältniß zur Regierung, dem von England zur Zeit Karls II., und noch weiter herab. Daß Napoleon dieß nicht wußte oder mißachtete, und den Friedensfürsten und dessen Anhänger für das spanische Volk hielt, darin bestand sein großer Irrthum, und ist noch zur Stunde der der Franzosen, welche von dem spanischen Volke mit welchem sie doch so vielfältig verkehrt haben, im Grunde so wenig wissen! —

In einem Lande wie Spanien, wo die schroffsten Gegensätze in stete Berührung mit einander gerathen, wo die höchste Bildung und der roheste Gesellschaftszustand dicht neben einander gesehen werden, müssen natürlich noch andere Widersprüche und Paradoxien angetroffen werden. Der National-Charakter ist im hohen Grade offen und unverstellt, dabei herrscht aber merkwürdigerweise das demselben schroff entgegengesetzte Laster der Duplicität und Falschheit in hohem Grade vor, was zweifelsohne auf das morgenländische Element des Spaniers hinweist. Das andere in Spanien herrschende Laster ist das der Bestechlichkeit, die so allgemein obwaltet daß nichts ohne irgend eine Art von Bestechung ausgewirkt werden kann. Und doch ist der National-Charakter im Ganzen genommen, gerade das Gegentheil von beiden Lastern, und man kann tagtäglich unzähligen Beispielen der edelsten und hochsinnigsten Uneigennützigkeit begegnen. Im Allgemeinen werden in Spanien Geschenke ohne viele Danksagungen empfangen, eine Eigenheit die bei einem Volke welches so viel auf die Formen der guten Erziehung hält, um so mehr auffällt. Der Grund davon scheint uns in der ebenfalls auf morgenländischen Ursprung hindeutenden Vorstellung zu liegen, daß das Geben sich gewißermaßen von selbst versteht und eine Pflicht ist, deren Erfüllung nicht minder dem Geber wie dem Nehmer zu Gute kommt **).

So sind die Sitten von Spanien wie sie mir

*) Die auch bei dem Wiener herrschende Vorliebe für Bei- und Stichnamen, das entschiedene Talent das Lächerliche in allen seinen Formen aufzufinden, so wie der sarkastische Witz, dürften wohl in der engsten Verbindung mit den, wie wir so eben gesehen haben, auch dem Spanier angestammten Eigenschaften stehen, und eine Folge des einstigen Verbandes und Verkehrs zwischen Österreich und Spanien seyn.

Macht sich doch jener spanische Einfluß noch in so manchen andern Verhältnissen, z. B. in der Einrichtung einiger Stellen und mancher Ämternamen, z. B. „Offizial,“ ferner in manchen Namen-Diminutiven z. B. Pepy welches das spanische Pepita, in den Namen Ajo und Aja, in dem Courtoisietitel: „Euer Gnaden“ welcher das spanische Vuestra Merced, und in so manchen andern Dingen bemerklich, deren ausführlichere vergleichend-geschichtliche Erörterung nicht hieher gehört. Red.

*) Siehe Nr. 17. S. 263—264.

**) Uns scheint diese Eigenheit von dem dem Spanier angestammten edlen Stolze herzurühren, welcher mit „Würde“ empfangt, während der Geber mit „Anmuth“ gibt; man vergleiche die Abhandlung über Anmuth und Würde in Schillers Vermischten Schriften. Red.

nach langer Bekanntschaft mit dem Lande und Volke, und nach eifrig fortgesetzter redlicher und unbefangener Beobachtung erschienen sind. Daß sie sicherlich nicht die eines verderbten Volkes sind, muß jedermann einleuchten, obgleich unläugbare Verderbniß und Lasterhaftigkeit auch in Spanien vorkommen.

In den verschiedenen Lagen und Zuständen, welche in Spanien durch die außerordentliche Beschaffenheit der Regierung und Gesellschaft hervorgebracht worden sind, werden der herbste Groll und die größten Drangsale durch jene Seelengüte und echte Menschlichkeit gemildert und erleichtert, welche das spanische Volk unter keinerlei Umständen verlassen. In ungezwungener Würde, heiterer Geduld im Mißgeschick, und Ergebung in die Trübsale des Lebens mag jegliches Volk bei dem spanischen in die Schule gehen, und Viele würden über die Vergleichung erröthen, wenn sie die edle Weise kennten wie in diesem Lande das Elend ertragen wird! — — W.

---

## Schilderung der im Jahre 1830 stattgefundenen Reise des Grafen Leon de Laborde durch das steinige Arabien.

(Fortsetzung *).

Eine Barke die ein frischer Wind schnell dahin trieb, brachte uns schnell auf das arabische Ufer hinüber. Ich war einst binnen wenigen Minuten von Europa nach Asien hinübergekommen; diese Überfahrt von Afrika nach Asien dauerte auch nicht länger. —

Nachdem wir unsere Dromedare wieder beladen hatten wendeten wir uns südlich, wobei wir an der Fröhlichkeit die sich unserer Araber plötzlich bemächtigte als sie ihren vaterländischen Boden wieder betreten hatten, unwillkührlich Theil nahmen. Diese Begeisterung welche unbegreiflich scheinen möchte wenn man die dürrste freudenloseste Region, die allgemeine Kahlheit, mit Einem Worte das dem Anscheine nach von der Natur am stiefmütterlichsten behandelte Land ins Auge faßt, erklärt sich jedoch durch die Freiheit, deren Wesen genießen, die von Kindheit auf an die ungebundenste Unabhängigkeit gewöhnt sind, wozu sich noch die Entäußerung von dem Zwange und der gewißen Beengtheit gesellt, die sich bei dem Eintritt in die Stadt ihrer bemächtigt. Diese Bemerkung hatte ich sowohl damals schon gemacht, als ich mit den Arabern aus der Umgegend von Palmyra von Hamah auszog, als da ich mit den Aduans über den Jordan hinüber gekommen war, und dieser Eindruck, dieser plötzliche Wechsel, ja ich möchte sagen dieser Umschwung ihres ganzen Wesens und ihrer Gesinnung wiederholt sich unter ähnlichen Umständen bei allen. — An dem beschleunigten Trabe unserer Kamehle mochten wir schon wahrnehmen, daß wir uns Quellen süßen Wassers näherten, wenn wir auch nicht zugleicherzeit die Kronen der bei den sogenannten Quellen des Moses grünenden Palmen zu Gesicht bekommen hätten. Wir hielten einen Augenblick an um unsere Kamehle zu tränken, und uns selbst mit etwas Speise und Trank zu erfrischen.

Die sogenannten Quellen des Moses welche diesen Namen schon von den ersten Zeiten des Christenthumes führen, sind von Reisenden mit dem Mara der heil. Schrift, oder eigentlich mit dem Quell den Moses dem Felsen entspringen ließ, ferner mit dem Elim bei den Siebzig Palmen vermengt worden, alle diese Orte muß man jedoch viel weiter südlich suchen, was ich in einem andern Werke ausführlich beweisen werde, woraus denn erhellen dürfte daß keine von den im Pentateuch erzählten Begebenheiten bei diesen sogenannten Quellen des Moses stattgefunden haben könne.

Dieser Punkt diente seit den grauesten Zeiten bis zu den Niederlassungen der Venetianer, den Kauffahrteischiffen die das rothe Meer befahren, zum Anlegeorte um Erfrischungen einzunehmen. Man erblickt von da das Profil der großen Attaka-Gebirgskette die längs dem rothen Meere hinstreicht, auf der andern Seite den Anfang des Dschebel Ruhat, zwischen beiden, gleichsam wie in einer Wiege liegt die Stadt Sues. In dem bekannten großen Prachtwerke über Ägypten „Description de l'Egypte etc." ist eine Ansicht und ein Plan von den Quellen des Moses enthalten.

Während ich einige magnetische Beobachtungen anstellte die mir zur Entwerfung meiner Wegekarte nöthig waren, war die Karawane weit voraus auf der Ebene hingezogen die sich unabsehbar vor uns ausbreitete. Die Gebirgskette des Ruhat strich zu unserer Linken in einer Linie hin, die durch den über sie hinaustretenden Pik Sader unterbrochen wurde; rechts hob sich das rothe Meer durch seine tiefe Färbung von dem Sande der Ebene ab, und schien ein von dem hohen Gebirge Afrikas beherrschter breiter Fluß. Durch die Wadi's, Wardan und Wisset gelangten wir in das Wadi Nasb an den Fuß eines hohen Sandstein-Felsen, welcher zu allen Zeiten die nach dem Kloster des Sinai ziehenden Pilgrime und Reisenden vorüberziehen oder bei ihm verweilen gesehen hat. Auf diesen Wüsten-Reisen, wo die Eindrücke die man empfängt, selten von Gleichgestimmten und Gleichgebildeten getheilt werden, wo die jedem andern rings umher fremden Erinnerungen unbelebt in dir ruhen, erfreut nichts so sehr als die Spuren eines frühern Reisenden; dieses Andenken ist fast eine Gesellschaft, man gesellt sich dadurch einen Gefährten mehr zu. Einige unförmliche leicht in das Gestein eingegrabene Zeichnungen, einige unleserliche Namen verleihen diesem unfruchtbaren Felsen, dieser Wildniß in der man keine Spur von der dünnen Bevölkerung wahrnimmt welche dieselbe bewohnt, einiges Leben. Niebuhr verweilte an derselben Stelle, und sein Reisegefährte zeichnete eine Ansicht von diesem gastlich-einsiedlerischen Felsen. Auch ich entwarf während man das Abendmahl bereitete, eine Skizze dieser Wildniß.

Am folgenden Morgen gelangten wir nach einem zweistündigen Dromedarritt durch wildzerklüftete Schluchten auf die kleine ovalförmige Ebene welche Sarbut el Kadem heißt. Auf dem Kamm der rechts sich hinziehenden steilen und hohen Gebirgskette erheben sich die von Niebuhr im vorigen Jahrhundert durch Zufall entdeckten Felsengräber gleich Phantomen inmitten dieser phantastischen düstern Gebirgswildniß.

Der erste Anblick befremdet durch die Seltsamkeit dieser in ägyptischem Style ausgehauenen mitten in dieser schweigenden ihnen gänzlich fremden

*) Siehe Nrn. 14 und 16.

Einöde, emporragenden Steine. Dringt man in diese Gräberwelt tiefer ein, so findet man mit vermehrtem Erstaunen außerhalb Ägypten, vereinzelt auf arabischem Boden jene unermüdliche Lust am Bauen, jene unerhörte Ausdauer in der Arbeit wieder, welche das Gestein bricht, es glättet, meißelt, mit Schildereien und Inschriften bedeckt, und auf allen Seiten in die Tinten des dem altägyptischen Volke eigenthümlichen Nationalcharakters und religiösen Geistes taucht.

Diese Reste eines grauen Alterthums erstrecken sich fünf und siebzig Schritt in der Länge und fünf und dreißig in der Breite. — Es gehörte die Sonne und die Reinheit der Luft dieser Gegenden dazu, daß Denkmale von Sandstein auf der Stirne hoher Felsen dem Wechsel der Witterung und den Nordwinden ausgesetzt, sich so lange haben erhalten können.

(Nachdem der Verf. diese Grabdenkmäler, welche unbestreitbar ägyptischen Ursprungs sind, näher beschrieben, und seine nicht in diesen Auszug gehörende Hypothese über die Entstehung derselben aufgestellt hat, fährt er folgendermaßen fort):

Hussein war während ich arbeitete allein bei mir geblieben, und mittlerweile mit Aufsuchung von Türkissen beschäftigt gewesen, die hier herum in großer Menge vorkommen, und von den Regengüssen auf die Oberfläche des Bodens gespült werden. Er brachte mir fünf ziemlich große und überließ mir sie ohne alles Bedenken. Die Araber scheinen sich jetzt aus diesem Halbedelstein nichts mehr zu machen, welcher in früheren Zeiten so sehr gesucht unter den Morgenländern war, weil sie ihm ohne Zweifel irrigerweise ganz außerordentliche arzneiliche Eigenschaften beimaßen. Nach Saadi kann man vermuthen daß der Türkiß in Persien sehr beliebt war.

Während eines mit gar keinen Gefahren verbundenen Aufenthalts von einigen Tagen auf diesem von Kahira nicht weiter als sechs Tagereisen entlegenen Gebirge, könnte man eine große Sammlung von Türkissen zusammenbringen, die obschon nicht kostbar doch immer einigen Werth haben *). Von diesem anziehenden Gebirge wandten wir uns nach dem Wadi Feiren, in dessen Nähe der Stamm der Waled Said, zu dem unsere Führer gehörten, gelagert war.

Mitten in diesen Längenthälern (oder Wadis) die sich einander folgen, findet man nichts was von dem sinnigen Hinbrüten, welchem ein immer-heiterer Himmel und die Seltsamkeit der neuen Reiseart so vielen Vorschub leisten, abzuziehen vermöchte; wirklich war es eine wahre ermüdende Geistesanstrengung, wenn ich oft fünfzig Mal des Tages aus diesen süßen Träumen mich in die Prosa meiner Arbeiten werfen mußte. Wenn unser Weg nur im geringsten die Richtung änderte, hielt ich an, stieg von meinem Dromedare welches bei jedem dieser Säumnisse das ihn von seinen unaufgehalten weitertrabenden Gefährten entfernte, klägliches Geschrei ausstieß; folgte auf meinem Compaß der Richtung eines Piks, dem Laufe des Wadis das wir so eben verlassen hatten, so wie desjenigen das wir so eben betraten, entwarf eine Zeichnung des Terrains, und trug alle gemachten Bemerkungen in mein Heft ein.

Die Karawane die nie still hielt, war dann jedesmal schon weit voraus, wenn ich alle gebrauchten Gegenstände wieder an ihren Platz brachte *), und nur die geflügelte Eile meines Dromedars welches sich wieder zu seinen Gefährten zu gesellen strebte, bewirkte daß ich die Karawane immer schnell wieder einholte. — Mit dieser Arbeit war es aber noch nicht abgethan; ich mußte dann noch Hussein einholen, der an der Spitze ziehend mit lauter Stimme ein heimisches Lied sang, welches jede Schlucht, jede Gebirgskluft in ihrem tiefen Echo vielfältig wiederholte. Ich mußte ihn dann, welcher von dem Tumult den er machte, selbst wie betäubt war, an seinem langen Ärmel zupfen, um meine Fragen an ihn richten zu können. Er beantwortete dieselbe sodann so richtig als er im Stande war, und hatte Wahrhaftigkeit genug, öfter einzugestehen daß er nicht Bescheid wisse. Nach erhaltener Antwort hielt ich an um sie aufzuzeichnen, während Hussein seinen Trab und seinen Gesang fortsetzte.

Nachdem wir zwei Tage lang in den Zelten unserer Führer ausgeruht hatten, brachen wir auf, um durch die Wadis Scheich und Sackal nach Akkabah zu ziehen. Im Wadi Scheich kommt man durch einen Engweg welcher durch einen mitten im Thale stehenden vereinzelten Felsen gebildet wird, und El Bueb heißt. Da wo die Thalwände von Kalkstein in Granit übersetzen und sich abdachen, erweitern sie sich und lassen ein hohes Urgebirge sehen, das zwischen lothrechten Wänden von großer Höhe nur einen engen Durchgang darbietet. Da wo dieser gigantische Engpaß eine Biegung macht, an diesem vor den brennenden Sonnenstralen geschützten schattig kühlen Punkte, in dieser Vertiefung, welche die Stimme des Beduinen und den Schrei des Kamehles auffängt, um sie in hellen Echos wiederzugeben, gewahrt man einen sieben Fuß hohen einsiedlerischen Felsen. Unsere Araber stiegen still von ihren Kamehlen, nahten demselben, strichen mit ihrer Rechten über seine von der unablässigen Berührung abgewetzte Oberfläche, und fuhren dann unter dem Ausruf: El Fatha, der gewöhnlichen Anrufung auf Reisen und in Gefahren, mit derselben über das Gesicht. Unsere Kamehle waren aus langer Gewohnheit an dieser Stelle zu halten, stehen geblieben, wir machten es wie unsere Araber, und der Ernst den wir bei dieser frommen Ceremonie beobachteten, gefiel ihnen ungemein. Den Anblick den unsere mitten in diesem prachtvollen Engpaß haltende Karawane darbot, war äußerst malerisch, der Eindruck dieser Scene der Sitten der Wüste ungemein imposant, doch selbst ein geschickter Griffel vermöchte dieselbe nicht darzustellen. Die Sage berichtet daß Moses auf diesem Steine geruht habe, Moses der Hirte, Moses der über seine großen Entwürfe der Befreiung eines Volkes, der Eroberung eines ganzen Landes brütete, und durch eine von den Ziegen der Heerde des Jethro, die sich vielleicht zu verirren im Begriff stand, aufgestört wurde. Einer andern Überlieferung zufolge soll Mohammed auf diesem Felsen geruht haben, Mo-

---

*) Bei der seit einigen Jahren, und wenn wir nicht irren, noch jetzt herrschenden Vorliebe der Mode für den Türkiß-Schmuck, dürfte eine solche etwa von Triest aus unternommene Speculation nicht uneinträglich seyn, da sie mit keinen sonderlichen Kosten verbunden wäre. Red.

*) Die Einrichtung und Anordnung des Gepäckes unseres Reisenden ist in einem früheren Theile dieses Auszuges in Nr. 14. umständlich beschrieben worden. Red.

hammed der Kamehltreiber, der auf dem Zuge nach Syrien begriffen war, um die der Kadische, jener Frau welche die erste an ihn glauben sollte, gehörenden Spezereien womit seine Kamehle beladen waren zu verkaufen. An diesem Felsen hält er an, hier dichtet er vielleicht irgend einen Vers jenes Buches welches ein ganzes Volk elektrisiren, und zimmert er jene Religion welche sich eine ganze Welt unterthan machen sollte. Seltsames Land wo so riesenhafte Vorgänge in der Einfalt ihres ersten Ursprungs erscheinen.

Wenn man aus diesem Engpaß heraustritt gewahrt man zuerst den Sinai, dessen schlanker Gipfel über den St. Katharinenberg (den Horeb der Bibel) emporragt *). Beide waren damals mit Schnee bedeckt, und ihr dunkler Fuß schien ihr Haupt welches sich von dem tiefblauen Himmel weiß abhob, noch mehr ins Helle zu setzen. W.

*) Der Verf. dessen Schreibart oft äusserst vag, geschraubt, ja nicht selten ganz unverständlich ist, was wir im Verfolg dieses Auszugs zu belegen uns vorbehalten, sagt hier: — le mont Sinai dont le poiut élancé est dominé par la montagne de St. Catharinė, dieß ist wo nicht unrichtig, so doch nicht richtig ausgedrückt.

## Erklärung der Kupfer.

Beide Bilder der unserm heutigen Blatte beiliegenden Kupfertafel sind aus einem zu Paris erschienenen Prachtwerk, betitelt: Album d'un Voyage en Turquie, faite par ordre de Sa Maj. l'Empereur Nicolaus I., 1829—1830 par C. Sayger et A. Desarnod, entlehnt, und sind gleich den in unserer vorigen Lieferung mitgetheilten Kupfern nicht bloß Ansichten sondern auch historische Bilder, oder wie man sie nennen könnte historische Prospekte, da sie sich ebenfalls auf eine geschichtliche Begebenheit ja auf eine Weltbegebenheit nämlich auf den russisch-türkischen Krieg vom Jahr 1829 beziehen. Das erste Kupfer stellt die Übergabe der Stadt Demotika vor, auf welche wir sogleich zurückkommen werden; das zweite die Stadt Adrianopel auf deren Ebene mehr als einmal der Knoten des Schicksals mächtiger Reiche geschürzt worden ist, und wo vor einem Jahrfünf durch den dort stattgefundenen Friedensschluß, welcher nach dieser Stadt des Hadrians den Namen führt, die Stellung der osmannischen Monarchie zu dem russischen Weltreich eine gänzliche Umgestaltung erlitten hat.

Demotika, eine Stadt von ungefähr 9000 theils musulmännischen theils christlichen Einwohnern, liegt auf dem rechten Ufer der Marizza, (Hebrus) auf dem Abhang eines Hügels, umgeben von Maulbeerbaum-Pflanzungen, an dem Flüßchen Kesildere, welches sich ungefähr eine Viertel g. Meile davon in die Marizza ergießt.

Auf dem Gipfel des Hügels liegen die Trümmer einer großen wahrscheinlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbauten Citadelle welche alle Seiten beherrscht, so daß durch die Wiederherstellung derselben Demotika zu einem uneinnehmbaren Platz gemacht werden könnte. An den Thoren befanden sich alte Inschriften welche von den Russen im Jahr 1829 ausgeschnitten und mitgenommen worden seyn sollen. Einer andern Angabe welcher zufolge sie von ihnen vernichtet worden sind, können wir keinen Glauben schenken. Neben dem dortigen bischöflichen Gebäude befindet sich ein unterirdisches Gefängniß wohin gegen Ende des vorigen Jahrhunderts viele französische Offiziere und Gemeine welche in Ägypten als Kriegsgefangene in die Hände der Türken geriethen, gebracht und eingekerkert worden.

Um in dasselbe zu gelangen muß man in einen ausgetrockneten tiefen Brunnen hinabsteigen, und dann durch eine niedrige Thüre in einen abwärts führenden schmalen Gang kriechen welcher zu einem weiten runden Gewölbe führt.

Ein englischer Reisender welcher diesen Kerker im Jahr 1830 besuchte, fand unter den Kritzeleien womit die Wände bedeckt waren unter andern folgende halbverlöschte Inschrift: „ici deux officiers „et vingt sous-officiers, de la Sixieme...... „sont enfermés.... malheureux.... sont morts „ici." — Von vier mit Kohle verfertigten Wandzeichnungen welche ohne Zweifel von eben diesen Gefangenen herrührten, stellte eines „Buonaparte zu Pferde" und ein anderes „einen französischen Husaren der einen Mammelucken vom Pferde niederhaut," dar.

In der Nähe der Citadelle sieht man eine in den Felsen gehaune kleine Kapelle, zu welcher die ganze Umgegend zu wallfahren pflegt. Die kostbaren Alterthümer wie z. B. Mosaiken und dgl. welche sich darin befanden, haben die Russen mit fort geführt.

Die Hauptbeschäftigung und der Erwerbszweig der ziemlich wohlhabenden Einwohner von Demotika bestehen in der Seidenwürmer-Zucht. 3.

* *

Unserer Maxime getreu, bei der Erklärung der Kupfer nur diejenigen Gegenden, Orte u. s. f. nach minder bekannten oder ganz neu erschienenen Quellen, namentlich Reisewerken, ausführlicher zu beschreiben, worüber die vorhandenen geographischen Lehr- Hand- und Wörterbücher wenig oder verhältnißmäßig nur dürftige Auskunft darbieten, bei den bekannteren aber auf diese allgemein zugänglichen Hülfsmittel zu verweisen, glauben wir dieß bei Adrianopel um so füglicher thun zu können, als darüber allenthalben umständliche Angaben vorkommen. W.

## Sardis.

La lune est l'astre des ruines — Mme. de Stael, Corinne.

Ich verließ (erzählt ein englischer Reisender, von welchem im vorigen Jahre eine Reihe von „Skizzen „aus Griechenland und der Türkey, nebst Bemerkungen über den jetzigen Zustand und die künftigen „Schicksale des Osmannischen Reichs" in London erschienen ist) an einem Maiabend des Jahrs 1830 — Ephesus und gelangte noch in der Nacht nach Tirieh. Diese Stadt welche an dem Abhange eines Hügels erbaut ist, gleicht in ihrem Aussehen allen andern türkischen Städten d. h. sie scheint ungemein lachend und einladend wenn man ihr naht, bei dem Eintritt in dieselbe wird man aber von ganz entgegengesetzten Eindrücken ergriffen. Der obere Theil der Stadt bietet eine herrliche Aussicht über eines jener weiten und reichen Thäler, welche in diesem Theile von Asien so häufig vorkommen, mit üppigen Saaten und grünendem Gehölze bedeckt sind, aus denen viele malerisch gelegene Dörfer und Weiler hervor schimmern, und deren Ho-



Demotika.



Adrianopel.



rizont von fernen aber nicht hohen Bergen begränzt wird. Als ich am folgenden Tage queer durch das Thal nach dem Fuß des Tmolus-Gebirges ritt, sah ich zum erstenmal ein Beispiel einer der schrecklichsten Geißeln von welchen diese Regionen des Morgenlands so oft heimgesucht werden. Die ganze Flur war nämlich mit Heuschrecken bedeckt. Die Luft war nicht verfinstert wie man sich in den Schilderungen solcher Heuschreckenzüge so oft auszudrücken pflegt, sondern so weit als das Auge reichen konnte, wenn man so sagen darf, gesprenkelt; sie waren gleich einem braunen Mantel über den Boden ausgebreitet, und flatterten als wir mitten durch sie dahin trabten, zu Myriaden auf. Schon hatten sie alles Gras auf der ganzen Thalebene aufgezehrt, und waren eben über die Getraidefelder und Hecken her. Es vergeht selten ein Jahr wo das Land nicht mehr oder minder von der Heuschreckenplage heimgesucht wird, und vor einem Jahrfünf ungefähr waren sie auf derselben Ebene in so zahllosen furchterweckenden Schwärmen erschienen, daß sie nachdem die Getraidegefilde und die Weideländereien kahl gefreßen waren, auch über die Bäume herfielen und nicht eher die Gegend verließen als bis sie entlaubt wie im Winter waren; selbst die Maulbeerbäume, welche sonst von den Heuschrecken gemieden zu werden pflegen, blieben damals nicht verschont. Die Folge davon war eine Hungersnoth welche einen großen Theil der Bevölkerung hinwegraffte.

Am folgenden Morgen zogen wir über die unter dem Namen des Tmolus-Gebirges bekannte Bergkette, auf welcher ich die herrlichsten Eichen, Lärchen und Tannen die mir jemals zu Gesichte gekommen waren antraf; selbst die in unsern englischen Parks können mit ihnen weder an Umfang noch an Wuchs den Vergleich aushalten. Nach einem sechsstündigen Ritt begann ich in ein bewaldetes Thal hinabzusteigen das auf allen Seiten von großen starkverwitterten Sandbergen umgeben ist. Auf dem höchsten derselben stand die Hauptstadt des Krösus von welcher die Unterbaue und ein Theil der Mauern noch vorhanden sind. Der kleine Strom des Pactols welcher im Alterthum so gefeiert wegen seines goldhaltigen Kieses war, floß neben unserm Weg hin, zuweilen mit einer kaum merklichen Bewegung dahin schleichend, an andern Orten dagegen mit dem Ungestüm eines Bergstroms von Fels zu Fels tosend. Bei der Herabkunft ins Thal wandten wir uns ostwärts und gelangten plötzlich zu dem prachtvollen Jonischen Cybele-Tempel, einer der vornehmsten Zierden der Lydischen Hauptstadt.

Es läßt sich kaum eine einsamere abgeschiedenere Lage denken. Das Thal war noch immer enge; die Sandberge erhoben zu beiden Seiten desselben ihre jähen und phantastisch-geformten Lehnen, und der Pactolus murmelte fast dicht am Fuß der hingestreckten Säulen hin. Eine kurze Strecke weiter läuft das Thal in die große Ebene von Sardis aus, welche durch die mit dem Grabe des Alyättes und dem See von Gyges verknüpften klassischen Erinnerungen hohes Interesse erweckt, und jetzt von den schwarzen Zelten der nomadischen Turkmannen und den sie umweidenden Kamehl- und Ziegenheerden belebt wird. Es war ein angenehmer Sommernachmittag und die Luft war durch einen Morgenregenschauer erfrischt worden.

Eine feierliche Stille herrschte ringsumher. Kein Laut war zu vernehmen als das Gemurmel des Baches, das leise Geflüster des Abendhauches in den längs seinen Gestaden grünenden schlanken Pappeln, und das dann und wann ertönende Meckern eines Kizleins welches seine Mutter vermißte und sich verwaist wähnte. Die Säulen, Kapitäler und Karnieße dieses gefeierten Tempels liegen rings umher, doch unbeschädigt und so schön und vollkommen, als am Tage wo sie unter dem schaffenden Meißel hervorgingen und von der Menge welche versammelt war, um ihrer Aufrichtung beizuwohnen, die Huldigungen der Bewunderung erhielten. Es scheint als wie wenn die Werke der Menschenhand unter diesen milden Himmelsstrichen ein tieferes Gepräge der Ewigkeit trügen als die Europäische Kunst je erstreben kann, denn da gewahrt man keine stufenweise Verwitterung welche ihren schönen Verhältnissen Zerstörung brächte; Jahrhunderte auf Jahrhunderte rollen dahin, und verlassen sie so wie sie sie gefunden haben, immer schön, immer jung; wenn die Kriegsheere und Erdbeben sie verschonen, bleiben sie unangetastet, denn die Zeit, die sonst alleszerstörende erweist sich gegen sie großmüthig, und der Erbauer und Bildner welcher mit dem Entzücken des erfolgreichen Genius die glänzenden Bauwerke die er geschaffen betrachtete, konnte ohne Schwulst oder Übertreibung ausrufen: Ich habe für die Ewigkeit gearbeitet! — Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wo diese Gegend von dem berühmten Chandler besucht wurde, standen noch fünf Säulen aufrecht; jetzt nur noch zwei. Die andern drei scheinen durch ein Erdbeben umgeworfen worden zu seyn; da sie aber durch den Fall nicht zerbrochen worden, so könnten sie leicht wieder in ihre frühere Stellung gebracht werden. Der Tempel ist jonischer Bauart und fast das einzige, auf jeden Fall aber das vollkommenste aus dem Alterthum übrig gebliebene Muster dieser Bauart. Die Stelle wo das alte Sardis stand, ist jetzt ganz verödet. Nur zwei Hirtenfamilien wohnen allda, deren armselige Hütten mitten unter den Ruinen versteckt sind. Die Überreste der römischen Stadt welche auf deren Stelle erbaut worden, sind noch zahlreich und anziehend, und von dem trefflichen Leake meisterhaft wie alles was aus seiner Feder fließt, geschildert worden.

Als es Nacht geworden, und der Mond über die Akropolis heraufgestiegen war, und die Bäume die um unser malerisches Lager standen, mit seinem Silberscheine durchwirkte, begannen die Schakale ihr langanhaltendes trauriges Geheul. Man könnte den Schakal das Thier der Ruinen nennen, wie man den Mond das Gestirn derselben genannt hat, denn um alle jene so unnennbar anziehenden Städte- und Tempeltrümmer Asiens, von Balbek bis Persepolis, und von Wan bis Petra, siehst du die Schakalsgestalt im Mondenlichte um jene Reste längst versunkener Herrlichkeit streifen, scheint sein schauerlicher Ruf die Sprache der Ruinen zu seyn. Ich horchte demselben geraume Zeit da er unserem Zelte immer näher und näher zu kommen schien, als ich endlich sah daß der Schlummer unmöglich sey, nahm ich meine Pistolen und wandelte dem Tempel zu, wovon jedes Bruchstück im hellen Mondenscheine deutlich zu erkennen war.

Ich setzte mich auf eine von den umgestürzten Säulen, um mich an der seltsamen schauerlichen Pracht dieser Scene zu weiden, und der so fernen Heimath zu gedenken. Der Gedanke daß ich Asien, daß ich diese Gegend, diese Stelle nie in meinem Leben wieder sehen würde, ein dichtes Gewühl von Erinnerungen an längst verklungene Zeiten überkamen mich; ich vergaß meine Gefährten, die Schakale und mich selbst, und blieb in tiefes Sinnen versenkt bis der Dämmerschein des grauenden Morgens mich aus meinen Träumen erweckte, und an das Weiterziehen mahnte.

Vorstehender Skizze wollen wir noch folgende Angaben über Sardis hinzufügen, welche in dem im August d. J. in London erschienenen neuen Reisewerke des bekannten englischen Archäologen, F. V. J. Arundell „Diecoveries in Asia Minor, including a Description of the Ruins of several ancient cities and especially Antioch of Psidia.“ London, 1834, vorkommen:

„Auf der Ebene von Sardis begegneten wir mehreren Zügen von Kamehlen, an deren Spitze anstatt des gewöhnlichen Esels, ein Pferd ging; dieser an sich unerheblich scheinende Umstand wurde mir durch die Erwägung, daß auf dieser selben Ebene Cyrus seinen Sieg über Crösus hauptsächlich dem Schrecken verdankte, in welchen die Kamehle des letztern durch den Anblick von Pferden versetzt wurden, sehr bedeutsam. Vor uns erhob sich die Akropolis von Sardis immer mehr und mehr, der Felsen gleicht auffallend dem über die Stadt Zante aufragenden Berge, durch dieselbe Ursache, nämlich durch Erdbeben, ist er vielleicht eben so sonderbar zerklüftet.

Die Blicke auf dieses verfallene Denkmal der Macht und Nichtigkeit des Menschen geheftet, und vergeblich nach der Stadt uns umsehend, deren einstige Bevölkerungen unter den zahllosen Grabhügeln auf dem andern Ufer des Hermus ruhen, erreichten wir die Stätte wo einst die Hauptstadt des üppigen Lydien stand. Wenn man mich fragen würde, was die Seele bei dem Anblicke von Sardis am tiefsten ergreift, so würde ich sagen: dessen unnennbare Einsamkeit, welche man gleich jener ägyptischen Finsterniß nach dem Ausdrucke der heil. Schrift, gewißermaßen fühlt. So bringt denn die tiefe Einsamkeit dieser Stätte, wo einst die „Herrinn von Königreichen“ stand, ein Gefühl von trauriger Verlassenheit im Gemüthe hervor, welches man nie vergießt. Mit diesem unbeschreiblichen melancholischen Gefühl gattet sich noch die Erinnerung an jene Bothschaft der Apokalypse an die Kirche von Sardis: „Du „hattest einen Namen als du lebtest, und bist nun „todt; ich will gleich einem Diebe über dich kommen, „und du sollst nicht wißen um welche Stunde dieses „geschehen wird,“ mit diesem Gefühle und dieser Erinnerung in der trauererfüllten Seele, siehe man rings um sich her und frage, wo sind die Kirchen, wo die Christen von Sardis? die Grabhügel jenseits des Hermus erwiedern dumpf: „Alle zertrümmert, alle todt! weil sie das ihnen angedrohte Strafgericht ob des Mißbrauchs ihrer Rechte erlitten.“

Der Ungläubige möge sich nun fragen, „ist in der Wahrsagung keine Wahrheit? in dem Glauben keine Wirklichkeit!“

Wir wanderten längs den Gestaden des weltberühmten Pactolus hin, und wendeten uns zu den beiden noch vorhandenen Säulen vom Tempel der Cybele, einem der ältesten Denkmale die es auf Erden gibt, denn es ist nur um drei Jahrhunderte später als der Salomonische Tempel erbaut worden. Bemerkenswerth ist es daß die Türken den auf der Ostseite fließenden Arm des Pactolus (nicht den in der Nähe des Cybele-Tempels) den „Fluß der Reichthümer“ nennen und solchergestalt die Sage von dem goldführenden Pactolus bewahren. Das Bett dieses Stromarmes und die Kiesel haben eine dunkle Ockerfarbe, als wie wenn sie eisenhaltig wären, was wenn ich mich nicht irre nach der Meinung der Mineralogen bei jedem goldhaltigen Sande in allen Erdtheilen der Fall ist. W.

---

## Anzeige.

Eine der nächstfolgenden Lieferungen unseres Blattes wird eine von dem Herausgeber nach spanischen Originalquellen verfaßte Schilderung der baskischen Abtey Arânçaçu enthalten, welche in der Nacht vom 17. auf den 18. August d. J. auf Befehl des General Rodil, oder des El Pastor eingeäschert worden ist. Aus gleich authentischen und einheimischen Quellen gezogene Beschreibungen der Pyrenäenthäler und Orte, welche in dem jetzigen baskisch-spanischen Thronerbfolgekrieg eine bedeutende Rolle spielen, werden folgen. Überhaupt wird es unser angelegentliches Bestreben seyn unsere topographischen, wie unsere ethnographischen Darstellungen den Zeitereignißen anzuschließen, und ihnen nächst der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Quellen-Genauigkeit zugleich die Frische des Augenblicks zu verleihen.

Wo irgend im Orient wie im Occident und in der westlichen Hemisphäre eine Gegend, ein Ort, eine Völkerschaft aus dem Dunkel auftauchen, und zum erstenmale oder aufs Neue in den großen Kreis der Welt- und Zeitgeschichte eintreten, werden wir, wo es nur irgend thunlich, die in den einheimischen speciellen choro- und topographischen Schriften, oder in den neuern und neuesten Reisewerken vorhandenen Angaben, die noch nicht in die Lehr- und Wörterbücher der Erd- und Länderkunde übergegangen sind, darüber mittheilen, und solchergestalt den doppelten Zweck der Erweiterung, Bereicherung und Berichtigung der theilweise stationären Gebiete und Punkte der Länder- und Völkerkunde, so wie der Erhöhung des unserm Blatte bereits zu Theil gewordenen Wohlwollens zu erreichen streben.

Die Redaction.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Am 1sten, 10ten und 20ten jedes Monats erscheint eine Lieferung, von einem Bogen Text und einer Tafel mit 2—3 Ansichten in Stahl- oder Kupferstich, welche 15 kr. C. M. oder 4 Gr. sächs. kostet. 36 Lieferungen bilden einen Band, bei dessen Schluß ein Titelblatt, Inhaltsverzeichniß und ein Umschlag geliefert wird.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

allgemeine Weltkunde.

21.] Rumih Derwese (Roomee Durwaza). — Brittisch-indisches Feldlager zu Schikoabad. — Selim Gerh. [1834.

Inhalt. Indische Scenen (Aus dem Oriental Annual für 1835). — Text zu den Bildern. — Einiges aus Griechenland. 2. Delphi (Beschluß). — Miscelle: Lady E. Stanhope.

## Wanderungen und Scenen in Indien.

Wir eilen unsern geneigten Lesern eine Auswahl der anziehendsten Schilderungen aus dem so eben erschienenen zweiten Jahrgang des Oriental Annual*) (für 1835) darzubieten, welches wie bekannt sich ausschließlich mit Ostindien beschäftigt, und durch die herrschende Vorliebe für Taschenbücher, so wie durch seine treffliche bildliche Ausstattung begünstigt, mehr als die in England so zahlreich erscheinenden Reisewerke und andern Schriften über Indien, zur endlichen Beseitigung der unbegreiflicherweise dort im Ganzen noch immer herrschenden Unkunde jenes unermeßlichen Ländergebietes beitragen dürfte.

Wien, den 2. Oktober 1834.

### Reise von dem Pilger- und Meßort Hurdwar nach Serinagur, Hauptstadt des Alpenstaates Gherwal am Alacananda.

#### Die Tempel-Banjane.

Von Hurdwar ging unsere Wanderung nach den Hochgebirgen des Himalaya.

Unfern von diesem heiligen Gangesbad- und Entsühnungsorte steht ein merkwürdiger Banianenbaum, dessen Stamm zu einem Schrein von bedeutenden Umfang ausgehöhlt, und zu einer Pagode geweiht worden ist, wohin von allen umliegenden Landschaften zahlreiche Pilgerschaaren wallen, welche auf der einen Seite hinein und auf der andern Seite hinausziehen.

Die Braminen welche darin den Gottesdienst versehen, erzählen wundersame Dinge von diesem Pagodenbaum, und schreiben ihm ein überaus hohes Alter von mehreren Jahrtausenden zu. Die obere Parthie desselben rankt und verzweigt sich über keinen so großen Raum als einige andere an den Gestaden des Ganges vorkommenden Banianenbäume.

#### Der brennende Hochwald.

Wir traten durch den Coaduwer Ghat oder Engpaß in die Gebirgsregion ein. Bald darauf färbte sich der Himmel plötzlich mit einem tief-dunkeln Roth, und als wir aus einer engen Thalschlucht hervortraten, schien zu unserm Schrecken das ferne Hochgebirg in vollen Flammen zu stehen. Die Feuersbrunst erstreckte sich längs den Bergeshalden mehrere Meilen weit hin; die Flammen stürmten und thürmten sich übereinander gleich den Wogen des empörten Oceans, wenn sie von den Stralen der untergehenden Sonne geröthet werden. Es war ein durchaus neues und schauererregendes Schauspiel.

Diese imposante Naturerscheinung ist in diesen Gebirgen gar nichts Ungewöhnliches, und soll öfter von der durch den Sturm bewirkten heftigen Aneinanderreibung der großen Bambusstämme herrühren, die vermöge ihrer zugleich harten und glatten Beschaffenheit alsbald in Brand gerathen, so, daß öfter binnen einer kurzen Zeit ganze Wälderstrecken in Flammen stehen, und viele Tage lang fortbrennen, bis das Feuer eben so plötzlich wie es entstanden, durch die in Hochgebirgen so häufigen gewaltigen Regengüße die nicht selten wahren Wolkenbrüchen gleichen, wieder gelöscht wird.

Diese Waldungen welche den Fuß und die Halden der Alpen bedecken, sind mit dem mannigfaltigstem Wild und Federspiel, insbesondere herrlichem Pfauen-Geflügel angefüllt.

[Der Anblick desselben entzückte schon den macedonischen Alexander dermaßen, daß er seinem Heere bei schwerer Ahndung die Tödtung desselben untersagte*). Auch der Hindu hält es noch heutzutage für eine Sünde, diesem Gefieder ein Leids anzuthun. Dieses zarte Naturgefühl, diese reinmenschliche Gesinnung ist leider den jetzigen, der Jagdlust bis zum Übermaß fröhnenden Beherrschern Hindostans durchaus fremd, und dürfte in einer vielleicht nicht sehr fernen Zeit die Ausrottung ganzer Thierarten z. B. des so anmuthig-edlen Elch-Thiers **) zur Folge haben]. W.

Es ist ein zauberischer Anblick dieses prachtvolle Gefieder bei Sonnenaufgang aus den tiefen Dickigten der Waldung in reichen Flügen hervorschimmern und sich über die thauglänzenden Thäler ausbreiten zu sehen.

#### Das Rhinoceros.

Der wilde Elephant kommt in den untern Regionen der Gebirge vor, so auch das Rhinoceros, obschon minder häufig. Es glückte uns eines von diesen

*) Die Vorrede ist vom 20. September d. J. datirt.

*) Dieses Verbot mag zum Theil seinen Grund auch in der Schonung der religiös-ästhetischen Gefühle der Bevölkerung gehabt haben.

**) Das Elk, welches in den neuesten englischen Reisewerken über Indien so häufig erwähnt wird, am häufigsten aber in dem vor einigen Monaten erschienenen Werke des Lieutenants Henry Jervis über die Nil-Gerris, woraus wir in Nro. 16 unseres Blattes Auszüge zu liefern begonnen haben, die in der nächsten (22.) Nro fortgesetzt werden, ist wohl der Cervus Alces L. welcher schon von Cäsar und Pausanias beschrieben wird. Der berühmte Chorführer der jetzigen Erd- und Völkerkundigen, Hr. C. Ritter (in dem 1833 erschienenem Theil III S. 908), läßt es dahingestellt ob es ein Elenn oder Nilgau oder sonst eine große Rothwildart sey. Red.

letztern zu Gesichte zu bekommen, was gar nichts Gewöhnliches ist, da es nicht gesellig wie der Elephant, sondern vielmehr einsiedlerisch ist, und daher viel seltener angetroffen wird. Wir hatten eben um die Ecke einer Anhöhe gebogen, an deren Fuß ein schmaler Strom floß, als wir auf dem jenseitigen Gestade ein schönes männliches Rhinoceros erblickten; es stand dicht am Stromrande mit etwas abwärts geneigtem Kopfe und schien eben erst seinen Durst in dem kühlenden Waldstrom gelöscht zu haben.

Die Stelle wo es dem Anscheine nach in behaglicher Ruhe stand, war eine offene Waldblöße und ungefähr zwei hundert Yards (sechs hundert Fuß) von uns entfernt. Daniell (der Zeichner des berühmten Prachtwerks über Indien) näherte sich demselben unbemerkt so weit daß er im Stande war eine Zeichnung nach dem Leben von diesem seltenen Thiere zu entwerfen.

Es gibt zwei Arten desselben, das zweigehörnte und das eingehörnte; von dem letztern glaubt man daß es das in der h. Schrift erwähnte Einhorn sey; das erstere soll nur in Afrika vorkommen, und noch nie in Indien angetroffen worden seyn.

Das indische Rhinoceros führt eine überaus einsiedlerische Lebensweise; es streift nur in den abgelegensten und undurchdringlichsten Dickichten und Dschengeln allein umher, und ist der Schrecken eines jeden Wesens mit welchem es in Berührung kommt, obgleich es selten wofern es nicht gereizt wird, zuerst angreift.

Das dicke und spitzige ungefähr dreißig Zoll lange Horn das es auf der Nase trägt, ist eine überaus fürchterliche Waffe, und zwar von der Art, daß selbst der riesenmäßige Elephant nicht selten durch einen wohlangebrachten Stoß von dem damit bewehrten Haupte dieses schrecklichen Gegners todt niedergestreckt wird, denn in dem Augenblick wo das Rhinoceros durch die Annäherung oder den Angriff eines Gegners in Zorn geräth, und sich zum Widerstande anschickt, wird das Horn welches im gewöhnlichen Zustande lose zwischen den Nüstern steht, durch die gewaltige Muskelspannung dermaßen unbeweglich fest, daß das Thier im Stande ist dasselbe mehrere Zoll tief in die härtesten Baumstämme hinein zu stoßen.

* * *

[Die anziehendste Schilderung und Charakteristik des indischen oder eingehörnten Rhinoceros ist, etwa mit Ausnahme der größeren naturhistorischen Werke, unsers Wissens in dem 1832 in London erschienenen Werke von Robert Mudie: The Picture of India, geographial historical and descriptive Vol. I, p. 361—365 enthalten, woraus wir folgende Angaben als Nachtrag zu der vorstehends mitgetheilten Schilderung ausheben:

Das Horn des Rhinoceros ist vermöge seiner ganzen Beschaffenheit und Struktur eine bei weitem fürchterlichere Waffe als die Hauzähne des Elephanten.

Es ist viel weniger zerbrechlich, weil lebendiges Horn eine ausnehmende Widerstandskraft besitzt, und zugleich empfindet das Thier bei einem noch so kräftigen Gebrauch desselben keinen solchen Schmerz als es der Fall wäre, wenn dieses Organ gleich einem Hauzahn im Beine wurzelte. Dann ist es aber auch wegen seiner Größe eine furchtbare Waffe, denn das Horn eines ausgewachsenen Rhinoceros erreicht oft eine Länge von drei Schuhen, und eine Dicke von mehr als sechs Zollen an der Basis.

Selbst wenn das Rhinoceros durch Schußwunden halb entkräftet ist; wagt das verwegenste Thier nicht es von vorne anzugreifen.

Die gewaltige Wucht des auf seinen stämmigen kurzen Beinen, breiten mit drei ausgestreckten mächtigen Zehen versehenen Tatzen, wie auf ehernen Pilastern hingepflanzten Thieres, bietet einen Widerstand und zugleich eine allesniederwerfende Stärke des Ansturzes dar, welchem kein Raubthier die Spitze zu bieten vermag, während jedem auch dem stärksten der Stoß des Horns augenblicklichen Tod bringen muß. Wenn das Rhinoceros angreift, was es in einem bedeutend schnellen Ansturz zu thun im Stande, ist der Erfolg entsetzlich, und geschieht dieses dem Elephanten, ein Umstand, welcher den Fall etwa ausgenommen daß der Jäger der das Rhinoceros angeschoßen auf dem Elephanten reitet, sehr selten vorfällt, so mag selbst dieser Koloß sein Heil nur in der Flucht suchen, und vermag er es nicht, so bleibt ihm nichts anderes übrig als wenigstens den mindest verletzlichen und empfindlichsten Theil des Riesenleibes dem Stoße darzubieten, aber selbst in diesem allerglücklichsten Falle, wird er von dem entsetzlichen Stoß zu Boden geworfen.

Doch aller dieser mächtigen Vertheidigungs- und schrecklichen Angriffs-Fähigkeit ungeachtet womit das Rhinoceros ausgerüstet, ist es durchaus nicht kampf- und streitlustig, sondern führt ein harmloses und verhältnißmäßig träges Leben in der Waldung, im Frieden selbst mit dem Tiger, mit welchem es öfter in Gesellschaft angetroffen wird, und gegen welchen es eine Furchtlosigkeit und Gleichgültigkeit zeigt, wogegen die ungemeine Furcht und Scheu die der Elephant vor dem Tiger hegt, grell abstechen. Der Mensch hat das Rhinoceros noch nie in jene theilweise Abhängigkeit, wie es ihm mit dem Elephanten gelungen ist, zu bringen vermocht; die Jagd auf dasselbe ist eben nur eine Jagd, und zwar eine äußerst gefährliche, und kann nicht auf das Einhägen und Zähmen abzwecken, denn wenn es auch lebendig eingefangen wird, so ist es nur zum Menageriethier nie aber zum Haus-, oder gar Jagd- und Kriegsthier wie der Elephant zu gebrauchen, und selbst in der Menagerie vermag es nicht gleich den andern sogenannten wilden Thieren zur Dressur gebracht zu werden, denn obgleich es mit der Zeit einige Dankbarkeit gegen den Wärter zeigt der ihm sein Futter reicht und es mild behandelt, beharrt es doch in dem ihm eigenthümlichen störrischen und unlenksamen Wesen, welches von Zeit zu Zeit in ungebändigte Wildheit ausbricht]. W.

* * *

Nachdem wir von dem Radscha von Serinagur auf unser Ansuchen die durchaus erforderliche Erlaubniß sein Gebiet und seine Hauptstadt besuchen zu dürfen erhalten hatten, zogen wir durch das bereits erwähnte Coaduwar Ghat welcher das Hochland vom hindostanischen Tieflande trennt, in den Alpengau Serinagur ein, wo uns in dem nächsten auf dem Plateau einer Anhöhe liegenden befestigten Dorfe, der von dem Radscha uns entgegen gesandte Wakil oder Abgeordnete empfing, und uns die erforderliche

Anzahl von Palankin- und Gepäck-Trägern (Diggeris und Sillenies) verschaffte.

Der Himalaya-Palankin.

Der in diesen Alpengauen gebräuchliche Palankin, ist von dem im hindostanischen Tieflande üblichen verschieden, und seine eigenthümliche Einrichtung der rauhen steilen Gebirgsregion vortrefflich angepaßt. Der abschüssige Pfad welcher unausgesetzt jähe aufwärts und abwärts steigt, windet sich häufig um Felsenecken die dermaßen steil und schroffvorspringend sind, daß es unmöglich wäre mit dem gewöhnlichen Palankin um sie herum zu kommen; die Stangen des Alpen-Palankins sind daher in der Mitte getheilt, indem sie sich um eine bewegliche Angel drehen, und so wie der vordere Träger um den scharfen Winkel einer Anhöhe biegt, sich vor und hinter dem Palankin auseinandergeben, gleich darauf aber wenn es wieder auf geradem Pfade fortgeht, ihre vorige Lage wieder annehmen. Es ist erstaunlich mit welcher Gewandtheit die Sillenies oder Gepäckträger die abschüssigsten Felsenhöhen, wo oft kaum eine Geiß fußen zu können scheint, mit Lasten auf- und abklimmen, welche jeder andere selbst auf ebenem Boden nicht zu schleppen im Stande wäre; sie führen einen Bambusstab bei sich, auf dessen Spitze ein kurzer Querpfahl befestigt ist; auf dieses gleich dem alten griechischen *T* geformte Geräthe legen sie ihre Bürde, wenn sie ermüdet sind. Diese Leute sind durchgängig von kleinem Wuchse, ihre Gliedmaßen sind aber massiv und stämmig, die Muskeln stark entwickelt, was natürlich durch die schwere Arbeit und das immerwährende Bergsteigen bewirkt wird. Ihre Beine sind durch dieselbe Ursache oft durch fingerdicke Adern entstellt, welche ihnen das Ansehen geben als wie wenn sie mit Stricken umwunden wären.

Der geprellte Bär.

Während einer Rast ereignete sich ein Vorfall, welcher äußerst charakteristisch für die Gewandtheit dieser Alpenbewohner ist, und zum Maaßstabe für die Unerschrockenheit dienen mag, mit welcher sie den reißenden Thieren, von denen sie unausgesetzt bedroht werden, Trotz bieten.

Ich war in Begleitung zweier dieser Gebirgsbewohner mit meiner Büchse in eine tiefe Thalschlucht gewandert, um einiges Waldgeflügel zu schießen, welches hier ziemlich häufig vorkommt aber so wild und scheu ist, daß es überaus schwer zum Schuß zu bringen ist. Nach langem und ermüdenden Umherbürschen erklimmten wir mit einiger Mühe einen sehr abschüssigen Berg als wir auf die Kuppe, welche über einen Abgrund hinaushing gelangt waren, erhob sich aus einem nahen Dickicht ein Bär, und schritt mit offenbar nichts Gutes im Schilde führenden Absichten auf uns zu.

Ich schickte mich eben an zu feuern obgleich meine Büchse nur mit grobem Schrot geladen war, als mir einer von meinen Begleitern noch zu rechter Zeit das Zeichen innezuhalten, und zu verstehen gab, er wolle mit dem Gesellen unbewaffnet anbinden. Fast am äußersten Rande des Abgrunds stand ein hoher Baum, welcher dem Charakter obschon nicht der Form nach einer Bergäsche glich, mit starken lothrecht-emporstehenden Ästen die sehr zähe und elastisch waren. Der Mann näherte sich dem Bären und zog indem er ihn reizte dessen Aufmerksamkeit von mir auf sich. Der erzürnte Bär wollte ihn eben packen, als der gewandte Hochländer rasch und geschickt den Baum erkletterte, wohin Päz ihm eben so behend folgte. Als der erstere die obern Äste erreicht hatte, schlang er flink das Ende eines starken Seils um die Spitze des Astes worauf er stand und ließ das andere Ende auf den Boden hinab gleiten, welches sogleich von seinem Gefährten gefaßt wurde.

Dieser zog das Seil nun augenblicklich aus allen Kräften an, so daß die Spitze des Astes worauf sein verwegener Genosse stand abwärts gedruckt wurde, und der Ast fast eine wagrechte Linie vom Stamm ab bildete; zwischen ihm und dem Abgrund über dessen Rand er sich in seiner natürlichen lothrechten Stellung befand, waren keine anderen Zweige. Als der Ast auf den erforderlichen Grad der Spannung herabgedrückt war, kroch der Hochländer behutsam so dicht bis an das äußerste Ende als er irgend mit Sicherheit vermochte, und Päz kroch eben so behutsam und entschlossen es aufs Äußerste ankommen zu lassen, hinter ihm drein; in dem Augenblicke wo der Verwegene seinen hartnäckigen Feind auf dem hinabgebogenen Ast erblickte, ließ er sich blitzschnell an dem Seil auf die Erde hinab.

Der Bär welcher solchergestalt unerwarteterweise seine Beute entschlupft sah, wollte nun umkehren um wieder auf den übrigen Theil des Baumes zu gelangen; in dem Augenblicke aber wo er zu diesem Behufe die Tatze von dem Aste aufhob, schnitt der Hindu rasch das Seil welches sorgfältig an einen Baumstrunk befestigt worden war, entzwei und der elastische Ast schoß mit unwiderstehlicher Gewalt in seine ursprüngliche Lage zurück. Durch den plötzlichen und gewaltigen Zurückprall wurde der Bär gleich dem aus einem Wurfgeschoße geworfenen Felsenstück in die Luft und mit einem dumpfen Wehegeschrei in den Abgrund hinab geschleudert, wo er von den aufstarrenden Felsenzacken zerschmettert wurde. Die Gewandtheit womit der kühne Hochländer dieses unglaubliche Wagestück vollbrachte war eben so neu als staunenerregend!

Die Himalaya-Wanderung.

Je höher und weiter wir ins Hochgebirge kamen, je häufiger trafen wir alle Arten von europäischen Baum- und Gewächsarten, so wie eine Fülle heimathlicher Blumen und Beeren. Ich glaube es dürfte kaum eine europäische Frucht, Blume oder Gemüsart geben, die nicht in irgend einer Gegend dieser Gebirgswelt zu finden seyn möchte *). Die ge-

*) Mag es uns vergönnt seyn, die in einer frühern Lieferung unserer Blätter mitgetheilte Schilderung der Pflanzenwelt der Vorketten des Himalaya oder des Tafellandes von Gherwal als Seitenstück zu obiger Stelle zu wiederholen: Heimische Strauch- und Baumarten begrüßen auf diesen Alpengauen das Auge des freudig-überraschten europäischen Wanderers, und erwecken zugleich süße und wehmüthige Gefühle in seinem Busen. Der wilde Kirschbaum, Föhren mannigfaltiger Art erscheinen; das Veilchen, hier wie überall in der Frühlings- und Alpenwelt so holdverschämt und jungfräulich, blickt von dem moosigen Lager mit seinen frommen Gazellenaugen umher, während der bläulich schimmernde Falter den du aufgescheucht, dich umschwärmt als wie neugierig forschend, welcher Unberufene ihn im trauten Kosen mit der süßen Blumengeliebten gestört.

Auch hier glüht die Moosrose einsam auf duften-

meine Brennessel wächst in großem Überfluß, mag jedoch etwas unleutseliger als ihre in Europa so wohl bekannte Schwester seyn, und es war höchst ergötzlich die Hurtigkeit zu sehen, womit ein Paar von unsern bengalischen Dienern die sichs auf einem Haufen dieser keinen Spaß verstehenden Immergrüns hatten bequem machen wollen, wie besessen wieder in die Höhe sprangen, als ob sie von einer ganzen Schaar von Taranteln gestochen worden wären.

Der Durchblick zwischen die hohen Firnen welche hie und da in feierlicher Größe vor uns emporstiegen, war unnennbar erhaben. Thäler so dunkel und tief, daß man beim Hinabsehen schwindelte, über ihnen majestätisch aufgethürmte Alpenhörner, welche von leichten und lichten Federwolken umflattert wurden, boten den großartigsten und zugleich malerisch-anmuthigsten Anblick und eine Scene wundersamer und wilder Pracht dar. Der Eindruck den diese hehre indische Alpenwelt auf das Gemüth hervorbringt, ist so schauererweckend daß der Wanderer wie von einem mächtigen Zauber festgebannt nicht weiter zu schreiten vermöchte, wenn durch den Anblick der tausendfarbigen Flora welche diese jähen Bergeshalden und Felsenhänge oft wie mit einem grünen Schmelz und reichgestickten Blüthenschleier überwebt, seine bange Beklemmung nicht zuweilen hübe und den Sturm seiner Gefühle beschwichtigte. Es ist wundersam mit welchem feierlichen Ernst der nicht ganz unempfängliche Wanderer diese Alpenreise verfolgt; wie er diese gewaltigen Höhen erklimmt, welche gleich der Andacht geweihten Münstern in die Lüfte ragen, wird er von der Größe der ihn umgebenden Scenen übermannt, und es däucht ihm, um mit dem großen Dichter zu sprechen, „daß er dem Weltgeist näher ist als sonst.“ Jegliches Gefühl scheint nach Einem Herde hingetrieben, jedwede Vorstellung Einen Ton und Eine Richtung zu gewinnen, kurz das ganze Gemüth wird in Eine allesbeherrschende Empfindung der bebendsten Ehrfurcht aufgelöst.

Wir kamen im Hochgebirge durch mehrere Dörfer worin die Häuser leidlich gebaut, obschon ohne Ordnung und Gleichförmigkeit wie durch einander geworfen waren.

Wie in Savoyen und wenn ich mich nicht irre in allen hohen Gebirgsgegenden, so bildet auch im Himalaya die eine Berglehne gewöhnlich eine von den Mauern des Gehöftes oder auch der Hütte des Hochländers; die Thüren sind so niedrig daß selbst ein Kind von mehr als drei Jahren sich bücken muß um hindurch zu kommen, und die Erwachsenen natürlich nur hindurchkriechen müßen.

Auf überaus jähen und abschüßigen Bergpfaden gelangten wir in ein von wolkenhohen Piks überragtes Thal, welche bis in die Himmelsveste zu reichen schienen; an den von allem Grün entblößten zackigen Seiten des gähnenden Abgrundes bewegten vom Blitz versengte oder gespaltene Föhren ihre nadellosen Äste im wilden Föhn, dessen hohles dumpfes Heulen in denselben, dem Ächzen und Röcheln eines Sterbenden glich. Wenn man aus dieser schauerlichen Thalschlucht wie aus dem Innern eines ungeheuren Trichters gen Himmel blickte, waren die Sterne wie durch einen Flor hindurchschimmernd sichtbar. Das Firmament schien mit dem tiefsten Purpur überzogen, und obgleich die Sonne noch hoch am Horizont stand, hatte sich unten doch schon tiefe Nacht gelagert. Die grauenvolle Pracht dieser Scene war unbeschreiblich.

### Das Ungewitter.

Am dritten Tage unserer Reise im Hochgebirge waren wir nach einem furchtbaren Gewittersturm, wovon nur derjenige welcher ein solches Unwetter in den Schweizeralpen oder in den Anden erlebt hat, sich eine ungefähre Vorstellung zu machen vermag, Zeugen eines Sonnenuntergangs, dessen hehre Pracht durch die Wirkung welche der vorhergegangene Aufruhr der Elemente hinterlassen hatte, noch erhöht wurde. Die noch hoch aufgethürmten Wolkenschichten öffneten sich, um dem in stralender Majestät dahin und hinab wandelnden Gestirn Bahn zu machen, so öffnen sich die wogenden Massen eines Volksgedrängs vor einem festlichen Königszuge; um das durch ihren Durchgang entstandene Strahlen-Ghat schienen die abentheuerlichen Wolkengestalten, gleich Tigern, Panthern, Leoparden und anderen Thieren der Wüste gelagert, die in der Monsuhnzeit vorzüglich in den Himalaya-Ghats auf Raub umherstreifen, nach dem Eintritt der schönen Zeit aber wieder in ihre dichten Bergwaldungen zurückkehren.

Indra der Gott der Elemente ist die in diesen Alpengauen am höchsten verehrte Gottheit, und seine mannigfaltigen Metamorphosen werden von diesen Hochländern mit gläubigem Ernst erzählt.

### Das Elenn.

Am Gestade eines tosenden Bergstroms wurden wir zum erstenmal eines stattlichen Elchs ansichtig, welches von uns wahrscheinlich aufgescheucht plötzlich aus einem dichten Gehölze hervorsprang; dieß ist die unter dem mehr generischen Namen des Musethiers (Moose-deer) bekannte Hirschart *) welche wie ich glaube alle vier Kontinente bewohnt, aber nur in Gebirgsländern vorkommt. Es ist ein sehr sanftes Thier und so furchtsam daß es im ersten Augenblicke wo es aus seinem Lager aufgescheucht worden, von Schrecken übermannt auf die Kniee niederstürzt, und in dieser Lage mehrere Sekunden hindurch verharrt, wodurch der Jäger Gelegenheit erhält es aufs Korn zu nehmen. Hat er aber dieselbe entschlüpfen lassen, so ist wohl auch das Thier für ihn verloren, denn es springt alsbald mit einer kaum glaublicher Schnelligkeit auf, und jagt mit einer aller Verfolgung spottenden Hast in Einem Athem mehrere Meilen weit fort.

So sanftmüthigen Naturells es auch ist, so

dem Rasenplane, auch hier läutet die wunderliebliche Genziane mit ihren blauen Glocken, die rosige Frühe und den purpurnen Abend ein! Der Eindruck den diese heimathlichen Wiesen- und Alpenblumen hier in den Vorhallen des heiligen Himalaya, dieser hehren Völker- und Religionenwiege, auf das von tausend wechselnden Empfindungen bewegte Gemüth des Wanderers hervorbringen, ist unbeschreiblich, zumal wenn sein Auge noch von der seltsamen fremdartigen Blumenpracht des Hindostanischen Tieflands geblendet ist.

*) Hier hätten wir demnach die eigentliche Bedeutung des „Elk,“ worüber wie wir schon oben bemerkten, Herr Ritter Zweifel äußert.

vertheidigt es sich wenn es angegriffen wird dennoch aufs Kräftigste, wobei es sich seines Geweihes mit einer Geschicklichkeit bedient, welche den Hunden alle Annäherung an dasselbe unmöglich macht. Seine gewöhnliche Größe ist die eines englischen Ochsen.

* * *

Am sechsten Tage nach unserer Abreise von Hurdwar erreichten wir Serinagur. Während unserer ganzen Wanderung am vorhergegangenen Tage war der schneebedeckte Alpenzug deutlich sichtbar gewesen, er glich einer weißen Drapperie die von der Himmelsveste auf die bläulichen Kuppen der fernen Berge herabhing. Sie schien sich von den Vorketten völlig abzuheben, und ragte über dieselben so hoch empor, daß sie mit der Ätherbläue zusammenzuschmelzen schien, ihre fleckenlose Weiße welche die Sonnenstralen blendend zurückwarf, wurde durch die Entfernung zu einer Reinheit des Effeks gemildert, welche die Phantasie in eine unbekannte höhere Weltzauberte.

Der durch ein zugleich so neues und imposantes Schauspiel erzeugte Eindruck war ungemein ergreifend und feyerlich.

### Die Hochländer.

Die Bevölkerung von Serinagur scheint sehr gemischter Herkunft zu seyn, denn in ihrer Physiognomie begegnen sich die Züge des Hoch- und Tiefländers von Hindostan, des Patanen, Tataren, Chinesen, oft aber kommen die eigenthümlichen Gesichtszüge der so eben genannten Völkerstämme abgesondert und unvermischt vor. Ihre Gesichtsfarbe ist schwärzlich, und der Bart dürftig. Es ist im Ganzen ein sanftmüthiges harmloses Volk, dem es zwar nicht an Muth gebricht, das aber die so überaus bedeutenden Vortheile und Mittel der Vertheidigung die sein Gebirgsland ihm gewährt, niemals zu benutzen gewußt hat. —

### Der Yak.

Zu Serinagur sahen wir auch zum ersternmale den Yak oder den Tübetischen Ochsen, wovon wie mir däucht kein einziges Exemplar dermalen in Europa vorhanden seyn dürfte *). In Tübet kommt dieses schöne Thier sowohl im wilden, wie im zahmen Zustande, jedoch am häufigsten in letzterem vor. Der Yak ist ungefähr fünf Fuß hoch, und gleicht in Gestalt wie in Größe dem gemeinen englischen Rinde, wovon, wie überhaupt von allen andern Arten der ganzen Gattung, er sich häuptsächlich durch das lange glatte Haar unterscheidet womit der ganze Leib mit Ausnahme des Kopfes und der Beine bedeckt ist, und welches von den Seiten bis fast auf die Kienekehlen herabhängt. Ein dichter Busch krausen Haares von welchen die Stirne überzogen, die Augen zum Theil beschattet sind, verleiht dem Aussehen des Thieres etwas Finsters, übrigens zeigt es alle wesentlichen Merkmale edler Zucht und unvermischten Blutes. Zwischen den Schultern trägt der Yak wie der Hindostan eigenthümliche Braminenochse, einen hohen Höcker der mit einer Fülle kurzen krausen Haares bekleidet ist, welches äußerst weich und in der Textur von dem übrigen Haare durchaus verschieden ist.

*) Der Merkwürdigkeit und europäischen Seltenheit dieses Thieres halber, theilen wir die im Oriental Annual vorkommende ausführliche Beschreibung desselben im wesentlichen Auszuge mit.

Dieser weiche Pelz, den so kann man es nennen, bekleidet auch die Schultern und erstreckt sich obgleich in minderer Fülle über den Rücken bis zur Wurzel des Schweifes, welcher aus einem sehr dichten Büschel langen glänzenden Haares besteht, das beinahe bis auf den Boden herabhangt, und die Zierlichkeit dieses seltsam-schönen Thieres wesentlich erhöht. Dieser Schweif ist viel dichter als der des größten englischen Karrenpferdes, das Haar feiner und glätter. Bei manchen ist er völlig weiß, während der ganze Leib mit Ausnahme des erwähnten weichen Pelzes durchaus schwarz ist, häufig kommt aber gerade das Gegentheil vor, so daß der ganze Leib weiß, und der Schweif schwarz ist. Der Yakschweif wird in ganz Hindostan und in den benachbarten Ländern als Schaurie (chowrie) zum Abwehren der Moskittos gebraucht, welches Geschäft in Indien wo jedwede auch die unbedeutendste häusliche Verrichtung und Mühewaltung einem oder auch mehreren besondern Dienern zugewiesen ist, von einem eigens dazu bestimmten Domestiken verrichtet wird. Überhaupt bildet er ein fast unentbehrliches Zubehör des Costüms eines indischen und tübetischen Hofes, und da der Bedarf und die Nachfrage nach diesem Gegenstande des süd- und ostasiatischen Luxus so bedeutend sind, so kommen sehr häufig künstlich nachgeahmte und unechte vor.

Das Thier ist gemeiniglich nicht wild, gegen Fremde aber bezeugt es sich zuweilen auf eine fürchterliche Weise unbändig. Gewöhnlich hat es ein finsteres Aussehen, und selbst gegen diejenigen die immer fort mit ihn umgehen legt es keine von den Zeichen der Erkanntlichkeit und Freude an Tag wie andere, sogar reißende Thierarten unter ähnlichen Umständen zu thun pflegen. Wenn es erzürnt, ist es nicht leicht wieder zu besänftigen, überhaupt trägt es eine empfangene Unbill lange nach, und geberdet sich gegen denjenigen von welchem es einmal gereizt worden, stets äußerst wild wenn er in seine Nähe kommt.

Der Yak kommt in Tubet in ganzen Heerden auf dem höchsten Gebirge, wie in den tiefen Thälern vor, und ist den Einwohnern wie das Rennthier dem Lappen, alles in allem. Selbst zum Saumthiere dient es, und da es ungemein stark und sichern Ganges ist, so legt es weite Strecken mit schweren Lasten über die höchsten und steilsten Berge längs gähnenden Abgründen zurück, ohne irgend je zu straucheln. Die Hirten auf den Tübetischen Hochgebirgen gehen meist in eine Yakhaut gefüllt, welche ihnen bis auf die Knie herabhängt und ihnen vollkommenen Schutz gegen die niedrigste Temperatur in jenen rauhen Regionen der höchsten Gebirge des Erdkreises gewährt. Sie dient ihnen wie der Bernes dem Beduinen zum Mantel bei Tag, und zum Bett bei Nacht. Das lange Yakhaar wird mit vieler Geschicklichkeit zu einem ausnehmend starken und vollkommen wasserdichten Zeltzeuge verarbeitet; auch Seile werden daraus gewunden, welche allen andern von Hanf und selbst denen von neuseeländischem Flachs weit überlegen sind, und dem Einflüssen des Klimas und der Reibung besser wiederstehen. Die Yak-Kuh heißt in Tubet Dhi.

Es gereichte uns zu großem Vergnügen, ein so anziehendes und seltenes Thier dieser Art beschauen zu können, da es außer den Hochgebirgen von Tubet

nirgends vorkommt, und bis jetzt wohl noch niemand daran gedacht hat, die Zucht des Yaks in Bengalen einzuführen, was wohl auch wahrscheinlich mißlungen wäre *). W.

## Rumih Derwese (Roomee Durwaza).

d. h. Griechisches Thor.

So heißt das von einem Nabob oder Nawab von Lekhneo **), Namens Asaph-ed-Daulah nach dem Muster eines in Konstantinopel befindlichen Thores erbaute Stadtthor in gedachter Hauptstadt des Königreichs von Aude (Oude), welches unter der Schutzherrschaft des brittisch-ostindischen Reichs steht.

Das Rumih Derwese welches einen grossartigen imposanten Anblick darbietet, gehört nebst dem Iman Barry und dem Pallast des Padischahs oder Königs, zu den prachtvollsten Bauwerken von Hindostan.

Asaph-ed-Daulah welcher nach seiner von Seiten der brittisch-ostindischen Regierung zu Ende des Pindari- und Gorka-Krieges geschehenen Anerkennung als König und unumschränkten Herrscher von Aude ***) den Namen Seadet Ali annahm, und 1818 mit Tode abging, war einer der prachtliebendsten und zugleich geschmackvollsten Bauherrn Hindostans, und leistete für die Verschönerung von Lekhneo, welches während der Generalstatthalterschaft des berühmten Hastings an Reichthum und Bevölkerung nur von dem heiligen Benares übertroffen wurde, ungefähr dasselbe was Schach Dschehan für die Ausschmückung von Delhi mit herrlichen Bauwerken gethan hatte. Zu den auf seinen Befehl aufgeführten Prachtbauten gehören unter andern das Imam Barrah welches 1784 vollendet wurde, und ein Mausoleum.

Ersteres besteht in einem einzelnen hundert und sieben und sechzig Fuß langen, und verhältnißmäßig breiten Gemache, das andere liegt in einem Garten auf einer Terrasse, und ist mit jenem dem weißesten Marmor gleichen kostbaren Stuck bekleidet, welcher in Indien den Namen Tschenam (chunam) führt. Es ist unglaublich, sagt Herr Caunter, zu welchem Grad der Vollkommenheit die Hindu die Kunst des Stuccaturens mit diesem wunderschönen Material gebracht haben, welches selbst in der Nähe dem spiegelglattesten Marmor gleicht.

In Indien, dem Sonnenlande, wo weder Frost noch Schnee noch irgend eine andere von den in europäischen, wie außereuropäischen Ländern vorkommenden atmosphärischen Veränderungen, der Außenseite der Gebäude etwas anhaben, widersteht dieser Tschenam sogar den fürchterlichen Stürmen, wovon fast alle tropischen Regionen in gewißen Perioden des Jahres heimgesucht werden, und dauert ganze Menschenalter hindurch ohne die mindeste Veränderung zu erleiden.

In diesem Mausoleum ist die Asche des kunstliebenden Herrschers in einem Grabgewölbe beigesetzt, in welchem stets eine große Anzahl von Wachskerzen brennen.

Der Sarkophag worin dieselbe ruht, wird immerwährend mit Blumen und Goldpapierstreifen bestreut, warum mit diesen letztern ist unbekannt; die Kuppel des Mausoleums ist stets mit geweihtem Brodte aus der Stadt des Propheten bedeckt, wovon zu gewißen Perioden ein ganzer Vorrath mit großen Unkosten herbeigeführt wird; und Tag und Nacht werden Stellen aus dem Koran gesungen. Auf der einen Seite des Sarkophags steht eine mit köstlichem Weihrauch und andern Spezereyen angefüllte Rauchpfanne, welche von Zeit zu Zeit angezündet wird, auf der andern liegt das Schwert und der Kammerbund des Verstorbenen. Zu seinem Haupte eine Abschrift des Korans und der Turban den er zuletzt getragen.

Asaph-ed-Daulah oder Seadet Ali war auch der größte Jagd- und Thierhetzliebhaber Hindostans in neuerer Zeit, und kann in dieser Hinsicht nur mit Küblai-Chan und Aurengseb verglichen werden.

Kann man sich nun wundern daß er das Idol der allen Weidmannsspielen, (wofür es im Englischen den unübersetzbaren Ausdruck Field-sports gibt), so leidenschaftlich zugethanen Engländer war, und sein Andenken noch heute bei den brittisch-indischen Elephanten- und Tigerjagdliebhabern in größter Verehrung steht?

Seine Jagdzüge glichen eigentlichen Feldzügen. Der Anfang derselben war gewöhnlich im Märzmonat, wo er mit zehntausend Mann Reiterei, eben so vielen Fußvolkes und einer Schaar von sieben bis acht hundert Elephanten nach den Dschengeln auf die Jagd zog! Vierzig bis fünfzig Tausend Diener aller Art folgten diesem Jagdlager mit allem Mund- und anderem Bedarfe. Bei dem Auszuge aus dem Pallast zu Lekhneo wurde eine unabsehbare Linie gebildet, in deren Mitte sich der Nabob auf seinem Staats-Elephanten befand, zwei Elephanten wovon der eine seinen Gallah-Haudetsch, und der andere seinen Jagd-Haudetsch trug, gingen auf beiden Seiten. Gleich darauf folgte die Elephantenschaar welcher zu beiden Seiten die Reiterei ritt. Diese ungeheure Cavaleade zog schonungs- und rücksichtslos geradesweg durch das Land, Getreidefelder, Gärten, alles wurde zertreten und verwüstet, obgleich die händeringenden Landleute, deren ganze Ernte und alle ihre Habe verwüstet wurden, haufenweise dem Nabob nachrannten und um Erbarmen flehten. Wurde ein Wild aufgetrieben, so gab es der ganzen Linie ent-

*) Was aber in den Schweizerischen und Tyroler Hochgebirgen wohl gelingen dürfte, und diese Frage wäre wohl einer genauen Land- und gebirgswirthschaftlichen Erörterung würdig. Red.

**) Daß der von den Engländern Lucknow geschriebene Name dieser Stadt Lekhneo ausgesprochen werden muß, erhellt aus dem dort im Jahre 1822 in sieben Foliobänden erschienenen Persischen Wörterbuch betitelt: Das Siebenmeer, dessen Verfasser der vor einigen Jahren verstorbene König von Aude Haider Ali war, (Siehe Wiener Jahrb. Bd. XXXV. S. 129 und 131).

***) Er hatte der Ostindischen Compagnie in dem letzten Kriege derselben wider die wilden Gorkas welcher mit der Eroberung von Nepal endete, auf dem bloßen Empfangschein des Generalstatthalters Marquis von Hastings, aus seinem aufgehäuften Schatze von achtzehn Millionen Pfund Sterlingen, die Summe von dritthalb Millionen Pfund vorgestreckt. Zur Belohnung dafür wurde er auf den Thron von Aude erhoben.

Siehe Summary of the Administration of the Indian Governement from 1813—1823, by the Marques of Hastings. London, 1824 und Hamiltons East India Gazeteer 1815, auch Wiener Jahrbücher Bd. XXXV.



Roomee Durwaza.



Lager zu Shekoabad.



Selim Gurh.



lang ein immerwährendes Feuern, ganze Antilopenheerden wurden von der Reiterei in den Elephantenkreis gebürscht, damit der Nabob und seine Umgebung sie gemächlich niederschießen konnten.

Abends wenn der Zug in dem im voraus abgesteckten Lager angelangt war, wo die prachtvollsten Gezelte errichtet waren, fanden Gelage Statt, gegen welche die Englischen Abend-Jagdgelage eine Kleinigkeit sind, so ging es Tag für Tag und Nacht für Nacht, bis das wilde Heer am Fuß der Himalayagebirge anlangte, wo es nun erst recht anging. Ganze Elephanten- und Büffelheerden. Hunderte von Königstigern und Panthern wurden erlegt, bis die Landschaften zu wahren Einöden geworden waren.

Solche Scenen des ruchlosesten Luxus und der fluchwürdigsten Zerstörungslust, können sich nun, Dank der sich immer weiter verbreitenden brittisch-indischen Herrschaft und der Civilisation, nicht mehr in diesem Maaße wiederholen. W.

---

## Brittisch-indisches Feldlager zu Schikoabad.

Indien ist Europa in jeglicher Hinsicht so unähnlich, daß es schwer fällt, denjenigen welche nie in jenem Sonnen- und Wunderlande gewesen sind, einen richtigen Begriff von dem Leben und Weben, wie von den Sitten und Gebräuchen alldort zu gewähren. Ein Truppenlager in Europa, die südlichste Region dieses Erdtheiles etwa ausgenommen, ist wegen des veränderlichen Klimas ein unbehaglicher Aufenthalt, in Indien ist es gerade umgekehrt, das Klima in der dortigen Winterszeit bis zu welcher, außer in höchst dringenden Fällen, gewöhnlich die Truppenbewegungen verschoben werden, ist zur Nachtzeit kalt, bei Tag aber die Witterung herrlich und der Himmel unbewölkt; die Zelte sind bequem, und zwar im englischen Sinne comfortabel mit allen nur irgend erforderlichen Geräthschaften ausgestattet; das Lager wird überdieß mit der größten Genauigkeit ausgesteckt, und jeder kennt schon bei der Ankunft seinen Posten. Die Offiziere finden ihre kleinen Gezelte, welche immer einige Stunden vor Tagesanbruch sammt allem Zubehör, sogar wie man aus Jaquemonts Briefen ersieht, mit zierlichen Sesseln und Divans voraus geschickt, aufgeschlagen und eingerichtet werden, gleich bei ihrem Eintreffen zu ihrer Aufnahme bereit, zwei bis drei Diener oder Fouriere harren eines jeden schon um seine Toilette zu besorgen, nach deren Beendigung ein überaus treffliches und reichliches Frühstück aufgetragen wird.

Das brittisch-indische Feldlager welches auf unserer heutigen Kupfertafel vorgestellt ist, war dasjenige eines Sipahi-Uhlanenregiments das im November 1826 von Caunpore zur Belagerung der berühmten früher für uneinnehmbar gehaltenen Feste Bhurtpore aufgebrochen war, welche in der indischen Kriegsgeschichte eine so bedeutende Rolle spielt. Die Zeichnung ist in dem Augenblicke aufgenommen, wo die Kameehle abgeladen werden, die schweren Gezelte noch nicht aufgeschlagen sind, und die Dienerschaar ihre verschiedenen Beschäftigungen vernachlässigend, sich um einen wandernden Bänkelsänger neugierig versammelt hat, um seinen halb-singend, halb-erzählend vorgetragenen Mährchen zu lauschen. W.

---

## Selim Gerh.

Ein wahrscheinlich im sechszehnten Jahrhundert unter der Regierung Setims erbautes Kastell in dem prachtvollen Delhi; ein Theil des Dauriserais oder Pallastes der Großmoguln welcher mit dem Kastell eine alte Brücke über den Dschemna in Verbindung steht, ist zur Rechten sichtbar. Der große Thurm welcher den Namen Schah burj oder Königsthurm führt, ist durch den Umstand merkwürdig, daß der Thronerbe Mirsa Jrwan Buckt im Jahre 1784 sich durch eine aus Turban-Shawls zusammengeknüpfte Strickleiter von demselben herabließ, und in den Schutz der brittisch-indischen Regierung begab.

---

## Einiges aus und über Griechenland.

### 2. Delphi.

Bruchstücke aus einem Reisetagebuche.

Aus der seit Kurzem auf Corfu in vierteljährlichen Heften erscheinenden Ιονιος Ανθολογια (Jonische Anthologie), mitgetheilt von dem Herausgeber.

(Beschluß *).

Und hier auf dieser Bergfläche wo du jetzt stehst um die Sonne über Delphi aufgehen zu sehen, hier stand einst Brennus mit dem Vortrabe seines Eroberungsheeres, während seine barbarischen Legionen sich durch die hinter ihm gelegenen tiefen Engpäße und rauhen Bergschluchten hindurchwanden; vor ihm lag die heilige Orakelstadt (ἡ ἀφωσιωμένη πολις) gleich einem dem Flammentode geweihten rührendschönen und reichbekränzten Opfer, in ihre Glorie gehüllt da; während er aber in sprachlosem Staunen hinstarrte, da schien es ihm als wie wenn das Heiligthum in aller seiner völkerbeherrschenden Machtgewalt sich erhübe, ein Phalanx von Speeren ihm entgegen dräute, und die heiligen Trophäen welche Hellas als Denkmale seiner langbewährten und ruhmvoll vertheidigten Freiheit, Jahrhunderte hindurch hier aufgehäuft hatte, zu eben so vielen Ägiden würden. Die zürnende Gottheit der Stadt schritt, von Gewölken umgeben, einher und breitete ihren rothflammenden Diskus als beschirmenden Schild über sie; entsetzliches Donnergetön erscholl, und (berichtet der Geschichtschreiber) die Riesengestalten der Heroen der Urzeit wurden gesehen, wie sie mit den Waffen in der Faust, die Delphier zum Vertheidigungskampfe anführten. Die Erde erbebte, Blitze zuckten um den Felsen, um die Zinnen der heiligen Höhen welche sich neigten um die Feinde zu zerschmettern. Der wüthende Kampf begann, und endete im Angesicht des Tempels mit der gänzlichen Vernichtung der wilden Horden, die zu seiner Plünderung herbeigezogen waren. Dieß war nicht das einzige und erste Beispiel daß ein gewaltiger Feind im Angesicht dieses schauererweckenden Heiligthums von einer Handvoll tapferer Phocier geschlagen worden war, denn auch den zahllosen Kohorten des Xerxes wiederfuhr auf dieser in die Schrecknisse eines Gebirgssturms gehüllten geheimnißvollen Felsenstätte das gleiche Schicksal.

Mit solchen mächtig-ergreifenden Erinnerungen betritt der Wanderer das heilige Delphi.

---

*) Siehe Nr. 16.

Niemand welcher Delphi besucht sollte es unterlassen das Haus eines dortigen Einwohners Namens Frango aufzusuchen, welcher eine höchst anziehende Sammlung von auf Ort und Stelle gefundenen Alterthümern besitzt, worunter manche äußerst schätzbare ja herrliche vorkommen. Keine Anerbietungen (und es sind ihm für manche Stücke schon beträchtliche Summen geboten worden), haben ihn jemals dahin vermocht, irgend einen Theil dieser Sammlung auf deren Vermehrung er unablässig bedacht ist, zu veräußern. Dieser Ehrenmann welcher durch den Krieg beinahe um sein ganzes früheres Vermögen, welches sehr ansehnlich war, gekommen ist, erstand mit dem Wenigen was ihm von seiner Habe übrig geblieben, das Grundstück worauf er sich jetzt ansässig gemacht hat, und welches er mit eigener Hand bearbeitet.

Sein kleines Haus bei dessen Erbauung er die meisten von den Alterthümern in deren Besitz er ist, aufgefunden hat, will er zu einem kleinen Museum delphischer Alterthümer einrichten, und ungeschmälert auf seine Nachkommen vererben *).

Bei einer von ihm vor Kurzem auf seinen Grundstücken angestellten Nachgrabung hat er zwei große Fragmente eines köstlichen Haut-Reliefs, welcher wahrscheinlich ein Theil eines Frieses, gefunden, (δύω μεγάλα τμήματα ὡραιοτάτου Ἀναγλύπτε μέρη ἴσως τινος Ζωφόρου).

Einen beklagenswerthen Gegensatz zu dem Verfahren des edlen Frango, bildet dasjenige eines andern Einwohners von Castri, welcher einen vor Kurzem auf seinem Grundstücke ausgegrabenen herrlichen Sarkophag mit sträflicher Nachlässigkeit aller öffentlichen Unbill im Freien preisgibt. Die Regierung welche die Erlaubniß zum Verkauf desselben verweigert hat, thut dessenungeachtet nicht das Mindeste, diesen kostbaren Rest des Alterthums vor den Verstümmlungen die er tagtäglich erleidet zu schützen. Der über neun Fuß lange Sarkophag besteht aus einem einzigen Blocke des mackellosesten weißen spiegelglatten Marmor! Durch die Nachlässigkeit derjenigen, welche ihn entdeckten und herauf zogen, oder den noch schändlichern Vandalismus von Eingebornen oder Fremden, ist er in der Mitte entzwei gebrochen, und zwei große Stücke von den Enden bereits weggeschleppt worden! —

Das Relief auf der Vorderseite stellt eine Eberjagd vor, welche wegen der abhanden gekommenen Theile jetzt nur ein Bruchstück ist.

Einige Fuß weit davon liegt noch halb in der Erde begraben die Platte welche den Deckel bildet; man sieht darauf eine weibliche Kolossal-Gestalt, der Faltenwurf ihres Gewands ist meisterhaft.

In dem so eben geschilderten Zustande befand sich dieses Monument gegen Ende des Sommers 1833; die Verstümmlungs- und Zerstörungssucht war aber so geschäftig, daß es wahrscheinlich jetzt noch mehr entstellt, und binnen Kurzem gänzlich vernichtet seyn dürfte.

Unweit davon befindet sich jener berühmte Kreuzweg, der Τρίος, (wo sich die nach Daulis, Theben und Delphi führenden Wege scheiden), und wo Ödipus den in der alten Tragödie eine so große Rolle spielenden Vatermord beging. W.

*) Das Beispiel dieses wackern Delphiers oder vielmehr Einwohners des Dörfchens Castri, sollte in allen Städten und andern Ortschaften Griechenlands nachgeahmt werden; solche in dem klassischen Lande angelegten Orts- und Haus-Museen, würden mehr als alle Prohibitiv-Maßregeln der griechischen Regierung dem theils vandalischen, theils elginischen Treiben der Reisenden, insbesondere des schonungs- und rücksichtslosen Janhagels der brittischen Touristen wirksam zu steuern vermögen. Red.

## Miscelle.

Über den mächtigen Einfluß, welchen die berühmte Lady Esther Stanhope auf die in der Nachbarschaft ihres Wohnsitzes hausenden Völkerschaften ausübt, enthält das im August d. J. in London erschienene neue Reisewerk von F. V. J. Arundell, „Discoveries in Asia Minor, including a Description of the Ruins of several ancient cities and especially Antioch of Psidia,“ folgende merkwürdige Angabe:

Lange Zeit bevor Lady Esther Stanhope ihren Wohnsitz in Syrien aufschlug, ging dort unter den Beduinen allgemein die Sage, daß eines Tages eine Person unter ihnen erscheinen würde, welche sich ihnen als die größte Wohlthäterinn erweisen solle, die seit der Zeit des Ismael in der Mitte dieser Stämme aufgetreten sey; das Wahrzeichen dieser Person aber werde ein Pferd mit einem natürlichen Sattel seyn. Die Erwartung wurde aufs Höchste gespannt, als Lady Stanhope sich am Libanon niederließ. Bald nach ihrer Ankunft verehrte ihr einer von den dortigen Scheichs ein herrliches Araberroß, von dessen Rücken sich wie bei dem baktrischen Kamehle zwei jedoch kleine Höcker erheben, zwischen denen sich wie bei dem tatarischen Sattel ein natürlicher Sitz darbot; diese Sattelstelle war wenn ich mich nicht irre sogar durch eine Schattirung der Haarfarbe angedeutet. Die Kunde hievon verbreitete sich gleich einem Lauffeuer in allen Beduinenzelten, und nun entstand ein allgemeiner Jubel daß die längst verheißene Wohlthäterinn, die große und heißersehnte Erlöserinn erschienen sey, die Scheichs aller Beduinenstämme der Landschaft brachten daher der überraschten Lady ihre Huldigungen dar. Sie hat sich seit jener Periode durch ihre wahrhaft altbrittische Großmuth und Freigebigkeit die Anhänglichkeit aller jener Stämme in einem so hohen Grade erworben, daß ich in Syrien habe sagen hören, sie hätte zur Zeit des letzten türkisch-ägyptischen Krieges durch ein einziges Wort an diese Stämme, dem Vordringen Ibrahims wie durch ein Machtgeheiß wirksamer Einhalt thun können, als alle Firmane und Heere der Pforte es vermocht haben *). W.

*) Über die Art und Weise wie sich Lady Stanhope bei den neuesten Vorgängen in Syrien benommen hat, ist unsers Wissens bis jetzt nichts bekannt geworden. Red.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

22.] Cagliari. — Messina. — Taormina. [1834.




## Kurze Geschichte und Schilderung des guipuzcoanischen Klosters Aránçaçu,

**welches am 17. August d. J. auf Befehl des spanischen Generals Rodil eingeäschert worden ist.**

Nach spanischen Originalquellen *).

„In der Nacht vom 17. auf den 18. August sandte „der Obergeneral Rodil eine Truppenschaar ab, um das „im Gebirge anderthalb Stunden von Oñate gelegene „prächtige Kloster von Aránçaçu zu verbrennen und zu „schleifen . . . . . .“

„Es lag mitten auf einem Felsengebirge, ein Berg-„strom rauschte am Fuße seiner Mauern hin, ein unab-„sehbarer Wald von Steineichen dehnte sich nach allen „Seiten aus. Es war der überraschendste außerordent-„lichste Anblick in der einsamen Stille der schönsten Berge „die man sich denken kann, geschieden von der Welt die-„ses stattliche Gebäude zu schauen . . . . . . Es war seit „unfürdenklichen Zeiten von den Einwohnern der baski-„schen Lande als ihr heiligster Wallfahrtsort verehrt wor-„den . . . . . . Um 9 Uhr langte die Soldateska, (es wa-„ren die von El Pastor errichteten wegen ihrer ro-„then Mützen sogenannten Capigorones oder Kirchensen-„ger), welche die Weisung hatte das Kloster in Brand zu „stecken, bei demselben an. Den Mönchen wurde bedeu-„tet es zu verlassen, der Guardian erhielt den Befehl die „heiligen Geräthschaften auf die Seite zu schaffen. Die „Statue der heil. Jungfrau trug einer der Mönche auf „den Schultern fort. In weniger als einer Viertelstunde „waren die Altäre zerschlagen und zertrümmert; Holz-„stöße wurden an verschiedenen Orten der weiten Hof-„räume aufgehäuft, und kurz darauf stand das ganze Klo-„ster in praßelnden Flammen. Der Widerschein der Lohe „beleuchtete die Berge und Wälder auf furchtbar-erhabene „Weise meilenweit um uns. Die Nacht war finster und „durch sie hin zog die Prozession der Franziskanermönche „mit feierlichem Klaggesang * * * * * * * * *.“

„Bericht eines damals im Rodilschen Hauptquartier „befindlich gewesenen Augenzeugen (Hauptmann „Dalling?) im Morning Herald, und aus ihm „in der Allgemeinen Zeitung vom 21. Septem-„ber d. J. in den „Scenen aus dem spanischen „Successionskriege.“

Einer der größten und waldigsten Bergzüge der von den Sierras St. Adrian und Aránçaçu gebildeten Pyrenäencordillera welche Guipuzcoa von Alava scheidet, ist der von Artia oder Arratia. Auf der Braue des hohen Felsen von Aloya welcher auf eines der rauhesten und unwirthlichsten Thäler jenes Waldgebirges finster hinabschaut, lag das Kloster genannt zu Unserer lieben Frau von Aránçaçu oder vom Dornbusch, denn Aránça bedeutet im Idiom jener Landschaft von Kantabrien Dornbusch.

An einem Sommertage des Jahres 1469, es war ein Sonnabend welcher Tag der heiligen Jungfrau geweiht ist, (so berichtet die im ganzen Baskenlande und Pyrenäengebirge allbekannte fromme Legende), saß ein Hirtenknabe Namens Rodrigo de Balçategno aus der Gegend von Uribarri bei Oñate einsam auf einem Abhange der wilden und finsterbewaldeten Aloya-Alpe, rings um ihn weidete die seinem Vater gehörige Ziegenheerde, da sieht er plötzlich auf einem nahen Dornbusche etwas erglänzen, und es war ein kleines Bild der heiligen Jungfrau mit dem Christuskinde im Arme, daneben lag eine heerdenschellenförmige Glocke. Der freudig erstaunte Knabe fiel auf die Kniee nieder und begann alsbald das Ave Maria und andere Gebete die er auswendig wußte herzusagen, dann bedeckte er das Bild und die Glocke sorglich mit Baumzweigen und Laub, und verweilte alldort bis der Abend herankam, wo er seine Heerde nach Hause trieb, und den Seinigen sogleich die wundersame Mähre hinterbrachte.

Die Kunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Gegend; aus Oñate und andern benachbarten Ortschaften zog Alt und Jung, die Geistlichkeit mit dem Hirtenknaben als Führer an der Spitze, in feierlicher Prozession nach der abgelegenen Alpenhalde, auf welche die meisten, so beschwerlichen Bergsteigens ungewohnt, nur mit großer Mühe gelangten; und als der hocherglühende athemlose Jüng-

*) 1. Esteban de Garibay y Camálloa (de nacion Cantabro, vezino de la villa de Mondragon en la provincia de Guipuzcoa) Compendio Historial de las chronicas y universal historia de todos los reynos d'España etc. Anvers 1571. To. II. lib. XVII. c. 25. „Come en la provincia de Guipuzcoa fue hallada la devotissima ymagen „de Nuestra Señora de Arançaçu en un desierto de la „villa de Oñate.“

2. Diccionario geografico-historico de España, por la real Academia de la Historia. Seccion I. comprehendo el reyno de Navarra, señorio de Vizcaya y provincia de Alava y Guipuzcoa. Madrid, 1802.

Der XXXIII. Band der (bereits bis To. XLV. gediehenen) España Sagrada, welcher von dem Bisthum Calahorra handelt zu dessen Sprengel Arançaçu gehörte, und wo vielleicht noch anderweitige topographisch-statistische Angaben vorkommen dürften, steht uns leider nicht zu Gebote.

W.

ling der gläubigen Menge den Dornbusch von welchem ihm das Bild entgegengestralt hatte, zeigte, und dasselbe hierauf mit ehrerbietigem Zagen enthüllte, da warfen sich Alle in frommer Anbetung nieder um der hohen Himmelskönigin für die dem Lande gewordene Bescheerung inbrünstig zu danken.

Nach allsogleich gepflogener Berathung wurde beschloßen das Muttergottesbild auf der gebenedeiten Stelle, auf die es herabgekommen, zu lassen, und vorerst eine Einsiedelei allda zu errichten; denn da die heilige Jungfrau sich gerade diese rauhe abgeschiedene Felsengegend zu der Herabkunft ihres Ebenbildes erkoren, so dürfe man, sagten sie, ihrem Rathschluße nicht zuwider handeln. Die durch vereinte Bemühungen in größter Schnelle angelegte Kapelle erhielt den Namen zu Unserer lieben Frauen von Arânçaçu oder vom Dornbusch. Die Kapelle wurde nach und nach zu einem Wallfahrtsorte für alle baskischen Lande und die an dieselben grenzenden Gauen; die Bergleute der beiden nächstgelegenen Städte Oñate und Mondragon, thaten sich zusammen und bahnten gemeinschaftlich mit den Hüttenleuten Wege und Stege dahin, damit die frommen Pilger und Wallfahrer mit geringerer Mühe nach dem Gnadenorte gelangen könnten.

Einige Jahre später noch unter der Regierung Ferdinands und Isabellens, sehen wir schon ein Kloster dort, als dessen Stifter ein P. Arriaran genannt wird, worin sich Mönche von dem Orden der barmherzigen Brüder niedergelassen hatten *). Wegen der übergroßen Rauheit, Kälte und Wildheit der Gegend wurde es von diesen jedoch nach einiger Zeit verlassen, worauf es in die Hände des Franziskanerordens kam, der es später den Dominikanern abtrat, in der Folge aber kraft einer Entscheidung des heiligen Stuhles wieder an sich brachte, und bis zu jener furchtbaren Katastrophe des siebzehnten Augusts d. J. behalten hatte. Rodrigo Balçategno, der Hirtenknabe welcher das wunderthätige Bild zuerst erblickt, wurde mit Ehren überhäuft und Haupt (Dueño) seiner Familie.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage 1555 in der Frühe brannte das Kloster mit Ausnahme der Kirche ab, wobei das ganze Archiv desselben ein Raub der Flammen wurde.

Alle spanischen Lande wetteiferten mit einander in Beisteuern zum Wiederaufbau des Klosters; unter den Großen des Reichs zeichnete sich dabei vor allen der Oberstkämmerer König Philipps II., Don Ruy Gomez Silva Fürst von Eboli aus!

Bei den beiden wichtigsten Ständen der cantabrischen Lande, dem Berg- und Seemanne, stand das wunderthätige Gnadenbild jener wilden Felsengegend vor allen in höchstem Ansehen. Welche Verdienste sich die Berg- und Hüttenleute von Oñate und Mondragon um die Anlegung von Bahnen und Pfaden nach dem fast unzugänglichen Gebirge erworben, haben wir oben gesehen. Wenn der baskische Seemann und der Schiffer der benachbarten spanischen Küsten sich in Wellen- und Sturmesnöthen sahen, so wandten sie sich mit inbrünstigen Gebeten zur heil. Jungfrau von Arânçaçu, und legte der Sturm sich, und ebneten sich die empörten Wogen, und tauchte wieder ein sonnengoldener Tag aus dem Fluthenschooße empor, so hegten sie die gläubige Zuversicht daß die Rettung ihnen von dorther gekommen.

Das Klostergebäude hatte eine unregelmäßige Form, wie es in Folge des schwierigen Terrains und seiner Lage auf einem steilen Felsen nicht anders seyn konnte. Es enthielt mehrere gute Gemälde von spanischen Meistern worauf merkwürdige Vorgänge aus der Geschichte des Klosters dargestellt waren. Seinen Fest- und Stiftungstag beging das Kloster alljährlich am fünfzehnten August als dem Fest der Himmelfahrt Mariä, mit großem und feierlichem Gepränge, und Tausende pilgerten alljährlich aus allen Gauen Kantabriens dahin um demselben beizuwohnen. Am nächsten Sonntag nach Mariä Himmelfahrt hielten der Adel und die Behörden der beiden Städte Oñate und Mondragon alljährlich ein Festbankett im Refectorium des Klosters, wobei letzteren in Folge eines uralten Herkommens, wahrscheinlich als Andenken an die großen Wohlthaten welche beide Städte dem Kloster bei seiner Entstehung erwiesen hatten, von dem Prior die Schlüssel übergeben demselben aber sogleich wieder zurückgestellt wurden.

Dieser Sonntag fiel im laufenden Jahre auf den siebzehnten August, man sieht also, daß Rodil den Tag den er zur Einäscherung des Klosters von Arânçaçu, zur Zerstörung des Heiligthums des baskischen Volkes bestimmte, raffinirend zu wählen wußte! — Erwägt man ferner den Umstand daß das berühmte Franziskanerkloster zu Bilbao, nach dem Tode Ferdinands VII. zuerst den Schild für den Prätendenten erhob, daß unter dessen Anhängern der Franziskaner-Orden in vorderster Reihe steht, und daß Arânçaçu das kostbarste Kleinod dieses Ordens in Spanien ist, so erhellt, daß der Alba des heutigen Spaniens sich wie auf den Tag so auch auf den Gegenstand seines Strafgerichtes trefflich verstanden hat! — — W.

## Die Basken.

### Zweiter Artikel.

„Wie anziehend muß es seyn die so vielfältigen „Beziehungen und Wahlverwandtschaften zwischen dem „Geist und Charakter des Baskischen Volkes, seiner Ge„schichte, seinen ehemaligen und jetzigen Wohnsitzen, „und seiner Sprache aufzusuchen, die gleich dem „Pik von Teneriffa einsam und vereinzelt unter allen „den Zügen, Ketten und Gruppen von Idiomen steht; „die sich so wundersam allen Gegenständen und Ver„hältnissen anschmiegt, Majestät mit Anmuth, Reich„thum mit Präcision paart, und zur Beschaffung „des vielverschlungenen Gewebes des lebendigsten „und mannigfaltigsten Gesprächs geeignet ist.“

*) Unter den Unterschriften einer von der Stadt Oñate im Jahre 1491 dem Kloster ausgestellten Urkunde, kraft welcher demselben große Vorrechte verliehen wurden, kommen unter andern ein Pero Abad de Bolivar und ein Sanchez de Garibay vor, letzterer vermuthlich ein Vorfahr des Geschichtschreibers Estéban Garibay, welcher die oben erzählte Legende von der Entstehung des Klosters Arânçaçu zuerst mitgetheilt hat.

„So ist auch der schlichte baskische Landmann „mit einem feinen Takt und einem sichern Urtheil be„gabt, überall an seinem Orte, zu allem anstellig, „durch nichts in Verlegenheit zu bringen; sein edel„stolzer und unabhängiger Character offenbart sich in „seiner Redeweise, deren Art mit derjenigen der allge„meinen Sprache seines Vaterlandes aufs innigste „verschwistert ist.“

Vorstehende Stelle die wir aus unserm ersten Artikel über das Volk der Basken entlehnen, dessen nähere Kenntniß zugleich zur Verständniß des eigentlichen Wesens und Charakters der jetzigen spanischen Wirren dienen mag, soll die Einleitung zu der dort verheißenen Fortsetzung der Untersuchungen über jenes merkwürdige trotz seiner Kleinheit und Abgeschiedenheit welthistorische Volk, bilden:

Wie seine Sprache zwei scharf hervortretende Charakterzüge darbietet, erstlich den einer Ursprache, durch ihre erhabene Einfalt, ihren unabhängigen Gang, ihren freien Bau, und die Unmöglichkeit sie der allgemeinen oder besondern Regel irgend einer andern abgeleiteten und sekundären Sprache zu unterwerfen; und zweitens den welchen ihr das unverkennbare Gepräge einer hohen Gesittung verleiht, wodurch der Rede wie dem Gespräche eine gewiße ganz eigenthümliche und pikante Mannigfaltigkeit und Vieltönigkeit erwachsen, ohne daß ihre naiv-anmuthige Bewegung, ihre köstliche Klarheit dadurch im Geringsten beeinträchtigt würden, so offenbaren sich dieselben Züge auch in dem Volke welches diese Sprache redet. Von Natur unabhängigen und edel-stolzen Charakters vermag es sich Gesetzen die nicht aus ihm hervorgegangen und für ihn gemacht sind, schlechterdings nicht zu fügen. Seinem Lande mit einer fast bräutlichen Liebe zugethan, eifersüchtig auf seine altangestammte Unabhängigkeit, auf seine edle Freiheit, die aber von dem was man so oft mit diesem viel gemißbrauchten Ausdrucke bezeichnet, himmelweit verschieden ist, wird der Baske nie rufen: „Es lebe die Freiheit“ sondern er stirbt lautlos für die seine. Sein Herz pocht laut auf bei der Erzählung einer schönen That, oder wenn man von seiner alten tausendjährigen Verfassung spricht, die durch eine unabsehbare Reihe von Ereignissen und Umwälzungen wohl angetastet, aber bis zur Stunde noch nicht vertilgt werden konnte. Bei all seiner inneren Aufregung aber bleibt sein Antlitz dennoch ruhig und unbeweglich, seine Stellung unverändert, nur seine Augen sprühen häufige Feuerblicke, welche von seiner inneren Bewegung zeugen. Dieses großartige Phlegma, diese Gluthkälte wie Pindar sagt, verlassen den Basken nie, weder in seinen Arbeiten noch in Gefahren. Eng verschwistert damit wie mit seiner Schweigsamkeit ist auch seine sprichwörtliche Verschwiegenheit: Ein ihm anvertrautes Geheimniß bleibt im tiefsten Grunde seines Busens verborgen, und nichts auf Erden vermöchte ihm dasselbe zu entreißen oder zu entlocken.

Für seine heldenmüthige Tapferkeit liefert seine Geschichte Einen unermeßlichen Beleg, und die noch lebenden Veteranen jenes großen Napoleonischen Heeres könnten Wunderdinge davon erzählen: Vorzüglich aber in seinem Lande bei dem Anblick seiner theuern Gebirge wird er wahrhaft unüberwindlich. Nüchtern, von Kindheit auf zu allen Beschwerden abgehärtet, begeistert für seine Heimath, ist die Liebe zu seinem Vaterboden, zu seinen Felsenbrüdern, der Kern und Mittelpunkt aller seiner Gefühle und seines ganzen Wesens. Die Gefahren verachtet er, die Mühen und Arbeiten scheut er nicht, dem Tode schaut er trotzig ins Angesicht, den Gegner zerschmettert er.

Gehen wir ihm in sein häusliches Leben, in sein Stillleben im Schooße seiner Thäler nach, so finden wir ihn mit hohen häuslichen Tugenden ausgestattet, als trefflichen Familienvater, als wahrhaft kindlichen Sohn, getreuen und liebevollen Gatten, bewährten Freund in Freud und Leid, leutselig gegen seines Gleichen; ehrerbietig gegen den Höhern ohne seinem edeln Selbstgefühl irgend etwas zu vergeben, mildthätig gegen den Dürftigen, gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden *). Die Dankbarkeit ist einer der hervorstechendsten Züge in seinem Charakter. Erweisest du ihm einen Dienst, so sagt dir sein lakonischer Dank, noch mehr aber seine Blicke: ich werde ihn nie vergessen und er hält unverbrüchlich Wort.

Doch selbst aus der Weise wie und womit er ihn vergilt, leuchtet sein schlichter Sinn, seine biedere zarte Denkweise hervor. Von seiner Flur, aus seinem Garten, seiner Heerde entnimmt er seine Gegen- und Weihegabe, denn so stolz er ist, und weil er es ist, bleibt das eitle Bestreben mit einem Reichern und Höhern wetteifern zu wollen, seinem Sinne fremd.

Wie rührend ist seine Ehrfurcht für das Alter. Selbst wenn mitten unter den Spielen und Reigen der leichtfertigen Jugend ein Greis erscheint, entblößen alle das Haupt und grüßen ihn. Die Stimme des Greisen stillt die heftigsten Wortwechsel, ein Wort von ihm entscheidet wer recht und wer unrecht hat. Der alte Mann hat es gesagt! diese wenigen Worte schlichten alles.

Spricht sich in dieser so anziehenden Pietät nicht der stille Gedanke aus, daß die Zeit allein Erfahrung zu geben vermag, und daß sie allein die Finsternisse und Zweifel des Lebens aufzuhellen im Stande sey?

Und schon in dem Ausdruck womit die Sprache denjenigen der schon lange auf Erden wandelt, den Greis, bezeichnet, gibt sich der im Baskenvolke dem Alter gewährte Vorzug kund, welcher so hervorragend ist, daß er jedem Fremden, jedem Reisenden beim ersten Eintritt ins Land auffällt: Agurea d. h. „derjenige welcher gegrüßt ist.“ Fürwahr wenn zwischen dem Basken und seiner Sprache nicht eine eben so innige Beziehung wie zwischen dem Gedanken und dem Ausdruck stattfände, würde der Greis nicht schon in seinem Namen den treuen Ausdruck des Empfanges finden der ihm überall zu Theil wird!

Von seiner Verehrung für die Alten läßt sich leicht auf seine Pietät für die Dahingeschiedenen schließen. Der unscheinbare Friedhof des Dorfes wird so zu sagen familienweise getheilt. Da kennt jeglicher die letzte Behausung der Seinen, diejenige die ihn selber erwartet; diejenige auch wo seine hinterlaßenen Angehörigen sich einst zu ihm gesellen werden. Blumen die um jedes Familiengrab gepflanzt und sorglich gewartet werden, streuen ihr Gedüft über jene Flur der Heimgegangenen aus, und lächeln

*) Die Gastlichkeit und Zuvorkommenheit des Basken gegen Fremde preist Bourgoing ungemein und erzählt einen trefflichen Zug davon. Siehe Tableau de l'Espagne moderne.

thaubethränt mitten unter den kleinen hölzernen und steinernen Kreutzen womit sie besäet ist. Eine gewürzige Pflanze vorzüglich ist dieser anziehenden Sitte der Gräber-Umblümung gewidmet. Jedesmahl wenn der Baske jedes Geschlechtes und Alters aus der Kirche kommt, geht er stille nach dem Friedhof zu den Gräbern der Seinen, wo er sich unter das letzt-aufgerichtete Todtenkreutz stellt, und mit zur Erde gesenkten Blicken eine geraume Weile lang in feierlicher Sammlung stumm für die Dahingeschiedenen betet; der Knabe oder Mann hält dabei die Arme über die Brust gekreutzt, das Mädchen oder die Frau die Hände gefaltet, den Rosenkranz zwischen den Fingern und das Haupt mit ihrem schwarzen Kapulet verhüllt. Nach diesem stillen Grabgebet, das mit einem eben so wenig erheuchelten als unterdrückten Seufzer endet, wird mit der einen Hand das Zeichen des Kreutzes gemacht, während mit der andern das Nationalbarret zum Abschiedsgruß abgezogen wird, worauf sich alles schweigend entfernt. Den Jungfrauen liegt die Pflicht ob in jeder Sonntagsfrühe frische Blumen entweder von denen welche die Gräber umblühen, oder aus dem Hausgarten auf die Grüfte zu streuen.

So wird durch diese rührende kindliche und Familien-Pietät jeglicher Sonn- und Feiertag im Baskenlande zu einem Allerseelenfest! Der Anblick dieser auf einem Dorfkirchhof unter den schlichten Todtenkreutzen in stiller Andacht stehenden Gruppen, dieses feierliche Schweigen, diese fromme Sammlung müssen eine erschütternde Wirkung auf den solcher Volksscenen gänzlich ungewöhnten Reisenden hervorbringen.

Noch ein Grundzug des baskischen Charakters ist seine klare Besonnenheit, Geistesgegenwart, stets das Gleichgewicht bewährende Fassung, wir möchten sie eine moralische Schwindellosigkeit nennen, welche vielleicht in tiefer Wechselbeziehung zu seiner ihm als Pyrenäenbewohner angestammten physischen Schwindellosigkeit stehen dürfte. Selbst der gemeine Mann geräth in Gegenwart des Hohen und Mächtigen nicht außer Fassung, kein ihm noch so ungewohnter Pomp, keine Pracht irgend eines Ortes wohin er unvermuthet versetzt wird, kein ihm so fremdartiges Verhältniß vermögen das ihm angestammte edle Selbstgefühl zu betäuben, sein ungezwungenes Benehmen, die Klarheit seiner Rede zu schwächen, und er ist hierin selbst dem Spanier weit überlegen, von welchem doch der treffliche englische Beobachter Capt. S. E. Cook rühmt „in ungezwungener Würde und edler Schlichtheit des Benehmens, behaupte er vor „allen andern Nationen den Vorzug, und sey auch „vor allen andern im ersten Augenblick zu erkennen, „und selbst der spanische Landmann wie überhaupt „die niedrigen Stände legten in ihrem Betragen, selbst „in Gegenwart von Höhern so viele echte Würde und „Unbefangenheit an Tag, daß wenn man jemand „aus einem fremden Erdtheile in der Absicht durch „Europa führen würde, damit er das Volk angeben „solle, welches in seinem Benehmen am meisten Freies „und Vornehmes habe, derselbe ohne Zweifel das „spanische nahmhaft machen würde.“

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so erhellt, daß die Ruhe, Besonnenheit, ein edler ritterlicher Sinn, die Gabe, die Menschen, Dinge und Verhältnisse in ihrem wahren Lichte und ohne Vorurtheil anzuschauen, deren innern Werth und Gehalt zu beurtheilen, die Ergebung und aufopfernde Hingebung und die mit diesen reinmenschlichen Eigenschaften verwandten Tugenden, das Wesen des Baskischen Volkscharakters ausmachen.

Da jedoch dieses Gemälde des Baskenvolkes keineswegs eine Apologie, und noch weniger eine Apotheose, sondern eine naturgetreue Schilderung seiner Art und Beschaffenheit, seines Lebens und Webens seyn und zugleich zum Verständniß seiner dermaligen Stellung dienen soll, so dürfen wir die Schattenseite seines Charakters nicht verhüllen. Zu seinen Hauptmängeln gehören die Neigung zum Diebstahl, und die tiefeingewurzelte fast unausrottbare Rachsucht oder sagen wir lieber, der Hang zur Selbstrache. Doch zeigt sich was die erstere betrifft, die angestammte Biederkeit des Basken auch in dieser Verirrung.

Nie wird er sich an der Ernte eines Feldes vergreifen, Baumfrüchte dagegen, überhaupt alles Obst, insbesondere aber Brennholz, die Baumrinden deren er sich zum Färben bedient, dünken ihm eine herrnlose Sache, denn nach seiner Ansicht ist nur das im Schweiß des Angesichts und durch Arbeit Gewonnene und Erworbene wirkliches Besitz- und Eigenthum, und die Antastung desselben gilt auch in seinem Auge als ein Verbrechen, was hingegen die Natur von selbst hervorbringt, was keiner Pflege und Wartung bedarf und keine verlangt, gehört nach seinem Bedünken Allen. Das Irrige, Unhaltbare dieser Ansicht springt in die Augen, zugleich aber auch die darin sich offenbarende tiefe Achtung für die Arbeit. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit seiner oben gerügten Rachsucht. Er ist wie wir bereits erwähnt haben, hochherzig und gastlich, und versagt selbst seinem Feinde, und wenn es sogar ein Anhänger Christinens wäre, das Obdach nicht, wenn derselbe von der Nacht oder vom Ungewitter überrascht, ihn darum anspricht, und so lange derselbe darunter verweilt, ist er sicherlich so ungefährdet und gut aufgehoben, als er es nur immer im Schooße seiner Familie seyn mag, aber jener berühmte Chorspruch in der Braut von Messina:

> Aber, treff' ich dich draußen im Freien,
> Da mag der blutige Kampf sich erneuen —

ist der Wahlspruch des Basken, denn die Rache, und zwar die Selbstrache ist ihm ein unabweisliches Bedürfniß, das im Nothfall ein ganzes Jahrzehend in seinem Busen unbefriedigt schlummern mag, dessen Stunde der Befriedigung aber sicherlich, über kurz oder lang einmal schlägt. Er vergibt nie eine Beleidigung, und kann er die ihm wirklich oder vermeintlich widerfahrene Unbill aus welchem Grunde immer nicht sogleich rächen, so lauert er die Gelegenheit ab, steht er gleichsam unausgesetzt auf dem Anstand, und streckt wenn der günstige Augenblick erscheint seinen Widersacher meist mit Einem wohlgeführten Schlage seiner fürchterlichen Keile zu Boden, dann ist aber seine Rache auch allsogleich gesättigt, und er führt nie einen zweiten Hieb nach dem Dahingestreckten. Von dem Augenblicke an wo der Verwundete wieder geheilt, ist auch aller gegenseitige Groll verschwunden, und man sieht oft die beiden welche sich noch kürzlich spinnegram waren, im ungeheuchelten freundschaftlichen Einvernehmen zusammen.

In einem spätern Aufsatze soll die Schilderung der Sitten und Gebräuche dieses merkwürdigen anziehenden und pittoresken Gebirgs-Volkes auf welches dermalen die Blicke der ganzen gebildeten Welt geheftet sind, fortgesetzt werden.

Wir werden demselben zu seinen Spielen, Lieblingsübungen und Unterhaltungen folgen; und die Darstellung seiner so eigenthümlichen und charakteristischen Weise der Liebesbewerbung und des Freiens wie der Hochzeitsgebräuche in den Rahmen unseres Gemäldes einschließen. W.

## Cagliari.

Die Insel Sardinien von welcher das ganze Königreich den Namen führt, wird dem dortigen alten Landesherkommen gemäß in zwei Regionen oder Caps eingetheilt, wovon die mittägliche, das Capo di Cagliari, und die mitternächtliche, das Capo di Sassari heißt. Der Hauptort der erstern Inselhälfte welche wieder in zwei Regionen, des Campidano oder der Ebene, Tiefland u. s. f. und der Oleastra oder des Gebirgslands, Hochlands u. s. f. zerfällt, ist die Stadt Cagliari, welche zugleich die Hauptstadt der ganzen Insel ausmacht. Sie liegt im Hintergrunde des gleichnamigen Meerbusens an der Mündung des Mulargia-Flusses am Abhange einer steilen Anhöhe, auf deren Gipfel eine von den Pisanern erbaute, und später von der sardinischen Regierung erweiterte Feste steht, welche die rings um sie her ausgebreitete Stadt und die Rhede beherrscht. Die Stadt welche schon von den Karthagern angelegt wurde, und mithin eine der ältesten der italienischen Halbinsel ist, wird in drei Bezirke Namens La Marina, den südlichen dem Hafen gegenüberliegenden Stampace, den westlichen, und Villanova den östlichen, eingetheilt; die an den Bezirk Stampace sich anlehnende Vorstadt heißt S. Avandur. Sie ist die vorzüglichste See- und Hauptstadt der Insel, der Sitz des Vicekönigs, und theilt mit Genua die Ehre zeitweilen zum königlichen Hoflager zu dienen, wie sie auch dem größten Theile des zahlreichen Adels der Insel, welcher mit Ausnahme einiger Familien sich nur selten in Turin aufhält, zum Aufenthalte während des Winters dient, wenn man anders die wenigen Wochen des Übergangs vom Hochsommer zum Frühling, während welchen nur zuweilen rauhe Witterung eintritt, so nennen kann.

Das Naturalienkabinet der dortigen Universität, ein Kabinet dessen Daseyn selbst vielen Naturforschern von Profession wenig bekannt seyn dürfte, weil die sardinische Halbinsel bisher sehr wenig von Fremden besucht worden, steht unter der Leitung eines deutschen pensionirten Majors, Ritters von Prunner, eines Augsburgers von Geburt, der, ein eifriger Naturforscher, mit dem verstorbenen König nach Sardinien kam, und die Insel im Jahre 1828, wo er sich noch am Leben befand, seit 36 Jahren bewohnte; er war ein Freund Espers und Schrebers. Ein in der Zeitschrift für die organische Physik B. II. Heft V. mitgetheiltes Schreiben über den Zustand der Naturwissenschaften u. s. f. in Sardinien, woraus wir vorstehende Notiz über den Major von Prunner entlehnen, enthält unter andern noch folgende den Meerbusen von Cagliari betreffende Angabe: „Es scheint dieser Golf überhaupt nicht jenen Reichthum an Molusken und Invertebralen zu haben, der den Golf von Neapel zum Wallfahrtsorte der Naturforscher gemacht hat. Obgleich Cagliari mehr als einen Breitengrad südlicher liegt als Neapel, so ist seine mittlere Temperatur doch geringer als die vom zauberischen Parthenope; der Golf von Neapel ist den scharfen Nord- und Nordostwinden minder ausgesetzt als der von Cagliari; die dadurch bewirkte öftere Störung der Ruhe und gleichmäßigen Temperatur des Meeres, ist der niederen Thierwelt nicht so günstig. Eben so sind das obschon nördlichere Nizza und der Golf von Spezzia reicher als das südlichere Marseille, wo der fast nach jedem Regen wüthende Mistral den Aufenthalt in dieser schönen Stadt sehr verbittert. Wie oft habe ich an schönen warmen Sommertagen in Villafranca und um St. Hospice unsern Nizza das von Medusen mannigfaltiger Art wimmelnde Meer bewundert, und durch das helle Seewasser auf dem Boden, und an den felsigen Uferwänden die wie Blumen ausgebreiteten Actinien, die festhaftenden Pinnen, die trägen Aplysien und beweglichen Sepien betrachtet, und die herrliche Sabella, die ihre in Regenbogenfarben prangenden Branchienbüschel scheibenförmig entfaltet hatte. Die Argonauta, Cymbulia, Hyalia, Carinara, Fivola, die den Busen von Cagliari bevölkern, finden sich nicht bei Marseille, und von der ganzen Ordnung der Pteropoden, die an warmen ruhigen Frühlingstagen auf der spiegelglatten Meeresfläche sich zeigen, findet sich nur noch einzeln hie und da das Gasteropteron um Marseille, das der provençalische Fischer in seinem Patois recht angemessen mit dem Namen Papallon di mar bezeichnet. Welchen Unterschied macht hier schon das örtliche klimatische Verhältniß unter gleichen Breiten!“

Westlich von Cagliari liegen die großen Teiche, über welche in Cettis Naturgeschichte von Sardinien folgende Angabe vorkommt, die wir schon anderwärts als einen neuen Beleg der so oft gemachten Erfahrung angeführt haben, daß nicht nur in Reisewerken sondern auch in rein naturhistorischen Schriften und Abhandlungen öfter Beschreibungen vorkommen, die sich an krystallreiner Abspieglung einer schönen Natur und schöner Naturwesen, wie an Innigkeit der Empfindung mit den gepriesensten der epischen Poesie messen können. „Wenn man des Morgens von Cagliari aus gegen die Teiche sieht, so scheint sie ein rother Damm zu umgeben, oder man glaubt eine Fülle purpurner Blüthen auf ihnen schwimmen zu sehen. Es sind aber die Flamingos, welche dort in ihren Reihen stehen, und mit ihren Rosenfittigen diese Täuschung bewirken. Mit glühenderen Farben schmückt sich nicht die Göttinn des Morgens; schimmender blühten nicht die Rosengärten von Pästum, als der Rubinenschmuck leuchtet, den der Flamingo auf seinen Schwingen trägt. Die schwarzen Schwungfedern deckt ein lebhaftes Roth erst aufblühender Rosenknospen.“ 3.

## Messina.

Die Schwesterstadt von Palermo, die zweite Hauptstadt des klassischen Siciliens, breitet sich Kalabrien gegenüber an der Meerenge oder dem Faro

di Messina amphitheatralisch in der Form eines Parallelogrammes am Fuße des neptunischen Höhenzuges aus, einem Zweige des Pelorischen Mittelgebirges welches nebst der Junnonischen, Nebrodischen und andern Bergketten durch die ganze Insel hinstreicht. Tausenderlei immergrüne Gewächse schlingen sich in langen Guirlanden längs den zerklüfteten Bergseiten hin, und umranken die Palläste von Messina. Im Faro strudelt die unter dem Namen der Garoffalo oder Carofalo bekannte von Südosten nach Nordosten gehende heftige Strömmung, — die bei den Alten so verrufene und gefürchtete Charybdis, — welche sich an der kalabrischen Küste bei Sciglio am Scyllafelsen bricht, — die Scylla der Alten, — beide und die im Faro häufig erscheinende Fata Morgana bei den alten und neueren Dichtern eine Quelle tausendfältiger Bilder zur Bezeichnung unausweichlicher Unheils-Alternativen und trügerisch-lockender Vorspieglungen geworden.

Wie könnte, wie dürfte man von Messina wie von Sicilien überhaupt sprechen, ohne des so frühe dahingeschiedenen deutschen Landschaftsmalers und Sicilienschilderers Karl Graß zu gedenken, welcher mit Ausnahme Goethens wie keiner vor ihm und wie noch keiner nach ihm, die landschaftsmalerische Bedeutung jenes klassischen Insellandes so unvergleichlich hervorgehoben und durch eine Reihe herrlicher Schilderungen dargethan hat, daß wie Matthisson der größte Landschaftsdichter, er der ausgezeichnetste Landschaftsschilderer der Deutschen war. Möge diese kurze Erinnerung an den leider schon Verschollenen eine Blume, auf seinem frühen Grabe niedergelegt, seyn. W.

## Messina im Morgenlichte.

„Die ersten Eindrücke haben im ganzen Leben und überall etwas Bedeutendes, Entscheidendes, Bleibendes. In ihnen gibt sich die Wahrheit im ahnenden Vorgefühle kund, und die Freude wird zu einem beglückenden Traume.

Dem Künstler und Beobachter der schönen Natur kann man nicht genug sagen: Beachte die ersten Eindrücke! hüthe und bewahre sie wie einen goldenen Fund! . . . .

Um das Bild von Sicilien als solches immer zu behalten, mußte ich öfter zu den ersten Eindrücken zurückkehren, und nur mittelst derselben fand ich, als ich ein Jahr später Messina wieder sah, das Messina wieder, das sich mir in den ersten Tagen gab. . . . . Von dem Hügel bei Messina von wo ich die erste Sonne in Sicilien hatte sinken gesehen, sah ich über die Küste von Scylla und dem in Duft sich verlierenden kalabrischen Ufer das glühendste Frühroth emporglänzen, das im Augenblicke in die zarteste Goldfarbe sich auflöste. Dieser Anblick war der schönsten Claude-Lorrainschen Ferne werth und in den Silberdufttönen der Berge herrschte eine unbeschreibliche Zartheit, Reine und Weichheit. Ich bemerkte hier zum erstenmal wie wichtig es ist in Sicilien die frühesten Tagesaugenblicke zu benützen, und wie da Alles nur Minuten dauert. Mit schnellerem Schritte wandte ich mich nun einer andern Seite der Stadt zu wo Messina unmittelbar unter mir und der ganze Faro in seiner Morgenherrlichkeit ausgegoßen lag. Hier entdeckt das Auge mehrere der kleinen Thalgründe, die zwischen der Stadt und den sie umgebenden Kastellbergen gleichsam versteckt sind. Freundliche, leicht und heiter gebaute Landhäuser waren von Orangen umglüht die mit ihrem lebendigen Grün die Fülle der goldenen Früchte um so reicher hervorhoben. Andere suchten den Schatten des Hügels, und der üppige Feigenbaum drängte sich an dem leichten Umgang des Hauses hinan. Alle diese malerischen Details, so reitzend, so neu sie mir dem Nordländer waren, wurden jedoch von dem großen Bilde des schönen Ganzen, das sich dem Blicke hier entfaltete, verdunkelt. Die unten liegende Stadt, der Hafen mit seinen Segeln, die Festung u. s. f. waren ganz Duftmalerei. Das Auge entdeckte unabsehbare Orangengärten, und nun erkannte ich die Wahrheit des so oft Vernommenen, daß Messina mit seiner Orangenerndte vierzig Kauffahrer befrachten könne. Über diesen so in Duft verschmolzenen Tiefgrund und die Ferne kalabrischer Berge erhob sich mit darauf schimmernden Villen ein reitzender Felsenhügel der einen Theil des Vorgrunds ausmachte. Weiße Säulen halber Höhe trugen ein durchsichtiges Lattendach, das die Altane umgab. An den Mauern des Hauses spielten die heitersten marmorartigen Farbentöne. Blumen in glänzenden Hochfarben prangten in antikgeformten Vasen auf der Umgangsmauer der Altane. Cactus opuntia und Aloe hingen am Felsen. Auf der andern Seite ruhte im tieferen Schattenton ein Klostergebäude. Ein so hochgefärbtes Landschaftsbild hatte ich noch nie gesehen.

Die Gegend von Messina ist voll von einer Menge kleiner reitzender Nebenthäler die man gar nicht ahnet. Man findet einsame Klöster, reitzende Landsitze, und mitten zwischen den angebautesten Reben- und Olivenhöhen romantische Stellen der wilden Natur, kleine Bäche, die von dem höhern Gebirgsjoch herniederrieseln, und kleine laubversteckte Dörfer. Alles aber und Jegliches gleicht einem mannigfaltigen Garten und alles ist mild und freundlich. Der Wanderer schwelgt bei jedem Schritt, und selten wird sein Pfad von einer Mauer oder Zaunhecke unterbrochen.

Deswegen gewährt es einen so himmlischen Genuß auf den Höhen um Messina zu irren, und von einem Hügel und aus einem Thalgrund dem andern zuzufliegen!“

---

## Taormina.

Auf der Stelle wo das durch Erdbeben und im Jahre 968 durch die Saracenen zerstörte alte Tauromenium stand, wovon noch die Ruinen eines der großartigsten herrlichstgelegenen Theater des klassischen Alterthums, einer Naumachia, Wasserleitung u. s. f. vorhanden sind, liegt das heutige Taormina acht Meilen südwestlich von Messina auf einer der Kuppen und Felslehnen des sicilianischen Taurusgebirges unfern vom Jonischen Meere an der seinen Namen führenden kleinen Bai, welche im Nordosten von dem Cap St. Andrea, und im Südwesten von der Landspitze Pietragala geschlossen wird.

Es besteht aus einer einzigen Straße, enthält mehrere Kirchen und Klöster welche mit Bruchstücken von dem alten Theater geschmückt sind, und bildet einen festen Platz dritter Klasse, welcher nordwestlich von zwei Kastellen vertheidigt wird.



Messina.



Cagliari.



Taormina.



Die ganze Gegend von Taormina, sagt der oben angeführte deutsche Landschaftsmaler, war für mich das Ausgezeichnetste das ich jemals sah. Hohes und Wildes, Erhabenes und Romantisches, Schauerliches und Idyllisch-Freundliches mischen sich hier auf eine seltsame überraschende Weise, so wie die Überreste aus den von einander weitentlegensten Jahrhunderten und verschiedenartigsten Völkern, von Griechen und Saracenen, Römern und Normannen auf Hügeln und drohenden Steilen ragen. Im Hintergrunde aber steht der unbeschreibliche Ätna ....

Wenn man dem Fuß der Taorminischen Berge nahe gekommen ist, und gleichsam unter dem Gesichtspunkt für die hohe Gegend steht, so glaubt man eher in den italienischen Alpen als in Sicilien zu seyn, und alle Formen erscheinen senkrechter; ein kleines Bergwasser rauscht zwischen einigen pappelumgebenen Häusern herab, das Meer brandet stärker an das steinige Ufer, und rollt seine Wellen über den Weg des Wanderers. — Alles nimmt nun einen kühnen großen Charakter an; der Weg schwingt sich allmälich in die Höhe, das Gestade wird immer klippenreicher, und die Einsiedelei St. Andrea die sich mit ihren Felsen tiefer ins Meer hineinzieht ist ganz von Steinklippen umgürtet .... Hoch über den Weg ragt die Felsenmauer; überhangende Oliven- und Bohnenbäume (Carube) wehen an dem steilen Rande der Felsenhöhe. Noch einmal senkt sich der Weg; eine drohende zerklüftete Felsenwand ist von indianischen Feigen ganz überzogen; auf der Höhe über ihr ragen die Mauern eines Franziskanerklosters. Nun ist der höchste Punkt des Weges erreicht. Auf der einen Seiten dehnt sich die Küste hin an welcher der Weg nach Messina hin läuft. Auf der andern erblickt man zum erstenmale den Ätna. Ganz in der Tiefe schimmern die Häuser des Dörfchens Giardino.

---

## Das Neueste über die Nil-Gerri's

**oder die blauen Berge von Coimbatur zwischen Coromandel und Malabar in der vorderindischen Halbinsel Dekan.**

(Schluß *).

In der ganzen Region der Nil-Gerri's gibt es kaum einen Berg oder ein Thal wo der Jagdfreund nicht auf irgend ein Wild zu stoßen hoffen darf, vom Tiger, dem Gebieter der indischen Waldungen an bis zum Dschengel-Schaf. Ersterer ist jedoch nicht so häufig oder wild, um die Jagd auf ihn zu Fuß so gefährlich zu machen, als es die im Hindostanischen Tieflande ist, denn in diesen Alpengauen gibt es einen solchen Überfluß an Elennthieren (Elks), Büffeln u. dgl. daß er den Menschen selten angreift. Wahrscheinlich mag auch das vollkommene Einvernehmen welches so lange (nämlich bis zur brittischen Ansiedlung), zwischen diesen Thieren und der eingebornen Bevölkerung dieses Hochlandes bestand, welche außer ihrem schweren hölzernen Knittel keine Waffen zu dessen Bekämpfung kannte, nebst der verhältnißmäßigen niedrigen Temperatur des Klimas dazu beigetragen haben, daß der Tiger der blauen Berge minder wild und reißend als der des Tieflandes ist. Die Thatsache dieses guten Einvernehmens ist übrigens ganz ausgemacht, und nicht selten sah man einen Haufen von Eingebornen ganz unbesorgt sitzen bleiben wenn ein Tiger vor ihnen vorüberging, und ihm ganz furchtlos einen Gruß zuwerfen. Daher versammelten sich auch in der ersten Zeit wo die Nil-Gerri's besucht zu werden anfingen, womit von dem Augenblicke an auch der Krieg gegen die bisher harmlosen Thiere des Waldes begann, die Weiber eines Dorfes in dessen Nähe ein Tiger getödtet worden war, warfen sich auf die Kniee vor ihm, und berührten zum Zeichen ihrer Verehrung und Freundschaft sein Fell mit ihrer Stirne.

Die Genauigkeit womit die Eingebornen der Nil-Gerri's das Lager und die Fährte jedes Wilds erspähen, ist bemerkenswerth. Die ganze Gestaltung des Landes bietet aber auch allerdings die Hand dazu, denn allenthalben gibt es Anhöhen welche die Gegend beherrschen, da nun das Wild in die Thäler auf die Äsung zieht, so kann man es von Anhöhen herab bei Tagesanbruch leicht belauschen und das Dickicht oder die Schlucht erspähen wohin es in der Frühe gewöhnlich wieder zurück geht und bis zum Einbruch des Abends dort verbleibt.

Die (merkwürdigerweise wohl in allen Hochgebirgsländern vorkommende) Gewohnheit dieser Hochländer, einander von Berghöhe zu Berghöhe zuzujodeln und sich durch gegenseitiges Zurufen auch über ihre Alltagsangelegenheiten zu verständigen, ist dem genauen Ausspähen des Wildes ebenfalls sehr förderlich, weil dasselbe durch das ihm nicht fremde von Alpe zu Alpe hallende Gejodel nicht verscheucht wird, da es natürlich nicht zu ahnen vermag, daß es selbst der Gegenstand desselben ist.

Eine Jagdparthie in den Nil-Gerri's ist aber auch schon wegen der unnennbaren Schönheit und Mannigfaltigkeit der Landschaften ein ganz außerordentlicher Genuß.

Die frische mit den Düften von tausenderlei würzigen Kräutern geschwängerte Luft welche von den Bergkuppen und Halden durch Rhododendronhaine die mit ihrem prachtvollem Geblüm prangen, herabweht; der wilde Zimmtbaum mit seiner köstlichen zarten Blüthe und Würze, umglüht von der großen Hagerose und vom Geißblatt umrankt, die sich von dem Hintergrunde stattlicher immergrünen Gebüsche reitzend abheben; hie und da der helle Laut eines stattlichen Nilgaus welches in anscheinender Sicherheit von der Kuppe irgend eines nahen Hügels herablugt, und dann sein prächtiges Geweihe schüttelnd gemeßenen Schrittes in ein benachbartes Gehölz majestätisch herabsteigt um an dem schattendunkeln Bach den Durst zu löschen.

Die Weise wie in dem benachbarten Bezirk von Madura die Elephantenjagd geschieht, weicht von der in den andern Gauen der Nil-Gerri's, die wir in der 16. Lieferung dieser Blätter geschildert haben, bedeutend ab. In diesem Gau werden die Elephantenheerden bis ans hochgelegene Ende eines in der Nähe des Dindigul-Thales befindlichen Engpaßes getrieben, von wo herab sie das angebaute Flachland erblicken können, und dort von den Treibern durch Feuer und Hunger so lange gepeinigt, bis sie sich endlich durch eine von zwei einander gegenüber stehenden Felsen gebildete Öffnung hindurchzwängen, die so schmal ist, daß immer nur Ein Elephant hin-

---

*) Siehe Nr. 16.

durch kommen kann. Da es von dort an jähe hinab geht, so stürmen sie in voller Hast hinunter und stürzen in eigens zu ihrem Fange angelegte Gruben, die ungefähr zehn Fuß tief, und eben so viel im Gevierte meßen. Die ganze dortige Gegend unterhalb des erwähnten Paßes sieht dieser vielen viereckigen Gruben halber einem Schachbrete gleich. Da die Fallen lose mit Stroh bedeckt sind, so stürzen mehrere von den Elephanten wie sie von der jähen Anhöhe herabtoben hinein, die übrigen welche bei diesem Anblick hastig zurückweichen, drängen sich zwischen dem Eingang und den Grubenlinien in buntem Gewühl unter und durcheinander, und werden von den auf beiden Seiten auf dem Anstand befindlichen Schützen unbarmherzig niedergeschoßen.

Bei einer solchen Gelegenheit wurden vor einigen Jahren drei und sechzig Elephanten binnen vier Stunden niedergemetzelt, und zu Coimbatur erlegte ein einziger Jäger auf diese Weise zwei und zwanzig in Einem Tage!

Der fabelhafte Anstrich den diese Angabe zu haben scheint, verschwindet wenn man erwägt daß brittisch-indische Elephantenjäger es in der so schwierig scheinenden Tödtung dieses edlen Riesenthieres zu einer wahren Virtuosität gebracht haben, und dabei den Umstand in Betracht zieht, daß eine einzige kleine Flintenkugel wenn sie die an der Stirne gerade über die Einfügungsstelle des Rüßels befindliche Höhlung oder eine von den beiden Schläfen trifft, den kolossalsten Elephanten augenblicklich todt zu Boden streckt. In Indien machte man sich daher über jenen Vorfall wo der vor mehreren Jahren zu Exeter-Change in London wild gewordene Elephant Chuny erst durch Kanonenkugeln überwältigt werden konnte, weidlich lustig.

Das Herabstürmen einer ganzen Elephantenheerde nach den Gruben ist ein unbeschreiblich gewaltiges Schauspiel; die Waldung kracht und scheint von einem wüthenden Orkan gepeitscht zu werden, der trompetenartige Laut den sie ausstoßen wenn sie die Fallen entdecken ist entsetzlich, klingt aber dem Jäger wie eine Musik.

Zuweilen ereignen sich bei solchen Gelegenheiten auch Unfälle. So stürzte z. B. einst ein englischer Offizier welcher sich bei einer solchen Jagdparthie befand, eben wo man mit jedem Augenblick die Herabkunft der ganzen Heerde gewärtigte, in eine solche Grube, wo er von den hineinfallenden Elephanten aufs Jämmerlichste zerschmettert worden wäre, glücklicherweise ward er noch zeitlich genug wieder heraufgezogen.

W.

---

## Der junge hinduische Dichter in englischer Sprache, Kasiprasad Ghosch.

Mit Verwunderung vernahm man vor einiger Zeit daß zu Kalkutta eine Sammlung von größern und kleinern Gedichten in englischer Sprache von einem gebornen Hindu erschienen sey, und ein deutsches Blatt bemerkte ganz richtig, diese literarische Erscheinung wäre noch vor einem Jahrzehende fast wie ein Wunder angestaunt worden.

Der Unterzeichnete welcher dieselbe in der Beilage zur Wiener Zeitschrift, Jahrgang 1833 Nr. 11 anzeigte, äußerte dabei daß der Titel dieser Dichtungen: The Shair and other poems, deutlich an den Titel des bekannten Erstlingswerkes der lieblichen englischen Dichterinn Miß Lucretia Elisabeth Landon, The Improvisatrice and other poems, erinnere. Das Oriental Annual für 1835 bringt nun folgende von Miß Emma Roberts (der Verfasserinn der Oriental Scenes, und anderer durch ihren Aufenthalt in Indien veranlaßten Schriften und Aufsätze) herrührende Angabe über diesen ersten aus dem Volke der Hindu hervorgegangenen Dichter in englischer Zunge.

Kasiprasad Ghosch ist im Jahre 1807 geboren und Braminischer Herkunft, stammt mithin aus der ersten und obersten Kaste ab.

Seine Vorfahren hatten hohe Ämter unter den eingebornen Herrschern von Bengalen bekleidet, und auch seit der Besitznahme dieses großen Ländergebietes von den Engländern stets in hohem Ansehen gestanden. 1821 kam er in das englisch-indische Kollegium zu Kalkutta, welches unter der Leitung des berühmten H. H. Wilson, dermaligen Professors der Sanskritsprache an der Hochschule zu Oxford stand, wo er das Englische zu studiren begann, und sich während seines sechsjährigen Aufenthalts alldort, durch verschiedene auf den Rath des Hrn. Wilson verfaßte treffliche Arbeiten auszeichnete. Unter andern fand ein von ihm 1829 bei der öffentlichen Prüfung vorgelesener kritischer Versuch über Mills Werk über das Brittische Indien so vielen Beifall, daß die Kalkuttaer Regierungszeitung viele Auszüge daraus mittheilte, welche das in London erscheinende Asiatic Journal später ebenfalls aufnahm. Die frühen Erzeugnisse des talentvollen Hindu-Jünglings erschienen nun von Zeit zu Zeit in den zahlreichen Kalkuttaer Blättern, und die Aufmerksamkeit die sie erregten so wie die Lobsprüche die ihnen von allen denen gespendet wurden, welche mit den beengten Verhältnissen des jugendlichen Verfassers bekannt waren, bewogen ihn endlich zur Herausgabe der oben angeführten Sammlung, die in Indien außerordentlich gut aufgenommen worden war, was sie auch verdiente da sich ein Talent nicht gemeiner Art darin kund gibt.

Das Äußere von Kasiprasad Ghosch ist überaus einnehmend; schöne geistreiche Gesichtszüge, eine wohlgebildete Gestalt, deren Ebenmaß durch die zierliche Tracht seines Vaterlandes ungemein vortheilhaft hervorgehoben wird.

Er trägt sich nämlich unausgesetzt im feinsten weißen Muslin; sein Turban und weiten Ärmel sind äußerst sorgfältig mit einer gewißen Koketterie in Falten gelegt. Der einzige irgend einen Luxus zur Schau tragende Theil seines Anzugs besteht in einem prächtigen Kaschmirshawl, welcher mit jenem glücklichen Geschmacke den die Asiaten so unvergleichlich anzuwenden wissen, costumirt ist.

[In welcher Landschaft von Hindostan Kasiprasad Ghosch geboren ist, und in welcher Stellung er sich in Kalkutta befindet, wird leider nicht angegeben].

W.

---

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

23.] Valencia. — Pamplona. — San Sebastian. [1834.



## Auszüge

aus dem kürzlich erschienenen hochwichtigen Reisewerke von Alexander Burnes.

(Fortsetzung *).

### 3. Ankunft im Lande der Sikhs.

Das Volk; der Maharadscha Rendschit Sing; die Hauptstadt Lahore u. s. f.

An der Gränze des Reichs der Sikhs empfing uns der vom Maharadscha Rendschit Sing von Lahore uns entgegengesandte Sirdar Lenu Sing, mit Gepränge und einem beträchtlichen Gefolge. Er trug einen reichen Anzug, ein Halsband von Smaragden, mit Edelsteinen besetzte Armbänder und ritt auf einem Elephanten. In der einen Hand hielt er einen Bogen und in der andern zwei persische Schreiben in seidenen Beuteln. Er bewillkommnete uns im Namen des Maharadscha Rendschit Sing zu unserer Ankunft mit dem Beifügen, sein hoher Gebieter sey über die ihm von Seiten des Königs von England widerfahrene Ehre hoch erfreut und sein Heer stünde schon seit einiger Zeit an der Gränze in Bereitschaft, um die Barbaren von Sind welche unsere Weiterreise so lange aufgehalten hätten dafür zu züchtigen. Nach dieser Begrüßung überreichte er mir die Schreiben die ihn als unsern Mihmandar beglaubigten und zugleich damit gemäß der Landessitte einen Bogen. Als diese Ceremonie zu Ende war, wurden zufolge eben dieser Landessitte Säcke mit baarem Gelde, ungefähr 1400 Rupien im Betrage, zu unsern Füßen niedergelegt, worauf sich der Sirdar nebst seinem Gefolge entfernte.

Der erste Verkehr mit einem neuen Volke hat immer etwas Anziehendes, und dieß war auch hier der Fall.

Die Sikhs sind von hohem Wuchse, kräftigem Baue, und haben einen echt kriegerischen Anstand; der eigenthümlichste Theil ihrer Tracht ist ein kleiner flacher Turban welcher ihnen sehr gut steht; das Haar tragen sie lang und das Bein (gleich den schottischen Hochländern) vom Knie an unbekleidet.

Als sich der Mihmandar entfernt hatte, trat eine aus regulären Truppen bestehende Ehrenwache ein um unsere Befehle entgegenzunehmen, und rings um unser Lager wurden Schildwachen ausgestellt. Es war uns neu die Commandoworte in dieser abgelegenen Region Indiens in französischer Sprache geben zu hören.

Am folgenden Tage in aller Frühe wurden den Sikhs die für ihren Gebieter als Geschenk des Königs von England bestimmten Zug-Pferde gezeigt, nach deren Anblick sie schon großes Verlangen bezeugt hatten. Ihre Verwunderung war außerordentlich, dieß wären keine Pferde, riefen sie, sondern kleine Elephanten. Die langen Mähnen und Schweife fanden wegen ihrer Ähnlichkeit mit den in ganz Indien so beliebten Schweifen des Yaks oder des tübetischen Büffel *) ihren Beifall, und die apfelgraue Farbe wurde insonderlichst als eine große Schönheit gepriesen. Nicht ohne Schwierigkeit konnte ich auf alle die zahlreichen Fragen die in Betreff dieser Pferde an mich gerichtet wurden Bescheid ertheilen, und zum erstenmale wurde einem Zugpferde zugemuthet, daß es in kurzen und gestreckten Galop gehen, und überhaupt alle Bewegungen und Künste des bestgeschulten Reitpferdes vollführen solle.

Bei all diesen Äußerungen der Verwunderung und des Erstaunens wurde jedoch nichts was zu unserer Bequemlichkeit dienen konnte verabsäumt, denn die Aufmerksamkeit dieser Leute für uns war außerordentlich. Unser Mihmandar sagte, er habe hinsichtlich unsers Empfangs die gemeßensten Weisungen erhalten, und er kam dem Geiste seiner ausführlichen Instruction die wir der Merkwürdigkeit halber nachstehends mittheilen, aufs Pünktlichste nach:

Dem Diwan Adschudia Persad, dem Chevalier Ventura, dem großen und weisen Sirdar Lenu Sing, und den Lalla Sawun Mull, Sebadar von Multan wird hiemit zu wissen gethan, daß wenn Hr. Burnes an Unserer Gränze anlangt, ihr allsogleich für alle seine Bedürfnisse Sorge zu tragen habet, und im vorhinein 200 Mann Fußvolkes nebst den Lanzenreitern unter Tadsche Sing nach Jelalpuhr abfertigen sollet, damit sie ihm bei seiner Ankunft zur Ehrenwache dienen mögen.

Bei der Annäherung des Herrn Burnes habt ihr unverzüglich einen mit silbernen Haudetsch versehenen Elephanten demselben entgegenzusenden, der Diwan hat den Ankömmling zu empfangen und ihm zu hinterbringen, daß der Elephant eigens für seinen Gebrauch bestimmt sey, weßhalb er ihn ersuche denselben sofort zu besteigen, was sehr angenehm seyn wird da die Freundschaft zwischen beiden Reichen sehr groß ist.

Nachdem Herr Burnes den Elephanten bestiegen, sollen der Sirdar Lenu Sing und Sawun Mull auf den ihrigen sitzend sich ihm nähern und eine Unterredung mit diesem Herrn haben; ihm alle ihnen zu Gebote stehenden Beweise der Achtung und Aufmerksamkeit geben, und ihm zu seiner ungefährdeten Ankunft

*) Siehe Nrn. 18, 19 und 20.

*) Siehe Nr. 21 unseres Blattes, S. 330.

von einer langen und weiten Reise auf hundertfältige Weise ihre Glückwünsche darbringen.

Ihr habt alsdann einen stattlichen Bogen und jeder von euch eilf goldene Venetianer (Zechinen) zu überreichen, ihn hierauf nach dem Lager zu geleiten, dort 1100 Rupien und 50 Geschirre mit Zuckerwerk vor ihm niederzulegen. Wenn dieß geschehen, sollen demselben folgende Gegenstände: Gras, Getreide, Kleien, Milch, Eier, Geflügel, Schaafe, Lab, Gemüse, Früchte, Rosen, Gewürze, Wassergeschirre, Betten und alles andere dessen er bedürfen wird in Hülle und Fülle verabfolgt werden, und laßt euch dabei in nichts irgend eine Nachlässigkeit oder Säumniß zu schulden kommen. Wenn ihr dem Angekommenen einen Besuch abstattet, sollen die beiden Compagnien nebst der Reiterei paradiren und die militärischen Honneurs machen.

Wenn ihr in Schudscheabad ankommt, sollt ihr eine Salve von eilf Kanonenschüssen abfeuern, abermals 1100 Rupien nebst Zuckerwerk und Früchten vorsetzen lassen, und überhaupt jedem geäußerten Wunsche entgegenkommen. Verlangt Hr. Burnes die dortige Citadelle in Augenschein zu nehmen, so habt ihr ihm selbe zu zeigen, und Sorge dafür zu tragen, daß ihm dabei nichts in den Weg gelegt wird, und niemand auch nur die Stimme zu erheben wagt. Bei der Ankunft in Multan, sollt ihr das Lager des Herrn Burnes in welchem Garten er nur immer wünschen mag, im Hezurih, Begih, Schesch Mehl dem Chaß-we-Em oder in welchem immer aufschlagen lassen, denselben hierauf mit einem Beutel von 2500 Rupien und 100 Geschirren mit Zuckerwerk beschenken, und von den Wällen der Festung eine Salve von eilf Kanonenschüssen abfeuern lassen u. s. f. *).

In Angelegenheiten dieser Art pflegen im ganzen Orient viel Ostentation und Prunksucht stattzufinden, in dem gegenwärtigen Falle aber legte Rendschit Sing auch dadurch seinen über die gewöhnlichen Vorurtheile und das engherzige Mißtrauen der indischen Regierungen erhabenen Sinn an Tag, daß er uns die festen Plätze und Citadellen seines Landes ohne Rückhalt zeigen ließ. Die uns beigegebenen Sirdars waren überdieß sehr mittheilsam was um so bemerkenswerther ist da es dem Beherrscher des Pendschab nicht entgangen seyn konnte, daß wir die Reise nach seinem Reiche nur aus dem Grunde auf einem so ungewöhnlichen Wege unternommen hätten, um Angaben über den Lauf und die Uferländer des Indus zu sammeln.

Am 12. Juni waren unsere Vorkehrungen zur Reise nach Lahore vollendet, und wir schifften uns neuerdings auf dem Schenab ein. Nach Schudscheabad welches jetzt die Gränzfestung des Reichs nach Sind zu bildet, gelangten wir am folgenden Tage und wurden von unserem Mihmandar dahin begleitet. Er erschien bei dieser Gelegenheit in vollem Staat; der Haudetsch worin er auf seinem Elephanten saß war von Silber, zwei Zelter mit Sätteln von rothem und gelben Sammt wurden vor ihm her geführt; ein Stallmeister trug seinen Bogen und Köcher, ein anderer sein Schwert und er selbst war mit kostbaren Edelsteinen geschmückt.

*) Wir theilen diese charakteristische Instruction aus dem Grunde im Auszuge mit, weil selbe unseres Wissens noch von keinem anderen Blatte aufgenommen worden ist.

Am Pallaste in der Stadt wurden wir von vielen angesehenen Einwohnern empfangen und das herkömmliche „Zyafut“ oder die Geldgabe nebst Zuckerwerk uns überreicht.

Zu Multan, einer der ältesten Städte von Indien welche unter anderen wegen der dort seit unfürdenklichen Zeiten blühenden Weberei des unter dem Namen „Kais“ bekannten Seidenstoffes berühmt ist, langten wir am 15. Juni an. Rendschit Sing hat seit der Besitznahme von Multan diesen Industriezweig unter andern durch den Umstand aufgemuntert, daß er seinen ganzen Hofstaat keine andern Gewänder als von diesem Seidenzeug tragen läßt, von welchem auch eine bedeutende Menge nach Chorassan und Indien ausgeführt wird.

Multan ist auch wegen seiner Grabmale berühmt; eines davon, dasjenige des Bauelhek (Bawulhuq) welcher vor ungefähr einem halben Jahrtausend gelebt hat und ein Zeitgenosse des Saadi war, wird für sehr heilig gehalten, in der Bauart aber von einem anderen sechzig Fuß hohen Mausoleum übertroffen, welches von dem Kaiser Tughleck im Jahre 1323 zu Ehren eines Enkels des Bauelhek, Namens Rukn-i Allum erbaut worden ist.

Zu Multan sahen wir zum erstenmale Religionsübungen der Sikhs. In einer Wirandah des Grabmals des Schemsi-Tabrisi hat ein Guru oder Priester dieser Religion seit der Eroberung der Stadt durch die Sikhs seinen Sitz aufgeschlagen. Wir fanden ihn auf dem Boden hockend mit einem gewaltigen Buche vor sich; in dem einen Ende des Gemachs, welches wahrscheinlich die Altarstelle war, lag ein Tuch ausgebreitet; auf mein Verlangen öffnete er das Buch, wiederholte die Worte: „We gurudschi ke fettih,“ d. h. „Möge der Guru siegreich seyn,“ welche das Kriegsgeschrei der Sikhs sind, berührte das Buch mit seiner Stirne, wobei sich alle anwesenden Sikhs bis auf die Erde bückten; er las hierauf die erste beste Stelle die ihm vorkam vor, und erläuterte dieselbe. Sie lautete wie folgt: „Ihr Alle habt gesündigt, bestrebt euch daher euch zu entsühnen; wenn ihr diese Vorsicht unterläßt, wird euch Unheil widerfahren.“

Ich brauche wohl nicht erst hinzuzufügen, daß das Buch woraus der Guru diese Ermahnung vorlas, das Grinth oder das heilige Buch der Sikhs war, für welches sie eine fast an Anbetung grenzende Verehrung hegen, und über welches der Priester einen Schaurie oder den aus dem Schweife eines tübetischen Büffels verfertigten Muskittowedel schwingt, als wie wenn er einem Maharadscha Kühlung zufächelte. Der Guru war übrigens frei von Hoffahrt und Dünkel und ertheilte uns auf unsre Fragen willig Bescheid; er öffnete sein Buch um die Gabe von einigen Rupien die ich in gehöriger Form machte, zu bescheinigen, und ersuchte mich einiges Zuckerwerk dafür entgegenzunehmen. Die Anwesenheit eines Sikh-Priesters und der Paraphernalia seiner Kaste unter dem Dach eines mohamedanischen Mausoleums mag einen guten Kommentar über den Zustand dieser Religion im Lande der Sikhs abgeben; es erhellt nämlich daraus daß der Islam jetzt daselbst nur geduldet ist. In dieser Stadt welche acht Jahrhunderte hindurch eine so hohe mohammedanische Suprematie ausübte ist jetzt kein öffentlicher Nemaz vorhanden,

der wahre Gläubige wagt es nicht seine Stimme öffentlich zu erheben; die Ids und das Mohurum gehen ohne die üblichen Gebräuche vorüber, das „Allaho Acber" des Priesters erschallt niemals; die Moscheen werden noch besucht, aber die Frommen müssen ihre Gebete im Stillen verrichten. So stehen die Dinge seit Multan im Jahre 1818 in die Hände der Sikhs gerieth, und dennoch sind letztere hier auf die nur vier bis fünf hundert Mann starke Besatzung beschränkt, während sich die Zahl der mohammedanischen Bevölkerung auf ungefähr 40,000 Seelen beläuft! —

Die Hitze und der Staub von Multan sind seit uralten Zeiten sprichwörtlich, in einem persischen satyrischen Distichon sind in späterer Zeit die Menge von Grabmälern und Bettlern dazu gesellt worden, ein Umstand womit es meiner eigenen alldort gemachten Erfahrung zufolge seine volle Richtigkeit hat; denn der Staub verfinsterte wirklich die Sonne, der Thermometer stieg im Juni in einem durch künstliche Mittel kühl gehaltenen Bengalih auf 100° Fahrenheit, die Bettler verfolgten uns überall hin, und wo wir gingen und standen, traten wir auf Gräber.

In der Nähe von Multan und überhaupt auf allen mit Salztheilen geschwängerten Landstrichen welche an den Indus und den Flüßen des Pendschab gränzen, kommt ein Gewächs, die Salvadora persica vor, welches in der Landessprache „Piluh" heißt, und eine rothe und weiße Beere von keinem sonderlichen Wohlgeschmacke trägt.

Dieses Gewächs welches im ganzen Delta des Indus in großer Menge wuchert, glaube ich in der von Arrian erwähnten Pflanze zu erkennen, die er folgendermaßen beschreibt: „Die Blätter gleichen denen des Lorber; sie wächst hauptsächlich an Orten, welche von der See zur Fluthzeit überschwemmt während der Ebbe aber wieder trocken werden. Ihre Blüthe ist weiß und gleicht in der Form dem Veilchen, hat aber einen noch lieblichern Duft."

Die Vorkehrungen und Anordnungen die Behufs unserer Reise nach der Hauptstadt getroffen waren, konnten nicht vollständiger seyn. Wir fuhren auf dem Schenab von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und fanden an jedem Morgen für jedes von unsern Booten dreißig bis vierzig Dorfbewohner am Leinpfad des Ufers um selbe zu ziehen. Die Mühe und Pein welche diese armen Leute in der brennenden Sonnenhitze dabei ausstanden waren außerordentlich, wo sie aber auch durch ein Melonenfeld kamen, blieben dem Eigenthümer wenige davon übrig. Die Bevölkerung dieses Landes wird von der Regierung mit geringer Rücksicht behandelt; wird zwar nicht eigentlich unterdrückt, aber vermöge des durch die Eroberung des Landes erworbenen Rechtes als dienstunterthänig und frohnpflichtig angesehen. Wenn wir uns nicht ins Mittel gelegt hätten, würden diese armen Leute nachdem sie den ganzen Tag hindurch im Wasser und im glühenden Sande gewatet hatten des Abends mit leeren Händen fortgeschickt worden seyn. Durch die Güte des Maharadscha sahen wir uns jedoch tagtäglich im Stande drei hundert von diesen hungrigen Schiffsziehern mit Mundbedarf zu versehen, und der Mihmandar gab mir die Zusage daß für die verwüsteten Melonenfelder gehöriger Schadenersatz werde geleistet werden. Während wir auf dem Wasser fuhren gingen Elephanten, Kamehle und die Escorte am Ufer nebenbei und halfen uns weiterziehen, und an dem zu unserm Nachtlager bestimmten Orte fanden wir sie stets in Reihe und Glied aufgestellt, denn wir schliefen immer am Lande. Vor Einbruch der Nacht ritten wir auf Elephanten in die benachbarten Dörfer und unterhielten uns mit den Einwohnern. Sie sind jämmerlich unwissend und bestehen hauptsächlich aus mohammedanischen Dschets (Juts) welche sich mit Ackerbau beschäftigen.

Am 23. gegen Sonnenuntergang legten wir bei einem Dorfe in der Mündung des Ravih oder Hydraotes an, welcher bei den Eingebornen noch zur Stunde Iräotih heißt. Auf dieser Stelle war es wo sich der macedonische Alexander nach seiner schweren Verwundung zu seinem besorgten Heere begab, um ihm zu zeigen daß sein kostbares Leben außer Gefahr sey, doch dieß sind Begebenheiten die nur in den Geschichtswerken von Europa leben, denn den Eingebornen dieser Länder sind sie unbekannt!

Ich muß hierbei eines Umstandes gedenken, welcher die Angaben der griechischen Geschichtschreiber bestätigt, nämlich der Bohnengefilde welche ich an den Ufern des Hydraotes wahrgenommen habe, und die schon zur Zeit Alexanders allda blühten, denn durch sie wurde er zu dem Irrthume bewogen daß er sich an den Quellen des Nils statt an denen des Indus befände, und jetzt nach Jahrtausenden sind sie noch als Zeugen seines Kriegszuges und der Glaubwürdigkeit der Geschichtschreiber seiner Feldzüge vorhanden! —

Einige Tage später langten wir in der Nähe des Hydaspes an; die Stelle wo er sich mit dem Acesines vereinigt war nur neun geographische Meilen von uns entfernt, da war es wo das Schiffsgeschwader Alexanders in den Stromschnellen verunglückte und wo die Horden des Timur durch das Getöse der Gewässer in Schrecken geriethen. Zur höchlichen Befremdung unserer sihkischen Freunde welche die Beweggründe unserer Neugierde nicht zu begreifen vermochten, unternahmen wir einen eiligen Abstecher nach dem Schauplatz jenes denkwürdigen Ereignisses, und fanden uns am folgenden Abend an den Gestaden des Hydaspes.

Unsere Begierde den „fabelhaften Hydaspes" zu schauen wurde durch das Bewußtseyn erhöht daß diese in der alten Geschichte so berühmte Stätte seit den Zeiten der welterobernden Macedonier von keinem Europäer besucht worden sey. Der Fluß bewerkstelligt seine Vereinigung mit dem Acesines mit einem brüllenden Getöse, welches größer ist als dasjenige das bei der Vereinigung anderer Flüsse dieser Region stattfindet. Wir standen an dem Gestade des Flusses und sprachen mit den Eingebornen bis die Sonne in der westlich von uns gelegenen Wüste unterging, während sich unsere sihkischen Freunde in dem Flusse badeten, denn wenn sie auch des Genusses den wir durch die Anwesenheit an dieser welthistorischen Stätte hatten, entbehrten, wurden sie dafür durch den Umstand entschädigt, ihre gottesdienstlichen Waschungen an einem so heiligen Orte wie der Zusammenfluß zweier Ströme ist, vornehmen zu können.

Die Boote welche den Hydaspes befahren, meist Salzfahrzeuge, sind gleich dem „Zohruq“ an beiden Enden abgerundet, ohne Segel und legen oft die gefährliche Zusammenflußstelle beider Ströme ungefährdet zurück. Nun ersehen wir aber aus den alten Geschichtsschreibern daß die Kriegsfahrzeuge der Macedonier bei der Beschiffung des Hydaspes mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, dieß führt natürlich zu der Annahme daß ihre Bauart daran schuld war, da wir ja zugleicherzeit erfahren daß die mit Mundbedarf befrachteten Boote welche „von runder Form“ waren, unbeschädigt davon kamen, es ist daher wahrscheinlich daß letztere einheimische Fahrzeuge waren, während der übrige Theil des macedonischen Kriegsgeschwaders das aus 800 Schiffen bestand, von Alexander an Ort und Stelle selbst nach der in Griechenland üblichen Weise, ohne Beachtung der durch die Beschaffenheit des Hydaspes vorgeschriebenen Form, erbaut worden seyn muß.

Die eingeborne Bevölkerung dieser Region des Pendschab besteht hauptsächlich aus dem Hirtenstamme der Kattia oder Dschen, welche wegen ihrer nomadischen Lebensweise so genannt werden. Sie besitzen ungeheure Büffel- und Kamehlheerden von deren Milch sie ihren Hauptunterhalt ziehen, und sind ein hochgewachsener hübscher Menschenschlag, welchen Umstand man dem unter ihnen bestehenden Gesetze, daß kein Mädchen sich verheirathen darf bevor es das zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, beimeßen darf, die unter den andern indischen Völkerschaften so sehr üblichen frühen Ehen halten sie für sehr nachtheilig für die Gesundheit und die körperliche Beschaffenheit der daraus entspringenden Kinder. Dieser räuberische und kriegerische Volksstamm der Kattia erstreckt sich von den Ufern des Hydaspes durch die Wüsten des Pendschab bis gen Delphi hin, und bildet die autochtonische Bevölkerung dieses Landstrichs.

Ich glaube in denselben die Cathaei des Arrian zu erkennen die er „ein rüstiges in kriegerischen Dingen wohlerfahrenes Volk“ nennt. —

In der Mitte des zwischen den Flüssen Hydaspes und Ravih befindlichen Delta liegen die Ruinen von Schorkote, unter welchen ich mehrere alte Münzen zu finden so glücklich war, die ich lange für hinduische hielt, aus der von dem Sekretär der asiatischen Gesellschaft von Bengalen, Hrn. J. Prinsep vorgenommenen Untersuchung derselben ergab es sich aber, daß es Baktrische sind, auf deren einer das griechische Wort Βασιλευς vorkommt, ich darf mir daher das Verdienst zuschreiben, durch einen Abstecher nach dem Hydaspes das erste Überbleibsel des griechischen Alterthumes im Pendschab gefunden zu haben. —

Bei dem Dorfe Tschitschawetnih führte uns unser Mihmandar einen ungeheuren Elephanten vor und sagte er sey von dem Maharadscha angewiesen worden, denselben zu unserer Verfügung zu stellen, und da er besorge der im Lande gebräuchliche Haudetsch oder Elephantensattel möchte unserem Geschmacke nicht zusagen so sey derselbe anders eingerichtet worden. Die Vermuthung war ganz richtig und wir wußten die Aufmerksamkeit nach Verdienst zu würdigen. Der Elephant war reich aufgezäumt, und trug eine große Sänfte welche mit Silber und Schmelzwerk verziert und mit rothem Sammt verbrämt war. Ihm zu beiden Seiten gingen sechs von des Maharadscha eigenen Ordonnanzen in rothsammtnen Anzügen mit gelben Aufschlägen und dem den Sikhs eigenthümlichen kleinen Turban, den sie bei all den verschiedenen militärischen Trachten die sie in neuester Zeit bei sich einführten, stets beibehalten haben.

Die Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit der Sikhs übersteigen allen Glauben, und sie werden in diesen Tugenden von ihren Obern höchlich bestärkt und aufgemuntert, was bewirkt, daß dieses Volk das tapferste unter allen Völkerschaften beider indischen Halbinseln geworden ist. So z. B. greift der Sikh nicht nur den Eber sondern sogar den Tiger keineswegs wie es in Hindostan gebräuchlich ist, auf dem Elephanten sitzend, sondern zu Fuß und mit einem bloßen Schwerdte bewaffnet an, und wir selbst waren Augenzeugen einer solchen Jagd.

Um die Mitte des Juli betraten wir das eigentliche Heimathsland der Sikhs, welche alle gleich den alten Römern entweder dem Kriegshandwerk oder dem Landbau obliegen. Alle mit denen wir uns unterhielten waren sehr gesprächig, und beschrieben die Feldzüge in welchen sie gefochten und ihre Fehden mit den jenseits des Indus hausenden Euzoofzyes (?) aufs Lebhafteste. Ich dürfte kaum erwarten Glauben zu finden wenn ich mehrere von den Umständen die mir mitgetheilt worden sind, und die Zahl der Menschen welche in jenem wahrhaften Religionskriege geblieben seyn sollen, anführen würde. Die Euzoofzyes hegen einen solchen Haß gegen die wie sie sie nennen ketzerischen Sikhs daß sie sich oft für „Ghazih“ erklären, und ihr Leben deren Ausrottung widmen, weil sie glauben daß der Tod eines derselben verdienstlicher sey als der eines andern Ungläubigen.

Am 15. Juli Abends wurden wir in dem fünf Meilen von Lahore entfernten Orte Tschanga von einer Deputation des Maharadscha empfangen. Wir hatten nun auch Gelegenheit den weiblichen Theil des Volkes zu sehen, welcher nicht weniger Eigenthümliches in seinem Aussehen und seinem Äußern hat als der männliche. Das sikhische Frauenzimmer von allen Ständen flechtet das Haar auf dem Scheitel in einen Knoten zusammen, von welchem ein weißes Tuch bis herab wallt, und die Gestalt ganz einhüllt, so daß das Haupt eine fast konische Form erhält. Um diesen Knoten zu bilden ziehen sie das Haar so straff von allen Seiten und insbesondere von der Stirne nach dem Scheitel daß die Augenbraunen bedeutend mit in die Höhe gezogen werden. Die Züge der Sikhinnen sind scharf und regelmäßig, und überhaupt ihre ganze Physiognomie und Gestalt nicht so schön als die der Männer. Übrigens sind sie nicht so eng ans Haus gebannt und werden nicht so eifersüchtig bewacht wie das mohammedanische Frauenzimmer.

Am 17. Juli gegen Mittag wurden wir endlich der hohen Minarets der Königsmoschee zu Lahore ansichtig, und bei Sonnenuntergang erblickte ich zum erstenmal die hohen Schneegebirge welche Kaschmir umkreisen und wurde von diesem Anblick so ergriffen, daß ich bei deren Betrachtung fast die unseren Geleitern gebührenden Rücksichten vergaß.

Am 18. Juli 1831 hielten wir unseren feierlichen Einzug in Lahore, und wurden am zweiten Tage darauf zur Audienz bei Rendschit Sing gelassen.

Während ich an der Schwelle des Pallastes still hielt um der Etikette gemäß die Schuhe auszuziehen

fand ich mich plötzlich in den Armen eines kleinen altaussehenden Mannes und von demselben herzlich umhalst; es war Rendschit Sing selbst, der mächtige Beherrscher der Sikhs.

In seiner Begleitung befanden sich zwei seiner Söhne welche mich ebenfalls umarmten, worauf mich der Maharadscha an der Hand in den Kreis seines Hofes einführte. Er war uns so weit entgegen gegangen um uns die höchste Ehre zu erzeugen. Wir fanden den Capitän Wadi, politischen Agenten der ostindischen Compagnie zu Lodiana, welcher von dort mit einem Corps von Sipahis nach Lahore gekommen war um unserem Einzuge und Empfange allda beizuwohnen, im Thronsale, und wir alle mußten uns auf silbernen Sesseln dem Maharadscha gegenüber niederlassen.

[Wir übergehen die Schilderung der schon anderweitig bekannten, sich fast an allen indischen Höfen gleichenden Ceremonien bei Übergabe des Schreibens an Rendschit Sing, um sogleich zur Mittheilung der Hauptstelle dieses anziehenden Aktenstückes selber zu schreiten].

An Se. Hoheit den Maharadscha Rendschit Sing, Oberhaupt der Sikh-Nation und Gebieter von Kaschmir.

Maharadscha!

„Der König mein gnädigster Herr hat mir befohlen Euer Hoheit den Dank Sr. Majestät für die Aufmerksamkeit auszudrücken, welche Sie meinem Gebieter durch die Übersendung der von Euer Hoheit Unterthanen in Kaschmir verfertigten herrlichen Gewebe erzeugt haben.

Da dem Könige bekannt ist, daß Sie sich im Besitz der schönsten Pferde der berühmtesten asiatischen Rassen befinden, so dachte er daß es Euer Hoheit angenehm seyn dürfte auch einige Pferde von der merkwürdigsten europäischen Rasse zu besitzen, und hat mir daher aufgetragen einige Pferde von der England eigenthümlichen gigantischen Rasse für Euer Hoheit auszuwählen. Diese mit einer Sorgfalt welche viele Zeit erheischte ausgesuchten Pferde sende ich an Euer Hoheit, und da es wegen ihres großen Körperumfanges unräthlich ist sie eine lange Landreise in einem heißen Klima unternehmen zu lassen, so habe ich befohlen, daß sie Euer Hoheit auf dem Indus und demjenigen Strome des Pendschab welcher am schiffbarsten ist, zugeführt werden sollen.“

Lord Ellenborough.

Als das Schreiben zur Hälfte vorgelesen war, sagte Rendschit Sing daß er dessen Ankunft durch ein Salve feiern wolle, und eine Salve aus sechzig Feuerschlünden wovon jeder ein und zwanzigmal schoß, verkündete der Bevölkerung von Lahore die Freude ihres Beherrschers!

Der Anblick der ihm gesandten Pferde erregte seine äußerste Verwunderung und Überraschung; ihre Größe und Farbe gefielen ihm, und auch er äußerte, es seyen kleine Elephanten.

Seine Herablassung und Gesprächigkeit waren unbegränzt, er unterhielt sich während der anderthalb Stunden welche die Audienz dauerte ununterbrochen mit uns; erkundigte sich besonders nach der Tiefe des Wassers im Indus, der Möglichkeit ihn zu beschiffen, und richtete mehrere Fragen in Betreff der an seinen Ufern wohnenden Völkerschaften und deren politische und militärische Wichtigkeit an uns. Ich erwähnte der Reichthümer von Sind, welche seine Begierde ungemein zu erregen schienen.

Er stellte mich allen Gesandten der benachbarten Staaten welche bei der Audienz zugegen waren vor, und fragte zuletzt ob wir nicht auch seinen Marstall in Augenschein zu nehmen wünschten. Es wurden uns alsogleich gegen dreißig Pferde aus allen Ländern von Asien vorgeführt, welche aufs Reichste und Prachtvollste aufgezäumt, und einige davon sogar mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückt waren. Er nannte jedes Pferd bei seinem Namen, und beschrieb seine Herkunft und seinen Stammbaum. Die Anstrengung welcher er sich hingab schien ihn zu erschöpfen, wir entfernten uns daher.

Die Natur hat Rendschit Sing in körperlicher Hinsicht stiefmütterlich ausgestattet, und zwischen seinem Körper und seinem Geist muß ein gewaltiger Abstand stattfinden. Er ist nicht größer als etwa fünf Schuh drei Zoll, hat ein Auge eingebüßt, und ist von den Pocken entstellt! *)

Der Thronsaal worin die Audienz stattfand ist ganz aus Marmor erbaut, und das Werk der Großmogule. Rendschit Sing trug ein Collar, Oberarmbänder und Braceleten von Smaragden wovon einige sehr groß waren. Sein Schwert war mit den köstlichsten Edelsteinen besetzt. Der ganze Hofstaat war in Gelb der Leib- und Lieblingsfarbe der Nation gekleidet.

W.

## Erläuterung der Kupfer.

Wir bringen in unserer heutigen Lieferung drei Darstellungen aus dem Lande auf welches jetzt vorzugsweise vor allen andern die Blicke beider Hemisphären gerichtet sind, „aus Spanien, — dem (wie Thomas „Roscoe so treffend sagt) schlachtenkühnen, fehdeliebenden, glühenden, schwärmerischen Spanien, — „dem einzigen Lande in Europa welches sich die Söhne „des Aufgangs zu ihrer zweiten Heimath erkiest hat„ten; — der Amme der Romanze, nachdem die„selbe ihre Wiege in den arabischen Wüsten verlas„sen hatte; — dem tropischen Boden des Ritterthu„mes, — der Herrinn einer jungen Welt deren Wun„dersavannen und kolibrischimmernden Wälder ohne „ihr vielleicht noch jetzt unentdeckt wären, — Spa„nien in dessen Reichen noch jüngst die Sonne nie un„terging, dessen Geschichte eine überströmende Fülle „von Großthaten, Verirrungen, Mißgeschicken dar„beut welche dem Denker wie dem Bildner, dem „Dichter wie dem Geschichtsschreiber reichen Stoff „gewähren:“

W.

### Valencia.

Im Schooße jener unter dem Namen der Huerta de Valencia bekannten reitzenden und üppigen Landschaft welche vom Guadalaviar durchströmt wird, liegt Valencia eine der anziehendsten unter den sogenannten maurischen Städten von Spanien, am Mittelländischen Meere.

Die Häuser zeichnen sich keineswegs durch schöne Bauart aus, die Straßen sind enge, kurz, krumm, ungepflastert, letzteres aus dem Grunde weil dem

*) Einige Züge von ihm haben wir nach V. Jaquemont in der 20. Nummer unseres Blattes mitgetheilt.

landbauenden Theile der Bevölkerung einem uralten Herkommen gemäß das Recht zusteht, das Erdreich von Zeit zu Zeit aus den Straßen auf die Felder und in die Gärten hinaus zu führen; es gibt aber wenig Städte im Reiche welche so viele öffentliche Gebäude und Palläste enthalten als Valencia. Unter erstern ist vor allen die Lonja oder die Seidenkaufhalle eine der herrlichsten gothischen Architekturen. Unter den Pallästen zeichnen sich die des Marquis von Dos Arcos, der Grafen Parsent und Cerbellon u. m. a. aus. Das Innere der Wohnungen deutet allgemein verbreiteten Wohlstand und den Geschmack der Einwohner für die bildenden Künste insbesondere für die Malerei an. Der reiche Schatz von Meisterwerken der spanischen Malerschule den Valencia einst in seinen Kirchen besaß, ist in Folge jenes verhängnißvollen siebenjährigen Unabhängigkeitskrieges verschwunden, doch kommen noch hie und da in Privathäusern treffliche Gemälde vor. Juanez, Zuriñena, March, Lopez, Soto Mayor, die beiden Riballas, Espinosa, Ribare, Esteban March und andere Meister verherrlichten einst Valencia welches selbst mit Sevilla um den Ruhm buhlte die ersten Pflegerinn und Beschützerinn der Kunst zu seyn. Hier wurde in Spanien auch zuallererst, im Jahre 1474, die Buchdruckerei eingeführt, und hat von jenem Zeitraume an stets da geblüht. Aus den Pressen von Valencia sind die trefflichsten Werke hervorgegangen, und ihr Vorrang in dieser Hinsicht wird von allen andern Städten, Madrid selbst nicht ausgenommen, willig anerkannt *).

Überhaupt ist aus Valencia eine große Zahl bedeutender Männer in allen Kreisen der Wissenschaft und Kunst hervorgegangen, wie die Dichter G. de Aguilar, Guillen de Castro, Miceo A. Rey de Arlieda, A. Folch y Cardona, die Geschichtsschreiber Escolano, Miñana und Beuter, der berühmte Pflanzenforscher Cavanilles, u. m. a.

Das Frauenzimmer von Valencia ist von jeher seiner Schönheit wegen berühmt und macht unter dem süd-spanischen selbst dem andalusischen den Rang streitig, doch soll es nach dem Urtheile der berühmtesten Kenner dem im westlichen Spanien an Anmuth weichen. Ein großer Theil desselben ist blond, ein Beweis mehr daß die Haarfarbe keineswegs von dem Himmelsstrich allein bedingt wird.

Die Temperatur der Stadt und ihrer unvergleichlichen Huerta ist trotz des fast unausgesetzt allda herrschenden Ostwindes überaus lieblich; einen eigentlichen Winter gibt es nicht; der Frühling ist sehr regnicht, der Sommer sehr heiß, der Herbst auch hier die schönste Jahrszeit und dauert fast bis gegen Ende des Decembermondes. Von der Huerta de Valencia haben wir in der 13. Nummer unseres Blattes eine kurze Schilderung entworfen.

Der Name und die Geschichte des großen Cid ist mit dem von Valencia eng verflochten, denn er nahm es im Jahr 1094 den Mauren ab, und das Thor durch welches er seinen Einzug in die Stadt hielt trägt noch heutzutage seinen Namen. Obgleich er die Stadt für den König von Kastilien erobert hatte, behielt er sie dennoch zu eigen und regierte sie bis zu seinem Tode welcher im Jahre 1099 erfolgte, mit voller Unabhängigkeit. Seine Witwe Ximene gab sie dem Könige von Kastilien zurück und wurde dafür mit der Regierung derselben belehnt; im folgenden Jahre 1100 wurde Valencia von den Truppen des maurischen Königs von Cordova ohne Erfolg angegriffen, gerieth aber 1101 dennoch in deren Hände, kehrte sonach wieder unter maurische Bothmäßigkeit zurück, und wurde zur Hauptstadt eines besondern maurischen Königreichs erhoben.

1238 wurde sie wie das ganze Königreich Valencia von dem Könige von Arragonien erobert und mit Kataloniern und Provençalen bevölkert. Im sechzehnten Jahrhunderte kam sie nebst der Krone Arragonien unter die Herrschaft der Könige von Kastilien.

Im Successionskriege erkannte Valencia anfangs Philipp V. an, öffnete aber bald darauf seine Thore den Feldherrn des Erzherzogs Karl, wofür es nach der Schlacht von Almanza hart büßen mußte, und unter andern mit dem Verlust aller seiner alten Vorrechte bestraft wurde. Im Unabhängigkeitskriege von 1808 — 1814 wurde es am 9. Juli 1812 von dem Marschall Suchet Herzoge von Albufera nach einer äußerst hartnäckigen Gegenwehr erobert, und erst im Juni 1813 geräumt.

Die Geschichte der Belagerung und Einnahme der Stadt so wie seiner dortigen Verwaltung hat Suchet selbst in seinen vor einiger Zeit erschienenen Memoiren Bd. II. Kap. 15 S. 189 — 232 Siége de Valencia, und Kap. 18 S. 278 — 296 Administration de Valencia, ausführlich beschrieben.

W.

## Pamplona *).

Im Mittelpunkte des Königreichs Navarra und zugleich der sogenannten Cuenca di Pamplona, welche von den Pyrenäenbergen Ezcaba, San Miguel, Miravalles, Alaiz Reniega (el Pardon) und Sarvil gebildet wird, liegt am linken Ufer des Arga-Flusses die uralte Stadt des großen Pompejus. Denn nach den Angaben des Strabo soll sie von ihm erbaut oder wenigstens beträchtlich erweitert worden seyn, und den Namen Pompeiopolis geführt haben. Es scheint daß Strabo den baskischen Namen Pampelon oder Pampeiono den die Stadt führt, und worin das Pompejo mit dem angehängten baskischen Wort one oder une, welches Ort oder Stadt bedeutet unverkennbar sind, ins Griechische übertragen und sie daher ganz folgerecht als Pompeiopolis aufführt. Daß der Name Pompeiono der eigentliche Urname der Stadt ist, erhellt aus zwei Inschriften welche Sandoval in seinem Catal. de los obisp. de Pampelona, und Oihen-

*) In den Jahren 1827 und 1830 ist zu Valencia von Don J. P. Fuster eine Biblioteca Valenciana de las escritores que floreiceron hasta nuestras dias dias y de los que aun viren, in 2 Foliobänden erschienen, wovon der erste ein Verzeichniß der aus dem Königreiche Valencia gebürtigen arabischen Schriftsteller von 6. bis 8. Jahrhundert der Hidschret, und ein Wörterbuch der dunkelsten Ausdrücke der lengua lemosina, und der zweite die neuesten wie die noch lebenden Schriftsteller mit vielen anziehenden literarischen Notizen enthalten.

W.

*) Bei der Abfassung dieses Artikels wie der Beschreibung von San Sebastian, haben wir vor allen andern das bereits angeführte äußerst gründliche Diccionario geografico-historico de España, por la real Academia de la Historia. Seccion I. comprehendo el reyno de Navarra, señorio de Vizcaya y provincias de Alava y Guipuzcoa. Madrid, 1802 zu Rathe gezogen.



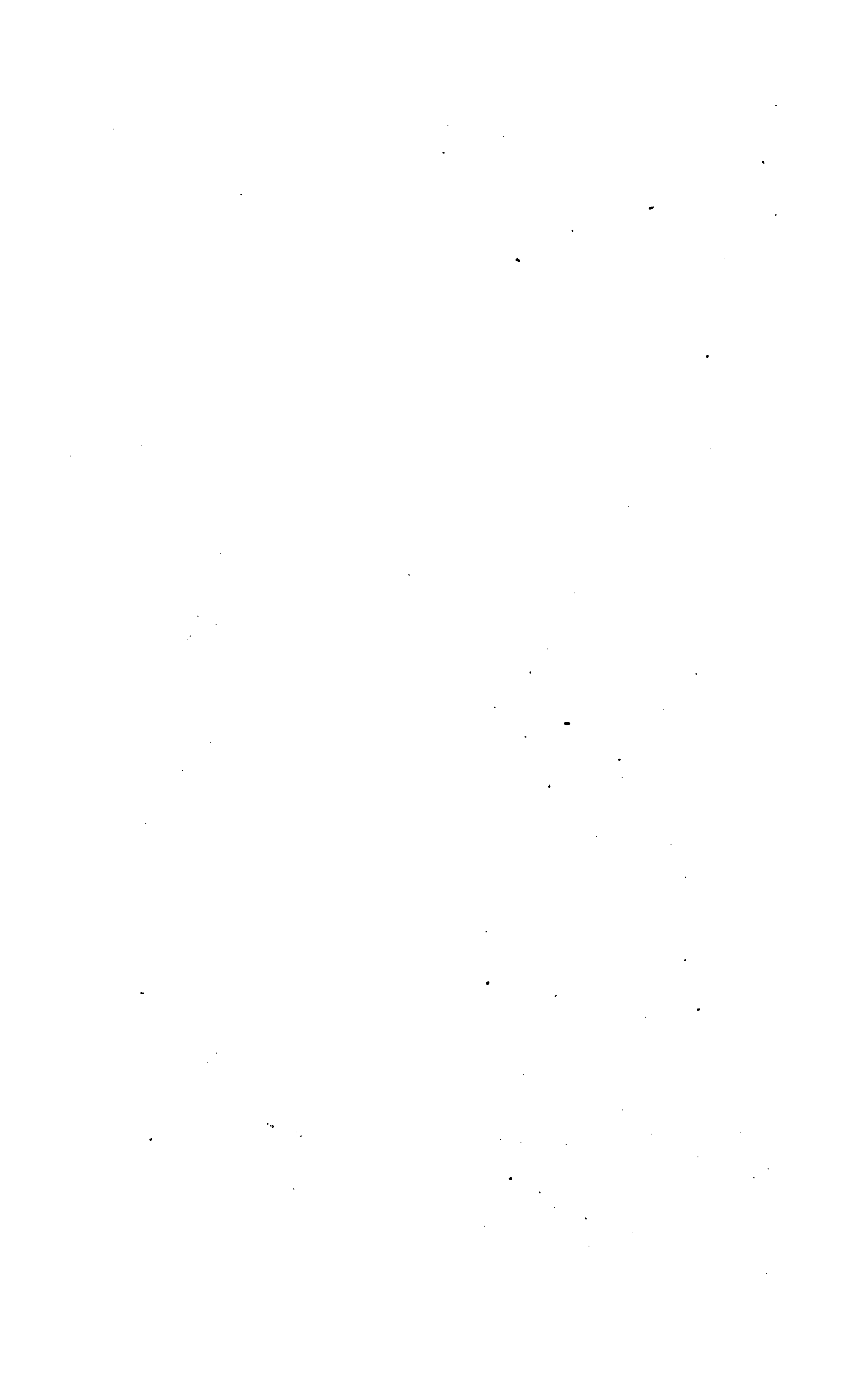
St. Sebastian.



Valencia.



Pampeluna.



art in der Noticia de las dos Vasconias bekannt gemacht hat. Im Mittelalter hieß die Stadt Irunia.

In Folge der fast immer bewölkten Atmosphäre und des häufigen Regenwetters, so wie der meist geschmacklosen Bauart der Häuser, hat die Stadt ein überaus düsteres und trauriges Ansehen, und bildet in dieser Hinsicht einen grellen Gegensatz zu dem ewig lachenden zauberischen Valencia.

Sie war die Vaterstadt des Geschichtschreibers von Navarra Don J. Moret, des Miguel de Anihela, eines im sechzehnten Jahrhundert berühmten Bildhauers und des Geschichtschreibers J. Hurtado.

In der Kriegsgeschichte von Spanien spielt Pamplona als einer der bedeutendsten Waffenplätze des Reichs nicht minder als San Sebastian eine ausgezeichnete Rolle.

Wie Valencia die Stadt des Cid, so ist Pamplona die Stadt des Loyola. Don Ignacio de Loyola, Stifter des Jesuitenordens wurde nämlich 1521 bei der Vertheidigung Pamplonas gegen die Franzosen verwundet; auf der Stätte wo dieß geschah wurde in der Folge ein Bogen errichtet und mit einer Inschrift versehen, welche folgendermaßen beginnt: B. Ignatius de Loyola, nobilis guipuzcoanus, gallorum obsidione singulari virtute sustente, in hujus castri propugnatione in utraque tibia vulneri accepti, cecidit moribundus u. s. f. 1694 wurde in Folge eines einhelligen Beschlusses der Municipalität eine Kirche auf dieser Stelle erbaut und der erwähnte Bogen von derselben umschlossen. Pampelona führt von Alters her den Titel la muy noble y muy leal, auch zuweilen la imperial. Das Stadtwappen ist ein gekrönter Löwe, den Rand des Wappenschildes bilden die Navarrischen Ketten.

Schließlich wollen wir noch einige von den ganz fremdartig klingenden Straßennamen anführen: la Lindachiquia, la Zapateria, la Chapitela, la Mañuela u. s. f. W.

## San Sebastian.

In der ehemals sogenannten Region der Littoral- oder See-Basken, liegt die Hauptstadt von Guipuzcoa auf einer von dem Biscaischen Meerbusen bespülten Halbinsel oder Landzunge. Wenn man von der Seite von Hernani herkommt bietet sie einen äußerst malerischen und eigenthümlichen Anblick dar, denn die Stadt scheint auf den Gewässern des Meerbusens zu schwimmen; dieses Umstandes so wie des reichbewaldeten Gebirgszuges wegen, welcher unsern von ihr seine reichen Schönheiten entfaltet, ist San Sebastian stets von einheimischen und fremden Erd- und Reisebeschreibern z. B. von den Verfassern des Itinerarium Hispaniae et Lusitaniae, von Morreri, Marininieri und andern höchlich gepriesen worden *).

*) El pueblo juntamente con la montaña que le hace espaldas por el norte, e una perfecta peninsula, formando un golpe di tan agradable perspectivo, que à los que baxan di Hernani se representa come un ciudad fluctuante y sostenido encima las aguas del Oceano. Un situacion semejante lisonjea sobre maniera los sentidos de los que miran à la ciudad desde cierta distancia, come sucedio al rey Felipe III. quando en 1615 pasò en ella y la pondre el historiador Guadalaxara.

V. Diccionario geografico-historico de las provincias vascongadas. Art. San Sebastian.

Vom Gipfel des im Norden der Stadt am Ende der Landzunge sich zu einer Höhe von fünf hundert Toisen erhebenden Urgulls, auf welchem die altberühmte Feste Santa Cruz de la Mota liegt, in welcher König Franz I. nach seiner Gefangennehmung bei Pavia fünf Tag lang in Gewahrsam gehalten wurde, bietet sich eine Aussicht dar mit welcher an Erhabenheit und Mannigfaltigkeit der Scenen sich kaum eine andere in den spanischen Landen meßen dürfte. Der Biscayische Meerbusen von dem Vorgebirge Machichabo bis zu dem von Breton; der Beginn des Pyrenänzuges vom Ayaberge an, und mehrere Cordilleren der navarrischen und biscayischen Region dieses Hochgebirges, fast ganz Guipuzcoa mit seinen Sierras von Hernio, Aralao, Aderra, Itzarri und Atzania, im Vordergrunde die Umgegend mit mehr als neun hundert Villen und unzähligen Gehöften und den Ortschaften Oyarzun, Rentaria, Astigarraga, Hernao, Ursarbil, Atzi, Guntaria, Zumaya, Deva und anderen Küstenorten.

Über die Urgeschichte von San Sebastian liegt ein tiefes Dunkel welches wohl nie aufgehellt werden wird, und sie bildet in dieser Hinsicht einen entschiedenen Gegensatz zu Pamplona, über dessen Ursprung und früheste Geschichte wie wir oben gesehen haben, glaubwürdige ja unwidersprechliche Angaben vorhanden sind. Es scheint daß die Stadt vor dem 9. Jahrhunderte den offenbar baskischen Namen Izurun führte, 1150 wurde ihr von dem König von Navarra, Sancho dem großen, das berühmte Fuero oder Stadtrecht verliehen, dessen see- und handelsrechtliche Vorschriften überaus merkwürdig sind und zu den ältesten von Spanien gehören *). In diesem Statut erscheint die Stadt schon unter dem Namen San Sebastian, welcher darin abwechslend mit ihrem älteren Namen Izurun vorkommt.

Sie ist als eines der vornehmsten Bollwerke Spaniens auf seiner West- und Pyrenäenseite, so wie Figueras, sein stärkster Hort und Waffenplatz auf der entgegengesetzten Seite, in allen Kriegen Spaniens mit Frankreich hart mitgenommen worden, am ärgsten aber am Schluß des Unabhängigkeitskrieges wo sie am 31. August 1813 von Sir T. Graham nach einer fast zweimonatlichen Belagerung und einer äußerst hartnäckigen Gegenwehr der französischen Besatzung unter General Reille, mit stürmender Hand erobert, aufs gräulichste verwüstet und fast ganz eingeäschert wurde.

Diese kriegs- und völkerrechtswidrige grausame Verheerung der Stadt, welche nicht wie man bisher geglaubt hat, von den mit stürmender Hand eingedrungenen englisch-portugiesischen Truppen in der ersten Wuth, sondern nach der einstimmigen Aussage der unglücklichen Einwohner erst einige Zeit darauf verübt worden ist, haftet als ein unausgetilgter Schandfleck an dem Kriegsruhme den sich England in dem fast siebenjährigen Halbinselkriege erworben hat, und der Vorgang ist um so empörender, als ja die Stadt be-

*) Das Fuero de San Sebastian ist im XXXIV. Bande des aus XLVI. Foliobänden und LXXV. Quartbänden bestehenden Riesenwerkes betitelt: Cortes Españolas; Coleccion general de Cortes, Leyes, Fueros, Privilegios y otras documentos pertorecientis a la legislocion di España enthalten. Eine Sammlung wie sie außer England wohl kein Land in der Welt aufzuweisen hat.

kanntlich der allgemeinen Nationalsache so innig als eine andere zugethan war, und für die blutige Gegenwehr der französischen Besatzung doch unmöglich verantwortlich gemacht werden durfte. Obgleich, sagt Capt. Cook, die Thatsache von der durchaus muthwilligen Einäscherung der ganzen Stadt außer allem Zweifel ist, so scheint es doch unglaublich daß eine so schändliche, allem Kriegsrecht Hohn sprechende und so nutz- und zwecklose Handlung jemals gegen eine Stadt hat verübt werden können, die sich bereits in unsern Händen befand; und mit tiefem Leidwesen haben wir erfahren, daß das einzige Mittel das der unglücklichen Stadt zugefügte Übel wieder gut zu machen welches uns zu Gebothe stand, nämlich die Vergütung des angerichteten Schadens, niemals weder auf dem Wege einer öffentlichen Unterzeichnung noch anderweitig angewendet worden ist, und eben so wenig ist der Stadt von Seiten der spanischen Regierung je irgend eine Entschädigung zu Theil geworden.

Zu Ehren der bei jenem Vorgang gefallenen Opfer findet alljährlich eine Todtenfeyer in der Kathedrale Statt.

San Sebastian ist einige Jahre vor dem Tode Ferdinands VII. zu einem puerto abilitado erklärt d. h. es ist der Stadt das Recht verliehen worden Kolonialwaaren unmittelbar aus Amerika zu beziehen. Eine Legua von der Stadt entfernt liegt der Hafen von Passages, welcher einer der trefflichsten und sichersten in Europa, und in neuester Zeit während des jetzigen baskisch-spanischen Thronerbfolgekriegs öfter genannt worden ist. Der Lieblingsspaziergang der Bevölkerung von San Sebastian geht nach Passages.

Die baskische Sprache oder vielmehr die guipuzcoanische Mundart dieser Sprache wird in San Sebastian am reinsten und zierlichsten gesprochen, so wie auch die meisten in diesem Idiom und über dasselbe erschienenen Schriften in San Sebastian herausgekommen sind, unter andern in neuerer Zeit das Werk des Iztueta über die Volkslieder und Volkstänze von Guipuzcoa *).

Die Stadt führt den ihr von Kaiser Karl V. 1521 verliehenen Titel: la noble y leal.

*) Iztueta (D. J. J.) Guipuzcoaco dantza gogoangarrien condaira edo historia beren soñu zar, eta itz neurtu edo versoaquin. Baita berac ongui dantzatzeco iracaste edo instruccioac ere. Obra balio andioca eta chit premiazcoa. Guipuzcoatarnen jostaldia gaitzic gabecoaquin, lendabicico etorqui Españar argui eti. garbi aien oitura maitagarrien gordacaiatceco. Donostian, 1824.

(Geschichte der alten Tänze von Guipuzcoa mit den entsprechenden Liederweisen und Worten so wie Anweisungen zu deren gehöriger Ausführung. Ein Werk von großem Werthe und bedeutsamer Wichtigkeit für die Erhaltung der guten Sitten und ursprünglichen Gebräuche der alten Zeiten Spaniens, durch die Wiedergeburt der unschuldigen Unterhaltungen und Festspiele von Guipuzcoa, San Sebastian 1824.)

Der Titel des zweiten Werkes lautet wie folgt: Euscaldun anciña ancinaco ta are lendabicico etorquien dantza on iritzi pozcarri gaitzic gabecoen soñu gogoangarriac lieren itz neurtu edo versoaquin. Donostian, 1826.

(Die echten alten Liederweisen von Biscaya, welche zu den guten lebhaften unschuldigen Volkstänzen gehören, die seit unfürdenklichen Zeiten hierlands gebräuchlich sind zusammt deren Texten. San Sebastian 1826).

Einer der merkwürdigsten Männer die in San Sebastian geboren worden, ist unstreitig D. J. Santiago de las Casas, Verfasser einer neuen Theorie des Weltsystems welche 1758 in einem ausführlichen Werke erschienen ist. W.

## Miscelle.

### Merkwürdiger alterthums- und apostelgeschichtlicher Schnitzer eines englischen Reisenden.

Hr. F. V. J. Arundell, aus dessen jüngst erschienenem Reisewerke Discoveries in Asia Minor etc. wir in den Lieferungen 20 und 21 unseres Blattes Einiges mitgetheilt haben, verwechselt darin (To. I. p. 267—270) auf eine fast unbegreifliche Weise das in Kleinasien gelegene Antiochien oder das Pisidische, dessen Ruinen er besuchte und beschreibt, mit dem Syrischen, dem heutigen Anteaki, dem Schauplatze der Heidenbekehrungen des Paulus und Barnabas, dem Sitz der Römischen Statthalter, der christlichen Bischöfe namentlich des h. Chrysostomus, welcher dort seine Homilien hielt, und der Seleuciden.

„Wenn wir auch nicht die Wasserleitung zu Gesichte bekommen hätten, (erzählt er) würde uns schon die Menge ungeheurer Quaderblöcke und Bruchstücke von Bildwerken die längs unseres Wegs nach dem Chan umherlagen überzeugt haben, daß wir uns auf der Stätte befanden wo einst eine große Stadt lag. Wir hielten uns nun überzeugt daß wir den großen Zweck unserer Reise erreicht, und wirklich auf der Stelle standen welche durch die Arbeit und die Verfolgung der Apostel Paulus und Barnabas geweiht ist.

Nachdem wir Yalobatz verlassen und in nördlicher Richtung nach der Wasserleitung hin gegangen waren, gelangten wir alsbald auf eine Hochebene welche von Strabo mit dem Ausdruck Λοφος bezeichnet wird. Die Menge alten Scherbenwerks deutete uns auch abgesehen von den Ruinen an daß wir uns auf der Stätte befanden wo einst Antiochia stand. Das erste was uns zu Gesicht kam waren prachtvolle Bruchstücke eines Tempels welcher nach dem auf vielen davon angebrachten Thyrsus zu schließen, dem Bachus geweiht war. Ein langes ungeheures Gebäude das aus riesenmäßigen Quadern erbaut war, erweckte die Hoffnung in mir daß es eine Kirche seyn dürfte, — eine antiochische Kirche! Das war es auch. Ich hätte Stunden lang inmitten eines Tempels verweilen mögen welcher vielleicht einer von den frühesten dem Weltheilande geweihten war. —

Die Aussicht in der Nähe der Wasserleitung war bezaubernd. In dem linksgelegenen Thale schienen Pappel- und Thränenweidenhaine die Strophen des Psalms „Wir hingen unsere Harfen an die Wände" zu flüstern, und gleich denen von Babylon über das traurige Geschick dieser einst so großen christlichen Stadt zu klagen.

Keine Kirche mehr da, kein Priester mehr auf der Stelle wo einst Paulus und Barnabas und ihre Nachfolger Tausende von Götzendienern zum wahren Glauben bekehrten!! — — W.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.
Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

allgemeine Weltkunde.

24.] Dewletabad. — Mausoleum Mohammed Aadilschahs. — Tadsch' Bewli zu Bidschapur in Deccan. [1834.




## Schilderung der im Jahre 1830 stattgefundenen Reise des Grafen L. de Laborde durch das steinige Arabien.

(Fortsetzung *).

Aus dem langen Wadi Scheich zogen wir über einen Bergrücken in das Wadi Sackal hinab, welches nach dem Meerbusen von Akaba ausläuft. Von da an beginnt der seltsamste Weg den man sich nur vorstellen kann. Das gegen fünfzig Schritte breite Thal zu dessen beiden Seiten tausend bis zwölf hundert Fuß hohe Granitfelsen mit oft bis zur Kuppe senkrechten Wänden emporstarren, gleicht einer Riesenstraße deren Seitengassen durch die Querschluchten gebildet werden. — Dieses Großartige der Formen, dieses Imposante der links, rechts, vorne, über dem Haupte aufgehäuften Massen, beengt, erdrückt die Einbildungkraft, erschreckt sie, und diese Furcht wird von Zeit zu Zeit durch das Losreißen großer Bergtrümmer unterhalten. Überdieß herrscht allda das Schweigen der Katakomben oder der Säulenhallen einer verwüsteten Stadt. In diese ungeheuren Päße dringt kein Windhauch, die Sonne vergoldet nur die höchsten Zinnen, und es würde die tiefste Stille walten, wenn nicht jeglicher Tritt und jedweder Laut der Stimme an diesen mächtigen Wänden vielfach widerhallen möchten.

Dieser abentheuerliche Weg welcher durch die topographische Zeichnung schwer darzustellen ist, und durch Worte unmöglich beschrieben werden kann, führt, sich sanft absenkend, an das Gestade des Rothen Meeres mitten unter die Palmen von Dahab, welche auf der Landspitze, die durch den Sand und durch die von den Regenbächen herbeigeführten Steine in der See gebildet worden, in Menge ohne alle Wartung wachsen. Diese Stelle ist aller Wahrscheinlichkeit zufolge das Madian des Jethro.

Fast am äußersten Ende des Golfs von Akaba, steht ein vier Fuß hoher Fels auf welchem eine Menge kleiner Steine aufgehäuft ist, die jeder Araber im Vorbeiziehen dahin wirft. Dieser uralte Brauch welchem der größte Theil der Grabhügel (tumuli) des (weströstlichen) Alterthums seine Entstehung verdankt, steht mit einer moslimischen Legendisirung eines biblischen Vorgangs in Beziehung, der zufolge Abraham als er seinen Sohn zum Opfertode führte, nach dem Bösen der ihn von seinem Vorhaben abwendig machen wollte, mit Steinen warf. In Folge dieser Überlieferung werfen die Moslimen an gewiße Orte kleine Steine hin, um damit gleichsam ihre guten Absichten und ihren Willen anzudeuten den treulosen Rathschlägen des Bösen kein Gehör zu schenken.

Auf der Pilgerstraße nach Mekka kommen davon mehrere Beispiele vor. Dieser Fels bildet die Gränzscheide oder Mark zwischen den Beduinen der Halbinsel des Sinai und allen nördlich hausenden Arabern.

Nachdem diese Gränze einmal hinter uns lag diente uns der Schutz unserer Geleitswache nur als persönliche Vertheidigung, und sie selber baute mehr auf unsere guten Büchsen und Pistolen als auf ihre Säbel um sich ihrer Dromedare zu wehren.

Wir bogen um die beiden Krümmungen des Meerbusens wobei uns der Palmensaum der Küste rechts blieb, und wurden nun der Feste von Akaba ansichtig. Ein Theil der Besatzung und der Einwohner der Feste waren uns bereits entgegengezogen.

Zehn Dromedare die in der Wüste erscheinen, sind mehr als hinreichend um die Aufmerksamkeit dieser abgeschiedenen und müßigen Mannschaft zu erregen und tausenderlei Vermuthungen zu erzeugen. Außer des Vorüberzugs der großen Mekka-Karawane, sind einzelne dann und wann vorüberkommende Kamehltrupps welche mit Getreide und Bohnen beladen von einigen unberittenen Arabern getrieben werden, die einzige Erscheinung in dieser Öde; sonach schienen denn in vollem Trabe auf Dromedaren heransprengende Reiter nichts geringers als Hadschis oder irgend wichtige Eilboten seyn zu können. Wir stiegen ab um die uns Bewillkommnenden auf die herkömmliche Weise zu begrüßen, wurden aber nicht wenig überrascht uns von jedem derselben mit der den Mekkapilgern vorbehaltenen Umarmung empfangen, und überhaupt mit unerwarteter Ehrfurcht und Feierlichkeit behandelt zu sehen. An dem Staunen das sich in ihren Mienen malte und an der Etikette ihrer Begrüßung, sah man daß sie durchaus nicht ahnten was wir eigentlich wären.

Wirklich machte unsere Tracht welche genau die der syrischen Araber war, und unsere Herkunft von der Kahira-Straße anstatt auf derjenigen welche die Pilger gewöhnlich ziehen, alle ihre Vermuthungen zu Schanden, jedermann folgte uns daher neugierig zum Statthalter.

Hassan Aga, Befehlshaber der Feste von Akaba und vermöge dieses Postens ein Diener Mahommed Ali's, hatte sich bereits in seinen besten Amtsstaat geworfen, welcher in einem Scharlachmantel bestand worunter ein schmutziger und durchlöcherter seidener Anzug sichtbar war. Er erwartete uns auf einer kleinen Terrasse rings umgeben von den zerlumpten Würdenträgern seiner winzigen Besatzung: als da waren: der

*) Siehe Nrn. 14, 16 und 20.

Topschi oder Kannonier, ein kleines runzliges Männlein im marokkanischen Anzug; der Schreiber, ein auf türkische Weise gekleideter alter Araber aus Kahira; der Hauptmann der Truppe, welcher mit einem seltsamen Gemisch ägyptischer und wehabitischer Kleidungsstücke behangen war. Alle diese Leute empfingen uns stehend; als die Umarmungen vorüber waren und jeder von uns den ihm angewiesenen Platz eingenommen hatte, hockte man nieder; der Kaffeh und die Pfeife füllten die Augenblicke der Stille aus, welche diesen Arten von Repräsentation gemeiniglich vorangehen.

Mein Dragoman überreichte nun dem Statthalter das Schreiben Abib Efendis; der Schreiber als der Einzige in der Feste welcher lesen konnte mußte herbeitreten, dieser dechiffrirte nun mit lauter Stimme die Absichten und Willensmeinung des Ministers des Innern des Vicekönigs. Jetzt begriff endlich jeder um was es sich handelte, und unsere Wichtigkeit nahm rasch ab. Es war in allen diesen Gesichtern in Folge des Übergangs der Mienen der Ehrfurcht und Schüchternheit in wahre Gönner-Mienen und gnädigen Wohlwollen, ein Geberdenspiel sichtbar, welches äußerst anziehend zu beobachten gewesen wäre, wenn uns nicht vor allem andern die Ungewißheit unserer Lage beschäftigt hätte. Nach einigem Bedenken wurden sie einerseits durch die Furcht sich ungehorsam gegen eine gemeßene Weisung zu bezeugen, und andererseits durch die Hoffnung auf einigen Gewinn, dazu bewogen uns ihren ganzen Beistand zuzusagen; und obwohl jetzt Vertraulichkeit und beschützendes Wohlwollen an die Stelle der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht womit wir empfangen worden, getreten waren, so konnten wir uns über diesen Tausch doch keineswegs beklagen.

* * *

Von Akaba zogen wir längs der Küste nach dem Wadi-el-Henek *) wo zwei von unseren Führern welche auf die Gazellenjagd ausgegangen waren, eine ganze Familie von den in der Halbinsel des Sinai heimischen Murmelthieren welche dort El-Webr heißen fingen, das Männchen und Weibchen nebst zwei Jungen. Dieses arabische Murmelthier ist in dieser ganzen Region der Halbinsel zu Hause, und nährt sich von den wenigen Kräutern welche an den Quellen und längs den Bächen wachsen oder nach den Regengüßen emporkeimen. Es gräbt sich keinen eigenen Bau, wozu auch seine Füße gar nicht gebaut sind, sondern verbirgt sich in Erdlöchern und natürlichen Felsenspalten, wo es Schutz vor den ihm nachstellenden wilden Thieren sucht.

Dieses Thier hat trotz seines schlichten Aussehens und seiner verborgenen Aufenthaltsorte zahlreiche und tiefe Untersuchungen veranlaßt, welche namentlich von Bochart, Shaw, Buffon und Burkhard angestellt wurden die dabei in mancherlei Irrthümer verfallen sind, wovon derjenige Burkhards, welcher des Webr das bei ihm Wober heißt, für ein fleischfreßendes Thier ausgibt das die Größe eines starken Hundes habe, am weitesten von der Wahrheit entfernt ist **). Ausgestopfte Exemplare dieser in den europäischen naturhistorischen Museen zur Stunde noch seltnen arabischen Murmelthierart, kommen in dem Naturalienkabinet zu Berlin wohin es zuallererst im Jahre 1826 von Ehrenberg und Hemprich gesendet worden ist, dann in denen zu Frankfurt am Main und Paris vor, wovon ersteres dasselbe von Rüppell, und das andere von dem Verfasser erhalten hat.

Meine Zeit war zwischen geologisch-geognostischen, oryktognostischen, botanischen, zoologischen und conchyliologischen Untersuchungen getheilt, denn obgleich die Archäologie und Topographie den Hauptgegenstand meiner Reise ausmachten, so wollte ich doch auch keine von den angegebenen naturhistorischen Sphären vernachläßigen. Die Pflanzenkunde ist aber unstreitig diejenige naturhistorische Disciplin welche in diesen Sandwüsten am schwierigsten zu bereichern ist, denn die Dürre verhindert den Pflanzenwuchs, die Gewächse welche ihr Dasein der Frische der Nacht die ihrem Gedeihen günstig ist, und der sengenden Hitze des Tages welche sie verdorren macht abzuringen haben, gelangen mühsam dahin die Höhe von einigen Fuß über den Erdboden zu erreichen. Einige wenige Gegenden des Peträischen Arabiens jedoch bieten dem Pflanzenwuchse vermöge ihrer Conformation einen günstigen Schatten dar, gesellt sich dazu noch irgend eine Quelle, so findet der Pflanzenforscher dann allerdings eine reichlichere Ernte vor.

Von der Insel Graie die seit den Kreuzzügen kein Fuß eines Europäers betreten hatte, welche aber auch mit etwaniger Ausnahme irgend eines müssigen Fischers auch kein Eingeborner jener Gegend jemals besucht haben mag, kehrten wir wieder nach Akaba zurück um zu sehen ob unser an den Scheich des Stammes der Alewi *) Abu Reschid abgesandter Bote mittlerweile schon zurückgekehrt sey. Wir wurden in der Feste als alte Bekannte empfangen, und fanden Hassan Aga eben so pedantisch aber noch geplagter von der Langeweile vor als früher. Der Ramasan hatte eben begonnen, er konnte daher nicht wie sonst die Einförmigkeit seines Taglebens durch die Stunden der Mahlzeiten, die Kaffehtassen und die Pfeife unterbrechen, wirklich schien auch die Zeit nicht nur in Masse sondern gewißermassen Minute für Minute auf ihm zu lasten, und er zählte den Ablauf ganzer Stunden an seiner Uhr ab. Der Topschi oder Kannonier welcher als alter Artillerist bei einem Zwölfpfünder schläft, geberdete sich wie immer gravitätisch.

---

*) Eine Beschreibung des Henekthales haben wir in Nr. 16 unsers Blattes als Erläuterung zu der derselben beiliegenden Kupfertafel mitgetheilt, worauf unter andern eine Ansicht dieses pittoresken Thales dargestellt ist.

**) Herr von Hammer hat in seiner in den Wiener Jahrbüchern Band LXVI. (2. Quartal des laufenden Jahrgangs) abgedruckten meisterhaften Beurtheilung des Labordischen Reisewerks, worin eine Fülle der schätzbarsten Berichtigungen und Bereicherungen desselben vorkommen, auf die wir in unseren Blättern, namentlich in den Nrn. 11 und 14. wiederholentlich hingewiesen haben, den vor ihm noch niemals in irgend einem europäischen Idiom übertragenen Artikel über das Webr, aus Demiris Arabisch-Zoologischem Wörterbuche vollständig mitgetheilt und außerdem dargethan, daß Graf Laborde welcher die Rüppelsche Schreibart Waber, und die Burtonische Webar mit Recht rügt, seinerseits den Namen dieses Thieres irrig angegeben hat, indem dasselbe nicht Weber (Oueber) sondern Webr heißt.

*) Graf Laborde schreibt Alaouinen, was aber wie Hr. von Hammer in der obenangeführten kritischen Analyse bewiesen, eine unrichtige Schreibart.

Die Stunde des Sonnenuntergangs oder Moghrebs nahte heran, die Bewegung die sich bey dem Herannahen dieser Stunde in und außerhalb der Feste kund gegeben hatte, begann sich zu legen, und die Sonne neigte sich um wie eine Feuerscheibe hinter dem Mahammar-Berge zu versinken, während ihre Scheidestralen die kühnen und rosenfarbenen Nadeln der Granitfelsen vergoldeten. Jedermann kehrte in die Mauern der Feste zurück, die einen um dem Wachrufe zu gehorchen, die andern um nach einem Fasttage das erste Mahl einzunehmen, alle aber, um sich hinter den Flügeln der Thore vor den Unbilden der Wüste zu sichern. Ein von der Jagd zurückkommender arabischer Soldat trug eine lange mit Perlmutter eingelegte Büchse auf der Schulter, in der einen Hand einen Hasen und zwei Wasservögel haltend die seine weidmännische Geschicklichkeit bekundeten, weiterhin hatte ein Fischer sein mit Fischen angefülltes Netz über den Rücken gehängt; ihre lebhaften Farben schillerten mit mannigfaltigen Schattirungen ins Violette, Hoch- und Dunkelrothe; unsere Beduinen jagten ihre Dromedare die sie getränkt hatten vor sich hin, eine Heerde kleiner schwarzer Ziegen und einige arabischen Frauen, die mit der einen Hand ihr Kind und mit der andern das auf ihrem Kopfe befindliche Wassergefäß hielten, folgten ihnen. Ihre leichten Gewänder, ihre antiken Formen in Bewegung wie in Stellung, glitten vorüber und verschwanden inmitten der Palmenstämme, gleich jenen Schatten welche das rasche Neigen der Sonne hervorbringt und wieder zerstört. Alles wurde stille, und auch ich wollte mich eben zur Nachtruhe begeben, als eine wohlklingende obwohl näselnde Singstimme die von einem Saitenspiel begleitet wurde meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich nahte mich der Gegend des Gestades von woher sie ertönte, und das Gemälde das so eben erlosch, blieb hinter demjenigen das ich vor Augen hatte, weit zurück.

Die Beschreibungen haben mich immer zu kalt gelassen, als daß ich es versuchen sollte, diesen Sonnenuntergang, dieses asurne Meer, diese rosigen Piks, dieses abendstille Gestade, diese zierlichen Palmen, und am Fuß derselben den Albanier zu schildern, der auf diesem Boden ein Fremder wie ich, seinen Unmuth durch die Erinnerung an die Lieder seiner Kindheit und der Sangweisen der griechischen Gebirge linderte. Einige Ziegen vergaßen neben ihm die Abend- und Heimkehrstunde, und selbst der Beduine schien im Vorübersprengen einem Mitgefühle Raum zu geben.

Mit jenen Windspielen der Wüste die so filigranartig gebaut, so leichtfüßig sind und so lebhaft an jene altägyptischen Malereyen gemahnen wo dergleichen vorkommen, unternahmen wir unter andern auch eine Hasenjagd; der Hase setzte über den Sand dahin, das Windspiel folgte dicht hinter ihm drein, und unsere Dromedare mit weitgeöffneten Nüstern, die Nase in den Wind, langausgestrecktem Halse durchschnitten die grünlose Einöde; ringsumher kahle Berge, eine immer sengender werdende Sonne, und in dieser unabsehbaren Wildniß unsere winzige Weidmannsschaar, welch ein seltsames Jagdstück!

Hassan Aga kam des Nachmittags gewöhnlich in unser Gemach, um da die Zeit hinzubringen die ihm durch die Entbehrung der Pfeife und der Mahlzeit unerträglich wurde; eine Stunde vor Sonnenuntergang verließ er uns wieder um auf die Terrasse der seine Wohnung beherrschenden Bastey zu steigen; dort waren seine Blicke in denen sich wie in allen seinen Zügen die drückendste Langeweile malte, bald auf den Zeiger seiner Uhr, bald auf die sich neigende Sonne gerichtet, deren völligen Niedergang er so ungeduldig erwartete; wir pflegten auch hinauf zu kommen um ihm Gesellschaft zu leisten, wir legten dann gewöhnlich unsere Uhren neben der seinigen um ihm eine Beschäftigung mehr zu geben, die dann auch mit der Vergleichung des Ganges der verschiedenen Uhren seinen winzigen Geist vollauf in Anspruch nahm.

Auf einem Abendspaziergang unter den Palmen begegnete ich unsern Arabern welche die Kamehle nach dem Gestade des Meeres führten um sie zu tränken; ich folgte ihnen um die Quelle kennen zu lernen, aber wie sehr erstaunte ich als ich sie mit den Händen in den Sand, welcher noch wenige Augenblicke vorher von der Seefluth bedeckt gewesen war, ein Loch graben sah, das sich schnell mit sehr gutem Trinkwasser füllte! Man erhält längs dieser ganzen vor den Palmenschonungen sich hinziehenden Küstenstrecke auf die eben angegebne Weise Süßwasser, und obgleich dieser Küstenstrich von dem des Meeres nur durch den zur Aushöhlung des Loches aufgeworfenen Sand getrennt ist, schmeckt das Wasser doch vollkommen süß ohne allen Seewasserbeigeschmack, wofern man nur darauf Bedacht nimmt den ersten Zufluß welcher noch mit dem Seewasser womit der Sand getränkt war vermischt ist, hinweg zu schöpfen. Die Löcher füllen sich in weniger als einer Minute mit Wasser; zur Ebbezeit ist die ganze Küstenstrecke mit solchen Augenblicks-Cisternen bedeckt, die zur Fluthzeit von den herandringenden Gewässern wieder geebnet werden. Mit diesen Quellen ganz eigener Art verhält es sich folgendermaßen: Die Felsen welche sich bis zum Seegestade abdachen, sind von der Ausmündung der Thäler an mit einer Sandkruste bedeckt; die Quellen der verschiedenen östlichen Thäler so wie die durch die Regengüße entstandenen Waldbäche haben keinen andern Abfluß als zwischen dieser Sanddecke und dem Felsengrund; sie sickern daher dazwischen nach dem Meere hin wobei sie auf ihrem Wege die Wurzeln der Palmen tränken, und allerorten wo der Sand nur einen Fuß tief aufgewühlt wird sogleich zum Vorschein kommen.

Unser ins ferne Lager des Stammes der Alewi-Araber abgesandte Eilbote war noch immer nicht zurück; und wir fingen schon an besorgt zu werden, als uns eines Tages die Kunde gebracht wurde, daß ein Araber zu Dromedar auf der nördlichen Ebene daher gesprengt komme. Es war in der That unser Bote, welcher uns als wir mit ihm allein waren berichtete, er habe nach einem dreitägigen starken Ritte das Lager Achmed Raschids erreicht, diesen Scheich aber abwesend gefunden weil er sich in das Lager der Beni Sschar *) begeben habe, um von ihnen Rechenschaft wegen einer Unbill zu fordern; anstatt seiner habe er daher mit Abedschaf, Scheich eines Zweiges dieses großen Stammes und mit fünf nahen Verwandten Ach-

*) Der Verf. schreibt durchgängig Benisacker, wir folgen aber der von Hrn. von Hammer berichtigten Schreibart.

med Raschids unterhandelt und sie zur Reise nach Akaba bewogen, wo sie auch binnen wenigen Stunden anlangen würden:

Als uns die Ankunft der Alewi's gemeldet wurde, begaben wir uns auf die Terrasse zum Befehlshaber der Feste um sie dort feierlicher zu empfangen. Wir sahen sie in den Hof hineinreiten, wo sie ihre Dromedare niederknien ließen, und der Obhut zweier ihnen zu Fuß gefolgten Begleiter übergaben. In der Ankunft dieser Beduinen-Häupter, in ihrer gleichmäßig schlichten Tracht, in ihren scharf ausgesprochenen Zügen, in den seltsamen hellfarbigen Zierrathen ihrer Kamehle, in der ehrerbietigen Begrüßung die ihnen von der ganzen Bevölkerung der Feste zu Theil wurde, lag etwas Antikes und Biblisches. Jakob und seine Söhne aus Ägypten zurückkehrend; die aus fernen Landen kommenden Magier; oder jene so oft erwähnten arabischen Könige, so erschienen uns diese Scheiche der Wüste. Sie begaben sich mit dem Ältesten an der Spitze, nach unserer Bastey. Wir bewillkommneten sie oben an der Treppe nach Beduinenweise, d. h. indem wir die rechte Hand faßten und die Stirne berührten, worauf sich alle niederhockten.

Hassan Aga welcher sich entfernt hatte, um seinen stattlichsten rothen Benisch, eine Art von großem Kaftan anzulegen, kam nun zurück und begrüßte seinerseits die Ankömmlinge.

Was mir nachdem ich dieselben mit einiger Muße hatte mustern können vorzüglich auffiel, war die erstaunliche Gleichförmigkeit der Züge, die sonderbare Gleichartigkeit des ganzen Äußern dieser Alewi's mit allen syrischen Arabern die mir bis dahin vorgekommen waren. Man hätte sie für Glieder einer und derselben großen Familie halten mögen. Abudschasi, der Vornehmste darunter und wie bereits erwähnt Scheich eines bedeutenden Zweiges des Stammes, war ein kleiner Alter mit grauem Barte, dessen Tracht die ganze Einfachheit der Wüste offenbarte; ein um sein Kefije gewundener Musselin (in Turbansform das Abzeichen der Scheiche) machte deren ganzen Staat aus. In der Hand hielt er jenen Stab mit schief gesenktem Griffe, welcher oft als der Kopf des Wiederhopfs geschnitzt erscheint, von so alter Form, daß er schon in den Hieroglyphen vorkömmt, und bei den syrischen Beduinen dermaßen im Schwange ist, daß es in Damask einen eigenen Basar für solche Stöcke gibt.

Nach dem Moghreb oder Sonnenuntergang wurde in der Gallerie Hassan Agas ein ungeheurer Napf mit Reiß und ein ganzer Hammel aufgetragen, den wir auf verschiedene Weise hatten zurichten lassen. Der Sclave welcher die verdeckten Gerichte auftrug, gemahnte durch seine Züge wie durch seine Bewegungen an eine auf den altägyptischen Denkmalen nicht selten vorkommende Figur eines aufwartenden Sclaven. Man setzte sich im Kreise herum und nach den ersten Worten des Bismillah, waren die Ankömmlinge leicht an ihrer wahrhaften Hayen-Gefräßigkeit zu erkennen womit sie zulangten; die Bewegungen ihres rechten Arms womit sie in den Pilau einhieben waren so behend, daß man hätte glauben mögen sie wüßten denselben zu verzehnfachen.

Nach der Mahlzeit wurde ein förmlicher Divan gehalten worin mit den Alewi's eine Unterhandlung über sicheres Geleite nach dem Wadi Musa und während des Aufenthaltes in Petra gepflogen wurde, wobei sich die in Begleitung des Verfassers anwesenden Torat-Araber mit ungemeiner List und Feinheit benahmen, indem sie durch ihre mit großem Ungestüm geäußerten Besorgnisse und Weigerungen, die Alewi's nur zu entschiedenern und feierlichern Zusagen und Bürgschaften anspornten.

Am folgenden Tage ging der Aufbruch von Akaba vor sich, welches auf der Stätte des alten Ailat oder Eloth steht, das die äußerste Gränze von Hedschas bildete, und im neunten Jahre der Hidschret (630) von Mohammed selbst auf seinem syrischen Feldzuge erobert wurde. Der Weg ging durch das waldige Araba-Thal, die Ebene von Eloth und Ezion Gaber, den in der h. Schrift angegebnen Weg des Rothen Meeres entlang welcher die natürliche Karawanenstraße zwischen Ailat und Syrien ist. Abudschasi welcher voran ritt gab das Zeichen zur Rast, indem er sein Kamehl unfern des Ausgangs des großen Wadi Scherif-Hadid niederknien ließ. Wir fingen nun allgemach an mit unsern neuen Führern vertraut zu werden, als erstes Merkmal dieser Vertraulichkeit erzählten sie während sie den Kaffeh mit uns einnahmen eine sonderbare Geschichte, welche mit dem Namen des eben genannten Thales in dessen Nähe wir gelagert waren in Bezug steht. Der Ort, das reichgestirnte Firmament, das Lagerfeuer welches den rings um dasselbe sitzenden Kreis lebhaft erhellte, und selbst die ganze Einkleidung der Geschichte verliehen derselben einen eigenthümlichen Zauber.

Als wir am folgenden Morgen von dem Frost der Frühe zum Aufstehen gemahnt wurden, gewahrten wir unter der Decke worauf wir geruht hatten einen großen Scorpion von gelber Farbe, welcher allsogleich ohne sonderliche Eile sich davon zu machen begann, dem aber die Araber durchaus kein Leids zufügen lassen wollten. Es ist sonderbar daß eine Religion welche sich auf die Waffen, die Eroberung und Barbarei stützt, gewiße Züge der Milde und Weichheit sich zu eigen gemacht und bewahrt hat, die mit zu ihrem innersten Wesen gehören. Die Milde gegen die Thierwelt ist ein Beispiel davon, und in einem Lande wo das Menschenleben in der Wagschale der Gewalt so leicht wiegt, ist man erstaunt durchgängig eine so milde Begegnung der Thiere und selbst derjenigen zu finden die zu den von der Religion für unrein erklärten oder zu den gefährlichen gehören. Die Alewi's berichteten uns daß in dieser Gegend der Wüste viele Scorpionen und Schlangen vorkommen.

Von den Amalekitten und Kananiten geschlagen und von den Edomiten zurückgewiesen, kamen die Israeliten durch das Wadi Araba, den Weg des Rothen Meeres herunter um das Land von Edom zu umgehen. Ermüdet durch die Langwierigkeit und die Entbehrungen einer Auswanderung von der sie früher nur die lachende Seite ins Auge gefaßt hatten, wurden sie noch von einer Menge Schlangen angegriffen. Diese so alte Thatsache von der Menge der Schlangen in dieser Gegend, wird sowohl durch die Aussage der Araber wie durch die große Zahl derselben, die uns bei der Rückkehr nach Akaba zwei Meilen östlich von der oben genannten Gegend aufstießen erhärtet. W.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Erläuterung der Kupfer.

### Die Bergfeste Dewletabad*) (Dowlutabad) in Deccan.

Sie liegt auf der vorderindischen Halbinsel Deccan in der zu den brittischen Schutzländern gehörenden Provinz Aurungabad, ungefähr anderthalb geographische Meilen von der gleichnamigen Stadt, auf dem Grat eines gegen fünf hundert Fuß hohen steilen fast senkrechten Granitfelsen von wo sie gleich einem Adlerhorst hoch über der unten sich hinziehenden Stadt emporragt.

Eine dreifache Reihe von Wällen und Gräben machen sie im Verein mit dieser Lage, zu einer der uneinnehmbarsten Festen des an Bollwerken dieser Art so reichen Vorderindien.

Der erste Zugang zur Feste besteht in einer durch den Felsen gesprengten Öffnung durch welche sich nur eine Person und zwar mit Mühe hindurch zu zwängen vermag. Man gelangt durch dieselbe in ein bombenfestes Gewölbe, welches in den lebendigen Felsen eingesprengt ist und nur durch Fackeln erleuchtet wird. Von dort windet sich ein gegen zwölf Fuß hoher und breiter und sechs hundert Klafter langer ebenfalls durch den Felsen gesprengter Pfad allmälig aufwärts, welcher durch mehrere Ausfallspforten führt, die aus Fallthüren und engen Stiegen bestehen die sich nach dem Festungsgraben herabziehen. Dieser Weg führt in eine zweite Kasematte welche gegen zwanzig Fuß im Gevierte beträgt und durch ein Vertheidigungsmittel ganz eigener Art geschützt wird. Es ist nämlich eine große massive mit vielen Löchern versehene Eisenplatte über dem Eingange angebracht, auf welcher im Nothfall ein Feuer angezündet wird, so daß der ganze dahin führende unterirdische Gang in kurzer Zeit mit einer erstickenden Gluthhitze angefüllt werden kann.

Wenn die Feste gut vertheidigt wird wozu nur eine geringe Zahl von Truppen erforderlich ist, so kann sie nur durch Aushungerung eingenommen werden, sie hat jedoch andererseits den Nachtheil daß zu ihrer Belagerung auch nur eine geringe Truppenzahl erforderlich ist, und die Besatzung wegen der Beschaffenheit der Gänge keinen wirksamen Ausfall zu machen im Stande ist.

Von einem auf der obersten Höhe der Feste liegenden Vier und zwanzig-Pfünder weht die Fahne des Nisam von Hyderabad, in dessen unter der Schutzherrschaft des brittisch-indischen Reichs befindlichen Staaten Dewletabad liegt.

Die Stadt sammt der Feste hieß ehemals Deoghir und bildete die Hauptstadt eines unabhängigen Alpenstaates: Sie wird als der Schlüssel des Deccan angesehen. 3.

*) Der allgemein üblichen englischen Schreibart des Namens dieser Bergfeste „Dowlutabad" zufolge, dürfte man folgerechter diesen Namen in deutscher Schreibart durch „Dauletabad" geben, er heißt jedoch Dewletabad, denn Hr. von Hammer dem wir in der Schreibart aller west- und südöstlichen Namen als der spruchfähigsten Autoritat folgen und dieß bereits in Nr. 11 unsers Blattes äußerten, hat im LI. Bande der Wiener Jahrbücher in seiner Beurtheilung des Firischteschen Grundwerks über die Geschichte der mohammedanischen Herrschaft in Indien, dargethan, daß der monströsen Orthographie des englischen Übersetzers J. Briggs durchaus kein Vertrauen zu schenken ist.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir daher die in Nr. 21 des Bilder-Magazins in der Beschreibung des Rumi Derwase gebrauchte Schreibart Asaph-ed-Daulah berichtigen, dieser Name muß Aßaf-ed-dewlet (d. i. der wie Asaph weise Großwesir des Reichs) heißen. Siehe Wiener Jahrbücher Bd. LI. S. 79. W.

---

### Die Bergfeste Dewletabad in Deccan.

Zweiter Artikel.

Von Emma Roberts.

Diese außerordentliche Feste welche auf der Straße zwischen Ellora und Aurungabad ungefähr sieben englische Meilen von letzterer Stadt entfernt liegt, wurde von den Hindus erbaut, denen sie auch bis zum Jahre 1294 gehörte. Diese Bergfesten welche vorzüglich in der westlichen Region der Provinz Bidschapur *) in großer Menge vorkommen, wurden zur Zeit wo die europäische Kriegführungweise noch nicht in Indien in Schwang gekommen war, für äußerst wichtig erachtet und waren es auch in der That, und bei Dewletabad hatten sich Natur und Kunst verbündet, um eines der stärksten wie merkwürdigsten Bollwerke dieser Art in Vorderindien daraus zu machen. Ein Fels dessen Gestalt einem zusammengedrückten Bienenkorbe gleicht, erhebt sich ungefähr eine Fünftelmeile von dem Fuß der wegen ihrer Excavationen so berühmten Gebirgskette, von welcher er wahrscheinlich durch irgend ein vulkanisches Ereigniß losgerißen worden ist, einsiedlerisch von der Ebene empor, und seine Gestalt wie seine Lage boten den hinduischen Baukünstlern welche so zahllose unvergängliche Denkmale ihres Genies wie ihrer Ausdauer hinterlassen haben, einen trefflichen Spielraum dar.

Die Höhe dieses Felsens beträgt ungefähr fünf bis sechs hundert Fuß, und sein Umfang mehr als eine englische Meile. Er ist durch Kunst jäh und abschüssig gemacht worden, und rings um seinen Fuß läuft ein steiler Wall von hundert und fünfzig Fuß Höhe, um den sich ein breiter und tiefer Graben zieht. Der Weg hinauf nach der Feste geht mitten durch den Felsen in mäandrischen Windungen. Anfangs ist derselbe außerordentlich niedrig, und man kann nur in gebückter Stellung hindurch kommen, nach einigen Schritten aber führt er in ein hohes Gewölbe welches immerwährend durch Fackellicht erhellt wird. Aus dieser Halle führt eine zwölf Fuß hohe und eben so breite Gallerie die nicht so steil aufwärts geht daß sie ermüdend würde, außer da wo sie sich schon dem Gipfel nähert, zu verschiedenen Ruheplätzen, allwo kleine Fallthüren angebracht sind durch die man über enge Stiegen nach den Wallgräben kommt. Diese unterirdische Gallerie oder dieser aufwärts führende Felsen-Tunnel wie man ihn nennen könnte, wird nur durch Fackellicht erhellt, und von ihr aus laufen verschiedene Seiten-Gallerien die nach Vorrathsgewölben führen, welche ebenfalls in dem Innern des Felsens ausgehauen sind. Da wo man aus diesem Tunnel wieder ans Tageslicht hinauf kommt wird der Weg steil und

*) Siehe R. Mudie Picture of India. London, 1832. Vol. I. p. 228.

enge, der Berg ist an vielen Stellen mit Gebüsch bedeckt, und hie und da sind Gebäude zerstreut.

Das Haus des Gouverneurs ist groß und hübsch, und von dem Giebel desselben bietet sich eine weite und anziehende Aussicht nach der nahen Gebirgskette dar, auf welcher man die Städte Karguswarra und Rozah liegen sieht.

Auf diesen Pik ist ein ungeheurer Vier und zwanzig-Pfünder geschafft worden; die Schwierigkeit dieses Unternehmens soll ungeheuer gewesen seyn, und nur durch unglaubliche Ausdauer und nach zahllosen vergeblichen Versuchen besiegt worden seyn. Außerdem befindet sich fast kein Geschütz auf Dewletabad, und bei der jetzigen Kriegsführungsweise hat diese unüberwindliche Feste die man mit der Akrokorinth vergleichen dürfte, viel von ihrer vorigen Bedeutung verloren; überdieß beherrscht sie keine Straße keinen Paß oder sonst eine Gegend von Belang, und ist mithin dermalen nur noch als die vielleicht stärkste indische Bergfeste merkwürdig. Nach den Mogolen welche ihren frühern Namen Deoghur den sie unter den hinduischen Radschas geführt hatte in Dewletabad umwandelten, kam sie in die Gewalt der Beherrscher von Carnatic, und befand sich sogar eine Zeit lang in den Händen der Franzosen. Später gerieth sie in den Besitz der Mahratten, und 1776 unter die Herrschaft des Nisam von Hyderabad, dessen Nachfolgern sie bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Obgleich jedoch der Nisam in Folge seines engen Bündnisses mit dem brittisch-ostindischen Reiche (einstweilen) sicher auf seinem Throne herrscht, so wird doch die Feste Dewletabad mit äußerster Strenge bewacht, und der Posten eines Befehlshabers derselben ist einer der gefährlichsten und verantwortlichsten. Die Angehörigen des jedesmaligen Befehlshabers der Feste werden als Geißeln für die Treue und Wachsamkeit desselben in der Hauptstadt Hyderabad in scharfem engen Gewahrsam gehalten, und unter den Großmoguln Ekber und Dschihangir durfte kein Befehlshaber von Dewletabad länger als drei Jahre auf diesem Posten bleiben.

---

## Das Tadsch' Bewli (Taj Bowlee) und das Berra Gembus (Burra Gumbooz), oder Grabmal Mohammeds Aadilschah zu Bidschapur (Bejapore) in Deccan.

### Von der Stadt Bidschapur überhaupt.

Ein merkwürdigeres Beispiel von der Richtigkeit aller menschlichen Größe wie von der kurzen Dauer aller menschlichen Macht, als diese verödete Stadt der Moscheen und Mausoleen darbeut, dürfte vielleicht auf dem ganzen Erdkreise nicht gefunden werden. Ihre Überbleibsel von Bauwerken und Denkmälern können an Umfang, Pracht und Herrlichkeit mit Allen in die Schranken treten, welche Völker die am längsten auf Erden geblüht aufzuweisen haben. R. Elliot.

Dieses Palmyra der indischen Halbinsel Deccan (Dikhen) wie es mit Recht genannt worden ist, liegt in dem dem Radscha von Satarah gehörigen Antheil der Provinz Bidschapur, welche bekanntlich zwischen dem brittisch-indischen Reiche, dem Nizam von Hyderabad und dem eben genannten Radscha getheilt ist, in einer üppigen Ebene 88 Meilen südöstlich von Bombay entfernt. Bidschapur war vormals eine der größten Städte Hindostans und soll zu den Zeiten Orengsibs gegen Eine Million Einwohner und an sechszehn hundert Moscheen gezählt haben. Die kurze aber glänzende Herrschaft der Aadilschah Dynastie hat sich durch diese Stadt verewigt.

Sie enthält noch zur Stunde eine unermeßliche Menge von nicht minder anziehenden als prachtvollen Bauwerken, welche innerhalb zweier Jahrhunderte begonnen und vollendet wurden, und troz der Verödung welche über sie gekommen ist, dennoch viel von ihrer ursprünglichen Schönheit bewahrt haben. Mehrere sind sogar von der allesverheerenden Zeit, der zerstörenden Völker- und Feinde-Hand und der Unbill der Elemente kaum versehrt worden. Wenn man sich der Stadt von Norden her nähert, fällt der große Dom des Mausoleums Aadilschah Mohammeds zuerst in die Augen, man wird seiner schon in dem drei deutsche Meilen von Bidschapur entfernten Dorfe Kennur ansichtig, und wenn man näher kommt taucht allmälig ein solches Gewühl von Kuppeln, Minarets und Zinnen auf, daß man sich des Gedankens in eine reichbevölkerte und blühende Hauptstadt zu treten unmöglich erwehren kann.

Freilich führt der Weg nach der Außenmauer durch Ruinen, doch das ist in der Umgebung Indischer Städte kein ungewöhnlicher Umstand, und da das Geschütz fortwährend aufgepflanzt ist, und die Wälle wie die Thore mit Mannschaft besetzt sind, so wird der Reisende erst bei seinem Eintritt in die innere Stadt selbst, wo viele Straßen so dicht mit wildwucherndem Gestripp bewachsen daß sie unwegsam sind, bitter enttäuscht! So ist sie jetzt nur noch eine Stadt der Gräber, und viele Reisende welche durch ihre die tiefste Wehmuth erregende Öde wanderten, haben den Gegensatz bemerkt welcher zwischen den Mausoleen, diesen Behausungen der Asche der Dahingeschiedenen, und den Pallästen der einst Lebenden obwaltet; jene sind nämlich mit größter Sorgfalt wiederhergestellt worden, während diese ihrem gänzlichen Verfall entgegen gehen.

Der europäische Reisende welcher sein Zelt mitten unter diesen stolzen Überresten aufschlägt, er selbst jetzt der Berra Sahib, der große Herr dieser Scene, beschaut wenn er irgend ein fühlendes Herz im Busen trägt, die annoch herrlichen aber traurigen Male gefallener Größe mit einer an Schmerz gränzenden Empfindung.

Unter den Merkwürdigkeiten welche in Bidschapur aufbewahrt werden, befindet sich ein ungeheures Geschütz, zu dessen Guß wie die Sage lautet außer der Bronze auch eine große Masse Silbers und etwas Gold verwendet worden seyn soll. Es wiegt vierzig Tonnen, und dürfte die größte Kanone seyn welche irgendwo vorhanden ist.

Dieses Riesen- und Prachtgeschütz ist von einem Offizier in Diensten Hussein Nisan Schachs zu Ahmedneger, Namens Tschelabi Rumy Chan gegoßen worden; die Gußform ist noch vorhanden und liegt


L. Zechmayer sc.

Feste Dowlutabad.


L. Zechmayer sc.

Taj Bowlee zu Bejapor.


L. Zechmayer sc.

Grabmal zu Bejapor.

verwahrlost in dem Garten des Mausoleums dessen der sie schuf. Dieses Geschütz soll 1562 von Aly Aadil = Schah erbeutet worden seyn. Viele welche Bidschapur besuchen äußern ihr Leidwesen darüber, daß ein solches dreihundertjähriges Prachtwerk der Indischen Kanonengießerey, so vernachlässigt auf den zerfallenden Wällen einer jetzt so verödeten und wenig besuchten Stadt wie Bidschapur liegt, anstatt in das Brittische Museum oder in das Zeughaus nach London gebracht zu werden wo es die Bewunderung von ganz Europa erregen würde. Andere sind dagegen der Meinung, daß es ganz wohl gethan ist dasselbe da zu lassen wo es mit seiner ganzen Umgebung in Einklang und mit deren Geschichte innig verknüpft ist. Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß die hinduische wie die musulmännische Bevölkerung von Bidschapur die Hinwegführung dieses Geschützes mit dem tiefsten Kummer sehen, und dadurch überaus gekränkt werden würde, denn der Hindu wie der Moslim nähern sich demselben mit der größten Ehrfurcht, und zollen einer Macht die sie mit heiligem Schauer erfüllt, fast göttliche Ehre. Diese Angabe dürfte fast übertrieben scheinen und dennoch ist sie der strengsten Wahrheit gemäß, denn englische Offiziere haben bei ihrer Anwesenheit alldort mit Staunen gesehen, daß die Eingebornen sich der Kanone mit zusammengefalteten Händen und andächtiger Miene auf dieselbe Weise näherten, wie sie in ihren Pagoden sich ihren Götterbildern nähern. Das Zündloch der Kanone war mit weißen Blumen bestreut, der Vordertheil der Mündung mit wohlriechendem Öle gesalbt und mit Zinnober gefärbt, und es schien als wie wenn erst vor Kurzem kostbare Spezereyen davor angezündet worden wären, was Alles andeutete daß dem Geiste welcher nach dem Wahn der Eingebornen in diesem kriegerischen Heiligenschreine wohnt, ein Opfer gebracht worden war. Dieses heilige Geschütz ist größtentheils mit Inschriften und Sprüchen in dem blumenreichen Style welcher den morgenländischen literarischen Zierrathen dieser Art eigen ist, bedeckt; die nicht auf diese Weise verzierten Theile desselben sind spiegelglatt und blank polirt, und der helle Silberklang des Metalls deutet auf die große Masse des Silbers hin welche zu dem Amalgama verwendet worden ist.

Die jungen Springinsfelde unter den brittisch-indischen Offizieren, pflegen wenn sie Bidschapur besuchen, in den Schlund dieses Riesengeschützes worin fünf Personen gemächlich Platz haben hineinzukriechen und sich auf dem darin angebrachten Sitz niederzulaßen; durch einen sehr summarischen Prozeß pflegen sie aber auch wenn sie sichs in dieser so kühlen Bronze = Grotte eben recht behaglich machen wollen, Knall und Fall zu ihrer nicht geringen Verblüffung wieder hinaus geworfen zu werden. Die Sache geht auf folgende Weise zu:

Einige Schalke schlagen außerhalb mit den Ringen an die Kanone, wodurch ein so entsetzlicher Schall hervorgebracht wird, und so zwerchfellzerreißende Vibrationen entstehen, daß die ganze im Schooße des Feuerschlunds befindliche Gesellschaft erschrocken hinausfährt als wie wenn sie hinausgeschoßen würde. Bei einem Besuche den der vor Kurzem verstorbene berühmte Sir John Melcolm, während der Periode wo er die Statthalterstelle von Bombay bekleidete, in Bidschapur abstattete, ließ der Radscha von Satara zu dessen Schutzstaat die Stadt gehört, dem hohen Gaste zu Ehren, dieses Geschütz abfeuern. Obgleich es nur mit der Hälfte der Munition geladen war, die es vermöge seines Kalibers faßen kann, war doch die durch den Knall hervorgebrachte Erschütterung so heftig, daß mehrere von den Gebäuden wie durch einen Erdstoß in ihren Grundfesten erschüttert wurden, und die bestürzten Einwohner alle Dome und Minarets welche die früheren Erschütterungen überstanden haben zusammenstürzen zu sehen fürchteten. Diese in jeder Hinsicht einzige Kanone heißt Melki Meidan oder Melk i Meidan, Herrin der Ebene, und soll eine Schwester von gleicher Riesengröße Names Kerk we Bedglih, Donner und Blitz, gehabt haben, welche aber vor undenklichen Zeiten schon nach Punah geführt wurde wo seitdem alle Spur von ihr verschwunden ist. Ein Modell von „der Herrin der Ebene“ ist nach England gebracht worden, und gehört zu einer im Besitz eines vormaligen Offiziers der Bombay=Armee befindlichen wichtigen Sammlung indischer Merkwürdigkeiten und Alterthümer.

3.

---

## Das Berra Gembus (Borra Gumbooz) oder Grabmal des Mohammed Aadilschah.

Wo die Mogoln immer ihre siegreichen Banner aufpflanzten und obwohl nur kurze Zeit ihren Scepter über die eroberten Lande schwangen, da hinterließen sie immer die imposantesten und anziehendsten Trophäen ihrer Macht und Pracht. Die von diesem hochverfeinerten und staatliebenden Volke aufgeführten Bauwerke in Hindostan sind nicht minder durch die Zierlichkeit und den Pomp des Styls wie durch die allesübertreffende Schöne der Arbeit ausgezeichnet. Welchen Prunk von Säulen und Portiken, hochgewölbten Thoren, Kuppeln und vielzinnigen Minarets tragen die von ihnen aufgeführten Tempel, Mausoleen und Palläste zur Schau! welche Fülle des mannigfaltigsten Bildwerks und reicher Zierrathen von ausgemeißeltem Stein, und in welch hehren Einklange stehen diese Thürme und Dome und Terrassen mit dem üppigen Laubwerke der Tamarinde welche in den verödeten Höfen und am Saume der Weiher grünt! Die Öde welche jetzt um diese stolzen Denkmale waltet, erfüllt die Seele mit Schauer und Wehmuth; der Schackal und der Wolf schleichen im Mondenlichte in Gärten wo sich die reitzendsten Fürstentöchter ergingen, und so wird man in Bidschapur allerorten aufs Lebhafteste an jenen berühmten persischen Vers gemahnt, welchen Mohammed II. sprach, als er in die Hallen des verheerten byzantinischen Kaiserpallastes einzog:

> Es zieht in Kaiserburgen an dem Thor
> Die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor,
> Und in Efrasiabs gewölbten Hallen
> Hört man die Heermusik der Eule schallen.

Unter den während der Herrschaft der Könige von Bidschapur welche den gemeinsamen Dynastienamen, Aadilschah d. h. die gerechten Könige trugen, aufgeführten Bauwerken, zeichnen sich die Mausoleen Ibrahim Aadilschahs, welches um das Jahr 1620, und Mohammed Aadilschahs welches um das Jahr 1650 erbaut wurde, durch ihre imposante Größe aus. Ersteres soll gegen sieben Millionen Rupien gekostet und 37 Jahre lang über siebenthalb Tausend Werkleute beschäftigt haben. Die Wände sind mit arabischen Inschriften bedeckt, die von den vielfältigsten Verzierungen und Schnörkeln umgeben werden. Die Vergoldung und der Schmelz welche einst an diesen Wänden schimmerten, sind mit Ausnahme einer kleinen Stelle wo sie durch eine sonderbare Fügung unversehrt erhalten sind, durch die Unbill der Zeiten gänzlich vertilgt worden.

Wenn man sich von dem Eindrucke den diese prachtvoll verzierten und mit Inschriften besäeten Mauern einst auf den Beschauer machen mußten, eine ungefähre Vorstellung machen will, so denke man sich das reichgeschmückte Titelblatt einer kostbaren arabischen oder persischen Handschrift etwa durch ein optisches Mittel hundertfach vergrößert, und diese Idee dürfte vielleicht auch den Erbauern dieses Prachtwerkes vorgeschwebt haben, da auf diesen vier Wänden der ganze Koran eingegraben gewesen seyn soll.

Das Mausoleum Mohammed Aadilschahs oder das Berra Gambus wie es bei den Eingebornen heißt, ist das Grabmal des beliebtesten Herrschers der Dynastie der Aadilschahe, und zugleich des letzten unabhängigen Königs von Bidschapur. Es wurde bei Lebzeiten desselben und unter seiner eigenen Aufsicht erbaut. Obgleich etwas schwerfällig ja plump in seiner Bauart, erfüllt es durch seinen staunenswerthen Umfang und die Symmetrie seiner Verhältnisse die Seele mit Ehrfurcht.

Von welchem Punkte und aus welcher Entfernung es immer betrachtet werden mag, schrumpfen alle in seiner Umgebung befindlichen Gegenstände zur Unbedeutendheit zusammen, während sein ernster und feierlicher Styl und Charakter im innigsten Einklange mit der öden Größe der Ruinen steht über die es stolz hinausragt. Das Berra Gambuz welches von jedem Punkte der umliegenden Landschaft aus sichtbar ist, übertrifft die St. Paulskirche zu London an Umfang, und steht in dieser Hinsicht nur der St. Peterskirche in Rom nach. Der Dom überwölbt ein viereckiges Gebäude welches aus einer einzigen 150 Fuß im Gevierte großen Halle besteht die mit Einschluß der Kuppel eben so hoch ist.

Der Sarkophag Mohammed Aadilschahs steht in der Halle auf einer hohen Granit-Platform unter einem Baldachin; zu beiden Seiten stehen die Sarkophage der Seinen und einer Lieblings-Dewedaschi oder Bajadere. Das Ganze ist mit heiliger Erde aus Mekka die mit Sandelholz-Pulver gemischt worden, bedeckt. Der Baldachin soll vor der Eroberung Bidschapurs durch die Mahratten von gediegenem Silber gewesen, von diesen wilden und schonungslosen Eroberern aber durch einen hölzernen ersetzt worden seyn.

Die Wände sind wie die des Mausoleum Ibrahims, mit Sprüchen aus dem Koran in Haut-relief besäet; goldene Lettern auf dunkelblauem Grunde von Schmelz, welcher durch einen Überzug von flüssig gemachten Lapis lazuli gebildet worden; die goldenen Verzierungen und Schnörkel sind reitzend in einander verschlungen und heben sich von diesem prachtvollen und köstlichen Grunde höchst malerisch ab.

3.

---

## Das Tadsch' Bewli (Taj Bowlee) zu Bidschapur.

Zu den mannigfaltigen Bauwerken und Anlagen womit Bidschapur von seinen Aadilschahen ausgeschmückt worden war, gehörte auch eine in einem tropischen Klima zwiefach segensreiche und preiswürdige Fülle an Springbrunnen und Weihern, welche die Luft mit ihren Krystallfluthen erfrischten. Dergleichen Wasserwerke die man sich gewißermaßen von orientalischen Städten und Gebäuden unzertrennlich denkt, kommen in Indien seltsamerweise nicht so häufig vor, als man vermuthen sollte.

Brunnen und Weiher gibt es zwar viele in Indien, solche Springquellen und künstliche Kaskaden aber, die mit ihrem krystallenen Nektar die lechzende Lippe des Wanderers erfrischen, seine glühende Schläfe kühlen, und dann durch ihr melodisches Geschwätz und Geplätscher in Schlummer lullen, denen man, den morgenländischen Mährchen zufolge, auf jedem Schritt und Tritt in diesem Sonnenlande begegnen zu müssen glauben sollte, kommen selten vor. In Bidschapur aber sieht man noch zur Stunde neben vielen in Trümmer gesunknen Gebäuden und Monumenten das heilige Naß aus dem weitgeöffneten Rachen in Stein gemeißelter Thiergestalten ausströmen, klar und glänzend wie zur Zeit des Blüthenalters der Stadt im Sonnenlichte funkeln und schimmern und melodisch dahin rieseln.

Bidschapur verdankt Aly Aadilschah dem fünften Herrscher seines Königsgeschlechts, die Anlegung der Wasserleitungen welche die Stadt mit Wasser versahen.

Das herrliche Wasserbehältniß welches unter andern auf unserer heutigen Kupfertafel abgebildet ist, liegt in geringer Entfernung von dem Mekka-Thore, und wurde von Melik Scindal, dem Freunde und Lieblinge des Aadilschah Mohammeds dessen Mausoleum ebenfalls auf gedachter Kupfertafel abconterfeyt ist, errichtet, welcher durch die Anlage eines der prachtvollsten künstlichen Wasserbecken Südindiens seinen Freundesbund mit seinem königlichen Gebieter verewigen wollte.

Der Weiher oder Bewli hält beinahe hundert Yards im Gevierte und ist fünfzig Fuß tief; auf drei Seiten ist er von Säulenhallen umgeben um welche eine Gallerie läuft; auf der vierten Säule ist ein Pracht-Thor angebracht auf dessen beiden Flanken hübsche zur Aufnahme von Wanderern bestimmte Gebäude stehen. Die wenigen Eingebornen die in der Gegend wohnen sind sorgfältig darauf bedacht das Wasser rein zu erhalten und das Baden darin zu verhindern.

3.

---

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

# allgemeine Weltkunde.

25.] St. Katharinenkloster auf dem Sinai. — Ruinen im Wadi Feiran. — Felsentheater zu Petra. [1834.




## Lebensskizzen merkwürdiger Zeitgenossen im Morgenlande.

### 1. Die Begüm Semru (Sumroo).

Über diese indische Fürstinn welche das in der Provinz Delhi zwischen dem Ganges und dem Dschemna gelegene kleine Fürstenthum Sirdhana (Seerdhuna), unter der Schutzhoheit des brittisch-indischen Reichs beherrscht, haben in neuester Zeit die Capitäne Th. Skinner und Mundy, und der Major Archer, (letztere beide waren Adjutanten Lord Combermeres Oberbefehlshabers der brittisch-indischen Armee), in ihren seit dem Jahre 1830 erschienenen überaus schätzbaren Reisewerken, ferner wenn wir nicht irren die in Lyon herauskommenden Annales de l'Association de la propagation de la foi, mehr oder minder ausführliche Angaben mitgetheilt, welche unseres Wissens noch in keinem europäischen Blatte und überhaupt noch nicht zusammengestellt worden sind. Nun bringt das so eben erschienene Oktoberheft des Londoner Asiatic Journal eine umständliche Lebensskizze dieser indischen Elisabeth im Kleinen, wie Archer sie nennt.

Da nun allen An- und Wahrzeichen zufolge, über Kurz oder Lang in der Indischen Welt eine sich sichtbar vorbereitende unvermeidliche Krisis eintreten muß, und namentlich die Verhältnisse des brittisch-indischen Riesenreichs zu den bis jetzt theils völlig unabhängigen, theils in einem Schutzverbande zu demselben befindlichen cis- wie transgangetischen indischen Staaten eine gänzliche Umgestaltung erleiden dürften *), welche einen unberechenbaren Einfluß auch auf die europäischen Angelegenheiten, insbesondere auf die Verhältnisse zwischen Großbritannien und Rußland ausüben müssen, so gewinnt hiedurch Alles was in Bezug mit Indien steht ein zwiefaches Interesse.

Der nachstehenden Mittheilung des obenerwähnten Lebensabrisses der Begüm Semru aus dem Asiatic Journal, lassen wir die bereits früher in den Werken der drei brittischen Reisenden erschienenen Angaben mit Vermeidung aller Wiederhohlungen, jedoch mit gewißenhafter Aufnahme der nur irgend erheblichen Abweichungen in der Schilderung eines und desselben Vorganges folgen, ein Verfahren das wir schon in unserer in den Nrn. 20 und 21 des Bilder-Magazins erschienenen Mittheilung über den siebenbürgischen Reisenden Csoma von Körös beobachtet haben: F. M. W.

* * *

Die merkwürdige Frau welche seit einer Reihe von Jahren das Fürstenthum Sirdhana unter der Schutzhoheit der ostindischen Compagnie beherrscht, wurde ungefähr um das Jahr 1754 geboren und heißt Saib el Nissa (Zierde ihres Geschlechts) welcher Name ihr nebst dem Titel „Begum," in der Folge von dem Kaiser von Delhi verliehen wurde.

Sie knüpfte in früher Jugend ein Verhältniß mit einem schweitzerischen Abentheurer Namens Semru an, welcher eigentlich Sommer geheißen, und diesen Namen bei seinem Eintritt in den Militärdienst der Compagnie angenommen haben soll; einer andern unverbürgten Angabe zufolge soll er diese Benennung wegen seines stets finstern und düstern Aussehens (sombre) erhalten, er also vermuthlich anfangs im französischen Ostindien gedient haben.

Beide Angaben sind noch jetzt gäng und gäbe in Indien. Dieser Glücksritter der von niedriger Herkunft und so unwissend war daß er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, wußte sich nachdem er den brittisch-indischen Kriegsdienst heimlicherweise verlassen und nach Oberindien geflohen war, dergestalt bei dem damaligen Nawab von Bengalen in Gunst zu setzen, daß er ihm den Oberbefehl über sein Heer übertrug. Während er in den Diensten dieses Radscha war, fiel auf seine Anstiftung und auf seinen Befehl zu Patna jene Ermordung aller Engländer die sich dort aufhielten vor, die man die Bengalische Vesper nennen könnte. Die von Seiten der brittischen Truppen erfolgte Einnahme von Patna, und die bald darauf stattgefundene gänzliche Eroberung Bengalens von denselben, zwangen ihn eine Zuflucht am Hof von Aude zu suchen, und in der Folge errichtete er sogar ein förmliches Freicorps mit welchem er sich in den Kriegsdienst des damaligen Beherrschers von Delhi Nedschet Chan begab. An Zahlungsstatt verlieh ihm dieser in der Folge eine Landstrecke von beträchtlichem Umfange als Dschagher oder Lehn, das nach seinem Tode der im Jahre 1776 erfolgte, nebst dem Befehl über das Freicorps welches fortbestand, auf seine Witwe die den Gegenstand dieses Lebensabrißes ausmacht überging.

Die Herkunft und der frühere Stand dieser außerordentlichen Frau welche seitdem über ein hal-

*) Wir verweisen hiebei unter andern auf die wahrscheinlich aus dem Morning Herald entlehnten überaus wichtigen und beachtenswerthen Berichte über Ostindien, welche die Allgemeine Zeitung in ihren außerordentlichen Beilagen in Briefen aus London von Zeit zu Zeit mitzutheilen pflegt.

des Jahrhundert hindurch eine so bedeutende Rolle in Hindostan gespielt hat, sind nie mit Gewißheit auszumitteln gewesen. Angeblich soll sie in früher Jugend eine Tänzerinn gewesen seyn, und aus Kaschmir stammen, für welches Land ihre für Hindostan ungewöhnliche Weiße wie die ehemahls blonde Farbe ihres Haares sprechen. Einer andern in Indien verbreiteten Sage zufolge soll sie in Agra geboren seyn, wenigstens fand dort ihre Verbindung mit Semru Statt welche die Ursache ihrer Erhebung wurde. Daß sie einst ungemein reitzend gewesen seyn muß, dafür sprechen die noch jetzt in ihrem hohen Alter vorhandenen Reste von Schönheit. Sie ist unter Mittelgröße, zart geformt, hat fein geschnittene Züge, feurige braune Augen und eine kaum etwas dunklere Hautfarbe als den Italienerinnen eigen ist. Ihre Arme, Hände und Füße erklärte ein englischer Maler für Muster von Schönheit, worauf sie auch noch jetzt stolz ist.

Nach dem Tode Semrus, schloß sie ein zweites Ehebündniß mit einem französischen Abentheurer Namens L'Oiseaux oder Le Vassu, welcher unter den Mahratten gedient hatte, und von ihr zum Befehlshaber des mehrerwähnten Truppencorps ernannt wurde. Dieser Ehe wurde sie bald überdrüßig, wie es heißt aus dem Grunde, weil ihr Gemahl wiederholt den Wunsch äußerte nach seinem Vaterlande zurückzukehren, und in sie drang ihm mit ihren Schätzen dahin zu folgen. Nun läßt sich aber kein Ansinnen denken welches hinduischen Frauen von Rang und Vermögen mehr zuwider wäre als ein solches, weil sie wohl wissen oder aus Vorurtheil befürchten, daß sie in der Fremde kein Ansehen genießen würden; bei den nicht seltenen Ehen zwischen Hinduerinnen und Europäern, meist Engländern, pflegt daher meistentheils letztern die ausdrückliche Verpflichtung, als unumgängliche Bedingung der Heirath, abgefordert zu werden, daß sie ihr Leben in Indien zubringen würden.

Die Begum ließ die Bestürzung in welche sie der ihr von ihrem Gemahle gemachte Antrag versetzt hatte, nicht im geringsten merken; sie stellte sich vielmehr als ob sie in den Plan aufs Ernstlichste einginge, beschwor ihn aber seine Absichten geheim zu halten, weil sonst die Truppen wenn sie von diesem Vorhaben ihres Befehlshabers etwas erführen, auf den Gedanken gerathen könnten, die Ausführung desselben mit Gewalt zu verhindern. Während sie nun dem Anschein nach ganz wohlgemuth mit der Einpackung des Goldes und der Edelsteine die sie mit sich nehmen wollte beschäftigt war, mußten mehrere von ihr gedungene heimliche Emissäre die Gemüther der Truppen wie überhaupt der Bevölkerung gegen den Franzosen einnehmen, sie von seinem Vorhaben unterrichten, und zu dessen Vereitlung anreitzen. Als alles nach ihren Wünschen bereit war, begann sie ihren Gemahl mit Gerüchten von einem Aufstande der im Werke sey zu schrecken, wobei sie ihm wiederholt ihre Besorgniß äußerte, daß es äußerst schwierig seyn dürfte ihr Entkommen aus der Mitte der aufgebrachten Soldateska zu bewerkstelligen, welche wie sie vernommen habe, ihm und sie umzubringen entschloßen sey, wofern sie das Land verließen und auf ihrer Flucht ertappt würden; den Schimpf einer solchen Festnahme von ihren eigenen Leuten, sagte sie, würde sie nicht überleben, und ihr Entschluß sich in einem solchen unglücklichen Falle selbst den Tod zu geben, sey unwiderruflich gefaßt.

Durch diese mit der glattzüngigsten Schlangenlist angewendeten Einflüsterungen wußte sie dem schwachen Le Vassu die feierliche Zusage abzudringen, daß er wofern dieß geschehen sollte, ihrem Beispiele folgen und sich ebenfalls das Leben nehmen werde.

Nachdem alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen waren, wurde die Reise nächtlicherweile unter starker Bedeckung angetreten. An dem von der Begum bestimmten Orte erfolgte von einem dazu gedungenen Haufen Bewaffneter ein Scheinangriff gegen die in ihrem Gefolge befindliche Schutzwache, welche alsbald den Kürzern zu ziehen sich anstellte. Bei diesem Scheingefechte ging es gefließentlich aufs Lärmendste drunter und drüber zu, es fielen unter andern mehrere Pistolenschüsse, und mitten in diesem Tumult wurde dem armen Tropf von Ehegespann welcher fast außer sich vor Schrecken war, die Kunde hinterbracht die Begüm habe sich selbst erschoßen, welches Gerücht ihm um so glaublicher vorkommen mochte, da er wußte daß sie mit Pistolen die sie vortrefflich zu handhaben verstand bewaffnet war. Er stieg augenblicklich von seinem Elephanten und rannte zu ihrem Palankin, wo er von dem die größte Bestürzung heuchelnden Gefolge die Bestätigung der Schreckenspost erhielt. Da er die Entschloßenheit seiner Gemahlinn kannte, so hielt er nun alles für verloren, und jagte sich ohne auch nur einen Blick in den Palankin zu werfen, sogleich seiner Zusage getreu eine Kugel durch den Kopf! — —

Als die Begum sah daß dieses seltene Muster eines gefälligen Ehemannes sich richtig vom Leben zum Tode gebracht habe, ließ sie die Thüren ihres Palankins öffnen, zeigte sich unverschleiert der Soldateska, bestieg einen Elephanten und hielt von demselben herab eine Anrede an dieselbe, die mit dem lebhaftesten Jubel aufgenommen wurde, worauf sie unter dem Geleite der nun für sie begeisterten Schaar wieder zurückkehrte.

Von jenem Zeitpunkte an, hat sie mit voller Machtgewalt ihr Land beherrscht, und dieselbe ist ihr nie streitig gemacht worden.

Brittische Offiziere welche früher in Kriegsdiensten der Mahratten gestanden haben, erzählen daß sie die Begüm damals wo sie noch in der Fülle der Schönheit und Jugend war, öfter ihre Truppen persönlich ins Treffen führen gesehen haben, wobei sie mitten unter dem schrecklichsten Gemetzel die ihr eigene kaltblütige Unerschrockenheit behauptete. Während der Regierung des Schach Alam, soll sie in einer Schlacht wo die Truppen des Großmoguls schon geflohen waren, durch ihre Tapferkeit und Geistesgegenwart, wie durch den Heldenmuth ihrer eignen Hilfsschaar das Reich gerettet haben. Zum Lohn dafür erhob sie der dankbare Großmogul zur Begum oder Fürstinn und verlieh ihr den Rang gleich nach den Mitgliedern seiner eignen Familie.

Als der Sturz des Reichs der Großmogule herannahte, wußte sie, deren Interessen bisher so eng mit demselben verknüpft gewesen waren, sich so geschickt zu benehmen und zu laviren, daß ihr in den Verträgen von 1805 nicht nur der unverkümmerte Besitz ihres Landes von der brittisch-indischen Regierung garantirt, sondern dasselbe auch sogar für un-

abhängig von der Civil-Gerichtsbarkeit der Präsidentschaft Bengalen erklärt wurde, wozu der übrige Theil der Provinz Delhi hinführo gehörte.

Das Fürstenthum Sirdhana welches sie solchergestalt seit mehr als einem halben Jahrhundert beherrscht, ist ungefähr vier geographische Meilen lang, dritthalb breit und hat gegen vierzehn im Umfange. Es ist besser angebaut als die benachbarten Staaten, ja sogar als die der Compagnie gehörigen Landschaften in seiner Nähe, und die Bevölkerung wohlhabender wie überhaupt in besserem Zustande als die der übrigen. Die Hauptstadt ist stark bevölkert und blühend. Ihr Pallast ist auf europäische Weise gebaut und eingerichtet. Das Truppencorps welches sie zum Schutze ihrer Person und nöthigen Falls zur wirksamen Beitreibung der Steuern unterhält, besteht hauptsächlich aus Radscheputen, bekanntlich nach den Sikhs der kriegerischste Volksstamm Hindostans; es sind lauter hochgewachsene rüstige Leute, und diese durchaus berittene und bewaffnete Soldateska deren hochfahrendes unverschämtes Benehmen sprichwörtlich geworden ist, wird von Offizieren von europäischer Abkunft befehligt. Ihre Uniform ist dunkelblau, lange Röcke die um den Leib mit scharlachrothen Scherpen oder Kummerbunds befestigt werden, die Turbane von derselben Farbe. Der Artilleriepark ist vortrefflich eingerichtet und nimmt sich im Felde ganz stattlich aus.

Die Belagerung der berühmten Festung Bhertpur (Bhurtpore) welche ihrer Zeit (1826) selbst in Europa so vieles Aufsehen erregte, daß die öffentlichen Blätter alle Umstände dieses allerdings höchst wichtigen Festungskrieges, wobei für das brittisch-indische Reich sehr viel auf dem Spiele stand, umständlich mittheilten, erregte die ganze alte Kriegslust der Begum, welche vor Begierde brannte persönlich bei dieser Belagerung neben dem Oberbefehlshaber des brittisch-indischen Heers Lord Combermere zu figuriren und einigen Antheil an dem Siegsruhme wie auch an den Prisengeldern zu erhalten.

Lord Combermere welcher ihrer Handvoll Leute sehr wohl entrathen konnte, lehnte das Anerbieten der kampflustigen Amazone höflichst mit dem Beifügen ab, daß es ihm sehr angenehm seyn würde, wenn sie das ihm angebotene Kontingent zur einstweiligen Besetzung der heiligen Stadt Mettra verwenden würde: wogegen sie mit gewohnter Schlauheit einwendete, wenn das Volk von Hindostan sie nicht auf dem Posten der Gefahr sehe, dürfte es ihr nachsagen sie sey in ihren alten Tagen feige geworden, eine Nachrede, die ihr vielen Kummer machen würde, dadurch brachte sie es dennoch dahin, daß ihr wenigstens gestattet wurde ihre Zelte in der Nähe des Hauptquartieres aufzuschlagen, um wenigstens sagen zu können, daß sie bei der Einnahme der Festung zugegen gewesen sey.

Zur Zeit wo sich Lord Lake, welcher zu Anfang des laufenden Jahrhunderts die Generalstatthalterstelle von Bengalen bekleidete, in Delhi aufhielt, und noch eine lange Reihe von Jahren nachher, pflegte sie in ihrem auf einer Anhöhe mitten in einem wahren Feenparke gelegenen Pallaste dort die prachtvollsten Feste zu geben, und wurde selbst von den stolzen Engländern mit allen einer regierenden Fürstinn gebührenden Rücksichten behandelt.

Sie faßte dadurch eine so hohe Meinung von ihrer politischen Wichtigkeit, daß sie sich in neuerer Zeit wo doch die Verhältnisse und Umstände in Indien einen so gewaltigen Umschwung erlitten haben, und durch den raschen Wachsthum wie durch die Befestigung der brittischen Macht, das Ansehen der eingebornen indischen Schutzfürsten sehr gesunken ist, etwas zu übernehmen anfing, und dem brittischen Residenten zu Delhi wenn sie dahin kam, die ihm als Residenten der brittisch-indischen Regierung, oder was gleichviel ist des Generalstatthalters gebührende Aufwartung, die er von allen Personen *) niederern Ranges zu fordern berechtigt ist, abzustatten unterließ.

Der Resident berichtete hierüber an die Regierung nach Kalkutta, welche einen förmlichen Verweis an die Begum von Sirdhana mit dem Bedeuten ergehen ließ, daß sie den begangenen Etikettefehler wieder gut zu machen habe, was sie auch obschon in der entsetzlichsten Mißlaune und mit widerstrebendem Herzen that. Ihr Stolz war durch diese Demüthigung so tief gekränkt, daß sie sogleich nachdem sie die ihr vorgeschriebene Aufwartung im Residentschaftspallaste abgestattet hatte, ohne sich weiter in Delhi aufzuhalten, spornstreichs wieder nach ihrer Residenz zurückkehrte, und bei ihrer Abreise sich hoch und theuer vermaß, sie wolle nie wieder den Fuß in diese Stadt welche sonst ihr Lieblingsaufenthalt war setzen. Sie hat pünktlich Wort gehalten, und seitdem nur an solchen Orten verweilt, wo sie durch die Gegenwart eines so hohen Functionnärs nicht in Schatten gestellt wird. Ihr Pallast zu Sirdhana wie überhaupt diese Residenz wird aus einer andern in ihren Augen noch erheblicheren Ursache ebenfalls von ihr gemieden. Einige ihrer Astrologen haben ihr nämlich vor geraumer Zeit prophezeit, daß ihre Rückkehr dahin ihren Tod zur Folge haben werde, da sie nun trotz ihres sehr hohen Alters nicht die geringste Lust in sich verspürt zu ihren Vätern versammelt zu werden, so meidet sie Sirdhana im wahren Sinne des Wortes wie den Tod. Und doch ist ihre Residenz sehr reitzend und insbesondere die dortigen Gärten wegen ihrer üppigen Fülle von Fruchtbäumen berühmt; die Orangen- und Zitronenhaine durchwürzen die Luft mit ihren Blüthendüften, und biegen sich unter der Bürde ihrer goldenen Schätze.

Sie hält sich jetzt meist in der Nähe von Miret, (Meerut) der glänzendsten brittischen Cantonnementsstadt in ganz Indien, in einer Villa auf, wo sie prachtvolle Feste zu geben pflegt, bei denen sie sich so wenig Zwang anthut, daß sie nicht einmal die Sitte der englischen Frauen, sich nach aufgehobenem Tischtuch zu entfernen und den männlichen Theil der Tischgesellschaft bei den Flaschen allein zu lassen, beobachtet.

Ihr Hof ist bis vor einiger Zeit stets der Zufluchts- und Sammelort für alle europäischen Abentheurer aller Art gewesen, welche mißvergnügt, die Schätze die sie in Indien, als dem gepriesenen Eldorado

*) Die mit dem Posten der brittisch-indischen Residenten an den größern indischen Höfen verbundenen Auszeichnungen, und überhaupt die überaus wichtige und lucrative Stellung derselben, lernt man unter andern aus V. Jaquemonts Briefen kennen, woraus wir einige die brittisch-indische Beamtenwelt betreffende Stellen in einer unserer nächsten Lieferungen mittheilen werden.

mit leichter Mühe nach dem Beispiel der Boigne, Martin und ähnlicher Glücklichen mit leichter Mühe zusammenzubringen vermeint hatten, nicht gefunden zu haben, endlich nach Sirdhana gingen, sich dort für immer niederließen mit Hinduerinnen verbanden, und ihre Kinder ganz auf hinduische Weise erziehen ließen; Sirdhana bot daher das seltsame Schauspiel einer Menge von Europäern dar, die außer ihrer Hautfarbe nichts mehr von ihrem Erdtheile und ihrem Vaterlande zur Schau trugen *). So erschien unter andern vor mehreren Jahren zu Agra ein aus den Diensten der Begum entlassener Irländer, welcher sich in Sprache, Anzug, Manieren, kurz in seinem ganzen Aussehen und Benehmen dergestalt hindostanisirt hatte, daß er abgesehen von seiner europäisch weißen Gesichtsfarbe, durchaus von einem Eingebornen nicht zu unterscheiden war; dergleichen Fälle kommen aber in Sirdhana häufig vor. Mehrere von den angesehensten ausländischen Offizieren u. dgl. der Begum sind von Geburt Franzosen.

Seit den letzteren Jahren jedoch hat in Folge der eingetretenen Ruhe und überhaupt der durchaus veränderten Verhältnisse in Indien, das einstige Gedränge der europäischen Glücksritter aller Art nach Sirdhana, wie überhaupt nach den Höfen und zu den Heeren der eingebornen indischen Fürsten, stark abgenommen und an deren Stelle sind sogenannte Halbkasten getreten, deren Erwartungen und Forderungen sehr bescheidener Art sind.

Die Begum welche im Islam erzogen worden war, soll schon sehr frühe wahrscheinlich von ihrem ersten Gemahl, dem obenerwähnten Semru oder Sommer dazu bewogen, zur katholischen Religion übergetreten seyn. Ein von derselben zu Agra gestiftetes Männer-Kloster ward nach seinem Tode von ihr fort unterhalten und ein Frauenkloster mit demselben verbunden. Zu Sirdhana ließ sie nach dem Muster der St. Peterskirche eine herrliche Kathedrale erbauen; die Altäre sind von weißem Marmor von Dscheypur, und reich mit Karneol und Agatsteinen von verschiedenen Farben ausgelegt. Es sind mehrere katholische Priester bei derselben angestellt. Die Begum welche wie es scheint selbst jetzt in ihrem so hohen Alter noch nicht die geringste Reue über die vielen Verbrechen verspürt, die sie im Laufe ihres langen Lebens verübt hat, und auf die wir später ausführlicher zurückkommen werden, könnte in keinen bessern Händen seyn als denen eines dieser Geistlichen, Namens P. Julius Cäsar vom Franziskanerorden, welcher den schönsten Vorstellungen die man sich von einem christlichen Priester zu machen vermag, entspricht. Frei von aller Ehrsucht widmet dieser ehrwürdige Mann seine ganze Zeit und alle seine Bestrebungen der Erhaltung und Vermehrung seiner kleinen Heerde **).

Sein eigentlicher Wohnsitz ist die Stadt Patna wo sich eine kleine katholische Gemeinde befindet; und von dort aus besucht er von Zeit zu Zeit Sirdhana und andere Orte seines weitausgebreiteten Sprengels. Er ist der einzige Europäer welcher seit jener obenerwähnten durch den ersten Ehegemahl der Begum angestifteten Ermordung aller englischen Einwohner, sich in Patna niedergelassen hat, und steht bei den Hindus in so großem Ansehen, daß die englischen Civilbehörden seinen Beistand in Anspruch nehmen, um die Bevölkerung wenn sie durch irgend eine Ursache in Gährung gerathen ist, wieder zu beschwichtigen.

Sein Talent und sein liebenswürdiger Charakter machen ihn zu einem stets willkommenen und hochgeehrten Gast in den Häusern der brittischen Einwohner der in der Nähe von Patna gelegenen Civilstation Bankapur, und der Bischof Heber welcher die Popularität deren dieser treffliche Mann genießt, bloß seinem einnehmenden Benehmen und seinem feinen Takt im Umgange mit den Menschen zuschreibt, hat ihm hiemit keineswegs Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Schätze welche die Begum im Laufe ihres langen Lebens aufgehäuft hat, sind unermeßlich. Ihre jährlichen Einkünfte werden auf zehn Lak Rupien oder Eine Million Fl. C. M. angeschlagen. Ihr Marstall ist einer der ausgezeichnetsten in Hindostan. Ihr Fürstenthum fällt da sie selbst kinderlos ist, nach ihrem Tode entweder in Folge eines ausdrücklichen Traktats oder vermöge eines freiwilligen Vermächtnisses der ostindischen Compagnie anheim.

Wir haben oben der von der Heldinn dieser biographischen Skizze begangenen vielen Verbrechen erwähnt, diese waren in der That von der Art daß sie in Hindostan deßhalb allgemein verabscheut worden ist. Vor der Besitznahme der benachbarten Provinzen durch die brittisch-indische Regierung, verübte dieser weibliche Wütherich nicht selten Grausamkeiten der empörendsten Art. Die schaudererregendsten Geschichten sind in Hindostan darüber in Umlauf. So sollen z. B. mehrere von ihren Unterthanen in ihrem Beiseyn lebendig gespießt und andere aufs Entsetzlichste verstümmelt worden seyn.

Die alleremporendste Thatsache aber steht mit einer von der fruchtbarsten Ursachen weiblicher Grausamkeit und Rachsucht in der engsten Beziehung. Sie ließ nämlich einst eine von ihren Dienerinnen die sie in Verdacht eines geheimen Liebesverständnisses mit einem ihrer Buhlen hatte, unter dem Boden ihres Schlafgemaches lebendig begraben, und weidete sich die ganze Nacht hindurch an dem herzzerreißenden Gestöhn des beweinenswerthen Opfers ihrer teuflischen Rachsucht. Um jede etwanige Rettung der Unglücklichen zu vereiteln, deren entsetzliches Schicksal das Mitleid des ganzen Hauses erregt hatte, ließ sie auf der Stätte wo das Mädchen begraben worden war, einen Teppich ausbreiten und ihr Bett darüber aufschlagen! —

Daß in den Senanas oder Harems der indischen Radschas häufig empörende Scenen vorfallen, weiß jeder welcher nur einigermaßen mit dem Leben und Weben der indischen Frauenwelt bekannt ist. So ist es nicht selten vorgekommen, daß die Sclavinnen der Prinzessinnen des entthronten Kaiserhauses von Delhi, deren es bekanntlich eine Legion gibt, heimlicherweise

*) Es scheint daß es mit Lahore, der Hauptstadt Rendschit Sings, des mächtigen Beherrschers der Sikhs seit einigen Jahren dieselbe Bewandtniß hat, und dermalen ein bedeutender Zug von Abentheurern sich dahin zu wenden begonnen hat.

**) She could scarcely be in better hands than those of Father Julius Caesar, who realises the most beautiful ideas which could be formed of a christian minister. Destitute of ambitions hopes he devotes all his time and thoughts to the preservation and enlargement of his little flock.
Asiatic Journal, October 1834 p. 150.

aus dem Pallaste entflohen und bei dem brittischen Residenten flehentlich um Schutz gegen die Tyrannei ihrer Gebieterinnen flehten; eine so gräuelvolle Unthat wie die von der Begum verübte dürfte aber wohl selbst in Indien selten vorgekommen seyn.

Schließlich wollen wir noch einige die Begum betreffende Einzelnheiten mittheilen: Sie spricht außer der Hindostanischen keine andere Sprache. Ihre Tracht besteht meist in einem kurzen weiten Rocke von reichem Stoff, unter welchem ihre Gold- oder Silberbrokatenen Beinkleider einige Zoll lang hervorsehen.

Anstatt des Schleiers welcher von allen Frauen Hindostans unabänderlich getragen wird, trägt sie einen Turban, ein Umstand welcher obschon an sich unerheblich scheinend, dennoch zeigt, daß sie sich über die Meinungen und Vorurtheile des Landes völlig hinwegsetzt, da der Turban nur von Bajaderen bei solchen Vorstellungen getragen wird welche für äußerst unanständig gehalten werden, und daher nie vor Frauen stattzufinden pflegen. Sie ist meist mit einer Masse von kostbarem Geschmeide und Edelsteinen geschmückt. Die Pantoffeln der achtzigjährigen Greisinn sind von hellfarbigen Stoffen und so eng und kokett ausgeschnitten wie bei einem sechszehnjährigen Mädchen. Ihre Hukah oder Tabakspfeife, die sie sogar nach aufgehobener Tafel in Gegenwart der ganzen Tischgesellschaft raucht, ist reich mit Edelsteinen verziert.

Zu ihren Reisen und Spazierfahrten bedient sie sich anstatt des in Hindostan üblichen Palankins eines in Kalkutta verfertigten Prachtwagens, woran eine Masse von Silber verschwendet ist, und eines vierspännigen Postzugs; die Postillions tragen dunkelblaue Livre mit Silber.

In den letzten Jahren hat sie sich von einem indischen Porträtmaler öfter abconterfeyen lassen und eines ihrer Miniaturporträts dem vorigen Generalissimus des brittisch-indischen Heeres und Eroberers von Bhertpur, Lord Combermere, zum Geschenk gemacht, für welchen die hochbetagte Kokette eine zärtliche Zuneigung zu hegen schien. W.

## Stellen in den Reisewerken Archers, Skinners und Mundys über Indien, worin die Begum Semru erwähnt wird.

### Major Archer (Jahr 1827—1829 *).

Die Begüm Semru besitzt das ihrer Herrschaft unterworfene Land als ein lebenslängliches Lehn oder sogenanntes Dschaghir (jagheer), dessen Einkünfte anfänglich auf sechs Lak Rupien (600,000 fl. C. M.) jährlich geschätzt, von ihr aber durch überaus gute Verwaltung auf acht gesteigert worden sind, der Besitz dieses Lehns **) wurde ihr von dem Generalstatthalter Lord Lake welcher zu Anfange des laufenden Jahrhunderts in Bengalen regierte, mit der Bedingung bestätigt, daß es nach ihrem Tode an die Compagnie zurückfalle.

Die Lebensgeschichte dieser merkwürdigen Frau ist von der Art, daß schon ein leichter vielleicht unvollständiger Abriß oder vielmehr nur Überblick derselben anziehend seyn muß. Im Morgenlande war der Umstand daß ein Mensch von niedriger Herkunft sich zur Herrschermacht und Würde emporschwang zu keiner Zeit etwas Unerhörtes oder nur Seltnes. Was im Occident unausführbar erscheinen durfte das war im Orient kaum etwas Außerordentliches. Das Beispiel der Begüm Semru, welche sich von einem sogenannten Natsch-Mädchen oder öffentlichen Tänzerinn bei festlichen Unterhaltungen, zur Würde einer indischen Herrscherinn über die Bevölkerung eines blühenden Lands aufschwang, verdient jedoch schon ihres Geschlechtes halber erwähnt zu werden, obgleich die Eingebornen oder die mit der Geschichte Hindostans vertrauten Anglo-Britten, bei so häufigen Fällen dieser Art darin etwas ganz Gewöhnliches erblicken.

Aus welcher Gegend von Hindostan sie stammt und was ihre Eltern waren, ist unmöglich mehr zu ermitteln, und sie selber hat stets das tiefste Stillschweigen darüber beobachtet; nur läßt sich aus der außerordentlichen Weise ihrer Hautfarbe, und der eigenthümlichen Gesichtsbildung muthmaßen daß sie aus dem nördlichen Indien stammt.

(Die Erzählung des Hergangs jenes Bubenstückes wodurch sie sich ihres zweiten Gemahles entledigte, stimmt mit der von uns aus dem Asiatic Journal mitgetheilten in den Hauptumständen überein, nur kommen noch außerdem zwei dort mit Stillschweigen übergangene Umstände vor, erstlich daß Le Vassu, wenn er sich nicht verabredetermaßen selbst den Tod gegeben hätte, in Folge der bereits im voraus für jeden Fall getroffenen Veranstaltung seiner schändlichen Gemahlinn, niedergemacht worden wäre, und zweitens daß sie nachdem er bereits entseelt zu den Füßen ihres Elephanten lag, ihn mit Füßen trat, und gegen seine unausgesetzten aber ohnmächtigen Bestrebungen ihr die Zuneigung ihres Volkes zu entfremden, mit dem Ingrimm einer Furie eiferte). —

Lord Lake (erzählt Archer ferner) fand sie in den Kriegen von 1803—1805 den brittischen Interessen freundlich zugethan, was ihr von Seiten der Regierung des brittischen Ostindien die Bestättigung in ihrem Lehn zuwege brachte. Sie hat ein langes Leben hindurch ihre Stellung und Unangefochtenheit mitten in einem Gedränge einander bekämpfender Mächte zu behaupten verstanden, und darf mit Fug und Recht auf die Ehre der Vergleichung mit unserer Elisabeth in Hinsicht des Charakters Anspruch machen. Das Ansehen dessen sie genoß als ihre Macht in der Wagschale der indischen Staaten noch etwas zu bedeuten hatte, ist jetzt jedoch verschwunden, und nun wo das Alter ihr Blut abgekühlt und der Gang der Begebenheiten ihr keinen Spielraum mehr für die Übung jener ausgezeichneten Geistesgaben gelassen hat, durch welche sie selbst auf einem weit ausgedehntern Schauplatze geglänzt haben würde, hat sie ihre ganze Sorgfalt der agrikultorischen Verbesserung ihres Landes zugewendet, obgleich sie weiß daß sie pflanzt was andere ernten werden. Ihre Gefilde grünen üppiger und die Bevölkerung ihrer Dorfschaften scheint wohlhabender und glücklicher als die der brittisch-indischen Lande.

Vorstehende Skizze (schließt Archer) rührt von einem Manne her welcher sie sein ganzes Leben

---

*) Tours in Upper India and in parts of the Himalaya Mountains with accounts of the courts of the Native Princes. II. Vol. London, 1833. (Theil. I. S. 137—144.

**) Also ein förmliches brittisch-indisches Reichs-Lehn?

hindurch gekannt hat, und von ihr mit *) dem Namen ihres „Sohnes" beehrt wird?

*  *  *

[Die die Begum von Sirdhana betreffenden Stellen aus den Reisewerken der Capitäne Skinner und Mundy, folgen in der nächsten Lieferung].

## 2. Oberst Gardiner zu Chasgunje.

Noch vor wenigen Jahren bot Indien ein weites Feld zu Abentheuern dar. Der verworrene Zustand dieses unermeßlichen Ländergebietes, die ehrsüchtigen Pläne und die einander widerstreitenden Interessen der einheimischen Landesfürsten, waren denen welche in der Kriegskunst erfahren waren, und ein wildes, umherschweifendes, unstetes Leben und Treiben unter den Völkern Hindostans dem strenggeordneten Dienste der ostindischen Compagnie vorzogen, höchst erwünschte Umstände.

Eine der anziehendsten Figuren jener indischen Condottieri wie man sie füglich nennen dürfte, welche in Folge des gänzlichen Umschwunges der Dinge in Indien immer mehr und mehr zu verschwinden beginnen, ist der Held nachfolgender kurzen Lebensschilderung, auf welchen die öffentliche Aufmerksamkeit in Großbritannien neuerlich durch den merkwürdigen Umstand der bevorstehenden Vermälung seiner Töchter mit nahen Mitgliedern des entthronten Kaiserhauses von Delhi, neuerdings gelenkt worden ist.

Oberst Gardiner welcher der in England sehr angesehenen Familie dieses Namens angehört, kam in früher Jugend vor dem Ausbruch des Mahrattenkriegs nach Indien wo er in den Kriegsdienst der Compagnie trat. Bald darauf verließ er jedoch denselben um unter den damals so mächtigen und gefürchteten Mahratten Dienste zu nehmen.

In jener Periode war es unmöglich voraus zu sehen, daß die brittisch-indische Regierung durch den Drang der Umstände in Krieg mit indischen Staaten verwickelt werden würde, welche so fern von den damaligen Gränzen ihres Reichs lagen, daß der Gedanke an deren Unterjochung wohl niemals bei ihr aufkommen mochte. Viele loyale Männer trugen daher damals kein Bedenken in den Militärdienst einheimischer indischen Fürsten zu treten, weil zur Besorgniß, daß sie jemals in den Fall gerathen könnten die Waffen gegen ihr Vaterland tragen zu müssen, gar kein Grund vorhanden war; bald wendete sich jedoch das Blatt, und nach dem Ausbruch des großen Mahrattenkrieges sahen sich die in Holkars Militärdiensten befindlichen Engländer in eine höchst peinliche Lage versetzt, da ihnen durchaus keine Wahl gelassen war, und sie sich nicht einmal neutral verhalten durften, denn sie wurden von ihrem unerbittlichen Gebieter bei Todesstrafe gezwungen unter seiner Fahne gegen ihr Vaterland zu kämpfen, und dadurch zum Hochverräther gegen dasselbe zu werden.

In einigen mit der ostindischen Compagnie in Krieg gerathenen Staaten wurden die Engländer bei der Annäherung der brittisch-indischen Truppen, oder bei dem geringsten Verdacht an ihre Treue sogleich ums Leben gebracht. Oberst Gardiner welcher außer seiner Kriegserfahrenheit eine gründliche Kenntniß des hinduischen Charakters besaß, durchschaute die Pläne seines Gebieters und suchte sich bei Zeiten aus dem Staube zu machen; seine Flucht aus dem Reiche des Holkars war eines der kühnsten Wagestücke, und steht an pittoresken Umständen und Incidenzen so wie an persönlichen Gefahren der Flucht des berühmten Dagald Dalgetty nicht nach.

Holkar hatte um sich der Dienste eines so tüchtigen Offiziers zu versichern, nachdem alle gütlichen Mittel vergebens erschöpft worden waren, den Gefangenen an eine Kanone binden lassen und ihm mit unverzüglichem Tode gedroht, wofern er auf seiner Weigerung mit dem Mahrattenheer ins Feld zu ziehen, bestehen werde. Gardiner blieb standhaft; in der Hoffnung daß er ihn dennoch kirre machen werde, ließ Holkar die Hinrichtung aufschieben, und den Gefangenen der Obhut einer Wache übergeben welche angewiesen war, ihn keinen Augenwink aus den Augen zu verlieren.

Als er einst längs des hohen und abschüssigen Gestades eines Flusses hin wandelte, stieg plötzlich der Gedanke in ihm auf einen kühnen Streich zu seinem Entkommen zu versuchen; er spähte sich während des Weitergehens eine zur Ausführung seines verwegenen Entschlusses geeignete Stelle aus, und sprang unter dem Ausruf Bismillah (in Gottes Namen) in einen vierzig bis fünfzig Fuß tiefen Abgrund hinab. Ihm nachzuspringen verging allen seinen Wächtern die Lust, es wurden ihm aber Kugeln nachgeschickt, und der ganze Ort gerieth in Aufruhr. Er welcher trotz dieses fürchterlichen Sprunges unversehrt geblieben war, raffte sich schnell wieder auf, eilte zu dem Fluß, stürzte sich hinein und schwamm aus Leibeskräften um ans jenseitige Ufer zu gelangen; da er aber nach einiger Zeit wahrnahm daß seine Verfolger hinter ihm her waren, barg er sich in ein Ufergebüsch, wo er bei Gefahr von einem Alligator verschlungen oder verstümmelt zu werden, eine geraume Zeit lang bis an den Mund im Wasser blieb; als er sah daß die Gefahr vorüber sey, stieg er auf der entgegengesetzten Seite ans Land, und wanderte auf abgelegenen Wegen nach einer benachbarten Stadt die unter dem Commando eines seiner Freunde stand, der obgleich ein Mahratte und ein Diener Holkars, ihn dennoch mit seltener Aufopferung und mit Gefahr seines Lebens eine Zeitlang verbarg, worauf Gardiner als indischer Grasmäher verkleidet, seine Flucht fortsetzte und endlich glücklich die englischen Vorposten erreichte, wo er von seinen Landsleuten mit offnen Armen begrüßt wurde. Er erhielt alsbald den Befehl über ein Regiment irregulärer Reiterei, mit dem Oberstentitel den er noch zur Stunde bekleidet. Die Dienste die er als Oberst dieses Sipahiregiments im Felde leistete, brachten der brittischen Regierung nicht mehr Vortheile als seine obenerwähnte gründliche und vielseitige Kenntniß des Landes und Volkes, die er sich in Folge

*) Nach der von uns angestellten Vergleichung der oben im Auszuge mitgetheilten Stelle aus dem Archerischen Reisewerke mit dem kürzlich im Londoner Asiatic Journal erschienenen, und von uns obigem Lebensabrisse zum Grunde gelegten Artikel einerseits, und der Mittheilungen von Skinner und Mundy andererseits, können wir nicht umhin zu bemerken, daß Major Archer eigentlich die ersten zuverlässigen und ausführlichen Angaben, über die trotz ihrer nun mehr als halbhundertjährigen Herrschaft sonderbarerweise in Europa fast gar nicht besprochene, und unsers Wissens noch in keinem größern biographischen Werke, Conversations-Lexikon u. dergl. vorkommende indische Herrscherinn mitgetheilt hat. W.

seines langen Umganges und Verkehrs mit den Eingebornen so wie durch seine vielen Züge erworben hatte. Seiner mit auf dieser Kenntniß beruhenden unvergleichlichen Unterhandlungskunst mit den Hindus, verdankte die ostindische Compagnie die Übergabe einer jener fürchterlichen auf andere Weise fast unbezwinglichen Bergfesten (Komulmair in Mawar), woran wie wir schon in der Schilderung der deccanischen Bergfeste Dewletabad bemerkt haben, Indien so außerordentlich reich ist, daß man sie als einen der charakteristischesten Hauptzüge dieses Ländergebiets ansehen darf. Der Befehlshaber des zur Einnahme dieser Feste abgesendeten brittisch-indischen Truppencorps, stand des langen Zauderns und der Unschlüssigkeit der Hindus schon überdrüssig, eben in Begriff den Platz dessen Besitz unerläßlich war um jeden Preis zu stürmen, als sich Oberst Gardiner erbot den Versuch zu machen, die Besatzung durch Unterhandlung zur Übergabe der Feste zu vermögen.

Der Erfolg bewies daß er seine Talente nicht zu hoch angeschlagen hatte; denn die Besatzung ließ sich von ihm bearbeitet willig finden, gegen die Bezahlung der Soldrückstände die sie von Holkar zu fordern hatte den Platz zu räumen. Oberst Tod führt es in seinem ausgezeichneten Werke über Radschastan*) als einen dem brittischen Charakter und Kredit zu hoher Ehre gereichenden Umstand an, daß die Besatzung die von dem Befehlshaber des englischen Belagerungscorps, welchem damals vor der Hand nicht mehr als 4000 Rupien baaren Gelds zu Gebote standen, auf Wechsler der benachbarten Städte ausgestellte Anweisung zur Bezahlung des Restes der bedungenen Summe, ohne alles Bedenken und ohne allen Zweifel an die pünktliche Einlösung derselben annahm.

Die merkwürdige Ehe welche der Held dieser biographischen Skizze bald nach dem Mahrattenkriege schloß, bildet einen der anziehendsten und außerordentlichsten Vorgänge in seinem an hochromantischen Ereignissen so reichen Leben. Er entführte nämlich eine moslimische Fürstentochter, die Schwester eines von den kleinen Potentaten von Deccan, welche obschon sie dermalen zu verhältnißmäßiger Unbedeutendheit herabgesunken sind, damals während des Flors der Mahrattenmacht sehr bedeutende mittelindische Herrscher waren. Der verwegene keine Furcht kennende Partheigänger scheute eben so wenig die mit Argusaugen bewachten Mauern eines Senanas oder indischen Frauenwohnung, als die mit Geschützen bepflanzten Wälle einer Feste, und in dem Augenblicke wo sein Leben durch die Verrätherei des Bruders seiner Geliebten in Gefahr schwebte, führte er dieselbe in Triumph von dannen und entfloh mit ihr an einen andern mittelindischen Hof. Es läßt sich schwer angeben, was für eine Art von Ehevertrag eigentlich bei den in Indien nicht seltenen Verbindungen zwischen Moslimen oder Hindus und Christen stattfindet, indeß wird er dort als bindend angesehen; und eine Hinduerinn kommt durch eine solche Verbindung nicht außer Verkehr mit ihren Angehörigen und überhaupt mit ihrem Volke.

Die Verbindung des Obersten Gardiner mit einer deccanischen Fürstentochter that weder ihm noch seiner Gemahlin bei der Bevölkerung von Hindostan den geringsten Abbruch; sie verharrte bei ihrem mohammedanischen Glauben, und bei der unverbrüchlichen Beobachtung aller den indisch-moslimischen Frauen von Stande vorgeschriebenen Rücksichten, ihre Töchter wurden ebenfalls im Islam und in derselben strengen Abschließung erzogen, beides Punkte welche von einem europäischen Gemahle und Vater selten zugestanden werden.

Vermöge ihrer mohammedanischen Religion und Erziehungsweise, sind die Misses Gardiner dagegen auch vollkommen dazu geeignet die Gemahlinnen einheimischer indischer Fürsten zu werden, da die Familienverbindungen und hohe Abkunft ihrer Mutter (aus dem Hause der Großmoguln!) den Nachtheil den ihnen ihre Herkunft von väterlicher Seite zufügen könnte bei weitem aufwiegten. So scheinen denn wundersamerweise die Töchter eines englischen Obersten dazu bestimmt ihr Leben in dem Senana eines indischen Radschas zuzubringen, anstatt auf den Bällen von Kalkutta oder London zu glänzen.

Sonderbarerweise hat man bisher selbst in Indien in der dortigen europäischen Gesellschaft kaum irgend etwas von dem Vorhandenseyn dieser durch ihre merkwürdige mütterliche Abkunft, wie durch ihre ungemeine Schönheit und eigenthümliche Bildung so anziehenden Mädchen vernommen. Ihre Lage so seltsam sie in Europa insbesondere in England erscheinen wird, erregt in Indien wenig oder gar keine Theilnahme; niemand scheint es dort zu bedauern daß sie nicht im Christenthume erzogen worden, und es ganz natürlich zu finden, daß sie dem Volke und Glauben dem ihre Mutter angehört, nicht entfremdet worden, ob aber auch unsere geneigten Leserinnen, denen gewiß schon bei dem Gedanken an das vogelbauerartige Leben in einem indisch-moslimischen Zenana bange wird, die Sache so natürlich finden, und nicht einigen Antheil an dem Schicksale der schönen Misses Gardiner nehmen dürften, glauben wir fast verneinen zu dürfen.

Oberst Gardiner welcher nach dem Mahrattenkriege angetrieben von seinem nach Thaten und Abentheuern dürstenden Geiste, den Militärdienst der ostindischen Compagnie abermals verlassen und ein Freicorps auf seine eigene Faust errichtet hatte, womit er als Partheygänger bald diesem bald jenem indischen Potentaten diente, lebt bereits seit geraumer Zeit in stiller Zurückgezogenheit zu Chasgunje, und hat einen großen Theil von den Meinungen und Sitten, wie von der Lebensweise und Tracht des Volkes unter welchem er den größten Theil seines Lebens zugebracht hat, angenommen, verkehrt jedoch dessenungeachtet mit seinen in der Nähe seines Wohnortes sich aufhaltenden Landsleuten, denen seine Gesellschaft das größte Vergnügen gewährt.

Seine Autobiographie würde wenn er sich je zur Abfaßung derselben entschließen möchte, ein Werk von hohem Werthe und Interesse seyn, indem sie ein Gemälde indischer Sitten und Lebensweise, Politik und neuerer Geschichte seyn würde, in welche so tief einzudringen nur Wenigen außer ihm vergönnt gewesen seyn mag.

Da er sich trotz seines bereits vorgerückten Alters noch in voller Mannskraft befindet, so darf man

*) Annals and Antiquities of Rajast 'han or the central and western Rajpoot states of India, by J. Tod. London, 1829 und 1832 II. Vol. in 4to.

hoffen daß er die reichen Vorrathskammern seiner Erinnerung aufthun, und die nur ihm bekannten, oder wenigstens so umständlich bewußten denkwürdigen Ereignisse und Vorfälle eines wildbewegten thatenvollen Lebens, welches wohl die meisten Romane an Interesse überbieten dürfte, zur Belehrung und Ergötzung mittheilen wird. W.

## Erläuterung der Kupfer.

### St. Katharinenkloster auf dem Sinai.

Wenn der von Ägypten her kommende Reisende oder Pilger den hohen Gebirgsrücken zurückgelegt hat, welcher die beiden großen Thalgelände der Halbinsel des Sinai bildet, wovon das eine, das Wadi Scheich, nebst dem Wadi Feiran nach dem Meerbusen von Sues, und das andere, das Wadi Sackal nach dem Meerbusen von Akaba hin sich abdacht, gewahrt er das St. Katharinenkloster welches still inmitten der auf ihn herniederschauenden wundersamen und sagenreichen Berge ruht; links steigt der Horeb ein Ausläufer des Sinai empor, im Hintergrunde dehnt sich die Ebene aus wo das Volk Israel seine Zelte aufgeschlagen hatte.

Das Kloster ist ein längliches Gebäude welches nur ein großes Thor hat, das aber der besonders früher häufigen Überfälle der Beduinen halber stets vermauert ist, der Ein- und Auslaß geschieht daher mittelst eines Seiles durch ein dreißig Fuß hoch vom Boden erhabenes Fenster.

Aus der auf beiliegender Kupfertafel befindlichen Abbildung dieser auf einer der welthistorischesten Stellen des Erdkreises stehenden Klosterfeste, läßt sich die Einrichtung des großen Gebäudes, welches nebst der Umfangsmauer auf dem Abhange des Thales erbaut ist, leicht ersehen; und namentlich sind die vier Haupt-parthien desselben, die Kirche, die Moschee, die einzelne Cypresse und das als Thor dienende Fenster deutlich wahrzunehmen. Z.

### Ruinen im Wadi Feiran.

Der Dschebel Serbal, ein hohes Granitgebirge auf der idumäischen Halbinsel, birgt in seinen tiefen Wadi's oder Thälern zahlreiche Ruinen von Klöstern, verödeten Gärten, und jene Stiegen oder Treppen die mit so vieler Ausdauer angelegt worden waren, um dem Pilger nach dem heiligen Sinai seine fromme Wallfahrt zu erleichtern.

Diese außerhalb der gewöhnlichen Richtung der Reisenden und Pilgrime gelegene Thalschlucht, bleibt auch außerhalb des Kreises der Forschungen der ersteren, wie der zufälligen Wahrnehmungen der letzteren. Und doch verdient sie es so sehr daß man den mit der Wanderung dahin und hindurch verknüpften Beschwerden Trotz bietet, um ihre wundersamen Felsennadeln zu beschauen, an der tiefen feierlichen Stille welche unter und um dieselben waltet, Seele und Gemüth auszuweiten, und durch die Trümmer der bescheidenen Einsideleien sinnend zu schweifen, welche an die Zeiten erinnern wo die religiöse Begeisterung Pilger aus fernen Landen ja Erdtheilen hieher führte, während eine fromme Entsagung in dieser erhabenen Einsamkeit glücklich oder wenigstens ruhig hausen ließ. W.

### Felsentheater zu Petra.

Unter den noch zur Stunde im Wadi Musa in der Idumäischen Halbinsel vorhandenen Denkmalen, durch ihren Felsenstoff fast unvergänglichen Werken der Menschenhand, zieht ein aus einem Felsen ausgehauenes antikes Theater die Blicke des staunenden Wanderers auf sich. Ein Theater aus einem Berge sprengen scheint schon eine Riesenarbeit, es aber in einen Granitfelsen aushauen fast unmöglich.

Die Stufen haben sich obschon von den Tritten und später von den Regengüßen abgenützt, dennoch wohl erhalten; der Platz wo sich die Scene befand, ist noch wahrzunehmen, und selbst mehrere Säulen-Basen gestatten einige Vermuthungen über ihre Anordnung. Das Staunenswertheste ist aber die Umgebung dieses Theaters, welches rings von Grabmalen umringt ist, also die Scene welche die Welt und das Leben bedeutet mitten unter den Behausungen des Todes! Welche seltsame Geistesrichtung eines ganzen Volkes welches sich mit dem Gedanken an den Tod eben so vertraut machte wie Mithridates mit dem Gift, um sich unempfindlich dafür zu machen. W.

## Miscelle.

In dem Königreiche Kandy auf Ceylon, (erzählt der ausgezeichnete englische Reisende Capt. Th. Skinner in seinem so ungemein gehaltreichen Werke, Excursions in India, including a walk over the Himalaya Mountains to the sources of the Jumna and the Ganges, London 1832, 2te Auflage 1833) wurde ein Engpaß oder Ghat geraume Zeit hindurch von einem einzelnen (währscheinlich von seiner Heerde vertriebenen) Elephanten als Wegelagerer gehüthet, welcher niemanden durchließ, der ihm nicht einen Tribut für seinen Gaumen entrichtete.

Als er nämlich einst zufällig an dem Eingang dieses Ghats erschienen war, war eben auch ein Kuli oder hinduischer Lastträger dort angelangt welcher eine Ladung Dschaggray, eine aus Zucker bereitete Eßwaare, trug und vor Schrecken über den plötzlichen Anblick des wilden Elephanten seine Bürde abwarf und Reißaus nahm. Der Elephant hob das Bündel auf, untersuchte den Inhalt desselben, und ließ sich ihn trefflich schmecken. Von diesem Augenblick an durfte niemand hindurch der ihm nicht einen ähnlichen Wegzoll entrichtete, und da die Heerstraße nach Kandy durch diesen Engpaß führt, so konnte er sich keine bessere Stelle wählen. Der Umstand ward bald allgemein ruchbar und kein Kuli wagte sich hindurch ohne dem Cerberus der ihn bewachte irgend eine Eßwaare hinzuwerfen. Z.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.



St. Catharinenkloſter, Sinai.



Ruinen im Wadi Feiran.



Felſentheater zu Petra.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

**26.]** Der Urwald. — Die Lianenbrücke. — Die Tigerjagd. **[1834.**

Inhalt. Eine Sonntagsfrühe in Caracas. — Stellen über die Begum aus den neuesten Reisewerken über Indien. — Der brittische Civilbeamte in Bengalen. — Erklärung der Bilder. — Miscelle: Die Kameelnadel.

### Eine Sonntagsfrühe in Caracas.

Aus dem Tagebuche eines brittischen Offiziers in columbischen Diensten.

An einem herrlichen Sonntagsmorgen des Jahres 182.. ging ich mit zweien meiner Landsleute, wovon einer eben erst aus England angekommen war, auf dem großen Marktplatze von Caracas herum, wo wir uns an dem überaus mannigfaltigen und bunten Schauspiel ergötzten, welches das meist aus Negern, eingebornen Indianern, Sambos und andern Mischlingsarten bestehende Gewühl uns darbot. In der auf der östlichen Seite des Platzes gelegenen Domkirche war eben das Hochamt zu Ende, und die großentheils aus Frauenzimmern bestehende Menge begann die Kirche zu verlassen. Jetzt, sagte ich, bietet sich uns eine erwünschte Gelegenheit dar, ein Urtheil über die Schönheit der Caracasanerinnen zu schöpfen, und diese wollen wir nicht ungenützt vorübergehen lassen. Wir näherten uns dem Portale wo wir eine Zahl junger Leute fanden, die vermuthlich in derselben Absicht sich dort versammelt hatten. Es waren meist wohlgekleidete junge Männer von mannigfaltigen Gesichtsfarbenschattirungen, ohne Zweifel die Auswahl der Stutzer und Modeherrn von Caracas, die aber unsern Vorstellungen eines „Fashionables“ nicht entsprachen. Die europäischen Moden deren sich die höhern Stände der dortigen Bevölkerung befleißigten, waren damals, wie es wohl auch jetzt noch nicht viel anders seyn dürfte, nur aus der dritten und vierten Hand und sehr spät nach Caracas gekommen, unsere caracasanischen Stutzer mit denen wir vor dem Domportale zusammentrafen, und die sich auf die longchamps-athmende zierliche Neuheit ihrer Anzüge nicht wenig zu Gute zu thun schienen, kamen uns daher als wie der vorigen Generation angehörig vor.

Der Dom in Caracas wird von dem männlichen Theil der Bevölkerung nicht zahlreich besucht; die herauskommende Menge bestand daher hauptsächlich aus Mädchen und Frauen, Gruppe auf Gruppe, welche wie sie heraus traten die strenge Musterung der Zierbengel von Caracas zu bestehen hatten.

Drei junge Sambos (Abkömmlinge von Indianern vornehmern Standes und Negerinnen) mit kleinen Strohhüten, die mit breiten Bändern und einer gewaltigen Schleife verziert waren, Ringen in den Ohren und ordentlichen Keulen von Stöcken in der Hand, machten uns als Fremden zuvorkommend Platz, und stellten sich hinter uns, wo sie ihre Bemerkungen über unsere Schultern hinweg nur um so ungezwungener äußern konnten.

Mejor es el rabo que el papagayo! rief einer davon, ein junger Springinsfeld mit schief aufgesetztem Hute, während er sich schelmisch-blinzelnd auf seinen Stock lehnte. Die Schmeichelei hatte das Ohr derjenigen auf die es gemünzt war, nicht verfehlt, denn ein schalkhaftes Lächeln und ein verbindliches Nicken von Seiten eines netten schlanken Mestizen-Zöfchens, welches mit seinen kleinen unbekleideten zimmtfarbigen Füßchen, herausgeputzt mit einer Fülle von Bändern und Trodeln, den Teppich oder die Alfombra worauf ihre Gebieterinn während der Messe gekniet hatte, auf dem Arme, hinter derselben einhertrippelte, zeigten uns alsbald auf wen es abgesehen gewesen war. Es herrscht unter den vornehmen Damen von Caracas, wie wohl auch anderer südamerikanischer Städte, ein wahrer Wetteifer darin, beim Kirchengang mit den buntesten Alfombras und den stattlichst aufgestutztesten Alfombra-Trägerinnen, meist schmucke Neger- oder Mestizenmädchen, zu prunken, welche letztere jedoch seltsamerweise, obschon mit Bandschleifen und goldenem Geschmeide bedecket, stets barfuß und mit bloßen Haaren einhergehen.

„Bitte, was sagte der hinter uns?“ fragte Walker, (so hieß unser neuangekommene englische Landsmann) „der alten Dame schien die Äußerung „nicht halb so gut zu munden als der Zofe, wie aus den „Seitenblicken und dem Kopfschütteln womit sie vor„über ging, leicht zu entnehmen war.“ „Was er gesagt hat, erwiederte ich, hm! daß, um mich auf englisch-sprichwörtliche Weise auszudrücken: „der Schweif mehr werth sey als der Drache“ oder wörtlich, daß „der Schweif schöner als der Papagei“ sey.“

Nun kamen zwei junge Frauenzimmer, welche den im ganzen vormals spanischen Amerika, wie wohl auch noch zur Stunde in Spanien selbst, vom Herkommen vorgeschriebenen Anzug für den Meßbesuch trugen, nämlich die so kleidsame enganliegende und anmuthige schwarzseidene Robe, nebst der vom Scheitel bis zur Hüfte herabwallenden mit Spitzen verbrämten Mantille; die Rosenkränze die sie in der Hand hielten waren nebst dem Kruzifixe von Gold, die Mantille hielten sie der Sitte gemäß mit einer Hand am Kinn zusammen.

Häubchen und Hüte hatten vor ungefähr einem Jahrzehend, selbst in den großen Seestädten des südlichen Amerika noch keinen Eingang gefunden, was aber wohl leider seitdem nur zu emsig geschehen seyn mag, so daß wie auch in Spanien selbst der so liebliche Haarputz, wie überhaupt die spanische volksthümliche Frauentracht, von der Mode bald verdrängt werden dürften.

Obgleich die erwähnten beiden jungen Señoras

reizend von Gesicht und Gestalt, tadellos gekleidet, und von zierlichen Alfombra-Trägerinnen begleitet waren, so gingen sie dennoch mit zu Boden gesenkten Blicken dahin, als ob sie sich nicht die Augen aufzuschlagen getrauten, und ihr Benehmen war ausnehmend schüchtern ja zaghaft. Sie waren ungemein anziehend; ihr Haar übertraf den Rabenfittig an Schwärze, ihre langen Wimpern waren so herrlich, die kleinen Füßchen das Ebenmaß selbst, warum getrauten sie sich denn nicht die gewiß auch anmuthigen Blicke frei walten zu lassen, und was benahm ihrem sonst so zierlichen Gange das Ungezwungene. Dieses Räthsel wurde uns bald gelöst, denn dicht hinter ihnen kam eine Gruppe junger Damen von spanischer Abkunft. Von allen Seiten wurden die Hüte achtungsvoll vor ihnen abgezogen, und die häufigen ehrerbietigen Grüße wurden von ihnen mit der Frauen von hohem Stande eignen vornehmen Unbefangenheit erwiedert. Ihre Fächer, ohne welchen sich eine Caracasanerinn für wehrlos halten möchte, wurden mit unvergleichlichem Anstande und pantomimischem Ausdrucke gehandhabt; ich faßte aber alsbald einen tiefen Widerwillen gegen sie, als ich wahrnahm, daß ihr gelegentliches Kichern und Wispern so wie das Wort „Sambitas“ welches ich vernahm, den vor ihnen gehenden zwei Mestizen-Mädchen galt, deren Verbrechen in der übrigens angenehmen zimmtbraunen Hautfarbe bestand, die wie bereits oben erwähnt, der aus der Vermischung von Negern mit Indianern entsprossenen Mestizenart eigen ist. In der Bestürzung und Hast womit diese beiden Mädchen, welchen das ihnen geltende lieblose Flüstern keineswegs entging, so schnell als der Anstand und das Gedränge es ihnen gestatteten, weiter zu kommen suchten, ließ das eine sein Taschentuch fallen. Ich sprang hinzu um es aufzuheben, und als ich es ihm überreichte, that ich es geflissentlich mit einer so ehrerbietigen Zuvorkommenheit, als wie wenn es die Gemahlin des Libertadors Bolivar selbst gewesen wäre. Das arme über und über glühende Geschöpf dankte aufs Allerverbindlichste, doch während es dieß that, waren seine Blicke starr auf den Boden geheftet, und die Verwirrung die sich in seinem ganzen Wesen kund gab, schien zu sagen: „Mein Herr, diejenige vor der Sie den Hut „so achtungsvoll abgezogen haben, ist ein hintangesetz„tes Sambo-Mädchen.“ O wenn unser Thomas Moore damals schon ins Spanische übertragen gewesen wäre, mit welchem zärtlichen Tone würde ich ihr zu ihrer Beruhigung seine beiden so schönen Verse recitirt haben:

„T'is but the embrowning of the fruit, which tells
How rich within the soul of sweetness dwells.“

(Es ist nur das Erbräunen der Frucht, welches bezeugt, welche reiche Seele von Süße innen wohnt).

Jetzt kamen ein Paar ehrbare Jungfern von einigen und dreißig Herbsten, in unscheinbaren Gewändern daher, deren ganzer Anzug so wie ihr Wesen Verzichtleistung auf alles Weltliche kund zu geben schien; der nur einigermaßen geübte Blick konnte aber leicht wahrnehmen daß es damit nicht so gar ernst gemeint sey, denn sie schoßen im Vorübergehen mehr als einmal vielsagende feurige Blicke umher, und der sehr kurze Rock ließ sehr niedliche Knöchel und zierliche Strümpfe und Schuhe sehen.

De dia beata, y de noche grata!

rief einer von den Gelbschnäbeln hinter uns so vernehmlich, daß die beiden Beatas es deutlich hören mußten, und daß dieß der Fall war, bewies ihr plötzliches Erröthen und der Unmuth über die Langsamkeit womit sie des Gedränges halber vorwärts kommen konnten.

Um Vergebung, was hat der hinter uns den beiden Agnesen da so Beißendes gesagt, daß ihre Nerven so sichtlich davon angegriffen worden sind? fragte Walker. Ich erwiederte ihm, die Schmeichelei ließe sich ungefähr durch das englische Sprichwort wiedergeben:

The midnight cat they say
Is quite a saint by day,

oder in freier Übersetzung: „Am Tag bigott, des Abends flott.“

Doch jetzt richteten sich Aller Blicke auf eine Frauengruppe welche aus dem Portale trat, und deren Erscheinung allgemeines Aufsehen erregte das sich in einem bewundernden Flüstern kund that. Die nähern oder fernen Bekannten welche längs ihres Weges standen, wetteiferten mit einander die Gunst eines Wortes oder Lächelns zu erhaschen, und wem eine solche Gunstbezeugung zu Theil wurde, war ein Gegenstand des Neides für die Andern. An der Spitze dieser in der That anziehenden Gruppe schritt eine stattliche Matrone mit einem aus Würde und Anmuth gemischten Anstande, der zugleich Achtung und Wohlwollen gebot. Ihr Anzug war der wie schon erwähnt, von dem unfürdenklichen Herkommen für den Kirchenbesuch streng vorgeschriebene und unverbrüchlich beobachtete der Frauen aller Stände, in den spanischen und spanisch-amerikanischen Ländern. Von der Hand welche die Mantille auf der Brust zusammenhielt, hing ein Rosenkranz vom feinsten Golde und der trefflichsten Arbeit herab; die andere hielt einen geschlossenen Fächer mit ungezwungener Leichtigkeit welcher nur dazu angewendet wurde, um einen im Vorübergehen gespendeten Gruß mit vollendeter Grazie zu accompagniren. Es gab eine Zeit, dieß sah man deutlich, wo der Fächer in dieser Hand ein Heer- und Zauberstab weiblicher Schönheit und Macht gewesen war, und Dona Blanca, einst die „mejor moza“ oder schönste Frau von Caracas, war noch die „mas señora“ oder Vornehmste der Stadt. Hinter ihr her wandelten drei junge Mädchen zwischen fünfzehn und neunzehn Jahren, von blendender Schönheit, — drei Prinzessinnen, wenn majestätischer Anstand, Stolz des Blickes, und gebietherischer Tritt eines wunderschön-geformten Fußes, diesen Ausdruck rechtfertigen. Es waren ihre Töchter. Als sie in unsere Nähe kamen zog ich den Hut (in Caracas wie in Paris, und überhaupt in der ganzen europäischen oder auf europäische Weise gebildeten Welt, spielt der Hut bei dem männlichen Gruße eine wichtige Rolle), mit derselben ehrerbietigen Höflichkeit, womit ich eine Weile zuvor dem lieblichen Sambita-Mädchen das entfallene Taschentuch überreicht hatte.

„Caballero“ sagte Dona Blanca zu mir, auf den jetzt die beneidenden Blicke aller Umstehenden geheftet waren, „Sie sind seit Kurzem unserm armen Hause ganz fremd geworden; ich nehme nun aber auch wohl die Ursache davon wahr, die Gesellschaft Ihrer Landsleute hat einen größeren Reiz für Sie

als sich die Frauen des Landes rühmen können. — Dürften Sie aber denn nicht Mittel finden beides zu verbinden? Wir haben wie Sie sehen keine Cicisbeen bei uns, wollen Sie uns nicht begleiten und uns auf dem Weg nach Hause die Namen Ihrer beiden Freunde aussprechen lehren?"

So waren wir urplötzlich von gleichgültigen und unbemerkten Zuschauern zu allbeneideten Begleitern der schönsten und vornehmsten Mädchen von Caracas geworden, mit denen wir die „Calle de la Catedral" oder Domstraße hinunter wandelten, begleitet von vier stattlichen Negerinnen, welche die buntfarbigen Alfombras ihrer Gebieterinnen auf dem Arme trugen, und in dem aus den mannigfaltigsten Bandschleifen, Fransen und Trodeln, ungeheuren goldenen Ohrringen und Halsbändern bestehendern Flitterstaat, gar pfauenhaft hinter uns einher stolzirten.

Nachdem ich meine Freunde vorgestellt, und Dona Blanca um Entschuldigung gebeten hatte, daß sie aus Unkenntniß des Spanischen nicht im Stande wären ihre verbindlichen Äußerungen selbst zu beantworten, äußerte Dona Rosalia, das älteste von den jungen Fräuleins, nicht ohne einiger Verwunderung ihr Bedauern darüber: „Wie noch nicht Spanisch gelernt!" rief sie.

„Noch nicht Señorita," entgegnete ich, „doch unter Ihren reitzenden Auspicien werden ihre Zungen bald lernen das auszudrücken, was, wenn ihre Augen die Wahrheit sprechen, ihre Herzen bereits empfinden."

Bravo! vortrefflich! wirklich unvergleichlich für einen Engländer, riefen die jungen Damen entzückt über meine Geläufigkeit im Kastilianischen Idiom, mit Einem Munde, und drückten die Hoffnung aus, daß den Herren mit meinem Beistande in kurzer Zeit die Zunge gelöst werden würde.

Unter diesen Gesprächen gelangten wir ehe wir es uns versahen zu dem Hause Dona Blancas; es war ein niedriges weißes Gebäude, mit einem platten Dach und großen Fenstern welche gleich Käfigen aus der Mauer hervortraten, und wie die gewaltige Hausthüre fast bis ans Dach reichten. Innerhalb war ein offener Hof zu sehen, um den sich ein breiter Korridor zog auf welchen die Thüren und Fenster verschiedener Gemächer hinausgingen; durch einen auf der entgegengesetzten Seite des Säulenganges befindlichen Bogen sah man in einen zweiten Hof, in dessen Mitte ein Springquell mitten unter Orangen- und Pisangbäumen plätscherte.

Sie haben wie ich hoffe nicht vergessen, sagte Dona Blanca, als wir uns zu empfehlen im Begriff standen, daß wir Sie übermorgen auf unserer Villa zu Andaflores erwarten. Vielleicht können Sie Ihre Freunde dazu bewegen uns Gesellschaft zu leisten, es ist nur ein Spaziergang dahin; der durch das Dorf Petares dahin führende Weg ist Ihnen wohl bekannt. Ich vermuthe daß sie tanzen und recht aufgeräumt seyn können. Fernando kann sich mit ihnen auf Französisch unterhalten und sie werden von uns Spanisch lernen. Ich erwiederte der Dona, daß meine Freunde ihre Einladung mit Freuden annähmen, und unterrichtete sie schließlich von unserem Vorhaben, am folgenden Morgen einen Ausflug auf den Gipfel des Silla-Piks vorzunehmen, welcher so stolz und ernst auf Caracas herniederschaut, und daß wir ihr übermorgen zu Andaflores Bericht über den Ausgang dieses Wagestückes zu erstatten hofften.

Die heil. Jungfrau bewahre mich, rief sie aus, und Sie wollen da hinauf um sich in den finstern Wäldern und pfadlosen Schneefeldern zu verirren! fürwahr ich fürchte daß wir dadurch nicht nur um Ihren Besuch kommen, sondern Ihretwegen in steter Besorgniß schweben werden. Doch ich sehe Ihr Entschluß ist unerschütterlich, und so mögen Sie uns denn, wenn Sie wie ich hoffe unversehrt zurückkehren, in unserm traulichen Kreise zu Andaflores alle die Abentheuer erzählen, die Sie da oben sicherlich erleben werden. Nehmen Sie sich aber ja vor den Gigantones in Acht. Adios!

Was, fragte Walker, nachdem wir uns den Damen empfohlen hatten, haust dort oben auf dem Silla ein Riese mit seiner Sippschaft? denn wenn ich recht gehört habe so hat die Dona von Gigantones gesprochen. Ich ertheilte ihm auf diese scherzhafte Frage den Bescheid, daß man zu Caracas mit dem Ausdrucke Gigantones die Sturmgewölke bezeichnet, welche sich vorzüglich in der Regenszeit um die Kuppen des Silla in finsterdrohenden Phalangen lagern, und dem Reisenden gefährlicher als alle Riesen und Lindwürmer seyn. Wir trennten uns nun um uns zu unserer Silla-Besteigung vorzubereiten. W.

---

## Stellen aus den neuesten Reisewerken über Indien,

worin die Begum Semru von Sirdhana erwähnt wird.

Capt. Th. Skinner*).

(Beschluß).

Die Begum von Sirdhana, eine (in Indien) außerordentlich berühmte überaus merkwürdige Frau, besitzt einen durchdringendern Geist und eine größere Thatkraft als wohl jemals einem Weibe zu eigen gewesen seyn mögen. Sie war in ihrer Jugend eine weit und breit gefeierte Schönheit und eine Tänzerinn zu Patna. Viele von den Geschichten die von ihr erzählt werden sind so entsetzlich, daß sie hoffentlich wo nicht ganz erdichtet doch wenigstens höchlich übertrieben sind.

Sie ist sehr klein von Wuchs, und verräth in ihrem Äußern nicht viel von der ihr angestammten Herrscher-Natur.

Sie verkehrt sehr viel mit der europäischen Gesellschaft und ist selbst eine Christinn und zwar katholischen Glaubens. Die Stellung ihres Hausgeistlichen und Beichtvaters, welcher von Geburt ein Italiäner, dürfte jedoch meines Bedenkens nicht eben sehr angenehm seyn, denn wie man hört, hat sie kürzlich erst seinen Vorgänger aus dem Grunde fortgeschickt, weil er sich herausgenommen hatte sie eines von ihr begangenen Verbrechens halber zu tadeln!

Bei feierlichen Ceremonien die in der großen brittischen Cantonnements- und Garnisonsstadt Mihret (Meerut) in deren Nähe sie gewöhnlich residirt, vorzufallen pflegen, ist sie stets zugegen, und wird

*) Excursions in India, including a walk over the Himalaya Mountains to the sources of the Jumna and the Ganges. Vol. I, p. 80—82.

von dem vornehmsten Offizier der Gesellschaft zur Tafel geführt. Nun denke man sich ein, wenig mehr als vier Schuh hohes beinahe achtzigjähriges und doch noch ziemlich kokettes, Weiblein mit einem weitfaltigen weißmuslinenen Schleier und einem Paar seidenen Beinkleidern, am Arme eines Obersten oder Generals in glänzender Uniform umgeben von seinem brillanten Stabe, und welchen Stoff zu einer Carricatur eine solche Prozession zur Tafel darbieten würde.

Capt. Mundy *).

Der Oberbefehlshaber Lord Combermere erhielt bei seiner Ankunft zu Mihrrut eine Einladung von der Begum von Sirdhana, welche in ihrem unfern von den Cantonnements gelegenen Pallaste residirt. Am Thore wurden wir von der ziemlich buntscheckigen Leibwache mit den üblichen militärischen Ehrenbezeugungen, und unten an der Treppe von der alten Dame selber empfangen. Sie ist sehr klein und ziemlich beleibt, ihre Züge groß und markirt, und ihr Ausdruck arglistige Verschmiztheit. Auf ihre Arme, Hände und Füße thut sich die achtzigjährige Schönheit mit Recht noch jetzt etwas zu Gute.

Ihr Kopfputz bestand in einem Kaschmirshawl-Turban worüber ein Shawl geworfen war, welcher herabwallend ihre Wangen und Schultern einhüllte, und aus dessen Falten ihre kleinen grauen Augen mit luchsartiger Schärfe hervorblinzelten. Während des Mahles wobei es in jeder Hinsicht ganz auf europäische Weise herging, schmauchte sie aus einer äußerst prachtvollen Hukah, und eine ähnliche wurde auch dem Lord präsentirt.

Die Lebensgeschichte dieser Frau würde wenn sie zur Genüge und umständlich bekannt würde, nach der Meinung des Obersten Skinner und Anderer welche in frühern Jahren Gelegenheit gehabt hatten, ihr Thun und Treiben zu beobachten, eine Reihe von Scenen darbieten, wie sie vielleicht noch nie ein Weib erlebt hat. Oberst Skinner (welcher nicht mit dem Capitän gleiches Namens zu verwechseln aus dessen anziehendem Werke wir oben Einiges unsere Heldin betreffende mitgetheilt haben), hat sie während seines Kriegsdienstes unter den Mahratten öfter gesehen, wie sie damals noch ein schönes Weib ihre Schaaren persönlich ins Treffen führte, und mitten im wildesten Handgemenge und Gemetzel die größte Unerschrockenheit und Geistesgegenwart behauptete.

Bei Erzählung des Vorgangs mit der Sklavinn welche die Begum aus Eifersucht lebendig begraben ließ, führt Mundy noch den Umstand an, daß die alte Tigerinn auf der Stelle wo das schöne Mädchen versenkt worden war, und über welche sie wie bereits erwähnt einen Teppich ausbreiten und ihre Lagerstatt hatte aufschlagen lassen, ganz behaglich ihre Hukah oder Tabakspfeife schmauchte!

„In ihrem Bildniß welches sie dem Lord Combermere verehrte, ist sie ihre Hukah rauchend dargestellt. Meine Finger zuckten immer vor Begierde ihre Huka-Gewinde in einen Besen zu verwandeln, mit welchem Attribut die Alte einer nach dem Brocken fahrenden Hexe auf ein Haar gleich gesehen hätte.“

*) Pen and Pencil Sketches, being the Journal of a tour in India. Vol. I. p. 369—375.

## Der brittische Civilbeamte in Bengalen.

Von dem Luxus und der Üppigkeit der Lebensweise der brittischen Beamtenwelt in Indien, namentlich in den großen Städten wie Kalkutta, Madras, Bombay, Agra, Delhi u. s. f. vermag sich niemand der nicht über den indischen Ocean gekommen ist, eine Vorstellung zu machen *), und selbst junge Schreiber im Dienste der Compagnie, denen kaum erst der Flaum ums Kinn wächst, machen hingerißen von den ungeheuren in Europa unerhörten Gehalten, einen so großen Aufwand, daß sie öfter in Schulden gerathen, aus denen sie wenn das Glück ihnen günstig ist, sich erst nach langen Jahren wieder herauszuwinden im Stande sind.

Nachstehende Schilderung der sybaritischen Weise eines solchen brittisch-indischen Satrapen ist ganz nach dem Leben gezeichnet: Auf einem bequemen Bareilly-Lehnstuhl von der kühlendsten Construction sitzend, ein Bein sorglos und gemächlich über ein niedliches Rosenholztischchen ausgestreckt, das andere weichlich auf einem kostbaren gepolsterten Morah oder Fußschemel ruhend, schmaucht er seinen Hukah mit all der üppigen Trägheit die eine Temperatur von 94° Fahrenheit nur immer erzeugen mag. Sein Serkar oder Haushofmeister nähert sich ihm mit einem ehrerbietigen Bückling um seine Befehle für den Tag von ihm zu empfangen; der Hukahbeder dem sein Platz unabänderlich hinter der Hukah oder Tabakspfeife angewiesen ist, steht bereit das aufgerauchte Tischillon wieder zu ersetzen; der Pidah oder Läufer seinerseits hinter dem Lehnstuhl um das Geheiß des Gebieters sogleich ins Werk zu richten, und der Penke oder Fächer-Träger um ihm mit dem breiten Blatt der Palmyra-Palme Kühlung zuzufächeln. Jegliches Bedürfniß ist kaum empfunden allsogleich erfüllt, er hat nichts anders zu thun, als zu denken, und sobald der Gedanke oder der Wunsch nur durch einen Wink ausgedrückt worden, ist er auch alsogleich in Wirklichkeit getreten.

Wenn er auf seinem Lager in Schlummer sinkt, wird ein Yakschweif oder Schaurie in sanften und kühlenden Schwingungen über sein Haupt hin und her bewegt, um die lästigen Muskitos abzuwehren. In seinem Palankin wird er auf den Schultern von vier stämmigen Sillerics denen eben so viele zur Seite rennen, um sie nach einer gewißen Strecke abzulösen,

*) Die kürzlich von dem Londoner Globe mitgetheilte gewiß buchstäblich wahre Angabe, daß der bisherige Generalstatthalter von Bengalen, Lord W. Bentink, der im Rufe eines Mannes von einfachen prunklosen Sitten stehe, dennoch auf seinen Reisen im Innern von Hindostan (und Lord Bentink hat das ungeheure Reich das er verwaltete, wohl vielfältiger und mehr nach allen Richtungen als irgend einer seiner Vorgänger bereist), 12 bis 1300 Elephanten, 1400 Kamehle und 800 von Büffeln gezogene Wagen zur Fortschaffung seines Gepäckes bedurfte, scheint allerdings ans Unglaubliche zu streifen und einen Aufwand ohne Gleichen zu verrathen, verliert aber bei genauerm Lichte besehen, wenn man die fast wie beim englischen Fabrikswesen obwaltende Theilung der Arbeiten und Verrichtungen, welche einen ungeheuern Diener-Troß erheischt, ferner die brittische und nun gar die indisch-brittische Liebe zum Comfort, und endlich die hohe Stellung eines indischen Generalstatthalters in Anschlag bringt, ihren fabelhaften Anstrich.

W.

im Fluge dahin getragen; und geht er zu Fuß, so wird ein kostbarer Sonnenschirm von einem eigens dazu bestimmten Diener über ihn gehalten, und ein Troß von andern Dienern aller Art und Benennung folgt ihm, so daß jeder seiner Gänge einer Prozession gleicht. 3.

## Zur Erklärung der Bilder.

### Von dem landschaftsmalerischen Charakter Brasiliens überhaupt, und seiner verschiedenen natürlichen Regionen insbesondere*).

Der Einfluß der allgemeinen Bildung eines Landes auf das Aussehen desselben in malerischer Hinsicht ist doppelter Art: erstlich durch die Höhe und Form der Gebirge, ihre Anzahl und Verhältnisse zu der Ebene; zweitens durch das Klima und die Vegetation, insofern sie von demselben abhängt. Was nun erstere Art betrifft, so bietet sich uns sogleich, als unterscheidende Eigenschaft für den landschaftlichen Charakter von Brasilien, die Thatsache dar, daß die höchsten Theile des Landes nicht die gebirgigsten, sondern bloß hügelig sind.

Man kann mit Recht sagen, daß die eigentlichen Gebirge von Brasilien, in malerischer sowohl, als in geognostischer und geographischer Hinsicht, die Anden sind, welche aber bei den Verhältnissen des Raumes die in der neuen Welt vorwalten, in jeder Beziehung außer unserm Gesichtskreise und außerhalb der politischen Gränzen Brasiliens liegen. Könnten wir die Gebirgszüge der Küste und des Innern den Anden näher denken, so würden sie uns als die Voralpen derselben erscheinen; dasjenige aber was Brasilien einen so sonderbaren Charakter gibt, ist die ungeheure Entfernung, die seine Alpen, die Anden, von ihren östlichen Voralpen trennt. Dieser ganze unermeßliche Zwischenraum, der den größten Theil von Brasilien und der Flußgebiete des Amazonenstromes, des Paraguay, Parana, San Franzisco und der Nordküste ausmacht, bildet nicht sowohl eine Hochebene, als ein endloses Gewirre von Hügelreihen, deren Höhe aber größtentheils eben so viel beträgt, als die jener Küstengebirge, die wir Voralpen nennen könnten, nämlich drei bis vier Tausend Fuß. Aus diesem Hügelmeere erheben sich anfangs kaum merklich diejenigen Gebirgszüge oder höhere Hügelreihen, die im Innern des Landes die Wasserscheide bilden, und erst indem sie sich der Küste nähern, treten sie bedeutender hervor, aber nicht sowohl indem ihre Höhe über der Meeresfläche zunimmt, als indem die Hügelreihen zu beiden Seiten immer mehr an Höhe über dem Meere, nicht aber an relativer Höhe unter sich selbst abnehmen. Diese allmälige Abnahme der Höhe des Hügellandes bedingt den Lauf der Flüsse, und ist in seiner Entstehung wahrscheinlich auch von ihm bedingt worden. —

Über die geognostischen Verhältnisse der Gebirgszüge fehlt es uns noch sehr an zusammenhängenden Beobachtungen, jedoch stimmen im Allgemeinen alle Nachrichten darin überein, daß die brasilianischen Gebirge fast insgesammt aus Urformationen bestehen, und zwar größtentheils aus Granit, der jedoch durch die größere oder geringere Beimischung von Glimmer häufig in Gneiß und in Glimmerschiefer übergeht. Letzteres scheint besonders mehr im Innern des Landes der Fall zu seyn, während da, wo sich das Gebirge sehr der Küste nähert, z. B. bei Rio de Janeiro der Granit vorherrscht. Der Überzug der Felsen, das eigentliche Erdreich, ist besonders ein rother Thon, während sich an der ganzen Küste, besonders aber an der Nordküste am Ausfluß des Amazonenstroms, des Parahiba und des San Franzisco, sehr viel Sand und Dammerde abgelagert hat.

Das Klima ist im Ganzen an der Küste und in den niedrigen Flußgegenden feucht und heiß, in den Gebirgen und im Innern des Landes trocken und kühler.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich die Unterschiede welche in Brasilien das Klima, die Vegetation und der von diesen Umständen bedingte Anblick des Landes darbieten, nämlich die Küstenlandschaften, die Flußufer, die Hügel und Gebirge. Es ergibt sich aber auch zugleich, daß die Art, wie diese verschiedenen Landschaftscharaktere auf einander folgen, sehr verschieden seyn müsse, je nachdem der Reisende von der Ost- oder von der Nordküste ins Innere des Landes eindringt.

Die Ostküste bietet schon in der Ferne die kühne Form der Granitgebirge dar, welche längs derselben in größerer oder geringerer Entfernung hinstreichen, und bei Rio Janeiro sich selbst bis ins Meer hinein ziehen.

Um von dieser Seite her bis zu dem hohen Hügellande des Innern vorzudringen, muß der Reisende mehrere felsige Gebirgszüge übersteigen, um endlich jene hohen steilen Gebirge zu erreichen, welche wir die Voralpen der Anden nannten: von dort aber betritt er das hohe hügelige Binnenland, ohne wieder bedeutend in die Tiefe hinabzusteigen. Ganz anders verhält es sich, wenn man von der Nordküste, oder eigentlich von der ganzen Küste von Rio de San Franzisco bis zum Amazonenstrom ins Innere vordringt. Das Ufer selbst ist entweder ganz eben, morastig, sandig, oder es ist hügelig, und man kann das ganze ungeheure Flußgebiet des Amazonenstromes, des Parahiba (sogar des San Franzisco in dieser Richtung) durchwandern ohne ein bedeutendes Gebirge zu übersteigen, indem man von einer Hügel- oder niedrigen Gebirgsreihe zur andern gelangt, bis zum Ursprung der Ströme, bis zu den niedrigen Gebirgen des Innern, deren Höhe über dem Meere nicht geringer ist, wie die jener hohen Ufergebirge an der Ostküste, in welche sie allmälig übergehen. Dieser allmälige Übergang von den Küsten zu den höchsten Punkten des Landes bedingt einen gleichen allmäligen Wechsel der klimatischen Verhältnisse und der Vegetation, während beide dem Reisenden der z. B. von Rio de Janeiro aus ins Innere vordringt, sehr plötzliche Abänderungen darbieten.

*) Wir wüßten unsern Lesern keinen befriedigendern Text zu den unserer heutigen Lieferung beiliegenden, sämmtlich aus der Brasilianischen Welt entlehnten Bildern darzubieten, als durch folgende Zusammenstellung der aus eigener mannigfaltiger Anschauung geschöpften, von uns nur hie und da in sprachlicher Hinsicht berichtigten, Angaben und Bemerkungen des trefflichen Landschaftsmalers und Reisenden Moritz Rugendas, welche in der landschaftlichen Abtheilung seines Prachtwerkes über Brasilien vorkommen.

**Der Pflanzenwuchs und das Klima scheinen sich in Brasilien im Ganzen mehr nach den Verhältnissen der Lage als nach den Breitengraden zu verändern, und beide scheinen in denselben Lagen der nördlichen, und südlichen Regionen wenig landschaftliche Verschiedenheit darzubieten.** Die Hauptunterschiede in dieser Hinsicht werden von der Höhe der Orte über dem Meere und von der Nähe der Ströme oder des Wassers überhaupt bedingt. Die Waldvegetation da wo sie in den eigentlichen Urwald übergeht, findet sich im Ganzen an allen Ufern, sowohl des Meeres als der Flüsse; so wie man aber gegen das hohe Binnenland hinansteigt, verliert sie sich und auch an den Ufern der Flüsse hört nach ihrem Ursprunge zu die Waldvegetation auf; auch zunächst an der Meeresküste, da wo sie entweder sehr felsig ist, oder von Morast oder Sanddünen gebildet wird, findet derselbe Fall statt. Hier waltet jedoch der Unterschied ob, daß man an der letztern Küstenformationsart, nähmlich an der nördlichen, und der Nordregion der östlichen, oder was gleichviel ist an denen von Pernambuco, Rio Grande, Maranham u. s. f. den Wald erst mehrere Tagereisen weit im Innern des Landes findet, während er an der erstern Formationsweise, nämlich in der südlichen Region der Ostküste von Santa Catharina bis Sergipe sich gewöhnlich in geringer Entfernung vom Ufer erhebt, und allmälig in Urwald übergeht, so daß das Ufergebiet der Ostküstenregion am meisten Wald und überhaupt die üppigste Vegetation so wie die herrlichsten Gebirgsformen darbietet.

Insofern auch die Arbeiten und Werke der Menschenhand zu dem landschaftlichen Charakter der verschiedenen Gegenden beitragen, muß man bemerken, daß die meisten Pflanzungen an den Flußufern sich finden und den Zwischenraum einnehmen den die Waldungen lassen, dagegen das hügelige Binnenland durch einzelne, weit zerstreute Meierhöfe, durch Viehherden oder durch die Betriebsamkeit der Bergwerke belebt wird.

### A. Die Küstenregion.

Der landschaftsmalerische Charakter derselben bietet so große Abwechslungen dar, daß es unmöglich ist, eine allgemein paßende Beschreibung derselben zu geben. In der Südregion der Ostküste, da wo sich die Gebirge und der Urwald dem Ufer mehr nähern, zeigen die Uferlandschaften entweder als Hintergrund oder bis an das Meer selbst hervorspringend, die kräftigen Massen und pyramidalischen Kuppen des Urgebirges, an dessen Fuße sich das dunkle Grün des Urwaldes ausdehnt. Wo die Gebirge sich bis dicht an das Ufer hinziehen, oder sogar einzelne Felsblöcke ins Meer hinaussenden, da ist die Küste meist kahl, nur hier und da erheben sich einzelne Gruppen schlanker Kokospalmen, aus dunkeln waldigen Schluchten stürzen klare Bäche hervor, an deren Ufer einzelne Fischerhütten oder kleine Pflanzungen stehen. Wo hingegen das Gebirge, weniger steil und felsig, sich vom Ufer entfernt und dem Urwalde Raum läßt, der seine niedrigen Abhänge bedeckt, da bildet der Rand des Waldes der wie eine Riesenhecke die Landschaft einfriedet, einen dunkelgrünen Hintergrund, über den sich nur die felsigen Gipfel des Gebirges erheben; rings um den Rand des Urwaldes zieht sich ein Kranz oder Gürtel von niedrigen Bäumen, besonders Lorbeerarten und niedrigen Palmen, der näher nach dem Ufer zu einer großen Anzahl herrlich blühender Gebüsche und Saftpflanzen Platz macht. Der Raum zwischen diesem Blüthenkranz der den Urwald einfaßt und dem Meer selbst, ist meistens sandig und von höhern Gesträuchen oder Bäumen frei, dagegen aber bedecken ihn viele Arten von niedrigen rankenden Gewächsen, die sich oft durch die Farbenpracht ihrer Blüthen und die sonderbare Bildung ihrer Blätter und Zweige auszeichnen; dazwischen wuchert überall das harte stechende blaßgelbe Strandgras hervor.

Hin und wieder finden sich in diesem Theil der Küste grüne Wiesen, besonders an den Flußmündungen, zuweilen auch Lagunen von kahlen Sandflächen umgeben, oder Sümpfe mit undurchdringlichem Gebüsch und Rohr bedeckt. Einzelne freystehende Gruppen von Palmenbäumen und die Aussicht auf das Meer, vollenden den Charakter dieser Küstenregion.

### B. Die Flußuferlandschaften.

Auch von ihnen läßt sich nicht wohl eine allgemeine Charakteristik geben, denn wie Spix und Martius versichern, soll jeder der großen Flüsse Brasiliens seine eigenthümliche Vegetation besitzen, aber auch die Ströme der Ostküste bieten große Abwechslungen und Verschiedenheiten dar, je nachdem ihre Ufer gebirgig, hügelig, oder flach und sumpfig sind; je nachdem der Urwald sich bis dicht ans Wasser erstreckt, oder einem niedigeren Pflanzenwuchse und Pflanzungen der Menschenhand Raum läßt. Letztere glänzen mit ihren weißen Mauern freundlich aus dem saftigen Grün der Orangen-, Bananen- und Mangobäume die sie umschatten hervor, während schlanke Palmen hoch über ihnen ihre Gipfel wiegen, und im Hintergrunde das dunkle Grün des Urwalds und die Gebirgszüge das Gemälde schließen.

Da wo die Flußufer niedriger sind, werden sie meistens von dichtem undurchdringlichen Gebüsch eingefaßt, und gewöhnlich bieten sie eine große Abwechslung von Bäumen und Gesträuchen dar, die durch die Pracht ihrer Blüthen und die Schöne ihrer Form zu dem Charakter der Landschaft beitragen: das Ubarohr mit fahnenartigen Blüthen und zierlichen fächerförmigen Blättern; das schlanke Bambusrohr; die Avicenien, Bignonien und andere Schlinggewächse, mit einer Fülle von Laub und Ranken und die glühenden Farben ihrer Blüthen. Viele Arten von Enten, Eisvögeln und anderm Wasser-Federspiel flattern vor den Nachen des Reisenden her ins Ufergebüsch, während schöne weiße Reiher in den Wipfeln der höhern Bäume eine Zuflucht suchen. Da wo das Meerwasser sich noch mit dem Flußwasser vermischt, sind die sumpfigen Ufer weit hin mit dem Manglestrauche bedeckt, der seine Zweige tief ins Wasser sendet, auf dessen Grund sie Wurzeln schlagen, die dann zur Ebbezeit mit unzähligen Muschelthieren, Austern und Krebsen besäet erscheinen. An den niedrigen Flußufern ist dieses Gebüsch oft so dicht und hoch, daß nur selten die höhern Gipfel des Urwalds oder die fernen Gebirge den Blicken sichtbar werden. Nur selten erstreckt sich der



Lianenbrücke.



Tygerjagd.



Stahlstich v. A. Winkler.

Brasilianischer Urwald.

Urwald bis ans Wasser, meist wird er durch einen mehr oder minder breiten Strich einer weniger hohen Vegetation von ihm geschieden.

### C. Die Hügel- und Gebirgsregion.

Den Charakter und die Lage des hügeligen brasilianischen Binnenlandes, welchem die Einwohner wegen seiner ungeheueren und gleichförmigen Ausdehnung den Namen der Campos Geraes geben, haben wir schon oben im Allgemeinen angegeben. Wie man von Osten her die steilern Gebirge hinansteigt, bieten diese Campos anfangs noch eine größere Abwechslung des Terrains dar, höhere felsige Berggipfel, den Voralpen Tyrols und der Schweitz ähnlich, grüne Thäler mit Wald und Wiesen und schauerliche Schluchten bilden die brasilianische Gebirgslandschaft. Auch die Vegetation verändert allmälig ihren Charakter, je weiter man sich von den Urwäldern entfernt. Diese sind zunächst von einem breiten Rande dichter blühender Gebüsche umsäumt, über welche sich einzelne niedrige Palmenarten und Farrenkräuter erheben. Dichtre waldartige Gruppen bilden mehrere Arten dickrindiger Bäume mit weit abstehenden, vielfach gewundenen Ästen und lederartigen trocknen mattgrünen Blättern; dazwischen hie und da die grotesken Formen eines Cactus, einzelne Gruppen der dunkeln chilischen Fichte, die mit ihren wagerecht vom Stamme ausgehenden Ästen undurchdringliche Schattengewölbe bildet. So wie gegen die Küsten zu einzelne Schonungen hoher schlanker Palmen, so bilden diese Fichten gegen die Campos zu gleichsam die Vorposten der Urwälder.

Beim weitern Vordringen ins Innere aber, bleibt diese Gebüschregion (taboleiros) bald hinter dem Wanderer zurück, das Gebüsch wird immer lichter, die höhern Bäume immer einzelner, und bald breiten sich unabsehbare mit Gras und Blumen bewachsene Hügel vor ihm aus. Doch kann man diese Gegenden nicht eigentlich Wiesen nennen, und besonders ist ihr Charakter ganz verschieden von den Steppen der alten Welt. Die Campos bieten nur selten weitere Ebenen dar, wie die Steppen Asiens; der Wanderer steigt von Hügel zu Hügel, und selten gelingt es ihm mehr zu übersehen als die ihn zunächst umgebenden Hügel und Thäler. Eben so ist die Vegetation beider Landstrich-Gattungen von einander unterschieden; denn während auf den asiatischen Steppen einige wenige Pflanzenfamilien ungeheure Landstrecken bedecken, zeigt sich in den brasilianischen Campos dieselbe unendliche Abwechslung in Farben und Formen, wie in den erhabenen Bildungen der Urwälder, und ersetzt das frische Grün europäischer Wiesengründe. Zwischen dem blaßen, feinen, trocknen Grase bedecken weithin unzählige Arten von Rubiaceen und Malpighien mit bunten Blüthen den Boden; während einzelne Farrenkrautbäume zwischen baumartigen Liliaceen, dem Congonhastrauche und Zwergacaju sich erheben, und hin und wieder kleine Niederwaldungen bilden. Der Erdboden ist meist ein harter Lehm, mit vielen größern und kleinen Quarztrümmern übersäet; hie und da ziehen sich höhere Felsmassen durch das Hügelmeer hin, in sonderbaren Formen Mauern, Thürme und Zinnen nachahmend, und weithin im Glanze der Sonne stralend wenn ihre Stralen sich an den großen Glimmerplatten des Gesteins brechen. Den Lauf der Flüße hemmend welche dieß Binnenland nach allen Seiten durchströmen, zwingen diese Felsenmassen sie oft sich schäumend und weit hin dröhnend, durch das enge Bette von Fall zu Fall zu stürzen, oder hie und da die Thäler in klare Teiche umzuformen.

Auch der Thierwelt ist hier ein besonderer stiller Charakter eigen, welcher gegen den beständigen Wechsel und die Verwirrung der Töne in den Urwäldern auffallend absticht. Durch das niedere Gebüsch rennen in seltsamen Galopp kleine Heerden des amerikanischen Straußes, auf den höhern Bäumen sitzen der bunte Tukan, der purpurrothe Tanagra und der Cahoa, auf die Schlangen lauernd die in bunten Ringen sich sonnen. Nur zuweilen stören Schwärme von kleinen Papageien, von den Wäldern herfliegend oder dahin zurückkehrend, mit ihrem Geschrei die Stille der Hügel.

---

### Der Urwald.

Den anziehendsten Theil des brasilianischen Landschaftscharakters bilden unstreitig die Urwälder, welche fast die ganze Region der Ostküste und die Ufer einiger großen Flüsse im Innern des Landes bedecken; zugleich ist es aber auch derjenige dessen Schönheiten und Eigenthümlichkeiten am wenigsten in einer Darstellung oder Schilderung wiedergegeben werden können. Der Künstler sucht in diesen oft undurchdringlichen Wäldern, wo der Blick selten weiter als einige Schritte weit reicht, vergebens einen Punkt der ihm einen Überblick oder eine Ansicht darböte, und zugleich vergönnen ihm die Gränzen und Gesetze seiner Kunst, nur bis zu einem gewißen Punkte die unendliche Mannigfaltigkeit in den Farben und Gestaltungen der ihn dicht umringenden Vegetation wiederzugeben. Eben so unmöglich ist es, durch eine begleitende Beschreibung diesen Mangel zu ersetzen, und es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß dieß durch ein ausführliches Namensverzeichniß von Gewächsen und Thieren, und durch die Wiederholung einiger entweder unverständlicher oder unbestimmter Beiworte geschehen kann.

Wenn wir die Urwälder Brasiliens mit den ältesten und schönsten Waldungen der alten Welt vergleichen, so zeigt sich uns als ihr charakteristischer Unterschied nicht nur die größere Ausdehnung der ersteren, die Größe ihrer Bäume u. dgl. sondern ganz besonders die unendliche Mannigfaltigkeit in den Formen ihrer Stämme, Zweige und Blätter, die Farbenpracht ihrer Blüthen und die unbeschreibliche Uppigkeit der niedrigeren Pflanzengattungen, besonders der Schlingpflanzen, welche die Räume zwischen den Bäumen ausfüllen, und ihre Wipfel wie ihre Stämme vielfach umranken und verbinden, und dergestalt ein wahrhaftes und undurchdringliches Chaos von Vegetation bilden, wovon unsere europäischen Waldungen nicht die entfernteste Vorstellung geben. Die Laubhölzer der Urwälder haben zwar noch die meiste Ähnlichkeit mit den Gestalten an welche das Auge des Europäers gewöhnt ist; allein auch unter ihnen finden sich viele welche einen ganz eigenthümlichen Charakter tragen.

Dahin gehört der amerikanische Feigenbaum, dessen zähe Wurzeln an dem Stamme wie Strebepfeiler weit hervortreten; die Cecropia mit großen silberglänzenden Blättern; die hohen schlanken Myr-

then und Begonien mit goldgelben Blüthen. Ganz fremdartig und in der That einer andern Welt angehörig erscheinen dem Europäer dagegen die zahlreichen Gattungen der Palmen und zierlichen Farrenkrautbäume, und vergebens würden wir versuchen einen Begriff von der unendlichen Schönheit und Grazie dieser Gestalten und Formen durch Worte geben zu wollen. Manche Palmenarten werden gegen zwei hundert Fuß hoch, und wiegen ihre leichten Häupter frei über die höchsten Wipfel des Laubgehölzes. Nadelhölzer sind in den brasilianischen Urwäldern selten, und nur einzeln graut hie und da das finstre Grün der chilischen Fichte aus der reichen Tropenvegetation hervor.

Auch die Thierwelt entfaltet hier einen erstaunenswerthen Reichthum an Formen, Farben und Tönen. Schaaren von Affen, Papagayen und andern in Regenbogenpracht schimmernden Federspiele beleben die Baumwipfel; zahllose Schmetterlinge wetteifern an Farbenpracht mit den Blüthen um die sie gaukeln, und werden nur von den Diamanten, Rubinen und Smaragden der Kolibri übertroffen, mit denen sie aus denselben Kelchen nippen. Es herrscht ein beständiges geheimnißvolles Summen und Brausen in diesen Wäldern, aus welchem sich einzelne Töne dennoch vernehmlich hervorheben: das Klappern des Tukans oder Pfefferfraßes, die sonderbaren Metalllaute des Uraponga, das klägliche Ächzen des Faulthieres.

Beim Einbruch der Nacht sprühen Myriaden leuchtender Insekten wie Funken umher, und das Heulen des Jaguars, das Rauschen der Ströme, das Krachen zusammenstürzender Bäume unterbrechen die namenlose Stille.

Wo eine etwas erhöhte und freie Stelle dem Blicke vergönnt sich über die Wälderwipfel zu erheben und eine größere Strecke zu übersehen, da stellen sich die kühnen schroffen Granitkuppen der Binnengebirge dar, die über dem endlosen Wäldergrün hervorragen. In den Urwäldern selbst finden sich häufig gewaltige Felsenblöcke zerstreut, deren flache Kuppen oft mit einem Garten der prachtvollsten Blumen prangen. Je tiefer aber der Wanderer in den Urwald eindringt, desto seltener bietet sich seinen Blicken eine freie Aussicht dar. Er schweift Tage lang durch das immer dichter und dunkler werdende Baumlabyrinth; der Geist wird endlich durch diese übermächtige Fülle und Gewalt des Pflanzenlebens ermüdet und niedergedrückt, er sehnt sich nach einem Blick ins Weite, gegen die Ätherbläue, nach den bekannten Sternbildern, die dem Seefahrer so heitern Trost und lächelnde Hoffnung zuwinken. Seine Brust erweitert sich, indem er die Gebirge hinansteigend, endlich aus der Nacht des Urwalds in die Hügel- und Gebirgswelt des Binnenlandes heraustritt, und jauchzend begrüßt er den blauen Himmel und athmet den frischen Hauch der Bergluft ein.

---

## Miscelle.

### Die Kamehlnadel.

Über den muthmaßlichen Ursprung des bekannten Bibelspruchs: „Es ist leichter daß ein Kamehl durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich gelange,“ stellt der mehrerwähnte englische Reisende F. V. J. Arundel folgende interessante Hypothese auf:

„Auf dem Wege von dem Dorfe Yarislih, dem alten Lagon, nach Kaiadewé dem alten Mandropolis, sah ich etwas auf der Straße blinken, es war eine Nadel wie sie von den Kamehltreibern zur Ausbesserung des Geschirrzeuges ihrer Thiere gebraucht wird. Sie war sechs Zoll lang, mit einem großen sehr langen Öhr versehen, und zweifelsohne von einem der Treiber einer kürzlich des Weges gezogenen Karawane verloren worden, deren Kamehlglockengeläute, von Zeit zu Zeit wenn der Wind uns entgegenwehte noch vernehmlich, und im Vorbeigehen gesagt sehr lieblich klang. Diese Gedankenvergesellschaftung der Nadel mit dem Kamehle, brachte mir jene Bibelstelle in Erinnerung, deren Association man immer als für so schwer erklärbar gehalten hat. Und doch läßt sie sich so leicht erklären und im buchstäblichen Sinne nehmen. Da die Sitten und Gebräuche im Orient so unwandelbar wie die Gesetze der alten Meder und Perser sind, so kann man doch füglich annehmen, daß selbst der Kamehltreiber Rachels seine Näh- oder Stopfnadeln zur Ausbesserung des Kamehlgeschirrzeuges bei sich geführt habe, und die Ausrüstung eines Kamehltreibers jener grauen Zeit kann nicht wohl noch einfacher als die der Gegenwart gewesen seyn, da selbe bloß aus dem langen Benisch oder Überwurf von weißem Filz oder grobem Wollenzeuge, (seinem Schutz gegen die Sonne bei Tage, und gegen den Frost bei Nacht, wie er auch sein Bett ausmacht); einem verzinnten Kasan oder Kochgeschirr zur Bereitung seines Pillau, einem hölzernen Napf zur Bereitung der Gersten- oder Dari-Klöße für die Kamehle, seinen Stopfnadeln und Zwirn besteht. Seine kurze Pfeife und Tabaksbeutel sind erst Luxusgegenstände der neuern Zeit.

Die Nadel muß wegen ihres immerwährenden und täglichen Gebrauchs in dem Ganzen seiner Bilder und Vorstellungen eine bedeutsame Stelle eingenommen haben; da wir nun wissen wie fruchtbar die Einbildungskraft der Kamehltreiber des Orients ist, welchen ein großer Theil der Sprichwörter und Geschichten die im Morgenlande gäng und gäbe sind, seine Entstehung verdankt, und ja bekanntermaßen auch Mohammed der Sage zufolge die Geschichte von den sieben Schläfern von Ephesus von einem Kamehltreiber vernommen haben soll, wie sollte da die Unmöglichkeit daß ein Kamehl und zwar nur das gemeine Kamehl, geschweige denn das baktrische doppelhöckrige, durch das Öhr seiner Nadel hindurchgehen könne, nicht ein gewöhnlicher Ausdruck zur Bezeichnung einer unmöglichen Sache geworden seyn? Welchen Werth die Nadel für den armen Kamehltreiber haben muß, läßt sich aus der Verlegenheit ermeßen, in welche er in der Wüste durch den Verlust derselben geräth, wenn er etwa aus Unvorsichtigkeit nur Eine besitzt, welcher Verlust dann sogar seine persönliche Sicherheit gefährden kann.

W.

---

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

**27.]** Brüssel: von Hotel de Bellevue aus. — Brüssel: großer Platz. **[1834.**



## Zur Charakteristik der Oceane.

### Nach J. Howison von dem Herausgeber.

### Der süd-afrikanische Ocean.

Der allgemeine Anblick dieses Meeres ist einförmig und unerfreulich. Es wird unaufhörlich von einer langen und unregelmäßigen Wallung bewegt, die selbst nach den längsten Windstillen, welche in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung einzutreten pflegen, in dessen Gewässern das Wetter bekanntlich von einem Äußersten zum andern überspringt, keine nur irgend merkliche Verminderung wahrnehmen läßt.

Der immerwährende Ungestüm dieses Striches des atlantischen Oceans ist nothwendigerweise der Entwicklung des Thier- und Pflanzenlebens ungünstig, daher beide Naturreiche nur wenige Gattungen alldort darbieten. Dort zeugen keine neuen Inselgebilde von dem unablässigen Walten und Schaffen des wundersamen Korallenthieres, die Medusen können da nicht hausen, der fliegende Fisch würde, kaum aus den Wogen aufgestiegen, vor Kälte erstarren, und kaum sind die Algen vom Felsen abgelöst, als sie von den Wogen zerrißen werden. Wenige Striche des atlantischen Oceans sind so einsam und sturmbewegt als das südafrikanische Meer, obschon es in der Nähe der Wendekreise fluthet, und nur einige Arten von Seevögeln, namentlich der Albatroß, der weiße Seerabe, die schwarze Möve u. m. a. beleben hie und da die öde Wasserwüste.

Die Meteorologie dieses Meeres bietet wenige Eigenthümlichkeiten dar. Mit Ausnahme der Gewässer des Kaps ereignen sich Typhone und Wasserhosen kaum jemals und Gewitterstürme wie andere elektrische Phänomene sehr selten. Zwischen dem Wendekreise des Steinbockes und dem Cap übertrifft die Heiterkeit der See-Atmosphäre auf beiden Seiten des Continents jede andere auf dem Erdkreise, und europäische Sternkundige betrachten wenn sie zum erstenmale diese Breiten besuchen, mit staunendem Entzücken den Stralenglanz des nächtlichen Firmaments: Jupiter und Venus scheinen da mit blendendem Flammenschimmer, und bewirken daß dichte Körper sehr wahrnehmbare Schatten werfen, Castor und Pollux scheinen gegenseitig ihr Licht zurückzuwerfen, die in andern Breiten so mattscheinende lichtschwache südliche Krone entfaltet den Lichtschimmer ihrer Edelsteine, und Orion erscheint sonnenhaft groß und leuchtend. Das Sternbild des südlichen Kreuzes zieht durch seine Gestalt wie durch seine hohe Pracht vor allen die Blicke des Reisenden auf sich.

Die erste Kunde von diesem Sternbilde kommt in dem Berichte über die von einem portugiesischen Lootsen im Jahr 1520 nach der Insel St. Thomas unternommene Reise vor, worin es heißt, „daß er bei der Ankunft am Rio de Ouro mit Erstaunen vier wegen ihrer Größe und ihres hellen Glanzes bemerkenswerthe neue Sterne wahrgenommen habe, welche vermöge ihrer Stellung zu einander die Gestalt eines Kreuzes bilden." Seitdem haben hochberühmte Reisende und Seefahrer die Eindrücke geschildert, die der erste Anblick der Sternbilder der südlichen Hemisphäre in ihnen erregt, und vor allen Humboldt, welcher öfter und stets mit hoher Begeisterung dieses hehren Schauspieles gedenkt.

„Der Reisende, sagt er irgendwo, fühlt daß er nicht in Europa ist, wenn er das ungeheure Sternbild des Schiffes oder die phosphorescirenden Magellans-Wolken am Horizont emporsteigen sieht. Himmel und Erde, alles und jegliches nimmt in der Äquinoctialregion einen exotischen Charakter an. Unterm 16° Nördlicher Breite erblickte ich zum erstenmale das südliche Kreuz; es war stark geneigt, und kam von Zeit zu Zeit zwischen den Wolken zum Vorschein. In jener Julinacht wo ich daßelbe zum erstenmale erblickte sah ich einen der Träume meiner frühesten Jugend verwirklicht."

Spix und Martius schildern ebenfalls mit Entzücken die Wunderpracht des Sternhimmels der südlichen Hemisphäre, und sogar Thunburg, welchem selten ein Ausdruck entschlüpft der irgend eine tiefere Gemüthsregung oder Bewunderung verriethe, wird da, wo er in seinem Reisewerke über Südafrika auf diesen Punkt zu sprechen kommt, wärmer und äußert unter andern, daß er alle die botanischen Definitionen womit er früher sein Gedächtniß belastet, mit Vergnügen um die Kenntniß eines einzigen jener namenlos herrlichen Sternbilder hingegeben haben würde.

Eine von den Eigenthümlichkeiten des südafrikanischen Oceans ist der Mangel an allgemeinen Winden, denn nie oder nur äußerst selten wehen dort andere als Nordwest- oder Südost-Winde, wovon ersterer in den Gewässern des Vorgebirges der guten Hoffnung oft und zwar meist in den Monaten Juni und Juli zum heftigsten Sturm anschwillt. Im Allgemeinen ist dieser aber schon aus dem Grunde nicht sehr gefährlich weil der Seefahrer, welcher nur mit einiger Aufmerksamkeit seinen Kurs verfolgt, den Ausbruch desselben wenigstens zwölf Stunden vorher wahrnehmen kann. In keinem Striche des Weltmeeres erweist sich daher der Seebarometer so nützlich

als in der Nähe von Südafrika. Er beginnt unmittelbar am Vorabend vor dem Ausbruch eines Nordweststurms zu fallen, und zwar je nach der Heftigkeit des bevorstehenden Sturmes in einem höhern oder mindern Grade, und wenn er wieder steigt, so darf man selbst während der Orkan an Wuth zuzunehmen scheint, zuversichtlich und getrost binnen fünfzehn bis zwanzig Stunden ruhigerm Wetter entgegensehen.

Das häufige Vorkommen dieser Stürme während der Winterszeit, ihr stetes Wehen aus einer und derselben Weltgegend, und endlich ihre Stärke, diese drei Umstände zusammen, bewirken hauptsächlich jene ungeheuern, jene Riesenwogen, wegen deren die Gewässer des Kaps stets so berüchtigt gewesen sind. Von dem Aufruhr und dem entsetzenerregenden Aussehen der Wogen der Kapgewässer während eines heftigen Sturmes kann man sich kaum eine richtige Vorstellung machen. Wenn jemand von dem Verdeck eines Schiffs herabsieht während es eine solche Sturmwoge hinan- oder hinabsteigt, erblickt er rings umher eine spiegelglatte Wasserfläche, und nimmt mit Erstaunen wahr, daß das Gewässer in seiner Nähe so ruhig und eben ist, dieses Erstaunen macht aber alsbald einem unwillkührlichen Grauen Platz wenn er gewahrt, daß der ganze Raum so weit als seine Blicke reichen nichts als die Seite einer einzigen Woge ist, über die er hinweg muß bevor er eine andere auch nur zu Gesichte bekommen kann! Solche Momente ereignen sich aber allerdings nur während des rasendsten Tumultes eines Nordweststurmes. Bei hellem Sonnenscheine gestaltet sich der Anblick dann noch großartiger und schauerlicher, denn der Blick übersieht dann einen Kreis von vielen Meilen, wo die riesigen Fluthenberge deren Kuppen von blinkenden Schaumkränzen umwunden sind, mit stiller und majestätischer Regelmäßigkeit einander folgen, während die zwischen ihnen sich aufthuenden Räume eine ruhige, krystallene Fläche darbieten.

## Der west-afrikanische Ocean.

Dieser Meertheil wird verhältnißmäßig selten von Stürmen heimgesucht, und wenn deren eintreten so dauern sie nie lange. Andererseits aber sind heftige Windstöße sehr gewöhnlich; diese kommen oft unversehens, wehen ein oder zwei Stunden, worauf sie mit einem starken Regenguß, welcher die See gleichsam wieder in Ruhe einlullt, enden. Donnerwetter ereignen sich fast täglich in der Nähe des Küstenzuges dieses Meeres, und das Meteor welches den Namen **St. Elmsfeuer** führt, ist während die Schiffe in diesen Gewässern steuern, häufig auf dem Hauptmaste in der Gestalt einer weißlichen Flammenzunge oder einer Feuerkugel wahrzunehmen. Den Matrosen gilt dasselbe je nach ihrer jedesmaligen Laune als ein Wahrzeichen günstigen oder ungünstigen Wetters. Als Magellan 1519 dieses Meer befuhr kam ihm diese Naturerscheinung öfter zu Gesicht, und er legte ihr wie sein Biograph Pigafetta berichtet, nach dem frommen Wahn jener Zeiten eine große Bedeutung unter.

Die frühern Seefahrer pflegten die langen Windstillen von denen sie auf dem westafrikanischen Meere, insbesondere in der Nähe des Golfs von Guinea öfter befallen wurden, mit abergläubischer Furcht zu betrachten. Sie fanden daß sie in Charakter und Dauer von allen dieser Art die in den nördlichen Meeren einzutreten pflegen, durchaus abwichen; denn dort wird selbst beim windstillsten Wetter die Luft dennoch immer leise bewegt, und die lindangehauchte See bietet stets einen mehr oder minder gekräuselten Wasserspiegel dar. Innerhalb des heißen Erdgürtels hingegen wird die Atmosphäre zuweilen zehn bis zwölf Tage hintereinander oft nicht vom leisesten Hauche erregt, und der dann im buchstäblichen Sinne des Wortes so glatt wie ein Spiegel gewordene Ocean, wirft die fast lothrechten Sonnenstralen mit unerträglicher Gluthhitze zurück. Es erscheinen dann Hayen und spielen rings um den Kiel und die Seiten des regungslosen Schiffs — Ungethüme schießen aus der Tiefe empor um nach einer Weile wieder hinabzufahren — die Riesenschildkröte zieht ihre langen Kreise, spritzt Wasserstralen rings umher, und athmet und keucht gleich einem menschlichen Wesen, — der Wallfisch hebt in weiter Ferne seinen berggleichen Rücken über die schimmernde Wasserfläche, der Donner rollt dumpf und schaurig, die Masten und Rippen des Schiffes krachen vernehmlich, und selbst der sturm- und wellenerprobte Seemann kann sich eines unwillkührlichen Grauens nicht erwehren.

Die **Wasserhose**, welche man als die schrecklichste Naturerscheinung ansehen darf die in den Gewässern des Äquators vorkommt, ereignet sich auf dem westafrikanischen Ocean häufiger und erreicht dort einen größern Umfang und ein dräuenderes Ansehen, als in irgend einer andern Meerregion. Sie erscheint nicht immer in derselben Gestalt, und verweilt zuweilen auf einem Punkte während sie dann und wann wieder mit ungleicher Schnelligkeit hintobt.

Da die Linie zuerst innerhalb der Länge des westafrikanischen Oceans durchfahren wurde, so darf man natürlicherweise den Ursprung jenes seltsamen und beinahe allgemeinen Brauchs der sogenannten Neptunstaufe, womit die Seeleute seit unfürdenklichen Zeiten ihren Übergang aus der einen in die andere Erdhalbkugel zu feiern pflegen, in jener Meerregion aufsuchen und seiner Geschichte dort nachforschen. Doch der ganze Gegenstand ist in das tiefste Dunkel gehüllt. In Magellans Reise um die Welt welche 1519 stattfand wird diese Sitte nicht erwähnt, und die früheste Angabe welche darüber vorhanden ist, kommt in der Reise des Alexis von St. Lo nach dem grünen Vorgebirge vor, welche 1635 geschah.

Einer von den merkwürdigsten Strichen des westafrikanischen Oceans ist derjenige, welcher sich zwischen 18—30° N. B. und 20—35° W. L. erstreckt, und bei den Portugiesen Mar do Sargaço, bei den Holländern Kroozе, und bei den Engländern Grassy Sea (das Grasmeer) heißt. Diese Meerregion ist oft so dicht mit einer Art von schwimmendem Seegrase bedeckt, daß sie einer braunen Heide gleicht, und an manchen Strecken ist dasselbe so eng- und stark verflochten, daß es den Lauf des Schiffes leise hindert. Dieser olivengrüne oder vielmehr braungelbe Fucus natans besteht aus einer Reihe von Knoten die in Büscheln wachsen, und ähnelt blattlosem Blumenkohl. Er treibt gemeiniglich in parallelen Linien auf der Oberfläche dahin, ausgenommen bei stürmischem Wetter, wo diese Ordnung verrückt wird, und diese Riedgebreite unregelmäßig durcheinander hintreiben.

Schwimmendes Seegras wird fast in allen Ge-

genden des Oceans in größerer oder geringerer Menge angetroffen, nirgends aber bedeckt es einen so großen Seestrich und zwar auf so zusammenhängende Weise, als im sogenannten Grasmeer, es sind daher von den Naturforschern mannigfaltige Hypothesen über die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung aufgestellt worden. Der Verfasser ist der Meinung, daß dieses Seegras welches gemeiniglich im frischen und blühenden Zustande im Mar do Sargaço vorkommt, weder aus dem Meerbusen von Mexico durch Strömungen dahin getrieben, noch auch auf dem Grunde des Meeres wächst, sondern auf der Oberfläche desselben und zwar auf oder doch in der Nähe der Gegend wo es vorkommt. Da das sogenannte Grasmeer wenig von Stürmen heimgesucht und eben so wenig von Strömungen bewegt wird, so ist es dem Wachsthum und Gedeihen dieser Art von Schmarotzervegetation vorzüglich günstig.

Wie dürfte man über den westafrikanischen Ocean sprechen, ohne des merkwürdigen Umstandes zu gedenken, daß der Behauptung vieler Gelehrten zufolge, die berühmte Atlantis des Plato in demselben gelegen haben soll, welche ihrer Behauptung zufolge durch irgend eine große Naturkatastrophe untergegangen ist, so daß jetzt nur noch die Kuppen ihrer Gebirge emporragen, und die Azoren, Kanarien und Cap-verdischen Inseln bilden. Sollten wirklich ganze Städte, Palläste und Kunstwerke in die Tiefe jener Meerregion versunken ruhen, und dürften vielleicht in einer nahen oder fernen Zukunft die Schätze dieses unterseeischen Herkulanums aus der purpurnen Tiefe wieder ans Licht gefördert werden?

### Der Indische Ocean.

Diese Meerregion beginnt unter dem Wendezirkel des Steinbocks, und erstreckt sich von dort in einem, bloß von der vorderindischen Halbinsel, den beiden verhältnißmäßig unbedeutenden Inselgruppen der Maldiven und Lakediven, so wie den drei Mauritiuseilanden, unterbrochenen Wasserstrich in einer Länge von vier hundert und in einer Breite von drei hundert und sechzig geographischen Meilen bis zum Wendezirkel des Krebses. In keiner andern Region des Äquinoctial-Oceans kommen auf einem so großen Raume so wenige Inseln und eine so gleichmäßige Tiefe vor.

Daher wälzen sich auch seine bergartigen Wogen mit so langsamer gewichtiger Elephantenbewegung einher; seine Passatwinde wehen stetig und regelmäßig, es wird selten von heftigen Stürmen durchtobt, und gewöhnlich erfreut es sich einer unbewölkten lichtheitern Atmosphäre. Der erwähnte Charakterzug der Ununterbrochenheit dieser Meerregion ist eigentlich deßhalb so bemerkenswerth, weil er in der unmittelbaren Nähe der Linie vorkommt, wo er ganz beispiellos ist.

Denn man braucht nur einen Blick auf die Weltkarte zu werfen um wahrzunehmen, daß alle andern Äquatorial-Regionen des Weltmeers dicht mit einzelnen Inseln von großem Umfange, wie z. B. Sumatra, Java, Borneo, St. Domingo, Cuba, Neuguinea u. s. f., oder mit ganzen Inselgruppen aller Art z. B. der Neuen Hebriden, Sandwich- und Gesellschafts-Inseln u. s. f. besäet sind, und diese Anhäufung von Inseln und Inselgruppen unter der Linie, ist offenbar die Folge der sphäroidischen Gestalt der Erde und ihrer täglichen Umwälzungen.

Obgleich der physische Charakter und das Aussehen des Indischen Oceans eine große Ähnlichkeit mit denen der Tropenregionen des Atlantischen Oceans hat, so ist doch diese Ähnlichkeit nicht in allen Punkten vollständig. Ersterer wird selten von Windstößen und Ungewittern heimgesucht, welche im letztern, besonders wie wir schon in der Schilderung des westafrikanischen Oceans erwähnten, in der Nähe der Westküste von Afrika, so häufig vorkommen; eben so wenig ereignet sich das fürchterliche Phänomen der Wasserhose welches in letzterer Meerregion gleichsam zu Hause ist, oft im Indischen Meere; fast alle atmosphärischen Phänomene des heißen Erdgürtels tragen in diesem Striche des Äquinoctial-Oceans einen mildern Charakter, und Winde, Strömungen, und die Temperatur sind das ganze Jahr hindurch nur geringen Unregelmäßigkeiten unterworfen.

Und doch ist dieser Ocean ungeachtet des Besitzes aller so eben aufgezählten Vorzüge, einer der einsamsten und ödesten unter allen Meeren der Erde, wenigstens was die Sichtbarkeit seiner Bewohner anbelangt! Der Seefahrer kann Tage lang auf dieser See-Sahara dahin steuern ohne irgend ein lebendes Wesen zu Gesicht zu bekommen, und kommt irgend eines zum Vorschein, so ist es gewöhnlich ein scheuer schneeweißer Tropikvogel, welcher hoch über dem Top des Mastbaumes schwebt und oft nur einem kleinen Wölkchen gleich erscheint, oder der schwarze große Sturmvogel der unabläßig um das Schiff kreist, sich aber stets in einer Ferne von mehreren hundert Klaftern von demselben hält; oder ein fliegender Fisch welcher über die Wellen emporschießt und pfeilschnell entschwindet, oder endlich ein Wallfisch welcher seinen dunkelfarbigen Rücken gleich einem Riesenhalbmond über die Wasserfläche hebt und in einigen Augenblicken aus dem Gesichte ist.

Wenn es dem Indischen Ocean während des Tages an Leben und Bewegung gebricht, so beut er dagegen zur Nachtzeit einen hehren Schauplatz wundersamer Pracht und bunten Webens dar, denn nirgends kommt jenes so herrliche und vielgefeierte Phänomen des Leuchtens der See in so stralendem Glanze und in einer so reichen Mannigfaltigkeit der Formen vor, als in dieser Region des Äquinoctial-Oceans. Wenn ein frischer Wind weht, erscheinen die Wogenhäupter mit langen schlangenartig gewundenen Flammenkränzen geschmückt, und das Schiff ist von concentrischen leuchtenden Gürteln umringt, und scheint sich seine Bahn mitten durch eine brennende Fluth zu brechen. Zuweilen flimmern sternartige Lichter und kometenförmige Körper in seinem Gleise, manchmal erhellt ein plötzlicher Lichtschimmer eine beträchtliche Strecke der See rings um das Fahrzeug; das Auge wird nie müde die tausendfach wechslenden Stralenglorien dieses nächtlichen Schauspieles zu schauen, das bei sehr windstillem Wetter Erscheinungen darbietet die an Zauberei streifen, denn jegliches Seethier welches innerhalb einiger Klafter von der Oberfläche des Wassers schwimmt, ist von einem Lichtschein umgeben der dessen Kurs und sogar dessen Größe und Gestalt deutlich wahrnehmen läßt.

Die Conchylien welche den Indischen Ocean be-

wohnen sind von jeher ihrer Schöne und Zierlichkeit, wie wegen ihres Farbenglanzes berühmt gewesen. Die Cypreen und Voluteen sind an den Küsten von Isle de France und der Insel Bourbon in Fülle vorhanden, vor allen Seestrichen des Erdkreises aber sind die Gewässer von Ceylon eine Fundgrube der seltensten und auserlesensten Conchylien. Diese so richtige und anziehende conchyliologisch-hydrographische Thatsache mag nun von der ruhigen Stille jenes Seestrichs, oder von der Beschaffenheit seines Grundes herrühren, genug die dort vorkommenden Conchylien jeder Gattung übertreffen alle andern an Farbe und Entwicklung, werden daher auch von den Sammlern begierig gesucht und allen übrigen weit vorgezogen.

Selbst den Perlen welche im Indischen Ocean gewonnen werden, ist die auserlesene Vortrefflichkeit eigen, durch welche sich seine übrigen Erzeugnisse auszeichnen, und die Perlenausternbänke im Meerbusen von Manaar sind jederzeit das Eldorado für dieses köstliche Kleinod der See gewesen. Die Perle ist eines von jenen Naturerzeugnissen, welches zu seiner Entstehung und Entwicklung eines Zusammentreffens verwickelter und in Dunkel gehüllter Umstände bedarf, die sich bis jetzt noch unsern emsigsten Forschungen und schärfsten Beobachtungen entzogen haben. Die Muschel selbst ist über alle Meere des Erdkreises verbreitet, aber nur im Golf von Manaar, in der Bai von Ormus (im Persischen Meerbusen) dann in den Golfen von Venezuela und St. Miguel erzeugt sie große und schöne Perlen.

Wenn man die Lage und Beschaffenheit der so eben erwähnten Geburtsstätten und Fundgruben der echten Perle näher ins Auge faßt, so wird man auf die Vermuthung ja zu der Schlußfolgerung geleitet, daß zur Erzeugung der echten Perle ein tropisches Klima und ein ruhiges Seegewässer unumgängliche Erfordernisse sind; denn von den vier oben genannten Gegenden, liegen die drei Golfe innerhalb zehn Grade von der Linie und die vierte, nämlich die Bai von Ormus ist, obschon außerhalb der Wendezirkel, als einer der heißesten Striche der Erde bekannt.

Der Indische Ocean ist trotz seiner ungeheuren Entlegenheit von Europa von den frühesten Zeiten an demselben bekannter gewesen, als es das Atlantische Meer (im engern Sinne) vor den Fahrten des Columbus und Vasco de Gama war.

## Der westindische Ocean.

Die frühern Seefahrer haben dieses Meer als einen Schauplatz der mannigfaltigsten Wunder mit heiligem Schauer betrachtet. Columbus selbst spricht in seiner dritten Reise die Überzeugung aus, daß das irdische Paradies in der Nähe des Golfs von Paria liege.

Der Seefahrer welcher von Norden her kommt, erfährt einen köstlichen Wechsel des Klimas wenn er in den Bereich der Passatwinde eintritt. Die Luft hat nichts Rauhes noch Herbes mehr; sie kost lind und schmeichelnd um die Wange des Reisenden, welcher den reinen leichten Seehauch mit Wonne einzieht; Nebel und Dünste sind dort unbekannt, die See wird nur leise gekräuselt, und das Gemüth theilt die feiernde Ruhe der Natur, und alle Leidenschaften und Regungen werden weicher und milder.

Columbus scheint alles dieß auf seiner ersten Reise erfahren zu haben, denn wir finden in seinem Tagebuche, bald nachdem er in den Bereich des Passatwindes gelangt war, folgende Stelle: „Die Luft war mild und entzückend, das Meer so sanft und stille wie ein Bach, und es mangelte uns nichts als der Gesang der Nachtigall.“ An einer andern Stelle sagt er: „Die See glich dem Fluß von Sevilla (dem Guadalquivir), die Temperatur war so mild wie es dort um die Mitte Aprils ist, und die Luft so durchwürzt daß es eine Lust war sie einzuathmen.“

In keiner Region des Weltmeers ist eine Fahrt mit so vielem Genusse verbunden, als im westindischen Ocean zwischen November und Mai. Die Lufttemperatur ist dann stets gleichförmig und lau, der Seewind weht ununterbrochen während der Tagszeit, und wird zur Nachtzeit von dem Landwinde abgelöst.

Das auf den scherzenden Wellen dahin gleitende Fahrzeug verliert kaum eine Insel aus dem Gesichte, als es sofort wieder in den Bereich einer andern gelangt, und oft steuert es mitten zwischen dreien oder vieren dahin. Stunde auf Stunde entfalten sich neue und herrliche Schauspiele dem Blicke; hier schwillt die üppige und emsig angebaute Savannah von der Küste an landeinwärts, dort beschatten Wälder in deren Schooß nie ein Sonnenstral dringt die Höhen und Gefilde, oder nackte Felsenriffe steigen lothrecht längs der Bai empor, und aus weiter Ferne landeinwärts blicken hohe Bergzinnen herüber.

In diesem Meere kommt die Schildkröte in einer unermeßlichen Fülle vor, wovon nirgends anderswo ein Beispiel vorhanden ist, so daß man diese Oceansregion gewissermaßen als ihre eigentliche Heimath ansehen darf.

Dieselbe Bewandniß hat es mit dem Wohlgeschmacke derselben. Beide Umstände rühren von der Beschaffenheit sowohl der hohen See wie der Insel-Gewässer dieser Region her, welche der Fortpflanzung und Entwicklung dieses Seethieres im höchsten Grade günstig sind. Das Bahama-Meer bietet nämlich eine ganze Welt von kleinen Eilanden und Sandbänken dar, die größtentheils durch Felsenzüge die unter dem Wasser hinstreichen mit einander verbunden sind, so daß der ganze Strich gewissermassen als ein einziger ungeheurer Schildkröten-Weiher angesehen werden darf, wo diese Thiere nie durch eine unruhige See behelligt werden, und wo sie in allen Richtungen geeignete Plätze zur Legung ihrer Eier finden, die auch nicht so vielen Gefahren der Zerstörung wie in allen andern Meeren ausgesetzt sind.

Auch eine Fülle der mannigfaltigsten Fischarten bietet das westindische Meer dar; durch eine höchst seltsame Anomalie aber, sind mehrere Arten wie z. B. der Delphin, der Königsfisch, der Barracuto, die Albacora und die gelbschnablige Sprotte (Clupea Thryssa) zu einer Zeit ganz unschädlich, zu einer andern wieder überaus giftig und ihr Genuß lebensgefährlich, obgleich ihr äußeres Ansehen und sogar ihr Geschmack in beiden Perioden durchaus nicht die geringste Verschiedenheit wahrnehmen lassen. Am heftigsten ja zuweilen augenblicklich tödtend wirkt das Gift der letzgenannten Fischart. Die Ursache der periodischen Giftigkeit mehrerer Fischarten dieser Meerregion ist noch unbekannt, und scheint wohl

auch außer dem Bereiche menschlicher Forschung zu liegen.

Am häufigsten kommen die giftigen Fische in der Nachbarschaft der sogenannten kleinen Antillen oder der Karaiben vor, und dieser Umstand dürfte vielleicht mit an der Anthropophagie der einstigen kannibalischen Bewohner derselben, welche Menschenfresser waren und sich ihre Beute von den Inseln Cuba, Hispaniola und Jamaika zu holen pflegten, schuld gewesen seyn, denn da ihnen ihre Heimathseilande keine größern Quadrupeden darboten, und die sie rings umgebende See als eine Giftmischerinn erschien, so waren sie auf die Pflanzen- und Schildkrötenkost angewiesen, welche Diät ihnen aber nicht behagt und zu frugal gedäucht haben mag.

(Der Schluß folgt in der nächsten Lieferung).

## Allerlei aus und über die Insel Puerto-Rico.

Von D. G. Flinter,
Oberst im königlich-spanischen Generalstabe.

Die Hauptzwecke folgenden chorographischen Versuchs sind folgende: Der Welt die große und immer mehr zunehmende Wichtigkeit der Niederlassungen bekannt zu machen, welche der Krone Spanien annoch in der westlichen Hemisphäre übrig geblieben sind, besonders aber die Bedeutung der so frucht- und schätzbaren Insel, mit welcher sich dieser Versuch hauptsächlich beschäftigt hervorzuheben; Winke zur fernern Verbesserung des Zustandes und der Verwaltung der spanischen Niederlassungen überhaupt, und dieser insbesondere zu geben; den (von allen Reisenden und Erdbeschreibern anerkannten) väterlichen Charakter der Colonialregierung Spaniens zu schildern, (womit seine einstige Behandlung der unglücklichen Ureinwohner jener Länder und Inseln den schneidendsten Gegensatz bildet), die Hinweisung auf die wohlthätige Wirkung der spanischen Sklavengesetzgebung, nicht nur um diese Klasse gegen Unterdrückung zu schützen, sondern auch um sie auf die Emancipation vorzubereiten und derselben entgegen zu führen; endlich um durch unabweisliche und unumstößliche Thatsachen die mächtigen Vortheile der freien Arbeit vor der durch Sklaven verrichteten darzuthun. Auf letzteren Gegenstand wünsche ich in der dermaligen kritischen Epoche der westindischen Niederlassungen, welche einen hochwichtigen Wendepunkt in der Geschichte derselben bildet, die angelegentlichste Aufmerksamkeit von Europa zu lenken.

Meine Angaben und Bemerkungen sind das Resultat einer ein und zwanzig-jährigen Erfahrung in jener Weltgegend, denn es sind nun über zwei Jahrzehende verflossen seitdem ich zuerst als brittischer Offizier in Westindien landete; ich habe während dieses langen Zeitraums die Niederlassungen und Factoreien sämmtlicher europäischen Seenationen auf dem amerikanischen Continent und in Westindien, so wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika besucht, und sowohl auf dem amerikanischen Festlande wie auf den Inseln Landeigenthum und Sklaven besessen.

Verschiedene Jahre hindurch habe ich im Stabe der spanischen Colonial-Truppen gedient. Meine Mußestunden sind der Ausmittlung jeder Thatsache welche nur irgend Licht über die spanische Colonialpolitik zu verbreiten vermag, gewidmet gewesen.

Der physische, moralische und gesellschaftliche Zustand der weißen, der freien farbigen, und der Sklaven-Bevölkerung der westindischen Inseln, sind von mir aufs Sorgfaltigste untersucht worden, und vermöge meiner Stellung und Verbindungen waren mir alle Quellen zugänglich aus denen nur irgend eine zuverlässige Angabe zu schöpfen war.

Madrid, im Jahre 1833.

### Allgemeines.

Die Insel Puerto Rico liegt im Atlantischen Ocean östlich von ihren drei größern Schwestern, den Antilleninseln Cuba, Hayti, und Jamaika. Obgleich sie selbst letzterer Colonie an Umfang und Bevölkerung nachsteht, weicht sie dennoch keiner davon an Fruchtbarkeit und allgemeiner Wichtigkeit. Sie hat die Gestalt eines rechtwinkligen Viereckes, ist ungefähr achtzehn geographische Meilen lang, und im mittleren Durchschnitt gegen siebenthalben breit. Ihre Entfernung von Cadiz beträgt 635 g. Meilen. Entdeckt wurde sie 1493 von Columbus. Die spätere Geschichte der Insel so wie die Art und Weise wie sie der spanischen Herrschaft unterworfen wurde, ist von dem P. Inigo und andern Schriftstellern so umständlich dargestellt worden, daß es unnöthig ist bei diesem Punkt ausführlicher zu verweilen.

Puerto Rico ist durch ihre geographische Lage ganz vorzüglich dazu geeignet der Mittelpunkt eines ausgebreiteten und blühenden Handels zu werden. Sie liegt in der Nähe aller englischen und französischen Antillen unter dem Winde, nur einige Stunden von den dänischen Colonien St. Thomas und St. Cruz, und wenige Tagereisen von den Küsten Venezuelas und der Vereinigten Staaten von Nordamerika entfernt.

Außer diesen örtlichen Vortheilen und den reichen Erzeugnissen ihres angebauten Bodens, ist sie mit Holz und Wasser reichlich versehen, woran im Allgemeinen auf den kleinen Inseln unter dem Winde Mangel herrscht, denn viele davon, welche aller Quellen entbehren sind lediglich auf das Wasser angewiesen das nach den periodischen Regengüßen gesammelt wird; in Zeiten der Dürre gerathen sie daher aus Mangel an diesem unentbehrlichen Lebensbedürfniße oft in die größte Bedrängniß; und ein großer Theil des erforderlichen Holzes muß von entfernten Inseln dahingeführt werden.

Der Anblick von Puerto-Rico welche die östlichstgelegene unter den vier großen Antillen, ist äußerst überraschend und malerisch. Die tropische Natur tritt da, vorzüglich dem aus Europa anlangenden Reisenden in einer zugleich seltsamen und bezaubernden Gestalt entgegen, und kommt derselbe vielleicht gar zur Winterszeit aus den nördlichen oder mittleren Gegenden jenes Erdtheils, wo bei seiner Abfahrt Himmel und Erde in einen traurigen Wolken- und Schneeschleier gehüllt waren, so muß er sich wie durch Magie in die fabelhaften Regionen des ewigen Frühlings oder in eine Feenwelt entrückt wähnen. Der Abstich ist so groß und überraschend, daß man dessen entzückende Wirkung empfunden haben muß, um sie vollkommen würdigen zu können.

Die ganze Insel ist von ununterbrochenen Reihen von Gehöften bedeckt, die von Zuckerrohr- und Kaffehpflanzungen, Platanenhainen, Reis- und Meis-

Feldern umgeben sind. Gruppen von Palmenbäumen welche zerstreut auf der Ebene stehen, und mit ihren zierlichen Kronen die Halden der kleinen Anhöhen schmücken, gewähren den zahlreichen Heerden Schatten vor der Mittagssonne. Die hohe Gebirgskette welche die Insel von Osten nach Westen durchzieht, scheint auf den ersten Anblick zwei einander parallel-laufende verschiedene Züge zu bilden, bei genauer Beobachtung nimmt man jedoch wahr, daß beide im Grunde nur Theile einer und derselben Kette sind, mit Hochthälern und Tafellanden in der Mitte welche sich stufenweise erheben und mit den höhern Bergrücken zusammenschmelzen. Die Höhe dieses Gebirges muß mit der ungeheuren Andenkette verglichen allerdings unbedeutend erscheinen, im Vergleich zu den Bergzügen der andern Antillen aber, darf sie bedeutend genannt werden. Der höchste Theil dieser Kette ist das am nordöstlichen Ende der Insel gelegene Luguillo-Gebirge, dessen erhabenste Spitze, Yungue genannt, fast stets in Nebel gehüllt ist, und in der sehr bedeutenden Entfernung von beinahe vierzehn geographischen Meilen von der See aus gesehen werden kann. Diese Gebirge sind bis zu ihren höchsten Kuppen hinauf des Anbaus fähig, und bieten nicht jene felsige und von Abgründen unterbrochene Oberfläche dar, durch welche die Gebirge anderer Länder und Inseln unfruchtbar oder unzugänglich werden. Hier kommen im Gegentheile allüberall im Gebirge Thäler, Tafelgelände und sanftgeneigte Halden mit Häusern, Hainen, Heerden u. s. f. vor. In diesem Gebirge ist (wie auf den Nil-Gerris in Ostindien) mitten im heißen Erdgürtel, das europäische Frühlings-Klima mit allen demselben eigenthümlichen Gewächsen und Baumfrüchten anzutreffen.

Nördlich und südlich von diesem Binnengebirge streichen längs der Seeküsten die üppigen Thäler hin, welche die edlen Erzeugnisse der Insel hervorbringen. Von der Hauptkette des Gebirges aus streichen kleinere Züge nach Mittag und Mitternacht hin, zwischen denen unzählige kleine Thäler liegen die nach der in ihnen befindlichen Hauptortschaft den Namen führen. Diese Thäler sind die reizendsten die ich auf meinen Wanderungen gesehen habe, und werden von klaren Bächen bewässert die von den Bergabhängen hinab dem Meer zu eilen.

Die majestätische Schöne der Palmen, die gefällige Abwechslung von Hügel und Thal, das helle glänzende Grün der Höhen, im Gegensatze zu den tiefern Tinten der großen Waldungen welche deren Seiten beschatten, die von goldenen Früchten durchglühten wildwachsenden Orangenbäume, die sich durch das Thal hinschlängelnden Bäche und Flüsse, hie und da ein mitten in Platanenhainen verstecktes Gehöfte und grasende Heerden, alles dieß gestaltet eine Landschaft von zugleich tropischer Majestät und idyllischer Anmuth, wie man sie kaum irgendwo anders antreffen dürfte.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung).

## Brüssel.

Die Hauptstadt des jetzigen Königreichs Belgien bildet gleichsam ein Aggregat mehrerer kleinen Städte, deren Bevölkerung in Sprache, Sitten und Beschäftigungen von einander verschieden ist. Der nach dem Park, einem der herrlichsten Spaziergänge von Europa, den Namen führende Stadttheil, wird vorzüglich von den vornehmsten und reichsten Familien bewohnt, und ist besonders der Lieblingsaufenthalt der Engländer deren sich stets eine große Anzahl in Brüssel aufhält. Die sogenannte untere Stadt wird fast ausschließlich von Flamändern bewohnt, welche fest an ihrem Idiom und ihren alten Bräuchen hangen. Der zwischen beiden so eben genannten scharf von einander unterschiedenen Stadttheilen sich hinziehende Strich ist der Mittelpunkt der höhern Industrie und des Handelsverkehrs. Die südöstliche Stadtgegend ist der Sitz des wallonischen Theils der Bevölkerung. Unter den acht öffentlichen Plätzen ist der sogenannte Königsplatz, welcher von dem Portale der Kirche vom heil. Jacob von Coudenberg und andern Prachtgebäuden gebildet wird, der schönste. Außer dem Park besitzt Brüssel, dessen Bewohner eine mehr als spanische Vorliebe für öffentliche Spaziergänge haben und dieselben auch fleißig besuchen, einen reizenden Lustwandelort an der sogenannten Allée verte, welche sich längs des Kanals der durch den Rupelfluß mit der Schelde in Verbindung steht, in einer Länge von einer halben Meile bis zur Brücke von Laeken hinzieht, in welchem Dorfe das berühmte gleichnamige königliche Lustschloß liegt, und sich die schönsten Landhäuser der Umgebung von Brüssel befinden. Sie besteht aus drei Alleen wovon die mittlere ausschließlich für die Fahrenden und Reitenden bestimmt ist. Diese Promenade die man mit dem Wiener Prater vergleichen kann, und tagtäglich sehr häufig besucht wird, gleicht an Sonn- und Festtagen dem Pariser Longchamps an den drei Charwochentagen.

Zwei dem höheren Luxus dienende Industriezweige sind in Brüssel seit langer Zeit zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gediehen, welche zwar jetzt anderwärts erreicht, unseres Wissens aber noch nicht übertroffen worden ist, nämlich die Spitzenweberei und der Wagenbau.

* * *

Von den beiden Bildern der unserer heutigen Lieferung beiliegenden Stahlstichtafel, stellt das untere die Stadt Brüssel von dem bekannten Hotel de Bellevue aus gesehen dar, welches zwischen dem Königsplatze und dem Park liegt; das andere die Ansicht der Stadt von dem sogenannten Großen Platz aus. Erstere Ansicht, welche dem Namen den das Hotel führt, vollkommen entspricht, ist eine der prachtvollsten der Belgischen Hauptstadt. Die Rue Royale oder Königsstraße welche sich von dem am nördlichen Ende gelegenen Schaarbecker Thore bis zur Place Royale oder dem Königsplatz hinzieht, sieht man ihrer ganzen Länge nach; rechts eines von den prächtigen Gitterthoren die in den hübschen kleinen Park führen. Ein Theil der untern oder flamändischen Stadt nimmt die linke Seite des Bildes ein, dessen Mittelpunkt die große St. Gudulakirche und mehrere Prachtgebäude der Königsstraße bilden. Die Landschaft die man in der Ferne wahrnimmt ist die welche sich nach Norden oder Antwerpen hinzieht. Diese Ansicht stellt zugleicherzeit einen von den Hauptpunkten dar, wo im Spätjahr 1830 das Treffen zwischen den Belgiern und Holländern vorfiel.

Der sogenannte Große Platz von welchem aus die andere Ansicht aufgenommen ist, liegt im Mittelpunkte der Stadt und wird von prachtvollen Gebäu-



J. Hyrtl.

**Brüssel.**

*Bellevue*



Gemalt v. Lieut. Coll. Batty. Stahlstich v. J. Hyrtl.



den mannigfaltigen Styls umschlossen. Den Haupttheil der südwestlichen Seite des Platzes nimmt das Stadthaus ein, da aber dieses Gebäude schon öfter abgebildet worden ist, so ist bei der Aufnahme der Ansicht Brüssels von diesem Platze aus, der nordwestlichen Seite der Vorzug gegeben worden. Ein Theil der Vorderseite des Stadthauses ist zur Rechten sichtbar und darüber hinweg einige merkwürdige Gebäude welche verschiedenen Zünften angehören. Links sieht man das sogenannte Königshaus Broot-huys) das um das Jahr 1000 erbaut worden seyn soll.

Das südöstliche Ende des Platzes welches den Mittelpunkt des Bildes einnimmt, wird von einem 1698 errichteten sehr langen Gebäude eingenommen, welches dermalen in lauter einzelne Privathäuser abgetheilt ist.

---

## Über die in den Jahren 1826—1833 stattgefundene wissenschaftliche Reise des Herrn A. D. D'Orbigny im mittäglichen Amerika*).

Ein so eben in Paris erschienener Prospectus über das Reisewerk des in der Überschrift genannten französischen Naturforschers, welches von Jänner 1835 an, in sieben Quartbänden und einem aus 450 Kupfertafeln und Karten bestehenden Atlas lieferungsweise herauskommen, und nach ungefähr sechs Jahren vollendet seyn wird, enthält im Wesentlichen folgende anziehende Angaben über den Verlauf dieser Reise und die Resultate derselben:

Während der Restauration entstand im Schooße des Pariser Museums der Naturgeschichte jene cosmopolitische Schule, aus welcher von Zeit zu Zeit junge Leute nach zurückgelegten vorbereitenden Studien, auf Kosten des Staats Reisen nach fernen Ländern unternehmen sollen, um selbe in wissenschaftlicher Hinsicht zu untersuchen, und die Früchte ihrer neuen Studien, ihrer persönlichen Beobachtungen, und ihrer vergleichenden Forschungen dem Museum zu übersenden.

A. d'Orbigny ist gleich dem von einem frühzeitigen Tode in Indien dahingerafften V. Jaquemont und mehreren andern, aus dieser Schule hervorgegangen. Am 21. July 1826 ging er in Auftrag der Museums-Verwaltung, ungefähr um dieselbe Zeit wo sich sein Mitzögling V. Jaquemont zur Reise nach dem Himalaya anschickte, nach dem mittäglichen Amerika ab. Er berührte auf der Vorüberfahrt einen Strich von Afrika, sah Teneriffa und betrat bald die hehren Hallen der brasilianischen Urwälder, wo er zum erstenmale jene schauererregende Natur, jene Riesen des tropischen Pflanzenwuchses, jenes von dem zierlichen Baldachin baumartiger Farrenkräuter und Palmen überwölbte bewundernswürdige Gemisch von tausend verschiedenartigen Gewächsen zu Gesichte bekam; jene Gegenden wo jeder Fels mit glänzendem Grün überwebt, jegliches Thier so glänzend, und von denen der europäischen Welt so verschieden ist.

Von diesem Prunke, diesem Staate noch geblendet, mußte er über den Gegensatz in Erstaunen gerathen, als er in Monte Video den französischen Boden an den Gestaden des La Plata wiederfand. Nette Häuschen von Pfirsich- und andern Obstbäumen umgeben, Hügel mit natürlichen Wiesen, boten ihm ein von dem vorigen durchaus verschiedenes Schauspiel dar. Er besuchte einen großen Strich des im Aufblühen begriffenen kleinen Freistaates von Uruguay, die reitzenden Ebenen des Ostufers des La Plata, von wo er sich nach Buenos-Ayres begab.

(Die Fortsetzung folgt).

*) Eine vorläufige Notiz über diese wichtige Reise haben wir in der 7ten Lieferung des Bildermagazins mitgetheilt.

Mit gleicher Universalität und Vielseitigkeit und in gleich großartigem Sinne wie d'Orbigny, hierin wie dieser dem großen Vorbilde aller wissenschaftlichen Reisenden, Alexander von Humboldt, nacheifernd, erstreckt, wie wir aus authentischer Quelle wissen, der Freiherr Karl von Hügel aus Wien, welcher bereits seit vier Jahren auf einer wissenschaftlichen Weltreise begriffen ist, seine Forschungen über den ihm zunächst vertrauten naturgeschichtlichen Kreis hinaus über die mannigfaltigsten Gegenstände, über Sprachen, Religionen, Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Völker Asiens und Australiens. W.

## Miscellen.

### 1.

### Merkwürdigkeiten in der Gegend von Pondichery.

Einige Meilen von Pondichery entfernt, findet man ein Dorf, Trivikaret, und hier eine Menge Versteinerungen, welche zu den seltsamsten stummen Zeugen der großen Umwandlungen gehören, die einst die Erde erfahren hat. Der Weg dahin führt bei andern Wundern der alten Zeiten vorbei, welche aber von Menschenhänden gemacht sind. So findet man zuerst bei einem Dorfe, Valdane genannt, sehr große steinerne Pferde, wohl zwanzig Fuß hoch, die in ganz Indien verehrt werden. Es sind dazu eigne Braminen bestellt, welche die angeordneten heiligen Ceremonien beobachten. Noch mehr aber werden diese Pferde gefürchtet. Don Juart Leporello scheut minder die Statue des Kommandanten, als ein Indier ein solches steinerne Roß. Wer es nur anrührt, kann in Gefahr kommen, das Leben zu verlieren. Und thut ihm der Stein auch nichts, so muß er den Fanatismus der rohen Menge fürchten. Einst waren ein Paar englische Offiziere muthwillig genug, die Thiere zu besteigen, aber ehe sie es ahnten, waren mehrere tausend Hindus da, rißten sie herab, banden ihnen Hände und Füße und brachten sie nach Pondichery, um ihre Bestrafung zu verlangen. Immer noch ein Glück, daß diese von der erzürnten Menge nicht selbst übernommen wurde. Allein die Hindus sind in der Regel feig, denn sonst wäre es den Engländern unmöglich gewesen, auf dieser großen Halbinsel sich zu Herren zu machen und ohne große Anstrengung durch einheimische Soldaten, die Sipahis, ihre Herrschaft zu behaupten. Auch hier gelang es dem Gouverneur, die große Menge zu überzeugen, daß da die heiligen Pferde die Unbesonnenen geschont hätten, sie auch wohl bei den Verehrern derselben auf Nachsicht Anspruch machen könnten.

Von Valdane kommt man in anderthalb Stunden nach dem oben erwähnten Dorfe Trivikaret, und hier nun zu den berühmten Versteinerungen auf einem Berge, an dessen Fuß eine große Pagode liegt.

Die oben befindlichen versteinerten Bäume halten dritthalb Fuß im Durchmesser, folglich gegen elf Fuß im Umkreise und sind wohl die größten, welche bis jetzt gefunden wurden.

Das Dorf Trivikaret hat eine ansehnliche Länge und zwei Straßen, von denen jede zu einer kleinen Pagode führt. Eine sehr große Pagode findet sich auf dem freien Platze im Dorfe. Und diese ist in der That — erstaunenswerth. Über die Thüre, durch die man hineingeht, erhebt sich eine Pyramide von fünf Stockwerken Höhe die mit in Stein gehauenen Pfauen, welche ein Rad schlagen schließt. So wunderlich die Idee ist, so mag sie allerdings zu dem sonderbaren Ganzen passen und mindestens einen eignen Eindruck machen. Auch einige andere steinerne Kunstgebilde kommen vor, namentlich ein Paar Tänzerinnen mit Tamburin und Flöte.

Wenn schon das Äußere dieses Göttertempels mit seltsamen Vorstellungen erfüllt, weil der Europäer an solche groteske Bildungen nicht gewöhnt ist, so macht doch das Innere einen noch viel stärkeren Eindruck. Er kommt in den ersten Hof, wo eine Menge zerfallner Kapellen zur Seite liegen. Kaum eine ist noch in baulichem Zustande, aber die Brahminen sehen es nicht gern, wenn der Europäer hinein geht. Zwei in Stein gehauene weibliche Gestalten sind gleichsam die Hüterinnen derselben. Im Innern erblickt man sieben Bildsäulen, alle glänzend von Öhl. Die mittelste von ihnen stellt den Gott Wischnu vor und zwar in seiner Allmacht, daher mit sieben Armen und in jedem Arme eine Waffe, unter ihnen auch den Cheton, einen Wurfspieß, der, kräftig von ihm geschleudert, den Schuldigen überall erreicht und hätte er sich in den Mittelpunkt der Erde verborgen. Ein Halsband von Todtenköpfen schmückt seine Brust. Eine Bildsäule des Wischnu ist auch die größte, etwa sechs Fuß, allein da sie sitzend, mit untergeschlagenen Beinen abgebildet ist, so macht sie einen schauerlichen Eindruck durch alle die sonderbaren Embleme.

Die dem Wischnu beigegebenen sechs andern steinernen Bilder stellen ihn in den mannigfaltigen Verwandlungen dar, welche er nach der indischen Mythologie sich gefallen ließ. Hier steht er als Mensch mit einem Affenkopfe, dort mit einem Elephantenkopfe. Auch die Schlange Lalegan fehlt nicht, mit der er ein großes Abentheuer bestand. Da in die Kapelle nur durch Thüren und ein Fenster Licht herein fällt, so kann man urtheilen, welches schauerliche Dunkel hier herrscht.

Eine große kolossale steinerne Kuh findet sich auf einem andern Punkte des großen Hofes. Sie mag wohl gegen 25 Fuß Höhe haben und wird von einem Dache gegen die Witterung geschützt. Rechts steht ein Säulentempel, von den vielen Säulen so genannt, die das Dach desselben tragen, und am Fuße sieht man eine Menge Greifen, jenes Geschöpf der Phantasie, das in Indien zuerst als Symbol verschiedener Kräfte der Thierwelt: des Adlers, des Löwens ꝛc. aufgestellt worden seyn mag, bis späterhin die Unwissenheit des Abendlandes, was Sinnbild war, in der Wirklichkeit zu finden meinte, und die Fabel vom Vogel Greif Jahrhunderte lang erzählte.

Dr. Br.

2.

Escurial.

In dem vor Kurzem in London erschienenen Werke des bekannten Beckford: Italy with Sketches of Spain and Portugal, by the Author of Vathek, dessen wir schon in der Beschreibung von Mafra erwähnt haben, wird eine noch aus dem Jahr 1787 herrührende anziehende Schilderung des Eskurials folgendermaßen eingeleitet:

„Nachdem wir von den beiden reitzenden königlichen Schlößern Casa del Campo und La Sarsuela welche mitten in lachenden Hainen liegen, vorbeigekommen waren, wurden wir in der Ferne der berühmten Abtei El Escorial ansichtig, deren Dom und Thürme sich von dem kühnen Hintergrunde des hohen zerrissenen Gebirgs abhoben. Wir waren ungefähr noch eine Legua davon entfernt; zu beiden Seiten der Straße dämmerten weitläufige Parks, in denen zahlreiche Rudel von Hirschen und Rehen standen, die uns wie wir vorüberzogen mit ihnen schönen Augen so unschuldig und unbesorgt ins Gesicht sahen, da bei schwerer Strafe in diesem Umkreise nie ein Gewehr abgefeuert werden darf.

Das Escurial obgleich von düsteren Bergen überhangen steht selbst auf einer sehr bedeutenden Anhöhe. Es liegt in der Façade dieser königlichen Abtei auf welche gleich wie auf den Königspallast zu Persepolis die nahen Felsenhäupter ernst und düster herabsehen, etwas ungemein Imposantes, und als ich durch eine gewölbte Halle in den vor der Kirche, die aus den lebendigen Granitfelsen gehauen zu seyn scheint, befindlichen Hof eintrat, faßte mich ein unwillkührlicher Schauer. Da die Sonne sich hinter Wolken barg so erschienen die von ernstherabblickenden Statuen gekrönten Portale so finster und höhlengleich, daß ich in e'nen unterirdischen Tempel einzutreten glaubte, und als ich erst den Hochaltar mit allem den Pomp seiner Jaspis-Treppe, seiner auf und übereinander gethürmten Riesenpfeiler sah, war ich von einem unnennbaren Grauen fast überwältigt, um so mehr als ich allein war, denn mein Begleiter hatte mich verlassen um dem Prior einige Empfehlungsschreiben zu übergeben. Bald darauf kehrte er auch in Begleitung desselben zurück; der Prior ein Mann von ernstem strengen Aussehen besah mich scharf von oben bis unten, und fragte mich hierauf in breitem Spanisch was ich vorzüglich zu sehen wünschte; wendete sich hierauf zu meinem Begleiter und sagte laut genug daß ich es vernehmen konnte: Er ist sehr jung, wird er auch verstehen was ich ihm sagen werde? doch ich bin unbedingt angewiesen worden ihn herum zu führen, ich muß mich nun wohl dazu bequemen, obschon ich in dem Geschäft unsere Sehenswürdigkeiten zu erklären nicht bewandert bin. Doch wie gesagt es muß seyn, so wollen wir denn beginnen und nicht säumen, denn ich habe keine Zeit zu verlieren wie Sie wissen und im Chor und Kloster vollauf zu thun. Wir machten uns nach diesem nicht sehr gnädigen Exordium auf den weiten Weg.“

3.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

28.] Kasan. — Jekaterinburg. [1834.



### Über die hohe Wichtigkeit und Bedeutung der spanischen Kolonien für die künftige Weltstellung der spanischen Monarchie.

Die überseeischen Besitzungen und Kolonien welche der Krone Spanien nach dem Abfall ihrer amerikanischen Länder übrig geblieben, sind an Umfang, und was noch wichtiger und nicht genug gewürdigt ist, in ihrer Weltstellung und ihrem mächtigen Einfluß denen aller andern europäischen Mächte, mit Ausnahme Großbrittanniens weit überlegen. Denn so unbedeutend sie dem Anscheine und der oberflächlichen Betrachtung nach, im Vergleich mit der unermeßlichen Größe seiner verlorenen Amerikanischen Welt erscheinen mögen, so dürften sie dennoch, staatsklug verwaltet und in einen innigern Verband mit dem Mutterlande gebracht, sich in einer nicht fernen Zukunft von gediegenerm Werthe für dasselbe bewähren, als diese im Laufe von drei Jahrhunderten sich erwiesen hatte.

Um diese Behauptung zu beweisen, wollen wir die Inseln und Niederlassungen welche Spanien in und außer Europa besitzt, im Einzelnen durchgehen, und deren größere oder geringere Bedeutsamkeit in Betracht ziehen.

Im Mittelländischen Meere gehören ihm die Balearischen und Pithyusischen Inseln, welche auch gewöhnlich, obschon geographisch unrichtig, mit zu dem eigentlichen spanischen Mutterlande gerechnet werden. Alle beide Inselgruppen sind wie bekannt überaus fruchtbar, und werden von einer emsigen wackern und getreuen Bevölkerung mit wahrem Bienenfleiße angebaut. Der Hafen von Port Mahon ist einer der trefflichsten des Erdkreises, und in Kriegs- wie in Friedenszeiten seiner weitherrschenden Lage halber, von hoher Wichtigkeit für den Handel mit der Levante und der Berberei.

An der nordafrikanischen Küste, und zwar an der Mündung der Straße von Gibraltar, gebietet Spanien über die fast uneinnehmbare Festung Ceuta, welche nicht minder als das unbezwingliche Gibraltar jenen welthistorisch und weltpolitisch so bedeutsamen Eingang aus dem Atlantischen in den Mittelländischen Ocean beherrscht. Ceuta kann aber, abgesehen davon daß es einer von den beiden Hauptschlüsseln jener Heer- und Königsstraße aller Seenationen ist, dereinst ein wichtiger Stapelplatz für den Handelsverkehr mit den Staaten der Berberei werden, wenn sie, über kurz oder lang unabwendbar dem Impulse Algiers folgend, sich der europäischen Civilisation und dem Gewerbsfleiße öffnen werden.

Im Atlantischen Ocean an der Westküste von Afrika, denn kaum zwölf geographische Meilen davon entfernt, gehören ihm die Kanarischen Inseln, deren gesundes Klima und herrliche Erzeugnisse zur Genüge bekannt sind, und die von einem rüstigen und fleißigen Menschenschlag bewohnt werden. Vermöge seiner trefflichen Lage dient dieser Archipel, wenn man ihn so nennen darf, den nach beiden Indien wie nach Amerika segelnden Schiffen zum Anlege- und Erfrischungsplatz, sein Besitz ist daher für einen Handelsstaat von großer Wichtigkeit.

Eine in jeder Hinsicht vielleicht noch bewundernswürdigere Lage hat der großentheils unter spanischer Bothmäßigkeit befindliche Philippinen-Archipel. Der Besitz dieses aus den vier Gruppen der Manilla-, Bissayers-, Babuyanen- und Baschi-Inseln, und im Ganzen aus ungefähr zwölf hundert Eilanden bestehenden Archipelagus, welcher sich über eilf Breitengrade erstreckt und am Saume des Chinesischen Meeres gelegen ist, verleiht Spanien einen zwar nur indirekten aber mächtigen Einfluß auf jene Region des Oceans wie des asiatischen Festlands, obschon es auf letzterem keine Niederlassungen hat. Die Entfernung der Philippinen von Canton, dem großen Stapelplatz des Chinesischen Reichs und Handels, wie von dem Littorale Cochinchinas, beträgt nicht mehr als ungefähr zwei hundert Meilen, sie werden daher allen An- und Wahrzeichen zufolge, dereinst zu einem wichtigen Mittelgliede des Handelsverkehrs zwischen den beiden genannten Reichen und denjenigen amerikanischen Ländern werden, welche an der nördlichen und mittäglichen Region des stillen Oceans liegen. Dieser Archipel in den Händen Großbrittanniens würde ihm vielleicht von größerm Werthe als das ganze Indische Riesenreich seyn, denn er würde ihm die vollständige Herrschaft über den chinesischen Handel, und über den ganzen längs der Austral- und Boreal-Region des stillen Oceans sich hinziehenden Strich des amerikanischen Continents gewähren. Von Manilla aus könnte ein brittisches Geschwader dem chinesischen Reiche Gesetze vorschreiben, und die englischen Factoreien in Canton brauchten nicht von den Launen der Mandarinen abzuhängen. Die Zeit ist vielleicht nicht ferne wo Spanien einsehen wird, daß der Philippinen-Archipel der unschätzbarste Edelstein in seinem Kolonien-Diademe ist.

In der westlichen Hemisphäre erkennen die Inseln Cuba und Puerto-Rico nach wie vor den spanischen Szepter an, und an Wichtigkeit nehmen sie, vorzüglich erstere, den nächsten Rang nach den Philippinen ein, denn ihre Lage welche sie zu ausgezeichneten Stapelplätzen und zu Marine-Stationen stäm-

pelt, hat vor der aller andern Kolonien des brittischen, französischen, niederländischen, dänischen und schwedischen Westindiens, unermeßliche Vorzüge und ganz eigenthümliche Vortheile voraus.

Cuba beherrscht durch seine überaus glückliche Lage die Schifffahrt im Mexikanischen Meerbusen, der Bei von Honduras und einer Region des Karaibenmeeres. Kein Schiff kann von der längs diesen Gewässern hinstreichenden Küstenstrecke in den Atlantischen Ocean steuern ohne entlang des Littorals von Cuba hinzufahren, so kann diese Insel im eigentlichen Sinne des Wortes der Schlüssel zur Schifffahrt in jenen Gewässern genannt werden.

Faßt man außerdem die nähere oder fernere Begränzung dieser reichen und treuen Kolonie ins Auge, welche im Norden von dem den brittischen Scepter anerkennenden Bahama-Archipel, der nordamerikanischen Union, und höher nach Norden hinauf von dem brittischen Nordamerika, (den beiden Kanadas und Neuschottland) im Süden von der Mexikanischen Union, Yucatan, Panama, der Costafirme, der brittischen Kolonie Jamaika, im Osten von Hayti und der ganzen Antillenkette, und endlich im Westen von dem Mexikanischen Meerbusen umgeben wird, so muß die Wichtigkeit Cubas auch dem ungeübten Blicke einleuchten.

Die Insel Puerto Rico welche ungefähr hundert und zwanzig g. Meilen von Cuba entfernt ist, beherrscht die Meerenge durch welche alle von Südamerika nach Europa gehenden Schiffe gewöhnlich zu steuern pflegen, und ist nur ungefähr vierzig Meilen von der Venezuelischen Küste entfernt. Beide Inseln, welche die auserlesensten Erzeugnisse der Tropen in Fülle erzeugen, erhalten ihren großen Werth und ihre Bedeutung jedoch nicht dadurch, sondern durch ihre Lage, die sie zu Herrinnen der Schifffahrt längs der Küste von Louisiana, der beiden Floridas, und des gesammten Littorales der Mexikanischen und Columbischen Freistaaten, zusammen eine Küstenstrecke von mehr als drei hundert und sechzig g. Meilen Länge, macht.

Wenn Spanien sich dereinst von den lähmenden Wirkungen seiner Kriege und inneren Umwälzungen erholt haben wird, dann werden beide Kolonien eine immer größere Bedeutung für dasselbe erlangen. Durch die Aufmunterung und Beförderung ihres Anbaues und Handels werden sie ein größeres Einkommen als bisher gewähren; sie werden sich zu Stapelplätzen für den Handel der Halbinsel mit beiden Amerikas gestalten, außerdem zugleich einen Hort für die spanischen Kauffahrer in jenen Gewässern und die Arsenale zur Ausbesserung derselben bilden; und ihre zahlreichen trefflichen Häfen werden ihnen Schutz vor den heftigen und gefährlichen Orkanen jener Meere darbieten.

Der Abfall Amerikas von der spanischen Herrschaft hat beiden Inseln eine noch größere Wichtigkeit verliehen, welche immer mehr zunehmen wird, wenn in den dort entstandenen Staaten die Ruhe und Ordnung allmälich wieder zurückkehren, und hiedurch der Gewerbfleiß und Handel derselben sich wieder heben dürften. Die Hülfsquellen, der Einfluß und die Macht welche Spanien dereinst dadurch erwachsen müssen sind unberechenbar. Wir dürfen daher ohne uns dem Verdacht der Übertreibung oder der Paradoxie auszusetzen unbedenklich behaupten: daß wie der Besitz des Philippinenarchipels für England an eigentlichem Werth die Herrschaft über Ostindien aufwiegen dürfte, so der Besitz von Cuba und Puerto Rico der spanischen Monarchie den Verlust der von ihr abgefallenen amerikanischen Länder leicht verschmerzen lassen kann. Noch höher würde der Werth beider Kolonien gesteigert werden, wenn der alte Plan einer Verbindung des Atlantischen mit dem stillen Ocean mittels der Durchstechung der Darischen Erdenge endlich zur Ausführung gebracht werden sollte, denn alsdann würde der ganze Handelsverkehr zwischen Asien und Europa, dicht vor den Küsten beider Inseln vorüberziehen, und mithin Spanien durch die glückliche Lage dieser Besitzungen wie seiner in der östlichen Hemisphäre gelegenen Kolonien, eine reichere Fülle von Vortheilen aus diesem großen Unternehmen als irgend einer andern Nation beider Hemisphären erwachsen.

F. M. W.

---

## Zur Charakteristik und Geschichte der Oceane.

Nach J. Howison von dem Herausgeber.

(Fortsetzung *).

### Der nordamerikanische Ocean.

Die Region des Atlantischen Meeres welche wir die nordamerikanische oder nordatlantische nennen, und die, wie wir später sehen werden eine unermeßliche Fülle und Mannigfaltigkeit nautischen Lebens und Webens, wie vielleicht kein anderer Seestrich des Erdkreises darbietet, entbehrt dagegen der reichen Natur und Pracht wie des hohen physischen Interesse, welche andern Oceanen zu eigen sind. Da sucht man vergeblich die heitere Atmosphäre, die glänzende Ätherbläue und die nächtliche Sternenpracht der tropischen Meere, oder die immergrünen unabsehbaren Inselgruppen der stillen und indischen Oceane, oder die vielgestaltigen herrlichen Korallengebilde woran der heiße Erdgürtel so reich ist, oder endlich die schauerlichen Eis-Dome und seltsamen Spieglungen und optischen Täuschungen der Polarmeere.

Die Witterung ist auf dem nordatlantischen Meere selbst zur Sommerszeit stets stürmisch und ungewiß, das Vorherrschen heftiger Winde, und der Mangel an Inseln um die lange ungestüme Wallung der See zu brechen, bringen einen fast immerwährenden Aufruhr seiner Gewässer hervor. Hier wie in beinahe allen andern Regionen des Oceans in beiden Hemisphären wehen die heftigsten Stürme aus Norden und Nordwesten, an Dauer übertreffen sie aber alle Orkane anderer Seestriche, denn sie halten zuweilen mit ungeschwächter Heftigkeit zwölf bis vierzehn Tage hindurch an! In diesen Sturmperioden beut der nordatlantische Ocean einen entsetzlichen Anblick dar, und obgleich seine Wogen denen welche der vom Orkan aufgewühlte südafrikanische Ocean, insbesondere in der Nachbarschaft des Vorgebirges der guten Hoffnung emporzuthürmen pflegt, an Höhe nicht gleich kommen, so sind sie doch den Schiffen gefährlicher als jene, weil sie mit viel größerer Schnelligkeit als die südafrikanisch-atlantischen Sturmwogen fortgetrieben werden. Daher läuft ein Schiff wenn es seine Fahrt verfolgen will, viel größere Gefahr bei einem an-

*) Siehe Nr. 27.

haltenden Sturme auf dem nordatlantischen Meere als auf jedem andern, weil die Wogen bei längerer Dauer des Orkans endlich eine so reißende Bewegung erlangen, daß das Fahrzeug oft von ihnen übermannt oder zertrümmert wird.

In allen Breiten erreichen die Wogen sechzig bis siebzig Stunden nach dem Ausbruche eines heftigen Sturmwindes ihre größtmögliche Höhe, die sie später, das Unwetter mag so lange währen als nur immer, nie übersteigen, sondern nur mit gesteigerter Schnelligkeit fortgetrieben werden; aus diesem Grunde ist das stärkste und bestausgerüstete Fahrzeug stets genöthigt zu lavieren, wenn ein heftiger Sturmwind mehrere Tage hindurch aus einer und derselben Gegend her geweht hat, denn wenn es dieß nicht thäte so müßte es so lange als das Unwetter anhält eine immer größere Zahl von Segeln beisetzen, um mit der immer mehr zunehmenden Heftigkeit der Wogenbewegung Schritt zu halten, und sich ins Gleichgewicht mit derselben zu setzen! dieß wäre jedoch unthunlich und gefahrdrohend, weil die Maste über kurz oder lang unter der Wucht und dem Drucke einer so großen sturmgeschwellten Segelmasse erliegen würden.

In diesem Ocean kommt eine ganz eigenthümliche Sturmart vor, welche sich in einer so scharfmarkirten Form nirgends anderswo ereignet. Sie heißt bei den Seeleuten die „weiße Kühlte“ weil sie nicht von der Finsterniß der Atmosphäre und dem Regenwetter begleitet ist, welche gemeiniglich auf allen Meeren im Gefolge der Stürme erscheinen. Während einer sogenannten weißen Kühlte oder weißen Sturms ist im Gegentheil stets heller Sonnenschein und eine unbewölkte klare Ätherbläue wahrzunehmen, welche mit dem rasenden Toben der Windsbraut und der wogenaufthürmenden wildempörten See einen schaurigherrlichen wundersamen Gegensatz bilden. Diese Sturmart wehet selten länger als zwölf Stunden und gewöhnlich folgt ihr ein gewöhnliches Unwetter. Sie hat dem Anscheine nach eine große Wahlverwandschaft und Analogie mit den in den chinesischen und indischen Gewässern vorkommenden plötzlichen und baldvorübergehenden Windsbräuten, welche dort den Namen „weiße Böen“ führen.

Da der nord-atlantische oder nordamerikanische Ocean von so stürmischem Charakter und so inselarm ist, so bedarf es wohl kaum erst der Bemerkung, daß auf seiner Oberfläche keine Menge von Thierformen irgend einer Art vorkommt.

Wirklich erscheinen auch allda selten einzelne Fische oder Züge derselben, und von Seevögeln ist die kleine Procellaria der einzige welcher dem Seefahrer häufig zu Gesichte kommt. Überhaupt drängt sich bei der Betrachtung nicht bloß des nordatlantischen Oceans, sondern aller andern überhaupt die merkwürdige Thatsache auf, daß das thierische Leben in denselben nur sparsam und gleichsam strichweise vertheilt ist. Selbst diejenigen Seevögel, welche ihre Nahrung ausschließlich aus dem Meere ziehen, kommen in allen großen Oceanen beider Hemisphären äußerst selten vor, und der Seefahrer kann Hunderte von Meilen zurücklegen ohne einen einzigen zu Gesichte zu bekommen, eben so wenig trifft man auf eine größere Menge von Fischen, obschon man zugeben muß, daß es allerdings schwerer sie wahrzunehmen, und daher nicht so leicht zu beweisen ist, daß sie in Gegenden wo man deren nicht sieht, auch nicht vorhanden seyen.

Wir haben jedoch allen Grund zur Annahme daß sie nur in solchen Strichen des Meeres reichlicher vorkommen, welche von verhältnißmäßig geringerer Tiefe sind, daß aber die eigentliche hohe und tiefe See durchaus arm an Fischen wie überhaupt an Thierwesen ist. Alle Fischereien des Erdkreises mit Ausnahme des Wallfischfangs können nur auf der niedern See, (d. h. mit dem Senkblei erreichbaren Grunde), betrieben werden, weil es ein unnützes Beginnen wäre in der Mitte eines von den großen Meeren oder auf der sogenannten hohen See dem Fischfange obliegen zu wollen, ausgenommen in solchen Gegenden, wo durch Inseln oder Sandbänke der erforderliche Grad von Seichtigkeit hervorgebracht wird, wie z. B. bei den Gewässern der im nordatlantischen Ocean gelegenen, in kauf- und seemännischer, wie geschichtlicher, ja wir dürfen sagen weltgeschichtlicher Hinsicht wichtigen Bank von Neufoundland der Fall ist, welche zwischen siebzig bis hundert Faden tief sind. Bei dieser wegen des dort alljährlich betriebenen Stockfischfangs überaus berühmten und bedeutsamen Gegend des nordatlantischen Meeres wollen wir etwas länger verweilen:

Ähnliche Anhäufungen von Sand oder um uns noch richtiger auszudrücken, ähnliche hochgelegene Grundstrecken kommen in verschiedenen Regionen des Weltmeeres, besonders in der Zuyder See, im brittischen und deutschen Meere und in der Nähe des Kaps vor, keine von allen aber kann sich an Umfang mit der Neufoundlands-Bank meßen, welche gegen hundert und zehn geographische Meilen lang und zwischen zwanzig bis vierzig breit ist.

In den dortigen Gewässern nun wird zwischen Februar und Juni der Stockfischfang am schwunghaftesten betrieben. Während dieser Periode eilen Schiffe aller seefahrenden Völker dahin, und oft findet man dort zwischen zwei bis drei Tausend Fischerfahrzeuge zugleicherzeit beisammen.

Der auf der Überfahrt von Europa nach Amerika in jener Oceansgegend anlangende Reisende, sieht sich mit Erstaunen aus der einförmigen Öde der nordatlantischen See, wo er vielleicht keinem einzigen Segel begegnet war, plötzlich mitten unter ganzen Schiffsgeschwadern „die von der Sprachen un- „verständlichem Gemisch verworren dumpf erbrausen.“ und in jenem denkwürdigen Seestrich, welcher so oft ein Zankapfel für die seefahrenden Völker von Europa gewesen ist. Der dortige Stockfischfang macht nämlich einen äußerst einträglichen Handelszweig aus, den in ein Monopol zu verwandeln einige darunter eifrig bestrebt waren, und zugleich ist er eine unvergleichliche durch nichts anderes zu ersetzende Schule für die Seeleute, ein Umstand welchem im englischen Unterhause schon öfter, und neuerlichst auch in der französischen Deputirtenkammer eine bedeutende Wichtigkeit beigelegt worden ist. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß die Neufoundsland-Bank nicht einem natürlichen Bedürfnisse, sondern einem wenn man so sagen darf, positiven, durch eine religiöse Satzung geschaffenen ihre Wichtigkeit verdankt. Der eigentliche Grund und die Quelle der ungeheuren Nachfrage nach Fischen, durch welche so viele Völker zur Betreibung des Stockfischfanges ver-

macht werden, ist das der gesammten katholischen Welt vorgeschriebene Fastengebot. Hiebei waltet der nicht minder bemerkenswerthe Umstand ob, daß diejenigen Völker welche diesem Fischerei- und Handelszweige am emsigsten obliegen, protestantischen Glaubens sind, und nur einen sehr unbedeutenden Theil von dem Gegenstande desselben verbrauchen. Man hat jedoch berechnet, daß selbst wenn die gesammte Bevölkerung des Erdkreises katholischen Glaubens wäre, sie dennoch aus den Gewässern der Neufoundlands-Bank allein zur Genüge mit dem Bedarf an Fischen während der Fastenzeit, wie streng dieselbe auch immer gehalten würde, versehen werden könnte.

Wenn man die fast unablässig stürmische Beschaffenheit, das so zu sagen wilde und unbezähmbare Naturell des nordatlantischen Oceans, so wie das Vorherrschen starker Westwinde auf demselben in Betracht zieht, so findet man große Ursache die Unerschrockenheit jener Seefahrer zu bewundern, welche ihn zuerst zu beschiffen wagten. Cabot und Cottereal und die andern frühern Entdecker von Nordamerika schlugen einen viel schwierigern und gefahrvollern Weg ein als Columbus that, welchem wegen der Gebrechlichkeit seiner Fahrzeuge und des widerspenstigen Wesens seiner Mannschaft sein Beginnen wohl mißlungen seyn dürfte, wenn er auf seiner Fahrt nach der von ihm geahnten neuen Welt eine höhere Breitenparallele gewählt hätte.

Der nordatlantische Ocean ist nun seit länger als drei Jahrhunderten die große See-Heerstraße der europäischen Völker, und die Schaubühne einer größern Mannigfaltigkeit von Vorgängen und Abentheuern gewesen, als sich auf allen übrigen Meeren des Erdkreises zugetragen haben mögen.

Jene Gewässer welche Jahrtausende hindurch nur von den Winden und den Ungethümen der Tiefe bewegt und aufgewühlt worden waren, wurden bald nachdem Columbus sie zuerst mit seinen Kielen durchfurcht hatte, ein Schauplatz des regsten seemännischen Lebens und Webens. Beinahe alle Meere, mit Ausnahme des Atlantischen im engeren Sinne oder des nordatlantischen, waren vor der Entdeckung und Beschiffung derselben durch die Europäer, von den Bewohnern ihrer Gestade oder der ihnen benachbarten Lande wenigstens zum Theil befahren worden.

So hatten die Phönicier und Karthager das Mittelmeer beschifft, die Araber waren mit dem Rothen Meere und mit einem beträchtlichen Striche des Indischen Oceans wohl vertraut; die polynesischen Inselbewohner pflegten zwischen den Archipelen der Südregion des Stillen Meeres hin und her zu rudern, die Chinesen und Malayen hatten alle Striche des Indischen Oceans besucht, und die Eskimos kleine Fahrten auf dem Polarmeere unternommen, bevor noch irgend ein europäisches Fahrzeug ein Geleise in diesen Meeren gezogen hatte. Dagegen ist es eine unumstößliche Thatsache, daß vor der abentheuerlichen Fahrt des Cabot unter der Regierung Heinrichs VII. von England, nie ein Schiff oder Boot oder Kanot von der einen oder der andern Seite aus, die innerhalb des 40. nördlichen Breitengrades liegende Region des Atlantischen Meeres befahren hatte.

Kein anderer See- oder Erdstrich bietet, wenn man ihn in zwei verschiedenen Perioden seiner Geschichte betrachtet, schroffere Gegensätze dar, als das nordatlantische Weltmeer in den beiden Zeiträumen vor, und nach der Entdeckung von Amerika. Die vor dieser Weltbegebenheit so öde und nie von einem menschlichen Wesen besuchte Wogenwüste, wird bald nach derselben zu einer unermeßlichen Bühne, auf welcher alle die tausendfältigen Ereigniße und Vorgänge stattgefunden haben, die sich in den bevölkertesten und dem regsten Völkerverkehre geöffneten Landstrichen von Europa zutragen mögen, jedoch mit dem Unterschiede, daß die gleich Hindostan geschichtslose stumme See nie eine Spur davon auf ihrer Oberfläche bewahrt; — ihre von dem dahin steuernden einzelnen Kauffahrer durchfurchten, oder von ganzen einander zerschmetternden Kriegsgeschwadern wie von einer Nordwindsbraut aufgepeitschten Gewässer, gewinnen alsbald ihre vorige nur leise-gekräuselte Spiegelebene und Ruhe wieder, wogegen die Erde noch dem fernsten Enkel mit tausend Zungen von dem was auf ihr vorgegangen, Kunde gibt.

Obgleich dieser Ocean Jahrhunderte hindurch von Myriaden von Fahrzeugen befahren worden ist, so bieten seine Annalen dennoch kein Beispiel von jenen gefährlichen und außerordentlichen Fahrten dar, die in andern Oceanen vollbracht worden sind. Der Grund hievon liegt ohne Zweifel in seiner stets und überaus stürmischen Beschaffenheit, die allen denen welche ihn mit kleinen oder ungeeigneten Fahrzeugen zu durchschiffen wagten, den Untergang zugezogen hat.

Von so abentheuerlichen unglaublich-verwogenen Fahrten wie die des Portugiesen Diego Botello, welcher die Reise von dem Cambayischen Meerbusen (im portugiesischen Ostindien), bis nach Lissabon in einem mit wenigen Leuten bemannten kleinen Boote mit vorher unerhörter Geschwindigkeit zurücklegte, oder des Spaniers Maurello, welcher die beinahe achtzehn hundert geogr. Meilen lange Strecke von San Blas auf der Westküste von Mexico bis nach Manilla, ebenfalls in einem Boote zurücklegte, oder des Engländers Bligh, welcher die Fahrt von der zum Sandwich-Archipel gehörigen Insel Tofua bis zur Insel Timor, eine Strecke von ungefähr acht hundert geog. Meilen in einer kleinen Jolle vollbrachte, und dabei mit dem entsetzlichsten Mangel und fast unausgesetzt stürmischem Wetter zu kämpfen hatte, weiß man auf dem nordatlantischen Ocean kein Beispiel. Doch selbst in der Mitte seiner wilden stets finster grollenden Fluthen soll der schiffbrüchige Seefahrer nie die Hoffnung fahren lassen, denn auch ihn mag ein zerbrechliches Boot nach der nächsten Küste bringen, wenn er in der Stunde der Gefahr alle seine Unerschrockenheit und Erfahrung geltend macht.

W.

(Der Schluß, die Charakteristik des Arktischen Oceans enthaltend, folgt.)

## Kasan.

Die Hauptstadt der Statthalterschaft Kasan, (die nebst vier andern Statthalterschaften das gleichnamige Königreich ausmacht, welches eines von den sechs großen Ländergebieten des Asiatischen Rußlands bildet), liegt an dem Kasankaflusse der sich ungefähr eine deutsche Meile davon in die Wolga ergießt.

Sie besteht aus drei verschiedenen Theilen, nämlich: 1) Der sogenannten Festung in deren Bereiche die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude, z. B. die Kathedrale Blagowätschensk, die Palläste des Gou-



Kazan.



Catharinenburg.

verneurs und des Erzbischofs, die Regierungskanzlei, die Kaserne, nebst mehreren Privat-Gebäuden liegen, welche sämmtlich seit dem Jahre 1815, wo sie durch eine Feuersbrunst eingeäschert wurden, wieder neu auferbaut worden sind, 2) der eigentlichen Stadt und 3) den Vorstädten, wozu auch zwei tatarische Sloboden gehören. Die Festung liegt auf dem höchsten Theile eines Berges, die Stadt breitet sich amphitheatralisch am Abhange desselben aus, und die Vorstädte ziehen sich in die Ebene nach dem Kasankaflusse hinunter.

In Folge dieser Lage wie durch ihren zum Theil rein morgenländischen Anstrich bietet sie einen überaus **malerischen** Anblick dar, weßhalb wir uns auch bewogen gefunden haben, eine Ansicht derselben in den Kreis unserer bildlichen Darstellungen aufzunehmen.

Die Umgebung der Stadt bilden im Westen weitläufige Auen, in Süden und Osten Hügel, Gehölze und Felder.

Kasan ist im Jahr 1287 von einem Enkel des Dschingis-Chan gegründet und zur Hauptstadt des Kaptschakischen Chanats erhoben worden. In Folge der beiden großen Feuersbrünste, von welchen Kasan 1774, bei dem Pugatschewschen Aufstande, und 1815 durch die Explosion des Pulvermagazins der Citadelle heimgesucht wurde, ist von der ursprünglichen Anlage der Stadt fast nichts mehr vorhanden.

## Jekaterinburg.

Diese im gleichnamigen Kreise und in der Statthalterschaft Perm gelegene Stadt, ist der Sitz und Mittelpunct der gesammten Bergbau- und Hüttenverwaltung des Urals, so wie des Kupfermünzwesens des ganzen Reichs.

In der dasigen großen kaiserlichen Steinschleiferei wird ein Theil der Edelsteine die im Ural ausgebeutet werden, verarbeitet.

Die große Heerstraße nach Sibirien geht durch die Stadt.

## Über die in den Jahren 1826—1833 stattgefundene wissenschaftliche Reise des Herrn A. D. D'Orbigny im mittäglichen Amerika.

(Beschluß *).

Von Buenos-Ayres ging er auf einem der größten Ströme des Erdkreises, dem Parana, über drei hundert Lieues weit hinauf bis nach Paraguay, wo er in der Stadt Corientes den gelehrten Naturforscher Perchappe traf, welcher sich schon über sieben Jahre dort aufhielt und ihm bei seinen Untersuchungen den größten Vorschub leistete.

Nachdem d'Orbigny die Palmenwälder von Corientes, die weitausgedehnten Sümpfe in der Nähe der berühmte Lagune von Ibera, die lieblichen Landschaften von Caacaty und die großen Waldungen von Chaco sorgfältig bereist hatte, kehrte er nach Buenos-Ayres zurück, von wo er nach Patagonien abging.

*) Siehe Nr. 27.

Bei diesem Namen erinnert man sich unwillkührlich an die Reisen des Commodore Byron, Autochtonen eines Landes welches nicht minder außerordentlich als seine Bewohner. Ein achtjähriger Aufenthalt in deren Mitte hat ihn in Stand gesetzt, die ganze Sache in ihrem wahren Lichte darzustellen. —

D'Orbigny konnte im Verlauf dieses ersten Theiles seiner Reise den amerikanischen Menschen in seinen verschiedenen Zuständen, von dem kriechenden Guarani an bis zu den stolzen Puelschen, Araucanern und Patagoniern studiren. Er stieß allenthalben bei den Landschaften, Naturells, Sitten u. s. f. auf die größten Gegensätze; allerorten war er Zeuge religiöser Ceremonien von Völkern die sich noch im Urzustande (?) befinden, beobachtete die wilden Sitten mancher Stämme der Eingebornen des Südens der westlichen Hemisphäre, hinwieder die unschuldigen Sitten der Guarinis und anderer ihnen benachbarten Völker; und die Beschäftigung mit seiner eigentlichen Sphäre wissenschaftlicher Forschungen, der Naturgeschichte, nie aus den Augen setzend zog er dessenungeachtet alles in seinen Kreis, wovon er glaubte daß es für die gelehrte Welt überhaupt und für sein Vaterland insbesondere von Interesse seyn würde.

Aus den Freistaaten vom La-Plata und Chili welche beide von Bürgerkriegen zerrissen wurden, wandte er sich nach dem klassischen Boden des mittäglichen Amerikas, nach Peru. Er fuhr längs den Küsten des stillen Meeres hin, wobei er die hohe Andenkette oft vor Augen hatte die er später überstieg, und auf das von den Tacora, Ilimani und Sorati, den mit ewigem Schnee bedeckten Alpenriesen, beherrschte Tafelland, der alten Heimath der einst den Yncas unterworfenen Hirtenvölker, gelangte. Dort sieht man an der Stelle jener von Marmontel geschilderten reitzenden Landschaften nur steile Gebirge, in deren Schooße sich die niedere Hütte des Aymara birgt. Zwei Tausend Toisen über der Fläche des stillen Meeres blasen harmlose Hirten die Schalmay. Auf dieser Hochebene bespülen die majestätischen Gewässer des Titicaca-Sees die alten Trümmer des Sonnentempels wie des der Priesterinnen des Mondes, und unfern davon jene noch größern Denkmale, die einzigen Überreste einer uralten noch vor-yncaischen Civilisation.

D'Orbigny verweilte nun in dem Freistaate Bolivia, dem vormaligen Ober-Peru, wo ihm der Präsident desselben, der Großmarschall Santa Cruz, seinen mächtigen Schutz angedeihen ließ. In jenem Hochlande wo sich die außerordentlichsten Gegensätze häufen, beut der östliche Abhang der zweiten Cordillera welche die Provinz Yungas bildet, mitten unter den steilsten Gebirgen den reichen Pflanzenwuchs der Tropen dar. Er stieg nach Santa Cruz de la Sierra hinunter, und da im Mittelpunkte Amerikas, über drei hundert Lieues von jeder Seestadt entfernt, fand er die Gastlichkeit des goldenen Alters. Dieser Erdstrich dessen Areal über dreißig Tausend Lieues beträgt, birgt viele Völkerschaften die sich noch im Urzustande befinden.

Der Reisende beobachtete und studirte die Sprachen, Religionen, Sitten und Gebräuche von mehr als sechs und zwanzig derselben, die so verschieden von einander sind, daß sie gar nicht demselben Erdstrich anzugehören scheinen. Er durchstreifte zwei volle Jahre

hindurch jene unabsehbare Ebene, jene weiten Waldungen bis gen die Gränzen von Brasilien hin. In zwei ungeheuren Provinzen, denen von Mojos und Chiquitos, fand er die alte Jesuitenherrschaft noch unangetastet; sah dort fünfzig Tausend Neophyten diesem System unterworfen, und jene halbwilden Menschen haben unter einer stationären aber patriarchalischen Regierung alle ihre frühern Vorstellungen beibehalten.

Der Reisende durchzog hierauf abermals ganz Bolivia, besuchte die mittägliche Region desselben, und ging mit unermeßlichen Sammlungen bereichert nach der Küste von Peru um nach Europa zurückzukehren. Auf dieser letztern Reise hatte er einen weit größern Landstrich als Frankreich, die Gebirgsregion wie die Binnen-Ebene desselben nach allen Richtungen durchforscht, und die zahllosen Flüsse welche den Madeira, einen der bedeutendsten Nebenströme des Amazonenstromes bilden, in einer Pirogue beschifft.

D'Orbigny befolgte bei seinem Reisezuge eine der Humboldtischen gerade entgegengesetzte Richtung. Diese hatte sich nämlich von Norden aus bis zum zwölften Grade südl. Br. hinab erstreckt, während die seinige von dem äußersten Süden Amerikas aus bis zu demselben Strich hinunter ging. Lima ist der einzige Punkt wo ihre beiderseitigen Züge zusammenstoßen, das Reisewerk d'Orbignys wird somit ein unentbehrliches Seitenstück zu denen des großen deutschen Reisenden bilden.

Zu den Resultaten der d'Orbignyschen Reise gehören unter andern folgende: a) Die an Ort und Stelle angestellte Vergleichung von mehr als dreißig verschiedenen amerikanischen Sprachen; — b) Die Sammlung der detaillirtesten Elemente zu einer Specialkarte von Ober-Peru oder Bolivia, wovon alle bis jetzt vorhandenen mehr oder minder fehlerhaft sind; denn um sich in Bezug auf die Configuration des Landes einen Begriff von den Berichtigungen machen zu können deren dieselben bedürfen, braucht nur der einzige Umstand angeführt zu werden, daß in Folge der d'Orbignyschen Beobachtungen, die Lage von La Paz, einer der größten Städte Oberperus, von einer Seite der Haupt-Kordilleren auf die entgegengesetzte übertragen werden muß, was ungefähr so viel ist, als wie wenn auf einer Karte von Europa die Stadt Turin auf der nach Frankreich hin gewendeten Seite der Alpen liegend angegeben wäre! c) Wichtige Beiträge zu einer genauen Kunde der geologischen Constitution zweier großen Regionen des südlichen Amerikas, deren Flächeninhalt den von Frankreich ums Dreifache übertrifft. d) Beobachtungen über sechs Tausend neun hundert und sechzig Arten aller Klassen des Thierreiches, über deren so wenig bekannte Lebensweise und Sitten, so wie über ihre geographische Vertheilung nach der Breite oder der Höhe die sie bewohnen, angestellt auf einem Erdstrich von mehr als zwei und dreißig Breitengraden und beinahe fünf und dreißig Längengraden. Die ornithologischen darunter betreffen über sieben hundert Arten wovon sehr viele neue. D'Orbigny hat unter andern die überaus anziehende Thatsache wahrgenommen, daß mehrere Vogelarten des mittäglichen Amerika, die er nahmhaft macht, das ganze Jahr hindurch brüten, ferner hat er bemerkt daß der Ani nicht die einzige Vogelart ist, welche ein gemeinschaftliches Nest für mehrere Weibchen bereitet, sondern daß eine Kukuk- und eine Papageienart dieselbe Sitte haben. e) Sammlung der Flora des in botanischer wie überhaupt in naturgeschichtlicher Hinsicht früher noch niemals untersuchten Landstrichs zwischen dem zwölften und dreißigsten Grade südlicher Breite, oder mit andern Worten des unermeßlichen Küstenzuges zwischen der Mündung des Rio de la Plata und der Magellanischen Meerenge, auf welchem eben die höchsten Alpen der Andenkordilleren vorkommen, und Hochebenen welche der Gränze des ewigen Schnees benachbart sind, sich weithin erstrecken. f) Ausgezeichnete und gründliche Untersuchungen über die gesammte Palmenfamilie Australamerikas.

Durch das Martius'sche Prachtwerk über die Palmen Brasiliens, war in neuerer Zeit ein großer Schritt zur nähern Kunde dieses herrlichen Baumgeschlechts geschehen; allein zur Zeit wo d'Orbigny seine Reise antrat war dieses Werk kaum erschienen und in Frankreich noch gar nicht vorhanden. Mehrere Botaniker hatten ihn aufgemuntert sich vorzüglich dem Studium dieser prachtvollen Baumarten zu widmen, und sein treffliches ausgebildetes Zeichnertalent zur Sammlung der möglichst vollständigsten Elemente zu einer Naturgeschichte der australamerikanischen Palmenfamilie zu benützen. Obgleich mehr Zoolog als Pflanzenforscher hat d'Orbigny mitten unter den mannigfaltigsten anderweitigen Arbeiten und Untersuchungen, dieses schwierige Unternehmen ausgeführt, und die Palmen Ober-Perus werden bald besser bekannt seyn als die von Guayana. W.

## Beiträge zur nähern Kenntniss der Chinesen.

Bekanntlich hatten sich vor einigen Jahren zwischen der englisch-ostindischen Factorei und den chinesischen Behörden in Canton, dem einzigen Punkte in China wo Fremde sich niederlassen und Handel treiben dürfen, so heftige Zwistigkeiten erhoben, daß es den Anschein hatte, als würde da kein Theil bei den gepflogenen Unterhandlungen nachgeben wollte, entweder die Niederlassung aufgegeben, oder zu den Waffen gegriffen werden müssen. Ein englisches Kriegsschiff dürfte allerdings den schnellsten Vergleich herbeigeführt haben, der auch später endlich Statt fand; allein die Chinesen können, so stolz auch die Regierung auf den Ausländer herabsieht, den Handel mit diesem so wenig entbehren, wie der letztere den Verkehr mit ihnen. Wie soll der Chinese seine Theevorräthe leeren, wenn ihm nicht der Fremde namentlich der Engländer in Canton, der Russe in Kiachta, der Nordamerikaner u. a. dieselben abkauften? An wen hinwieder will die englisch-ostindische Compagnie ihr Opium, der Nordamerikaner seine Peltereien, der Londoner Kaufmann seine Tücher, seine andern wollenen Waaren mit solchem Gewinne absetzen? Die englisch-ostindische Compagnie suchte daher weil in Canton alle Geschäfte stockten, eine direkte Verbindung mit der östlichen Küste nach Norden hin zu eröffnen. Sie wußte sehr wohl daß jedem fremden Schiffe das Einlaufen in die

chinesischen Häfen, mit Ausnahme von Canton, verboten ist, aber es kam nur darauf an, wie die Behörden an der Küste gesonnen seyen, dem Verbote nachzukommen, und ob sie denn auch Mittel hätten, im schlimmsten Falle die kaiserlichen Befehle von Peking zu vollziehen.

Es segelte daher im Februar 1832 ein Kauffahrer Namens Lord Amherst, von seiner Station bei Canton mit einer ansehnlichen Ladung längs der Küste der gleichnamigen Provinz nördlich hinauf. Das Kauffahrteischiff sah jede seiner Bewegungen sorgfältig von ihnen beobachtet, und gewahrte wie viel Mühe sie sich gaben, allen Verkehr zwischen seinem Schiffe und den Einwohnern zu hindern; allein schon hier zeigte sichs was mit jedem Knoten weiter beobachtet wurde, daß der Chinese seiner Behörde nur insofern gehorcht, als diese Mittel hat ihn zum Gehorsam zu zwingen, so wie, daß diese Behörden grausam gegen ihre Untergebenen, prahlerisch gegen den Fremden, und feig sind, wenn dieser was man sagt, das Rauhe herauskehrt. Das Verdeck des Amherst wurde von Besuchern nicht leer, und wenn der Supercargo an die Küste ging, suchte eben so Jedermann mit ihm zu sprechen.

Um den Umgang mit den Chinesen zu erleichtern, hatte sich der seitdem auch in Europa so berühmt gewordene Preuße Gützlaff, der fast jeden Dialekt des Chinesischen so fertig spricht, daß man ihn für einen Eingebornen zu nehmen pflegte, mit an Bord des Amherst begeben. Da er nun auch medicinische Kenntnisse hatte, so trug er nicht wenig dazu bei, manche Hindernisse zu beseitigen und gegenseitiges Vertrauen um so schneller anzuknüpfen.

Die Befehlshaber der drei chinesischen Kriegsjunken waren bei der Erscheinung des Amherst natürlich in großer Verlegenheit. Sie kamen bald an Bord des letztern, bald begab sich der Kapitän zu ihnen; vornehmlich wünschten sie zu wissen, wie der Kapitän des Schiffes heiße, woher dieses käme, wohin es wolle, damit sie darüber gehörig berichten könnten. Der Kapitän Hamilton war angewiesen, in keinem Falle die Regierungsbehörde der englisch-ostindischen Compagnie ins Spiel zu bringen, und so gab er ihnen die schriftliche Erklärung, daß das Schiff der englischen Nation gehöre, aus Bengalen komme, 70 Mann an Bord habe, und nach Japan bestimmt sey; seinen Taufnamen Hugh Hamilton verwandelte er in Hu-hih-mie, da die Chinesen das Hugh Hamilton doch nun und nimmer mehr hätten schreiben und sprechen können. Auch das „Bengalen“ wurde ein wenig umgewandelt, nämlich in Pang-ka-la.

Nach einem Verweilen von acht Tagen segelte endlich der Amherst nördlicher fort. Das Terrain war nun schon ein wenig ausgekundschaftet, und am 17. März ankerte man wieder an der Mündung eines Flußes, weil theils Wind und Wetter ungünstig waren, theils weil eine ansehnliche Stadt Namens Schin-Tseun, am Fluße lag. Eine Sandbank hinderte das Einlaufen des Schiffes, Hamilton ließ aber die Boote aussetzen, fuhr eine Strecke mit ihnen hinauf, landete und stattete dem Befehlshaber in einem alten verfallenen, von sechs Kanonen vertheidigten Kastell seinen Besuch ab. Mehrere Tage lang blieb er hier, und unternahm Wanderungen in die Gegend; überall drängte sich das Volk verwundernd um ihn und seinen Begleiter Gutzlaff, aber alle waren bescheiden und artig. Was sie hatten brachten sie aufs freundlichste herbei, und entstand ja ein kleiner Zwist, so geschah es weil jeder die Ehre haben wollte, die Fremdlinge in seiner Hütte zu sehen und mit einem kleinen Mahle zu bewirthen. Als ihnen Hamilton sagte, daß es ihn freuen würde, wenn sie zu ihm an Bord kämen, wuchs ihr Wohlwollen noch mehr, und die welche von Gützlaffs Arznei genommen hatten, brachten Fische oder Backwerk, oder andere Kleinigkeiten, um ihren Dank zu bezeugen. Was der Mandarin oder Befehlshaber zu Hamiltons Besuche sagte, ist von diesem nicht näher berichtet worden, vermuthlich war die Bestürzung desselben zu groß gewesen, eher zu einem Entschluße zu kommen, als bis der Fremdling schon wieder weiter hinauf gesegelt war.

Am 25. März warf man im Angesicht der Stadt Ching-hae oder Tinghae Anker, welche zu den bedeutendsten Handelsplätzen der Provinz Canton gehört; denn sie zählt angeblich über 200,000 Einw., und sendet eine Menge Handelsjunken nach den verschiedenen Häfen des chinesischen Reichs, und den Inseln im ostindischen Archipelagus. Ein Fluß, welcher mitten durch die Stadt strömt, trägt Fahrzeuge von 3 bis 400 Tonnen. Jährlich wandern viele von ihren Bewohnern nach andern Orten aus, um mit dem gewonnenen Vermögen dann wieder heimzukehren, und dann noch Rhederei zu treiben.

Der Flußmündung gegenüber ist die Insel Namo oder auch Nan Gavu genannt, ein bergiges, dürres Eiland, dem aber doch der chinesische Fleiß eine Menge Feldfrüchte entlockt. Zugleich liegt hier ein großer Theil der chinesischen Seemacht unter dem Befehl eines Admirals, der 5237 Mann dem Etat nach befehligt, wenn sie auch nicht in der Wirklichkeit immer dienen mögen. Zwei Forts vertheidigen den Kriegshafen zu beiden Seiten. Natürlich konnte und mußte sich das Mißtrauen, die Vorsicht und der Vorsatz, die Engländer zurückzuweisen, bei so überlegenen Kräften der Behörde viel stärker äußern, als es bisher geschehen war. Der Wunsch, an Bord einer Kriegsjunke gehen zu dürfen, wurde dem Kapitän rundweg abgeschlagen. Anders benahm sich der Befehlshaber einer Handelsjunke; er lud die Engländer ein, bei ihm vorzusprechen und empfing sie aufs Herzlichste. Aber es dauerte kaum einige Minuten, so erschienen drei Kriegsschaluppen; einige Mandarinen stiegen aus und begannen damit dem Chinesen die ärgsten Vorwürfe zu machen, daß er sich „mit Barbaren“ eingelassen habe. Allmählig gewann jedoch die Sache eine andere Wendung. Das Gespräch wurde in recht froher Laune beendigt, und die Mandarinen baten um Entschuldigung, daß sie sich so unfreundlich bewiesen hätten; Niemand sey deßhalb anzuklagen, „als ihre Obern.“ Es wurde eine halbe Stunde aufs Angenehmste verplaudert, allerdings aber wunderten sie sich nicht wenig, daß ein Engländer ihre Sprache so fertig reden könne, daß er ihre Sitten, Gesetze und die Geographie ihres Landes so genau kenne. Gutzlaff, behaupteten sie, sey ein Chinese, und einer der Mandarinen bat den Kapitän ganz im Stillen unter vier Augen die Wahrheit einzuräumen. Uns dünkt dieß in der That ganz unglaublich, weil die chinesische Bildung des Schädels, der Augen, der Nase, der Wangen von der Europäischen doch dergestalt abweicht, daß ein

Bewohner des himmlischen Reichs einen Europäer unter allen Umständen von seinen Landsleuten muß unterscheiden können. Hamilton versicherte indessen den Mandarinen, daß sein Freund noch vor sechs Jahren kein Wort der chinesischen Sprache gewußt habe. Kurz die stürmisch begonnene Scene endete sehr freundschaftlich und die Mandarinen schieden mit der Versicherung, daß sie in ihrem Berichte die Engländer „als recht artige, mit allen Gesetzen der guten Lebensart bekannte Männer“ schildern wollten.

Einer Einladung an Bord des Amherst zu kommen, mochten sie aber doch keine Folge geben. Mit Vergnügen belauschte Hamilton die ihnen entschlüpfte Äußerung, daß der chinesische Admiral sein Schiff für den Vorläufer einer großen Kriegsflotte halte, welche Canton und die ganze Küste zu zerstören bestimmt sey. In jedem Betrachte war auch hier wieder die Überzeugung gewonnen worden, daß die Chinesen gern mit den Fremden verkehrten, sofern sie nur nicht von der Regierung daran gehindert würden, und so segelte der Amherst bald noch höher hinauf nach Amoy in der Provinz Fokien.

Die Gegend um die Stadt Amoy herum ist eine der unfruchtbarsten, welche es in China geben kann. Sie trägt nicht nur nichts was ausgeführt werden könnte, sondern muß selbst die ersten Bedürfnisse von außen beziehen und vermuthlich von der Insel Formosa, dem großen Getreidemarkte des östlichen China, mit Lebensmitteln versorgt werden. Allein trotz dieser Umstände gehört die Stadt Amoy zu den ersten Handelsplätzen daselbst, und ihre Kaufleute haben Verbindungen mit allen Inseln des ostindischen Archipelagus angeknüpft. Gegen vierzig große Junken derselben gehen allein jährlich nach Siam, und die nach dem indischen Archipel fahrenden halten meist 800 Tonnen. Viele kaufen in Singapore aus der ersten Hand Opium und Manufaktur-Waaren den Engländern ab. Die Regierung hat nichts gethan, diese Thätigkeit zu begünstigen, sondern sie eher zu unterdrücken gesucht. Da die Provinz Fokien sich den Mandschus zuletzt unterwarf, so fühlt sie auch immer noch das Joch der tatarischen Herrschaft am lebhaftesten, und wird es sicher einmal abschütteln, ehe man es in Peking ahnet. In dieser Residenz scheint man nur auf den Handel Amoys Werth zu legen, insofern er recht tüchtige Summen abwirft. Es muß eine ganz kleine Junke gegen tausend Dollars erlegen, und außerdem noch Vogelnester für den Kaiser, andere Geschenke für den Vice-Gouverneur und die andern hohen Mandarinen mitbringen. Reis allein zahlt weniger Eingangszoll, weil er dort zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört. Eben wegen solcher Erpressungen haben sich aber bereits viele Kaufleute nach andern Plätzen gewendet, wo sie ihre Geschäfte freier betreiben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Miscelle.

### Das Grab des Columbus.

Wer nach Cuba kommt, läßt gewiß die Kathedralkirche der berühmten Stadt Havannah nicht unbesucht. Die Kirche hat zwar nichts Großartiges in ihrer Bauart, enthält aber das Grabmal des großen Columbus, und mit welchen Gefühlen tritt man zu dem kalten Steine, der die Gebeine dieses Ersten aller Seefahrer deckt! Sein Scharfsinn errieth, daß es noch eine Erd-Hälfte der Erde geben müsse, sein Muth besiegte die Gefahren des Meeres, welches die unbekannte Hälfte von der bekannten trennte, seine Entschlossenheit, seine Ausdauer brachten beide endlich mit einander in Berührung. Wer an diesem Grabmale gleichgültig und gefühllos stehen kann und nicht mit Rührung der Leiden und Sorgen denkt, womit ihm seine unsterbliche Entdeckung vergolten ward, kann unmöglich noch einer großen Rührung und Theilnahme für andere Gegenstände fähig seyn.

Nicht allein im Leben sollte Columbus mit den größten Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, auch seinen Gebeinen war noch dieß Geschick beschieden. Zuerst wurden sie 1506 in der Kirche der Santa Maria de la Antigua zu Villadolid bestattet, dann brachte man sie 1513 wieder ins Kloster Las Cueras nach Sevilla, von dort wurden sie mit denen seines Sohnes Diego 1536 nach der Hauptstadt von San Domingo übergeführt, wo sie in der Hauptkirche beigesetzt wurden. Als die spanischen Besitzungen auf Domingo 1795 den Franzosen abgetreten wurden, nahm man sie heraus und brachte sie (15. Jan. 1796) in einen vergoldeten bleiernen Sarg mit großem Pompe und vielen Ceremonien an Bord eines spanischen Kriegsschiffes das nach der Havannah segelte.

An der Küste empfing man sie mit großer Ehrfurcht; alle Behörden hatten sich eingefunden, und nun kamen sie endlich, hoffentlich für immer, neben dem großen Hauptaltare der Kathedralkirche in die Mauer derselben, wo ein Marmor den bleiernen Sarg, der sie birgt, dem Auge entzieht.

Das Bild des Weltentdeckers ist halb erhoben eingehauen und stellt ihn mit langem Gesichte, weit hervorgehender langer Nase, gelocktem Haare, starken Augenbraunen und eben solchem Lippenbarte dar; um den Hals zeigt er eine doppelte Krause, und um den Leib eine Schärpe; bis an den Gürtel erscheint er geharnischt; der Zeigefinger der Rechten deutet auf der links befindlichen Erdkugel nach Amerika hin, Kanonen, Steuerruder, Anker, Quadrant, Magnetnadel, Sanduhr und andere Embleme bilden den Fuß des Grabsteines.

## Erklärung.

Die Redaktion hält sich für verpflichtet zu erklären, daß die seither öfter eingetretene Verspätung in der Ausgabe der einzelnen Lieferungen des Bilder-Magazins, nicht dem Herrn Verleger, sondern lediglich ihr selbst zur Last fällt, weil sie sorgfältigst bestrebt ist, den zur Aufnahme bestimmten Aufsätzen die gehörige Reife zu ertheilen, welches Bestreben sie bisher mit der pünktlichen Erscheinung der einzelnen Lieferungen nicht immer zu vereinbaren im Stande war. Sie hofft jedoch hinfüro auch in diesem Punkte sich die Zufriedenheit der geneigten Abnehmer erwerben zu können.

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

# allgemeine Weltkunde.

**29.]** Feste Akaba. — Das Innere eines Grabmals. — Torat-Araber. **[1834.**




## Zur Charakteristik und Geschichte der Oceane.

Nach J. Howison von dem Herausgeber.

(Beschluß *).

### Der arktische Ocean.

Das arktische oder Nordpolarmeer bietet ungeachtet seines stets rauhen Himmelsstriches, eine reichere Mannigfaltigkeit großartiger Erscheinungen und Vorzüge dar, als irgend ein anderer in den heißen oder gemäßigten Erdgürteln fluthender Ocean.

In dieser erhaben-einsamen Meerregion zeigt sich während des kurzen Sommers die Natur abwechslend groß, schön und überraschend; und See wie Firmament entfalten oft innerhalb eines einzigen Tages eine Fülle von Phänomenen und Gegenständen, welche in der sturmlosen Südsee wie an den stürmischen Küsten von Europa oder Südamerika kaum im Laufe eines Mondes sich ereignen. Wenn der Seefahrer in die Nähe des Nordpolarmeeres gelangt, so bekommt er alsbald kleine Eisfelder zu Gesichte, welche jedoch zu unbedeutend sind um seine Fahrt aufhalten zu können, bald aber stößt er auf größere und immer größere, wovon sich manche meilenweit ausdehnen, und fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch sind. Diese Eisfelder sind durch Kanäle von mäßiger Breite geschieden; der Nordpolsfahrer verfolgt seinen Lauf durch den weitesten und freiesten davon, und gelangt endlich in die schauerlichen Regionen, wo alpenhohe Eisberge schaarenweise einander gegenüber stehen, und gleich jenen vom Wirbelwinde aufgethürmten Sandsäulen der lybischen Wüste die Seele mit Entsetzen erfüllen. Bald sind sie regungslos gleich Gletscherheerden gelagert, bald treiben sie von Winden oder unterseeischen Strömungen bewegt, unstät und rastlos umher, und bewirken hiedurch ein Farben- und Lichterspiel, welches ihre eigenthümlichen Schichtungsverhältnisse wie die schauerliche Schönheit ihrer Formen nur noch auffallender hervorhebt.

Die größten darunter recken die eine Seite lothrecht gleich einer steilen Felsenwand aus der See empor, während die entgegengesetzte sich allmälig abdacht; andere gleichen Domen, Burgtrümmern oder segelnden Schiffen; mit hohen Zinnen und Minareten prangen jene, während hie und da eine große Eistafel auf einer einzelnen Säule ruhend erscheint. Diejenigen welche längere Zeit hindurch dem Wellenschlage ausgesetzt waren, sind meistens zu mannigfachgestalteten Grotten ausgehöhlt, oder stellen sich als ein tausendfältig durchbrochener Münsterthurm in reichster Farbenpracht dar.

Die vorherrschende Farbe der Eisberge ist ein mehr oder minder dunkles Grün, vorzüglich wenn ihre Oberfläche eine Weile lang vom Meere bespült worden ist; manche welche mit Schnee oder Reif bekleidet sind, schimmern vorzüglich im hellen Sonnenscheine in blendender Weiße; andere dagegen welche wie es oft geschieht, mit fremdartigen Körpern vermischt worden, sind von dunkler Farbe und vollkommen undurchsichtig. Wie aber ihre Gestalt und Farbe immer seyn mögen, das Auge wird nie müde sie zu betrachten, wenn sie von einem mäßigen Winde aus ihrer Ruhe aufgestört, sich majestätisch bewegen; da bilden sie bald unabsehbare oft wie nach der Schnur gezogene Päße und Gänge, bald drängen sie sich in wildem Gewühle durch und über einander, so daß immer eine auf die Kuppe der anderen hinauf getrieben wird, bis die Eissäule eine entsetzenerregende Höhe erreicht, und unter ihrer eigenen Wucht zusammenbricht, — oder sie gerathen was nicht selten geschieht, urplötzlich in heftigen Hader und zertrümmern sich wechselseitig; wenn aber die Fehde nachläßt, und sie sich wieder trennen, so erscheinen sie mit noch überraschendern Formen als zuvor, weil sie aus jenen Zusammenstößen von denen sie dem Anschein nach unfehlbar entstellt, oder gar zerstört werden mußten, in erneuerter Schöne hervorgingen.

Ein auf dem Nordpolarmeere vorhandener eigenthümlicher Zustand der Atmosphäre, in Folge dessen das natürliche Aussehen und die Gestalt aller Gegenstände auf die allerseltsamste Weise verändert und metamorphosirt werden, trägt ausnehmend zur ganz wundersamen Belebung jener Seeregion bei. Dieß rührt von der ungleichen Refraction her, welche einerseits durch die außerordentliche Kälte des Klimas und andererseits durch die Mittagshitze der Sonne hervorgebracht wird, und gleicht in jeder Hinsicht der in den heißen und gemäßigten Erdgürteln zu Lande wie zur See vorkommenden Luftspieglung, (welche je in den verschiedenen Strichen verschiedene Namen z. B. Fata Morgana u. s. f. trägt), nur sind bei dem im Nordpolarmeer vorkommenden Phänomenen, die Wirkungen ohne Vergleich auffallender und staunenswerther.

Am häufigsten pflegt diese an Zauberei streifende Naturerscheinung um die Mittagszeit einzutreten, wo oft Fahrzeuge welche eine halbe geographische Meile von dem Beobachter entfernt liegen, jetzt ganz über den Seespiegel erhoben in der Luft zu schweben, ein andermal in ganz umgekehrter Stellung, so daß die Spitzen der Masten nach unten und der Kiel nach

*) Siehe Nrn. 27 und 28.

oben gewendet ist, zu liegen scheinen. Bald wähnt man die Masten gänzlich von ihrer Basis getrennt für sich in der Luft hangen, bald die Segel und Raen und überhaupt das ganze Takelwerk ungeheuer verlängert, oder verkürzt, oder vervielfacht zu sehen.

Dieselbe Bewandniß hat es mit den Eisbergen und Feldern, welche in der Luft zu schwimmen scheinen, oder als himmelhohe Zinnen und gähnende Abgründe zeigen, was in der Wirklichkeit nur unbedeutende Zacken und Spalten sind.

Am wundersamsten und zauberhaftesten ist jedoch der Umstand, daß nicht selten die Bilder von Gegenständen welche weit unter den Horizont, und folglich ganz außerhalb der äußersten Gränzen des Gesichtsbereiches liegen, so daß sie selbst wenn das Auge mit dem mächtigsten Fernrohr bewaffnet wäre, nicht wahrgenommen werden könnten, durch diese Lichtbrechung in den Gesichtskreis des Beobachters gerückt werden! So sah einst W. Scoresby, welcher in seinem 1823 in Edinburg erschienenen klassischen Reisewerke so viele anziehende Angaben über dieses merkwürdige Phänomen mitgetheilt hat, den Theil der Grönländischen Küste, welcher Homes Vorland heißt und 3,500 Fuß hoch ist, in einer Entfernung von zwei und dreißig geogr. Meilen, obschon bei gewöhnlicher Beschaffenheit der Atmosphäre dieses Littorale durchaus unsichtbar gewesen wäre, wofern seine Höhe nicht 12,000 Fuß betragen hätte. Ein andermal sah er das Bild eines umgekehrten Schiffes in der Luft, und rief sogleich, es sey der von seinem Vater befehligte Wallfischfänger, welche Behauptung sich auch später als richtig erwies. Die Entfernung beider Schiffe von einander betrug aber damals gegen sechs geogr. Meilen wobei das von Scoresby mit unbewaffnetem Auge wahrgenommene Fahrzeug sich ungefähr vierthalb geogr. Meilen außerhalb des Horizontes befand! Aber nicht bloß auf See und Land sondern auch auf das Firmament übt dieses Phänomen welches den Hauptcharakterzug der arktischen Seeregion bildet, seinen phantasmagorischen Einfluß aus, denn Höfe um Sonne und Mond und sogar vervielfältigte Bilder beider Gestirne kommen häufig vor, und verleihen der durch das Nordlicht und andere schauerlich-schöne Erscheinungen verherrlichten Himmelsveste einen noch hehrern Zauber.

Die Schifffahrt auf dem Nordpolarmeere ist nicht nur der Eisfelder, sondern auch der dichten Nebel und starken Stürme halber äußerst schwierig und gefährlich. Letztere wehen gewöhnlich aus Norden oder Nordwesten, und bringen die Eisfelder alsbald in Bewegung, die Schiffe gerathen daher oft in die Gefahr zwischen zwei ungeheure Massen Treibeises eingepreßt und gänzlich zerstört zu werden. Zum Glück geht während dieser Stürme die See selten hoch, weil ihre Oberfläche durch die Eisberge vor der aufwühlenden Gewalt der Windstöße geschützt wird; da sie außerdem mit Bruchstücken von Treibeis bedeckt ist, so ist die Aufregung noch unbeträchtlicher, und eigentlich nur eine mäßige Wallung. Der Schiffer findet häufig bei der über dem Winde befindlichen oder Lih-Seite eines mächtigen Eisberges an welchem er sich vor Anker legt, Schutz vor dem Sturme, und liegt so gewissermaßen wie im Hafen eines schwimmenden Eilandes geborgen. Öfter wieder steht er auf der obersten Mastspitze mit dem Fernrohre in der einen, und dem Sprachrohre in der andern Hand, und rings umherspähend leitet er durch seine von oben herab ertheilte Weisungen das Fahrzeug durch die vielfach verschlungenen Fahrwässer.

Keine Seefahrt irgend einer Art, selbst keine Entdeckungsreise erheischt von Seiten der Mannschaft eine so unablässige und rastlose Aufmerksamkeit, als der Wallfischfang und überhaupt die Fischerei im Nordpolarmeere, und die außerordentliche Strenge des Klimas ist eine von den geringsten unter den vielerlei Beschwerden welche mit diesem äußerst gefahr- und mühevollen Berufe verbunden sind. Der Neuling in diesem Berufe mag daher allerdings wenn er zum erstenmale in jene hohen Breiten gelangt, mit Zagen die Eisgefilde rings umher und die Kanäle offnen Fahrwassers betrachten die oft so schmal sind, daß das Fahrzeug kaum hindurch zu steuern im Stande ist, während wenn er hinterwärts blickt, bereits alle Ausgänge versperrt sind, oder sich wenigstens mit jedem Augenblicke mehr und mehr schließen. Der erfahrene Wallfischfänger aber blickt, mindestens in der erstern Periode der Sommerszeit, wohlgemuth auf alle diese dem Anscheine nach so gefährlichen Umstände, weil er weiß daß diese Quarantaine nie lange währt, und er dann seinen Kurs fröhlich wieder süd- und heimwärts nehmen kann. Beispiele von immerwährender und verderblicher Eingeschlossenheit im Eise kommen äußerst selten vor, und wenn sie sich ereigneten waren die Fischer welchen es widerfuhr meist Holländer, welche sich höher hinauf zum Nordpol als die aller andern Völker zu wagen pflegten.

Die Möglichkeit zur See den Nordpol zu erreichen, hat seit längerer Zeit aufgehört ein Gegenstand wissenschaftlicher Verhandlung zu seyn, und diejenigen Theoristen welche für das wahrscheinliche Vorhandenseyn einer schiffbaren Seestrecke in jener Region waren, sind durch neuere nautische Untersuchungen gezwungen worden ihre Meinung fahren zu lassen.

Aus der Vergleichung der Höhen auf welchen in den verschiedenen Erdregionen zwischen der Linie und dem Polarkreise ewiger Schnee vorkommt, hat sich ergeben, daß unter der erstern die Linie des ewigen Schnees 15,000 Fuß, und im letztern 3,500 Fuß über dem Meeresspiegel ist. Dehnt man nun diese Linie in regelmäßiger Progression bis zum Nordpol aus, und berechnet seine Höhe im Verhältniß zur Abnahme der Temperatur je mehr wir uns diesem äußersten nördlichen Endpunkte der Erde nähern, so erhellt daß die Curve immerwährende Congelation den Pol fünf bis sechs hundert Fuß unter der Oberfläche der dortigen Land- oder Seestrecke scheidet, daß mithin in jener Region ewiger Frost bis zur selben Tiefe hinab herrschen muß, das Vorhandenseyn eines offenen Wasserraumes selbst mitten im heißesten Sommer daher eine reine Unmöglichkeit ist. Das Interesse das jenes Thule stets erregt hat, und die vielfachen gewagten Unternehmungen welche zu dessen Erforschung geschehen sind, wurden keineswegs durch die Erwartung veranlaßt irgend etwas Ersprießliches dort zu entdecken, sondern durch jene gewiße unerklärliche Begierde den Schleyer der Isis welcher auch vor jener großen Region der Erde gezogen ist, zu lüpfen.

An grausenvoller Öde, Unwirthlichkeit und Düstere muß der Nordpol wahrscheinlich alle unsere Vorstellungen übertreffen, und doch, wer möchte nicht

den Wunsch hegen, auch nur einige Augenblicke dort weilen zu können, um den Sternhimmel von jenem erhabenen Standpunkt aus betrachten, und an die Natur die Frage richten zu können, warum sie ein so großes Segment des Erdplaneten so unbewohnbar gemacht hat.

Der arktische Ocean ist für die europäischen Seenationen geraume Zeit hindurch eine Fundgrube gewesen, deren Ertrag den der reichsten Bergwerke des Erdkreises weit übertraf. Der seit den beiden letzten Jahrhunderten von den Engländern, Holländern, Dänen u. a. mit größerm oder geringerm Erfolge betriebene Wallfischfang, warf im Durchschnitte jährlich Eine halbe Million Pfund Sterling reinen Gewinnstes, und in vielen Jahren noch mehr ab. Die Holländer allein fingen in 46 Sommern die ungeheure Zahl von 32,900 Wallfischen, deren Werth auf **25 Millionen Pfund Sterling** angeschlagen werden kann! Durch den eine so lange Reihe von Jahren von so vielen Nationen aufs Thätigste betriebenen Wallfischfang, hat wenigstens im arktischen Oceane dieses Cetaceengeschlecht sehr abgenommen, und die Wallfischfänger sind jetzt genöthigt viel höher hinauf zu gehen, als sie früher zu thun pflegten *).

Erwägt man nun den verhältnißmäßig kleinen Umfang des Oceans in welchem diese Hochfischerei bis jetzt betrieben worden ist; die ungeheure Zahl von Walen welche seit dem Beginn derselben erlegt worden seyn müssen, die nothwendigerweise äußerst langsame Vermehrung dieses Geschlechtes, und den sehr langen Zeitraum dessen die Individuen desselben zur Erreichung der Reife bedürfen, so darf man sich mit Recht wundern daß es noch nicht ganz ausgerottet ist. Der weibliche Wallfisch bringt selten mehr als Ein Junges zur Welt, welches wie man glaubt, nicht vor einem Jahrhundert seine völlig ausgewachsene Größe erlangt.

Die Annahme daß das arktische Meer alljährlich von irgend einem reichen und unzugänglichen in der Nähe des Poles befindlichen Seestrich aus, wo der Wallfisch ungestört von dem Menschen hausen und sich vermehren kann, versehen wird, ist durchaus unstatthaft, denn alle Cetaceen müssen häufig auf die Oberfläche des Wassers herauf kommen um Athem zu holen, dieß könnten sie aber in jener Seeregion welche unbezweifelt immerdar mit einer Eisdecke von unermeßlicher Dicke überzogen ist, nicht thun; dieß zugegeben nun, müssen wir annehmen daß der Polarsommer welcher den Wallfischjäger den arktischen Ocean zu verlassen und heimzukehren zwingt, auch diese Cetaceen südlicher zu ziehen nöthigen muß. Wir können nun zwar nicht die Thatsache beweisen, daß dieselben zur Winterszeit in einer niederen Breite als im Sommer vorkommen, ihr ganzer Bau weist aber durchaus darauf hin, da die Oberfläche jener Striche des Oceans wo sie während der Zeit vom Juni bis

*) Warum ergreift man nicht das wirksame Mittel des Verbots des Wallfischfangs, wie über Kurz oder Lang, sich die k. k. Regierung und die Schweitzerkantone zu einem Verbote der Gemsenjagd genöthigt sehen dürften, eine durch das immer wahrnehmbarere Verschwinden der Gemsen dringend nothwendige Maaßregel, welcher die k. sardinische Regierung durch das seit länger als einem Jahrzehend erlassene Verbot der Steinbockjagd auf den Savoyischen Hochgebirgen, mit ihrem Beispiele vorangegangen ist. Red.

August gefangen werden, während der neun übrigen Monate des Jahrs eine undurchdringliche Eismasse ist. Doch wir dürften wohl nie und nimmer etwas Zuverlässiges über diesen Punkt erfahren, welcher wohl mit zu den undurchdringlichsten Naturgeheimnissen gehört.

Wenn man in der Geschichte der Schifffahrt die Triumphe des seemännischen Genies aufsuchen will, so muß man vor allen die Fahrten der Columbus, Magellan, und Vasco de Gama ins Auge fassen; wünscht man aber Scenen seemännischer Unerschrockenheit, Ausdauer, kalter Verachtung entsetzlicher Gefahren, und unglaublicher Drangsale zu betrachten, so sind die Abentheuer und Leiden der frühesten Beschiffer des arktischen Oceans vor allen andern dazu geeignet. Wir sehen da Männer welche sich in kleinen und schlechtgezimmerten Fahrzeugen nicht nur den gewöhnlichen Gefahren einer Fahrt in unbekannten Meeren aussetzen, sondern sich dabei noch einem überrauhen Himmelsstriche, schwimmenden Eisgebirgen, stürmischem Wetter und der Gefahr einer mondenlangen oder gar immerwährenden Einschließung vom Eise Troß bieten mußten.

Da wo jeder Eiskogel welcher seine bereifte Stirne erhebt, den Schiffer gewissermassen zur Umkehr ermahnt, wo jegliches gleich einem Raine sich zwischen den Eisfeldern hinziehende freie Fahrwasser ihn einzuladen scheint, nach einem mildern Seestriche zurück zu eilen so lange ihm der Rückweg nicht verschlossen ist, und wo jede immer länger und länger werdende Polarnacht seine trüben Aussichten immer mehr verdüstert; da erprobt sich mehr wie irgendwo anders der Muth des echten Seemannes! Mit solchen Umständen hatten die Willoughby, die Hudson, die Davis und andere von den frühern Eismeer- und Nordpolsfahrern zu ringen, und die meisten von ihnen fielen auch als Märtyrer für die Sache der arktischen Entdeckungen, während die so schlichten Berichte derjenigen welche deren hinterlassen haben, voll der anziehendsten und rührendsten Umstände sind, und den Menschen im Titanenkampfe mit Lagen und Zuständen von außerordentlichem Interesse und grausenerregenden Schwierigkeiten darstellen!

Der arktische Ocean ist eine Reihe von Jahrhunderten hindurch als der Sitz der schauerlichsten Naturwunder angesehen worden. Seine winterlich düstre und stürmische Beschaffenheit erregte die finster brütende Einbildungskraft der Skandinavier, welche ihn mit den mannigfaltigsten Ungethümen und Phänomenen bevölkerten. So wähnte man daß der **Maelstrom** *) die in seine Nähe gerathenden Fahrzeuge mit klapperschlangenartigem unentfleuchbaren Zauber und mit immer mehr und mehr zunehmender Heftigkeit in seinen Wirbelschlund reiße. Der fabelhafte **Kraken**, angeblich ein Seeungeheuer von zwei Meilen im Umfange, erhebe, hieß es, oft seinen Rücken gleich einer Insel über den Meeresspiegel, und richte seine Flossen so hoch wie die Mastbäume des größten Dreideckers em-

*) Das Septemberheft von der auf dem Continent nicht sehr bekannten Londoner Monatsschrift: Frasers Magazine of Town and Country 1834, enthält eine Erzählung: **Der Maelstrom, ein Fragment**; welche eine ergreifende ja wir möchten sagen folternde Schilderung der erträumten Schrecknisse dieses Wirbels ist. Red.

vor. Die Seeschlange mit einem Pferdekopfe und wildumherrollenden Augen sonne sich wie man fabelte, bei heiterem windstillen Wetter ihrer ganzen Riesenlänge nach auf den scheu zurückbebenden Wellen. Seejungfern sollten im Mondenlichte an den Felsenküsten sitzen, und Riesenpolypen in den Scheeren und Untiefen lauern, und wenn ein Boot denselben nahe komme, einen von der Mannschaft mit ihren Armen ergreifen und in den Abgrund hinabziehen. Überhaupt geht aus einer Vergleichung der, wenn wir so sagen dürfen, See-Mythologien aller Völker der merkwürdige Umstand hervor, daß fast alle Gestalten derselben selbst die der hellenischen nicht ausgenommen, mehr oder minder dem Reich des Erhabenen und Schauerlichen angehören, und keine ihr Elysium auf die See verlegt haben.

Wahrscheinlich ist es, daß über Kurz oder Lang der arktische Ocean gänzlich verlassen von europäischen Fahrzeugen seyn, und derselbe wieder wie vor dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts der ungestörtesten und ödesten Einsamkeit anheimgegeben seyn wird. Die eigentliche erste Veranlassung zur Beschiffung des Polarmeeres war wie bekannt die Hoffnung eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu entdecken; die zweite die Erwartung in Grönland und anderwärts Adern von edlen Metallen zu finden, daher auch die drei Fahrten welche von Frobisher auf Befehl der Königinn Elisabeth nach Grönland unternommen wurden; die dritte und vorzüglichste endlich war der Wallfischfang.

Die beiden ersteren Zwecke sind längst als Hirngespinnste beseitigt; es bleibt nur noch der dritte welcher aber auch von Jahr zu Jahr mehr und mehr verfehlt wird. Die Ursachen davon sind folgende: Erstlich die Spärlichkeit und Kleinheit der Wallfische, eine Folge des Jahrhunderte lang fortgesetzten systematischen und unverständigen Ausrottungskrieges gegen dieselben, wobei die allereinfachsten Gesetze z. B. das Verbot des Fanges unausgewachsener Thiere u. s. f., denen doch der Lachsfang wie überhaupt jede Jagd im weitesten Sinne des Wortes unterworfen ist und seyn muß, aufs allerunverantwortlichste vernachlässigt wurden; zweitens der in Folge der Einführung des Steinkohlengases verminderte Verbrauch des Thranes, endlich drittens die Betreibung des Wallfischfanges im Stillen Meere und in den Gewässern des Kaps. Diese Ursachen dürften früher oder später die gänzliche Aufgebung dieser Fischerei im arktischen Oceane und folglich dessen eben von uns vorausgesagte dereinstige Wiederverödung zur Folge haben.

F. M. W.

## Einiges über Guayana.

Der Plantagenbesitzer führt in Guayana ein wahres Schlaraffenleben. Er bewohnt meist ein Haus von zwei Stockwerken, aus Ziegeln gebaut; ein schöner Garten zieht sich üppig herum und leidet nur oft vom wuchernden Unkraute, wenn die Arbeit im Felde alle Hände zu sehr beschäftigt, um einen Theil davon zur Ausjätung desselben verwenden zu können. Der schattige Brotfruchtbaum, der schlanke Kakaobaum, die königliche Palme, die Granate, der Feigenbaum, der üppige Weinstock bilden mit vielen ähnlichen prächtig und mächtig sich ausbreitenden Gewächsen die herrlichsten Spaziergänge oder leiten zu den verschiedenen Häusern, wo das Zuckerrohr, von eisernen Walzen zerquetscht, seinen süßen Saft in die Keßel unten träufeln läßt; wo der Rum aus dem Abgange aller süßen Stoffe destillirt wird; wo das ausgepreßte Rohr trocknet und zur Feuerung aufgespart liegt.

An Sonntagen wandern die Neger stattlich aufgeputzt zwischen ihren Hütten hin und her, oder bauen ihr Feld, bis der Abend alle zum Tanze einladet. Da erscheinen die Männer in weißen Jacken und Beinkleidern; die Frauen und Mädchen in bunten kattunen Röcken, den Kopf mit einem Stohhute bedeckt oder von einem baumwollenen Tuche turbanartig umwunden, und begegnet ihnen ein Fremder, dann fragen sie ihn sicher, ob er mit tanzen will. Die junge Brut derselben tummelt sich, gleich kleinen Affen, drollig zwischen ihnen herum, bis endlich die Trommel das Zeichen gibt, und Geige wie Tamburin die Melodie des Tanzes anstimmen. Jetzt geht der Jubel an, von dem sich Niemand ausschließt, als die Negerinnen, welche ein säugendes Kind haben. Punsch und Backwerk ersetzen die verlornen Kräfte, und ist man des Tanzes überdrüßig, so werden Gesänge im Chore angestimmt, die aber dann wieder mit einem großen Reigen schließen.

Und so ist es also mit der Sclaverei dort nicht so schlimm, wie man gewöhnlich glaubt. Wenigstens hatte sie sich in den englischen Colonien schon seit ungefähr zwanzig Jahren ganz anders gestaltet. Bereits seit 1807 war dort die Sclaveneinfuhr verboten; sie durften nicht einmal aus einer Colonie in die andern versetzt werden, um das Einschmuggeln derselben zu verhüten. Man konnte daher nur in der Colonie geborne Sclaven kaufen, und so stieg der Preis bis zu 240 Pfund für den Kopf. Es lag also im Vortheile des Plantagenbesitzers, sie weder durch übermäßige Arbeit, noch durch schlechte Kost oder grausame Behandlung vor der Zeit ums Leben zu bringen. Außerdem aber sorgte die Gesetzgebung mit jedem Jahre mehr dafür, daß sie von der Willkühr nicht zu sehr litten. Es ward ihnen in den Colonien ein Protektor gesetzt, bei dem sie Klage führen durften, der die Plantagen besuchte und den Sclaven fragen konnte, ob ihm zu viel aufgebürdet werde. In den Plantagen selbst konnte man nur höchstens 39 Peitschenhiebe zuerkennen, härtere Strafen erfolgten nur vom Gerichtshofe in der Colonie. Alle Strafen mußten in ein Buch eingetragen werden, das dem Protektor alle drei Monate vorgelegt wurde. Ein Sclave konnte so lange er nicht wiederhergestellt war, nicht aufs Neue gezüchtigt werden. Die Frauen wurden mit der Peitsche ganz verschont, und nach einem neuen Gesetze erhielten sie nur 20—25 Ruthenschläge von Frauen; an einem und demselben Tage durfte diese Züchtigung nicht wiederholt werden. Etwa zwei Jahre nachher wurde das Züchtigen verheiratheter Frauen mit Ruthenschlägen ganz verboten, und blieb nur auf Mädchen beschränkt. Da sich die Laune der Europäer dort erlaubt, den Negern alle in der Mythologie und alten Geschichte vorkommenden Namen zu geben, so traf es sich freilich wohl, daß Juno, Minerva und Venus zugleich vor einem strengen Paris erschienen, nicht den der Schönsten gebührenden Apfel, sondern eine



L. Beyer f.

Feste Accabah.



L. Beyer f.

Das Innere eines Grabes.



Stahlstich v. Leop. Beyer.

Torat-Araber.

nach der andern ihre Tracht Ruthenhiebe zu empfangen, weil sie Rum oder Zucker gestohlen hatten. Jetzt wird nun aber auch dieß Alles ein Ende haben, da die Sclaverei ganz aufgehoben ist und die Plantagenbesitzer dafür mit 20 Mill. Pf. entschädigt werden, die Neger also in ihrem Dienste nur als freie Tagelöhner arbeiten.

Anders steht es freilich in den übrigen Colonien der Spanier in Cuba, der Holländer in Holländisch-Guayana u. s. f. Hier hat die Gesetzgebung sich der Neger noch gar nicht angenommen und der Schmuggelhandel wird da so stark betrieben, daß mehr Neger eingeführt werden, als je, mithin der Preis immer sehr niedrig ist. In Surinam kostet ein solcher kaum 40 Pf. Sterl., und hier erließ noch 1830 der Gouverneur den Befehl, daß keine Negerin oberhalb des Gürtels bekleidet seyn, daß sie nur einen bis zum Knie gehenden Rock tragen dürfe; der Busen müsse offen seyn. Es ist unglaublich, aber Capt. Alexander berichtet es. Die Behandlung der Sclaven und Sclavinnen war dort noch ganz so, wie sie Stedmann vor fünfzig Jahren schilderte. Man spannte sie in den Bock und geißelte sie, daß sie vier Wochen lang nicht gehen, stehen und sitzen konnten. Und welche Kleinigkeit gibt da oft einer Furie Veranlassung dazu; Stedmann sah eine Negerin grausam durchpeitschen, weil sie gesagt hatte: meine Schulden kümmern mich nicht; hat doch selbst meine Herrinn dergleichen! Auf seine Bitten ließ man sie los; aber ein Paar Tage darauf klagte eine Nachbarin der Dame welche die Strafe angeordnet hatte, daß sie von der Sclavinn verläumdet worden sey. „Und augenblicklich wurde diese wiederum auf die Erde gelegt und erst auf einer, dann auf der andern Seite dermaßen gepeitscht, daß ich nicht begreife, wie es möglich war, daß sie nicht auf der Stelle starb!“ berichtet er.

Genug in den englischen Colonien war das Schicksal der Neger dem der Leibeignen in Rußland und manchen andern Ländern gleich. Sie mußten arbeiten, hatten aber über Mangel an Speise und Trank und Kleidung nicht zu klagen. Der Sonntag war ihnen ganz; die Tagesarbeit auf neun Stunden beschränkt; denn von sechs Uhr früh bis Abends sechs Uhr blieben für die Mahlzeiten drei übrig.

Ein Spaziergang in die Felder der Plantage gewährt dem Fremdling ein eignes, unbeschreibliches Vergnügen. Auf dem Canal, der sich hindurch schlängelt, führt ein flaches Boot das abgeschnittene Zuckerrohr der Mühle zu, wo es zerquetscht wird. Am Ufer des Canals weidet eine Heerde bunter Rinder im üppigen Grase. Palmenbäume steigen hier und da empor. Mit der Hacke auf der Schulter wandern die stämmigen Neger hier oder dorthin, und der Buchhalter im weißen baumwollenen Gewande, mit dem großen Strohhute hält die Tafel mit Pflöcken bereit, unter den verschiedenen Namen, die hier aufgezeichnet sind, das Tagewerk anzuschreiben.

Jetzt kommt das Frühstück. Einige Negerinnen bringen Salzfleisch und Plantanen in Kalabaßen auf den Köpfen. Sie setzen es an der Seite längs hin, schürzen sich auf und beginnen ihr Tagewerk mit der Hacke. Alles ist fleißig. Die Neger werfen das Hemd herab, denn die Hitze drückt gewaltig, und so sieht man eine Menge Gestalten, die durch ihre breite Brust, die vollen Muskeln des Armes und Rückens an einen Torso erinnern.

Endlich tönt das Zeichen zum Frühstück selbst. Alles lagert sich im Schatten der Kokusnuß- und Palmen- und anderer Bäume. Mancher Neger verschmäht den Fisch; er hat sich einen „Pfeffertopf“ besorgt, der besser mundet. Es glückte ihm Tags vorher, einen Leguan, eine zwei bis drei Fuß lange Eidechse zu fangen. Das Thier sitzt häufig auf den Bäumen und ist so arglos, daß man ihm leicht eine Schlinge über den Kopf ziehen und es so fortschleifen kann. Das Fleisch wird wenigstens von den Negern gegessen und die Eier sind allgemein beliebt. Ein „Pfeffertopf“ ist nichts, als mancherlei Gemüse, mit solchem Leguanfleische oder anderm Fleische, und vielen Pfeffer zusammengekocht.

Die Mittagsmahlzeit eines Pflanzers läßt den Europäer endlich kaum daran denken, daß er jenseits des Oceans ist. Krebssuppen, Fisch, Schildkröten, Lamms-, Truthahn-, Schöpsenbraten, die ausgesuchtesten Früchte, Weine, Liqueure, Selterwasser, Madera, bieten sich zwei Stunden lang die Hand, worauf dann eine Cigarro geraucht und der Kaffee eingeschlürft wird.

## Die Feste Akaba.

Dieses Bild stellt die Ankunft des französischen Reisenden, Grafen L. de Laborde, an der Spitze seiner kleinen Karawane vor der Feste Akaba vor, welche am gleichnamigen Meerbusen im steinigen Arabien auf der Pilgerstraße nach Mekka liegt. „Wir bogen, erzählt er, um die beiden Krümmungen des Meerbusens wobei uns der Palmensaum der Küste rechts blieb, und wurden nun der Feste von Akaba ansichtig. Ein Theil der Besatzung und der Einwohner der Feste, denen die in vollem Trabe heransprengenden Reiter, nichts geringers als Hadschis oder irgend wichtige Eilboten seyn zu können schienen, waren uns schon entgegengezogen.“

## Das Innere eines Grabes.

Dieses Grabmal kommt im Wadi Musa im steinigen Arabien vor. Es ist vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil alle dortigen Monumente nur eine reich verzierte Außenseite, im Inneren dagegen kaum nothdürftig geebnete Wände darbieten, während das Innere dieses Grabmals mit einer Fülle von Basreliefs geschmückt ist, die aus den Felsen welche die andern Wände der Thalschlucht bilden ausgehauen sind. Und diese Gruft dient den Fellahs wenn sie ins Thal herabkommen zur Hürde für ihre Heerden!

## Torat-Araber.

Eine naturgetreue Darstellung von Individuen eines von den beiden Beduinenstämmen der Halbinsel des Sinai, welche die Wüste zwischen Ägypten, dem todten Meere, dem Wadi Araba und Akaba bewohnen, nämlich den Torats oder Gebirgs-Beduinen, die ihren Namen von dem Gebirge Tor haben, „welches (wie Hr. von Hammer bemerkt) „das deutsche Tauern, das in der Benennung „steyermärktischer und kärntnerischer Alpen fortlebt,“

und den Tihats oder Beduinen der ebenen Wüste. Das Bild stellt eine Episode des vor mehreren Jahren von dem Stamme der Torat ausgeführten Überfalls der Mekka-Karawane vor, zu welchem sie durch eine von den zahllosen Handlungen der empörendsten Willkühr von Seiten Mehemed Alis, Paschas von Ägypten, veranlaßt worden waren.

Dieser Überfall und die Plünderung der von dem Pascha sehnlich erwarteten Handelskarawane, kam aber den tapfern Torats theuer zu stehen, sie wurden von den gegen sie ins Feld geschickten Truppen nach vielen Kämpfen in ihren Wadis oder Thalschluchten hart in die Enge getrieben, und mußten sich, da ihnen die Tihats keinen Beistand leisten konnten, endlich den herbsten Bedingungen des übermüthigen Siegers unterwerfen.

## Beiträge zur nähern Kenntniss der Chinesen.

(Fortsetzung *).

Die Ankunft des englischen Schiffes mußte in so einer Stadt die größte Aufmerksamkeit erregen. Es lag noch keine halbe Stunde vor Anker, als auch Mandarinen aller Art vom Kriegs- wie vom Civil-Departement erschienen, und sich erkundigten was die Engländer wollten. Alle waren sehr höflich besonders der Zollbeamte, welcher fragte ob das Schiff Handel zu treiben beabsichtige. Hamilton hätte keine Frage erwünschter seyn können, er gab an, daß ihm Lebensmittel und Wasser ausgegangen seyen; daß er sich damit versorgen wolle und es ihn freuen werde, während dieses Aufenthalts Geschäfte machen zu können. Doch hier nahm schnell der erste Kriegsmandarin das Wort. „Die Gesetze des himmlischen Reichs verbieten jeden fremden Handel hier!“ sprach er.

Während dieser Besuche stellte sich aber auch eine Menge Truppen am Ufer hin auf und es wurde eine ungewöhnliche Lebendigkeit bemerkbar. Es kam ein Mandarin, welcher von acht Männern auf einem Stuhle getragen wurde; ihm folgten ein Paar andere niedern Ranges, alle begaben sich in einen Tempel, dicht dem Schiffe gegenüber. Alle die im Schiffe befindlichen Mandarine verließen es um sich zu ihren Collegen im Tempel zu begeben; zwei, einer ein Kriegsmandarin, Namens Le, und ein Civilmandarin, Chow, kehrten bald zurück. Letzterer war aus Peking und leitete von nun an die Verhandlungen in den meisten vorkommenden Fällen. In diesem Augenblicke meldete er nur, daß er gesendet sey, die Engländer zu benachrichtigen, wie sie den Hafen so schnell als möglich zu verlassen hätten; Lebensmittel sollten ihnen verabfolgt werden so viel sie derselben bedürften, und zwar unentgeldlich, aber ans Land dürfe Niemand und mit den Einwohnern durchaus kein Verkehr eröffnet werden. Hamilton beschwerte sich lebhaft über solches Benehmen und erinnerte an die freundschaftliche Art, mit welcher die Chinesen in den englisch-ostindischen Kolonien aufgenommen würden. Unentgeldliche Lieferung von Lebensmitteln wies er entschieden zurück; er dankte für dieses Anerbieten, erklärte aber daß jedes englische Handelsschiff seine Bedürfnisse baar zu bezahlen pflege. Die beiden Mandarinen gaben aufs Artigste den Bemerkungen ihren Beifall, äußerten aber, daß sie nur eine Botschaft überbrächten, und entfernten sich dann wieder in den Tempel, wo alle Behörden eifrig im Rathe beisammen blieben, bis es finster wurde.

Viele Bote hatten während der Zeit das englische Schiff umringt; allein die Wachtschiffe des Zollhauses legten ebenfalls aus, und trieben sie nach Möglichkeit zurück, wenn sie auch nicht verhindern konnten, daß manche Frage gethan wurde: woher das Schiff komme; welche Flagge es führt; welche Ladung an Bord sey. Mit Worten und Zeichen suchten viele wohlgekleidete Leute in den Booten ihre Freude zu erkennen zu geben. Am Abend ging ein Diener Gützlaffs ans Land; er hatte den Auftrag, einige vorzügliche Kaufleute aufzusuchen und eine Verbindung mit ihnen einzuleiten. Mit Anbruch des folgenden Morgens, es war der 3. April, hatten sich mehrere Kriegsjunken und andere Fahrzeuge offenbar in der Absicht eingefunden, die Engländer streng ins Auge zu fassen. Im Tempel begann die Berathung der Mandarinen aufs Neue und längs der Küste stand eine Truppencorps. Alles war hier so in Bewegung und Unruhe, als ob man eine feindliche Landung befürchtet hätte. Am Tage selbst erschienen Le und Chow und wiederholten die Weisung von gestern. „Das Beste ist wohl, wenn ich und mein Freund Gützlaff selbst ans Land gehen und dem Vice-Gouverneur aufwarten,“ erwiederte Hamilton. „Er vernimmt dann, was wir wünschen, und ich benehme ihm jeden Argwohn, den unsere Erscheinung erregt haben mag.“ Dagegen sträubten sich aber beide Mandarinen aufs Äußerste. Hamilton entließ sie mit hübschen Geschenken von englischen Tüchern, Camlots, Glaswaaren, einem Telescop, und trug ihnen auf, nochmals zu melden, daß er eine Unterredung mit dem Vice-Gouverneur zu haben wünsche. Letzteres lehnten aber beide ab.

Vor der Hand begaben sich Hamilton und Gützlaff in die Stadt und fanden hier willkommene Aufnahme; die Einwohner umringten sie in dichten Haufen, beobachteten die größte Artigkeit, und freuten sich über die Maaßen, als Gützlaff so trefflich ihren Dialekt sprach. Auch der Mandarin Le gesellte sich zu ihnen einzig und allein, wie er sich ausdrückte, die Fremdlinge gegen die Zudringlichkeit des Volkes in Schutz zu nehmen, und ihnen die Stadt zu zeigen. Morgen werde auch eine Audienz beim Vice-Gouverneur zu erhalten seyn, bemerkte er; diese Artigkeit war jedoch nur die Maske für das Streben, allen Verkehr, allen Umgang, alles Sprechen der Engländer mit den Einwohnern zu hindern. Nach einer Stunde, während welcher Hamilton und sein Freund in der Stadt herumgewandert waren, kehrte er an Bord zurück und hatte die Freude, von sehr vielen Einwohnern vernommen zu haben, wie leid es ihnen thue, nicht das englische Schiff besuchen und freien Verkehr haben zu können. Während des Tages kamen noch mehrere Kriegsjunken wovon eine davon die Admiralsflagge führte.

Am nächsten Morgen sah sich der Amherst von solchen Kriegsjunken dicht umringt, und diese begannen ein. höchst willkührliches, hartherziges Verfahren gegen jedes Fahrzeug der Einwohner, welches mit den Engländern zu verkehren Miene machte. Einige wurden gleich festgenommen, andere ausgeplündert oder sonst mißhandelt, selbst wenn sie nur um den

*) Siehe Nr. 28.

Amherst herumgefahren, oder mit einigen der Mannschaft Zeichen und Worte gewechselt hatten. Eine kleine Kriegsjunke legte sich dicht bei dem Amherst vor Anker, und hing eine große Tafel vorn aus, worauf Folgendes zu lesen war:

„Der Vicegouverneur von Amoy gibt anbei einen deutlichen Befehl. Das barbarische Schiff ist angewiesen, die Anker zu lichten und fortzusegeln; es ist ihm nicht gestattet, irgend wo herum zu verweilen und beizulegen. Die Boote hier, wie alle Einwohner dieser Stadt haben den Befehl, sich ihm nicht zu nähern und keinerlei Verkehr mit ihm zu unterhalten.“

Nicht lange darauf kam auch eine Deputation von Mandarinen an und brachte ein Edikt das sogleich von Gützlaff übersetzt wurde, und folgendermaßen lautete:

„Chu, der Vicegouverneur des ganzen Landes Fokien und Gouverneur der ganzen Küste, gibt dem Obersten der Reserve seine Befehle, damit er sich darnach vollkommen unterrichten kann.“

„Da es aus offiziellen Berichten erhellt, daß ein Schiff der Barbaren angeblich wegen ungünstiger Winde hier eingelaufen ist, so haben wir über das Benehmen gegen dergleichen Fahrzeuge die Akten nachschlagen laßen und gefunden, daß dieserhalb im 21. Jahr des Keaking ein kaiserliches Rescript hochachtungsvoll empfangen wurde, welches besagt:“

„Sollte irgend ein Schiff der Barbaren unerwartet an der Küste in dem Lande Fokien oder Chekeang landen, so muß es fortgejagt, und ihm nicht gestattet werden, nur einen Augenblick zu rasten und zu verweilen. Der Mannschaft eines solchen Schiffes ist es eben so wenig erlaubt, ans Ufer zu gehen. Den kleinen Fahrzeugen der Küstenbewohner wird ebenfalls streng untersagt, mit dem Barbarenschiff zu verkehren und einen unerlaubten Umgang zu pflegen. Wornach zu achten.“

„Solche Oberbefehle sind gebührend von alten Zeiten her bis anjetzt in Obacht gezogen worden, wie aus den Akten erhellt.“

„Jetzt, da sich nun das barbarische Schiff der Küste genähert hat, ist es nöthig daß man ihm den schleunigsten Befehl gebe, sich zu entfernen, außerdem aber alle Offiziere und Mannschafteu der verschiedenen Reserven aufzubieten, jede Verbindung desselben mit der Küste zu verhindern. Ich laße dem gemäß meine Befehle ergehen, welche der Oberste, so wie sie ihm zukommen, sogleich zu vollstrecken hat. Er soll zunächst die Mandarine Le und Chow an Bord des Barbarenschiffes senden und den kaiserlichen Befehl kund thun, um besagte Barbaren hinlänglich zu belehren, daß die Verbote der himmlischen Dynastie entsetzlich streng sind. Ihre Befehle gestatten nicht, Anker zu werfen, und es ist unumgänglich nothwendig, daß das Schiff noch heute unter Segel geht; unmöglich ist ihm zu erlauben, hier herum anzuhalten und zu verweilen; noch weniger darf der Mannschaft etwa gar erlaubt werden, heimlich ans Land zu gehen. Nähern sich ihm kleine Küstenfahrer, so sollen die Namen ihrer straffälligen Besitzer sogleich aufgezeichnet werden, damit man diese in strengen Gewahrsam bringen und vor Gericht ziehen kann. Nehmt Euch in Acht, durch verkehrten Widerspruch etwa selbst der Theilnahme solches Verbrechens schuldig zu werden, und zittert hierbei!“

„Als Specialbefehl.“

Sonderbarerweise aber berichteten doch auch die Überbringer dieses „Specialbefehls“ vom Vicegouverneur, daß dieser geneigt sey, eine Audienz zu geben, und erschöpften sich in Versicherungen der besten Absichten. Hamilton machte ihnen bittre Vorwürfe über den Widerspruch ihrer Worte und der gegen ihn angeordneten Maaßregeln. „Ihr behandelt uns nicht als Freunde, sondern wie offenbare Feinde!“ rief er und zeigte nach der Tafel am Boote, das ihm gegenüber lag. Die Mandarinen protestirten laut gegen seine Behauptung; um keinen Preis sollte man ihnen feindselige Gesinnungen zutrauen; Gutzlaff bemerkte, daß freundliches Benehmen mehr werth sey, als ein freundliches Wort, und von ersterm sey noch keine Spur zu bemerken. Endlich ward bestimmt, daß Mittags der Vicegouverneur im Tempel an der Küste dem Schiffe gegenüber erscheinen und eine Audienz geben würde. Hamilton setzte daher eine Bittschrift auf, welche den Stempel eines rechtlichen, gegen kein Gesetz stoßenden Strebens trug:

„Der englische Kapitän Hamilton überreicht dem Vice-Gouverneur des ganzen Landes Fokien, etc. hierbei eine Bittschrift:“

„Ein englisches Schiff von Bengalen nach Japan und andern Orten consignirt, und mit einer Anzahl Tücher, Kamelotte, Kallicos, Kattune u. a. Güter befrachtet, kam am 3. April hier an und durch widrige Winde lange aufgehalten, sind seine Vorräthe an Lebensmitteln und Wasser ziemlich erschöpft. Wir liefen daher hier ein, um zu billigen Preisen das Nöthige aufzukaufen. Von fernen Landen kommend, erwarteten wir gehorsamst, daß uns die Chinesen freundlich behandeln werden, da beide Völker seit langer Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen stehen, und zu beiderseitigem Vortheil Handel mit einander getrieben haben. Nichts desto weniger sehen wir unser Schiff mit Kriegsfahrzeugen umgeben, und ein obrigkeitlicher Befehl ist publicirt worden, der den Einwohnern verbietet, zu uns an Bord zu gehen. Wir müssen daher glauben, daß Sie falsche Berichte erhielten, demnach mit den guten Ansichten der Engländer unbekannt sind, und Maaßregeln getroffen haben, als seyen wir Feinde, aber nicht Freunde der Chinesen.“

„Es muß Ihnen jedoch wohl bekannt seyn, welchen berühmten Namen und ehrenwerthen Ruf das Englische Volk hat, und daß wenn Bewohner von China in die Kolonien desselben kommen, ihnen freier Verkehr gestattet, freier Aufenthalt auf dieselbe Art gewährt wird, als kämen sie aus England selbst. Niemand untersteht sich sie zu beleidigen, oder zu beeinträchtigen; sie haben nicht nöthig, einen Mandarin um Schutz oder Abhülfe anzugehen. Warum sollen unter solchen Umständen unfreundliche Gesinnungen rege gemacht werden? Wäre es nicht besser, daß sich beide Völker bemühten, einander in Beweisen der Freundschaft und des Wohlwollens zu übertreffen?“

„Überdieß ist auch die Macht Englands sehr groß; seine Schiffe sind zahlreich, seine Grenzen berühren das Konigreich der Mitte. Sein Kaiser erlaubt allen Unterthanen, nach allen Orten hin zu gehen und Handel zu treiben, selbst in den entferntesten Gegenden; allein ausdrücklich haben sie die Weisung, sich überall gebührend und rechtlich zu benehmen, und durch ihre Handlungsweise die Tugenden und achtungswerthen Eigenschaften der Englän-

der bemerkbar zu machen. Solche Befehle habe auch ich von meinen Obern empfangen, und beim Besuche der chinesischen Häfen werde ich ihnen gemäß handeln; allein nichts desto weniger kann ich etwa gelassen und stillschweigend eine Beleidigung ertragen."

„Ich überreiche Ihnen daher diese Bittschrift im Vertrauen, daß ich die Erlaubniß erhalte, Wasser einzunehmen und Vorräthe einzukaufen, und wir werden für solche Begünstigung höchst dankbar seyn."

Während Hamilton diese Eingabe entwarf, kamen von verschiedenen Orten her Fahrzeuge voll Truppen; längs der Küste wurden kleine Kanonen oder Feldstücke aufgefahren; auf einem steinernen Gebäude, das ein Zeughaus oder eine Kaserne zu seyn schien, sah man vier Fenster herausnehmen und eine Menge Soldaten, in jede Öffnung zwei große Kanonen bringen. Sie waren allerdings ohne Lafetten und folglich unschädlich; allein diese Vorkehrungen verriethen doch nichts weniger als Freundschaft, und so machte auch der Amherst seine Anstalten, um jeder Beleidigung die etwa erfolgen dürfte, kühn die Spitze zu bieten.

Bald nach Mittag kam eine Bothschaft von den Mandarinen und meldete, daß die Engländer zur Audienz kommen könnten. Hamilton landete mit seinem Freunde Gützlaff bei dem Tempel; längs der Küste standen 500 Mann Soldaten, die um desto zahlreicher zu scheinen in Einer Linie aufgestellt waren. Ein dichter Volkshaufen bedeckte die Küste und mehrere Höhen, daß das Ganze ein sehr lebhaftes, anziehendes Schauspiel bildete. Der Mandarin Le an der Spitze mehrerer Anderer, die weiße und goldene Knöpfe trugen, empfing sie und führte sie durch eine Doppelreihe von Soldaten in die innere Halle, wo zehn Mandarinen im Halbkreise herum saßen. Die Vorhalle des Tempels war mit vielen Offizieren in voller Uniform angefüllt; alle waren mit Bogen und Pfeile bewaffnet, und mehrere Mandarinen trugen rothe oder blaue Knöpfe. Hamilton übergab dem Vice-Gouverneur seine Bittschrift. Dieser, ein alter kräftiger, aber gutmüthig aussehender Mann nahm sie an, öffnete sie und las sie mit einem neben ihm sitzenden Mandarin, während Hamilton und Gützlaff etwas zurücktraten und sich nach Stühlen umsahen. Da diese weder vorhanden waren noch gebracht wurden, so äußerte Hamilton, daß er nicht gekommen sey, hier vor einem Tribunal zu stehen; sogleich ersuchte man sie in ein Nebengemach zu geben. Hier wurden Thee und Erfrischungen gereicht, und bald nachher ließ sie der Vice-Gouverneur aufs Neue rufen, um den Bescheid auf Hamiltons Eingabe zu ertheilen. Man wünsche lautete dieser, mit den Engländern aufs Freundschaftlichste zu verkehren, da Engländer und Chinesen in Frieden lebten; allein gestattet könne ihr Aufenthalt nicht werden, weil dies gegen die bestehenden Gesetze streite. Sie müßten sich augenblicklich etwas von der Küste entfernen, sollten aber da alles was ihnen vonnöthen sey unentgeldlich erhalten."

Hamilton erwiederte darauf was er schon früher gesagt hatte: englische Kauffahrer wären nicht gewohnt, ihre Bedürfnisse ohne Zahlung anzuschaffen; es wäre ihrer Ehre nachtheilig sich wie arme Schlucker behandeln zu lassen; er wünschte nur die Erlaubniß was er brauche einzukaufen, und diese könne von einem Volke, das sich den Freund Englands nenne, nicht verweigert werden.

Der Vice-Gouverneur schien offenbar geneigt nachzugeben, er benahm sich so artig wie der chinesische Amtsstolz es nur immer gestattete; allein der ihm am Range zunächst stehende Mandarin war aus Canton und zeigte sich bei der ganzen Verhandlung äußerst feindselig. Zwischen ihm und Gützlaff kam es zu dem lebhaftesten Wortwechsel. „Daß es dem Amherst an Lebensmitteln fehle, sey nur ein leeres Vorgeben" äußerte er; „es solle dahinter nur eine böse Absicht versteckt werden!" Gützlaff ließ sich durch dergleichen am wenigsten einschüchtern und widerlegte ihn so gewandt, so tüchtig, daß man allen andern Mandarinen die Schadenfreude ansah. Der Murrkopf wurde dadurch noch hitziger; er vergaß sich dermaaßen, daß ihn selbst der Vice-Gouverneur zurecht weisen mußte, und am Ende gedieh die ganze Verhandlung dahin, daß weil man Hamilton entschlossen sah, keine Lebensmittel umsonst anzunehmen, nachgegeben wurde, das Schiff nicht weiter von der Küste vor Anker gehen zu lassen; Lebensmittel sollten zu billigen Preisen geliefert und der Einkauf durch einen Sekretär der als Mäkler angestellt würde, besorgt werden. Hamilton dankte höflichst für solche freundschaftliche Gesinnung, die namentlich der Vice-Gouverneur hatte blicken lassen, und drückte den Wunsch aus ihn an Bord seines Schiffes zu sehen. Derselbe dankte für die Einladung, die er, wie er äußerte, nicht annehmen dürfe, aber der ungefügige griesgrämliche Mandarin aus Canton brach noch einmal in die Worte aus: „Ihr und Euer Schiff ist mir eines so verächtlich wie das andere!" Zugleich übernahm er sich noch einmal gegen Gutzlaff: „Ihr seid ein Chinese; ihr seid aus dem Lande hier, und dient wie die Verräther unter der Maske dieser Barbaren!" Eine größere Anerkennung konnte der Sprachfertigkeit desselben sicher nicht gezollt werden, ob es uns schon wie wir oben äußerten unbegreiflich scheint, daß ein Europäer mit einem Chinesen verwechselt werden konnte.

Als die ganze Sache vorbei war, begriff Hamilton doch daß er sich mancherlei Fehler bei der Verhandlung hatte zu Schulden kommen lassen. Er mußte erst über die Art und Weise in Richtigkeit kommen, nach welcher die Audienz ertheilt würde. Durch das Stehen in derselben vergab er sich offenbar, weil auch die niederen Mandarinen saßen. Dagegen sah er auch vollkommen ein, daß wenn man sich durch die angeblich nicht abzuändernden Gesetze des himmlischen Reichs abschrecken lassen wollte, mit diesen Mandarinen nicht auszukommen seyn würde. Es kam nur darauf an, wie weit er hierbei gehen könne, ob und wenn wohl der Fall eintrete, daß die chinesischen Behörden ihren Befehlen Nachdruck geben würden? Als der Amherst vor Anker ging, Niemand den Fuß ans Ufer setzen sollte, und das Schiff sogleich wieder fortsegeln. Eines war so wenig geschehen wie das andere; dem Verlangen, Lebensmittel einzukaufen, war ebenfalls entsprochen worden; es war allerdings keine Sache von Bedeutung, aber eben deshalb fragte sichs nun, wie die Behörden hier bei wichtigern Dingen einschreiten würden?

(Schluß folgt).

---

Redakteur: Ferd. Maria Wertheim.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

30.] Auffindung des Kapitäns Roß am Lancastersunde, am 26. August 1833. — Der Saumarez-Fluß der nie zufriert. [1834.




## Über die Länder, Völker und Sprachen Oceaniens

oder des fünften Erdtheils *).

(F. A. R.)

Folgender Aufsatz soll eine gedrängte Übersicht der Resultate der bedeutendsten Forschungen enthalten, welche seit dem vor ungefähr einem halben Jahrhundert erfolgten ersten Auftreten der Erdveste Neuholland und der unermeßlichen Archipel- und Sporaden-Welt des großen Oceans als fünfter Erdtheil, über die in der Überschrift angedeuteten Gegenstände in Europa angestellt worden sind. Wir eröffnen dieselbe mit einer Lebensskizze des Mannes, welcher sowohl der Zeit wie dem Verdienste nach die erste Stelle in der Reihe der Erforscher Polynesiens einnimmt, und dessen ältere wie neuere Werke eine Hauptquelle für diese wichtigen Studien bilden:

Wilhelm Marsden, von Geburt ein Irländer, kam im Jahre 1771 im Civildienste der ostindischen Compagnie nach Benkulen, wo er während eines ungefähr neunjährigen Aufenthaltes den Grund zu seiner ausgebreiteten und gründlichen Kenntniß der Malayischen Völker und Sprachen legte. Gegen Ende 1779 kehrte er nach England zurück, und drei Jahre darauf erschien seine so berühmt gewordene und stets als ein Quellenwerk gepriesene „Geschichte von Sumatra“ **), welche die erste genauere, treuere, kritisch-gründliche und ausführliche Übersicht der Polynesischen Völker enthielt, und dem Verf. die hohe literarische Stellung verschaffte, die er seitdem in seinem Vaterlande stets behauptet und durch spätere nicht minder wichtige Leistungen befestigt hat. 1807 legte er die bedeutende Stelle, die er im Departement der ostindischen Angelegenheiten seit beinahe einem halben Jahrhundert bekleidet hatte nieder, und vier Jahre später 1811 erschienen seine Grammatik und das Wörterbuch der Malayischen Sprache, von welchem letztern er eine zweite bereicherte Auflage vorbereitet. 1834 endlich trat er mit seiner Arbeit über die Sprachen Polynesiens oder der Indischen Inselwelt *), einer Frucht von mehr als halbhundertjährigen Studien hervor. Seine andern nicht auf Oceanien bezüglichen Arbeiten müssen wir hier mit Stillschweigen übergehen.

Nachdem die Bahn der polynesischen Forschungen durch Marsden gebrochen worden war, traten zwei seiner Landsleute mit Glück in seine Fußstapfen, nämlich Sir Stamford Raffles in seiner Geschichte von Java **), und J. Crawfurd in seiner Geschichte des Indischen Archipels ***).

Nach dem Vorgange dieser Männer haben sich mehrere englische Missionäre mit den Sprachen und Literaturen des Indischen Archipels eifrig beschäftigt, vor allen Hr. Thomsen welcher, von Geburt ein Däne, sich durch seine Arbeiten über die Sprache und die Literatur der Buggisen, des Hauptvolkes der Insel Celebes, auszeichnet.

Ehe wir zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Abhandlung übergehen, wollen wir die Leistungen der übrigen europäischen Völker in den Gebieten der oceanischen Völker- und Sprachenforschung kurz berühren. Die Holländer, welche man gewißermassen als das Herrschervolk von West-Oceanien oder Malaya betrachten darf, haben sich seit dem Jahre 1816 wo sie zum Wiederbesitze ihrer dortigen Niederlassungen gelangten, thätig und erfolgreich mit den Studien der Naturgeschichte, Ethnographie und Philologie Malayas beschäftigt.

Die Franzosen haben ungeachtet sie keine Niederlassungen in West-Oceanien oder im Indischen Archipel besitzen, seit dem Sturz des Kaiserreichs die Erd-, Völker- und Sprachenkunde, die Natur-, Kunst- und Sittenforschung Oceaniens in den weiten Kreis ihrer gelehrten Untersuchungen gezogen, und mit denen über die Länder und Völker Asiens aufs Glücklichste verknüpft. In dem Zeitraum von anderthalb Jahrzehenden (von 1815—1830) sind auf Befehl der Regierung von den Kapitäns Freycinet, Duperrey, Du-

*) Die definitive Annahme der ursprünglich von den französischen Geographen, namentlich Mentelle und Malte-Brun, aufs Tapet gebrachten Benennung Oceania oder Oceanien, scheint ungeachtet der gegründeten Einwürfe welche vorzüglich in Deutschland dagegen erhoben worden sind, durch A. Balbi, welcher in seinem großen geographischen Werke auf Seiten der französischen Geographen getreten ist, entschieden worden zu seyn. In der vortrefflichen deutschen Bearbeitung dieses Werkes, dessen Verhältniß zu dem von Karl Ritter äußerst merkwürdig und charakteristisch ist, welche in der Reichardtischen Buchhandlung zu Güns, unter dem Titel: „Hausbuch des geographischen Wissens“ erschienen, ist der Name „Oceania“ beibehalten worden.“ Red.

**) History of the island of Sumatra, containing an account of the governement, laws, customs and manners of the native habitants, with a description of the natural productions and a relation of the ancient political state of that island. Die dritte vermehrte und verbesserte Auflage erschien zu London, 1811; eine deutsche Übersetzung schon im vorigen Jahrhundert.

*) On the Polynesian or East Insular Languages. London, 1834. 4to.

**) The History of Java. London, 1811. 2 Vol.

***) The History of the Indian Archipelago. Edinburgh, 1819. 3 Vol. 8vo. Deutsch im Auszuge im Ethnograph. Magazin B. XI. H. 1. 2.

mont-Durville und Laplace vier Welt- und Entdeckungsfahrten, welche namentlich die genauere Untersuchung des fünften Erdtheils bezweckten, unternommen und mit reichem Erfolge ausgeführt worden. Alle vier haben zur Erweiterung des Kreises unserer geographisch-hydrographischen Kenntniß jener unermeßlichen Länder- und Inselgebiete mächtig beigetragen, weniger jedoch, wenn man das Lesson'sche Werk über die Naturgeschichte der oceanischen Völker ausnimmt, für die Ethnographie der Australländer geleistet.

Italien und zugleich Österreich werden auf diesem Gebiete gelehrter Forschungen durch Adrian Balbi, welcher nun seinen Wohnsitz in der Kaiserstadt aufgeschlagen hat, auf würdige Weise repräsentirt. Das übrige Deutschland und namentlich Preußen durch Wilhelm von Humboldt, dem (wie wir schon in einem frühern Blatte des Bilder-Magazins zu äußern veranlaßt waren) „tiefsinnigsten und umfassendsten unter den jetztlebenden Sprachforschern und Sprachenkundigen, welcher seit ungefähr anderthalb Jahrzehenden in einer Reihe gediegener sprachphilosophischer Abhandlungen und Monographien, worin die überraschendsten Aufschlüsse über die Natur, den Organismus, und das Leben der Sprache überhaupt, wie über den Bau und die innern Beziehungen der mannigfaltigsten und schwierigsten Sprachen-Gruppen und Sporaden ertheilt worden sind, die Sprachphilosophie, und dadurch die höhere Ethnographie mächtig gefördert hat.“ Jetzt ist Er wie verlautet, mit den ausgebreitetsten und tiefeindringendsten Untersuchungen über die unzählbaren Idiome beschäftigt, welche von Madagaskar in der Nähe der Ostküste von Afrika bis zur Oster-Insel unfern der Westküste des mittäglichen Amerika gesprochen werden, und der Erscheinung seines zugleich tiefsinnigen, gelehrten und geistreichen Werkes über die Sprachen-Flora jener Regionen, darf man binnen Kurzem entgegensehen.

Balbi theilt in seiner geographischen Beschreibung von Oceanien diesen Erdtheil in drei große Regionen, nämlich in West-Oceanien oder Malaya, welches den großen Indischen Archipelagus begreift, in Mittel-Oceanien oder Australien (im engeren Sinne), und in Ost-Oceanien oder Polynesien (im engeren Sinne). Jede dieser drei Regionen beschreibt er nach Archipeln, welche er nach der Hauptinsel eines jeden, z. B. die Sumatra-Gruppe, die Pupausien-Gruppe, die Magellans-Gruppe u. s. f. benennt. Die Zahl dieser Archipele welche natürlich von ungleicher Größe und Bedeutung sind, beläuft sich auf fünf und vierzig. Die Erdveste Australien oder Neuholland für sich allein ist größer als das ungeheure chinesische Reich, die Insel Borneo dreimal größer als Großbritannien, und Luconia die Hauptinsel der Philippinen so groß wie Irland! Die geologische Bildung so ausgedehnter, und weit zerstreuter Ländergebiete muß natürlich überaus mannigfaltig seyn, doch herrschen im Ganzen zwei Formationen, die primitive, und die vulcanische oder Trapbildung vor. Zur erstern gehören die Malayische Halbinsel, Borneo und Celebes. In denjenigen wo der Granit die herrschende Felsart ist, kommt Gold im Überfluß vor, die Malayische Halbinsel nebst einigen benachbarten Inseln enthalten außer demselben auch die reichsten und ausgedehntesten Zinn-Adern auf dem ganzen Erdkreise. Die basaltische oder vulkanische Formation begreift die gesammte Inselkette von Java bis Sumatra, und die meisten der zwischen Celebes und Papusien oder Neu-Guinea gelegenen Inseln, welche wegen ihrer Nelken- und Muskatnußbaum-Flora berühmt sind, gehören in ihren Kreis. Die basaltischen Inselreihen haben einen bemerkenswerthen Mangel an Metalladern, werden aber größtentheils durch eine unvergleichliche Fruchtbarkeit des Bodens dafür entschädigt. Zur gemischten, aus primitiven und basaltischen oder vulkanischen Schichten bestehenden Formation gehören die Inseln Sumatra (die ganze Gruppe?) und die vorzüglichsten Inseln des Philippinenarchipels. In dieser kommt zwar Gold vor, jedoch in geringerer Fülle als in den Inseln von rein primitiver Formation, ihr Boden ist dagegen fruchtbarer, jedoch minder als der der reinbasaltischen.

In Australien kommen wie es sich bei einer ganzen Erdveste nicht anders erwarten läßt, alle Arten geologischer Formation und aller Wahrscheinlichkeit zufolge sämmtliche dadurch bedingten anorganischen wie organischen Erzeugnisse vor.

Aller Erwartung zuwider aber scheinen dort keine Flüsse von langem Laufe oder großer Breite vorhanden zu seyn. Die Zahl ersetzt jedoch den Mangel an Größe.

F. M. M.

(Die Fortsetzung folgt).

## Auszüge

aus dem so eben in Genua erschienenen geographisch-statistischen Werke über den Kaiserstaat Marokko, von J. Gråberg von Hemsö *).

### Aus dem Vorwort.

Gegenwärtiges Werk bildet die erste und bedeutendste Abtheilung einer Arbeit womit sich der Verf. seit mehr als anderthalb Jahrzehenden beschäftigt, nämlich einer geographisch-historischen Beschreibung der Nordregion des afrikanischen Festlandes, welcher er den Namen der „Atlantischen“ beizulegen geneigt wäre, wenn der Name „Berberei“ den sie führt, nicht allgemein angenommen wäre. Der Verf. ist durch einen sechsjährigen Aufenthalt in Marokko in der Eigenschaft als Consularagent zweier europäischen Staaten, in den Stand gesetzt worden nachstehende Angaben und Bemerkungen über ein Land zu sammeln, welches dereinst eine sehr wichtige Stelle in der Reihe der am Mittelmeere gelegenen und dasselbe beherrschenden Staaten einnehmen dürfte.

* * *

Das Maghreb-el-Acsa, (das äußerste Abendland) wie Marokko bei den Eingeborenen heißt, wird seiner

---

*) Specchio geografico e statistico dell' Impero di Marocco. Genova, 1835. Eine aus der italiänischen Handschrift noch vor dem Abdrucke des Originals verfertigte deutsche Übersetzung soll schon im vorigen Jahre erschienen seyn, womit aber unser aus dem vor uns liegenden italiänischen Originale verfaßte Auszug nichts gemein hat. In der Übersicht der geographischen Literatur über Marokko welche der 2. § des 1. Kapitels enthält, werden 11 arabische, 2 spanisch-arabische oder maurische, 6 spanische, 4 holländische, 27 englische, 3 italiänische, 20 französische, 1 portugiesischer, 3 dänische, 3 schwedische, 4 nordamerikanische, und 4 deutsche Schriftsteller über Marokko

ganzen Ausdehnung nach von dem majestätischen Zuge des Atlas-Gebirges, welches sich dort zum eigentlichen Hochgebirge emporthürmt und daher auch der große Atlas heißt, von S.W. nach N.O. schräg durchsetzt und in zwei Regionen geschieden, wovon die eine nach W. und N. gelegene die beiden Reiche Fes und Marokko (im engeren Sinne), und die andere nach O. und S. hin gelegene die Ländergebiete von Tafilelte, Segelmasa, Dara'a, El-Harits, A'drar, Guzzula, Sus und Teffet oder Sus-el-Acsa begreift. Der Atlas welcher sich hier in seiner ganzen unermeßlichen Ausdehnung an vielen Orten über dreizehn Tausend F. über den Meeresspiegel erhebt, überragt dieses Ländergebiet, und schirmt es vor den aus der Sahara her wehenden Gluthwinden, deren Hauch allen Pflanzenwuchs zerstört. Die Kuppen dieses Gebirgszuges reichen über die Schneelinie hinaus; der am tiefsten hinabreichende auf den Halden und Lehnen ruhende Schnee schmilzt im Sommer und erzeugt theils eine Menge von Bächen theils schwellt er die bereits vorhandenen an, welche in den Thälern und Ebenen die sie bewässern, selbst in derjenigen Jahreszeit wo in Folge des völligen Mangels an Regen der Boden gleich dem der südafrikanischen Karru ausdörren würde, die Fruchtbarkeit und Frische erhalten. Von der zwischen den Provinzen Ajana und Tarudent, welche beide zu dem Lande Marokko im engeren Sinne d.h. der zwischen dem Ummerbieh und Tamaract gelegenen Lande gehören, hinstreichenden Berggruppe ergießen sich die Hauptflüsse des ganzen Kaiserreichs, sowohl diejenigen welche nördlich in das Mittelmeer und westlich in den Atlantischen Ocean einmünden, so wie diejenigen welche sich im Flugsande der Sahara verlieren. Unter den Flüssen Marokkos könnten vor allen der Mulvia, welcher sich in das Mittelmeer ergießt, der Ummerrbieh und der Tensift, welche beide Flüsse in den atlantischen Ocean fallen, leicht schiffbar gemacht und mit großem Nutzen sowohl für den auswärtigen wie für den Binnenverkehr befahren werden, wenn die marokkanische Regierung zur Erkenntniß ihres eigenen Vortheils gebracht werden könnte. Der Mulvia oder Muluja, bei den Alten Mulua, Muluche (bei mehreren Reisenden Mulawia auch Malva) hat einen Lauf von 350 Miglien und nimmt außer mehreren bedeutenden Nebenflüssen eine zahllose Menge von Bächen auf.

Der Umm-er-r-bieh (d. h. Mutter des Grünen oder des Lenzes) welcher auf unsern Karten und bei Reisebeschreibern unter dem falschen Namen Morbeya vorkommt, ist unbestreitbar der majestätischeste und wohlthätigste Fluß des ganzen Kaiserreichs. Sein Lauf mag ungefähr 190 Miglien betragen. Auch er nimmt auf beiden Seiten eine Menge von Nebenflüssen und Bächen auf.

Der Tensift welcher dicht vor der Stadt Marokko vorbeikommt, (und daher auch wohl nach derselben genannt wird) hat einen Lauf von ungefähr 180 Miglien.

Das Klima von Marokko ist eines der herrlichsten und gesündesten des Erdkreises, (è uno dei più salubri e dei più belli di tutta la superficie del globo terrestre). Die Sommerhitze ist viel geringer als man der geographischen Lage des Landes zufolge vermuthen dürfte, denn einerseits hält die hohe Cordillera des Atlasgebirges die Gluthwinde der Wüste ab, und andererseits wird die Atmosphäre durch die Nähe zweier Meere und die von denselben her ruhenden Brisen erfrischt. Ansteckende Krankheiten und Epidemien kommen äußerst selten vor, und selbst die Pest nicht, wofern sie nicht aus der Levante oder aus Ägypten eingeschleppt wird.

aufgezählt. Zu letztern worunter sich bereits der Österreicher F. v. Dombay befindet, ist vor Kurzem nun auch ein zweiter Österreicher, nämlich der Freiherr von Pflügel hinzugetreten welcher in dem Anzeigeblatt der beiden zuletzt erschienenen Bände der Wiener Jahrbücher, (66 und 67) Auszüge aus dem von ihm gehaltenen lehrreichen Tagebuche der Reise der k. k. Gesandtschaft an das Hoflager des Sultans von Marokko im Jahr 1830, mitzutheilen begonnen hat. Red.

(Wird fortgesetzt).

## Allerlei über die Insel Puerto-Rico.

Von D. G. Flinter,
Oberst im königlich-spanischen Generalstabe.

(Fortsetzung *).

### Das Klima.

Obgleich man glauben sollte, daß auf allen größern Inseln unter den Wendekreisen dasselbe Klima herrsche, so scheint dieß doch nicht ganz der Fall zu seyn, und dasjenige von Puerto Rico gesünder als das der Inseln Hayti, Cuba und Jamaika zu seyn, und daher der europäischen Constitution mehr zuzusagen, welche größere Zuträglichkeit wohl durch die hohen Gebirge und die große Zahl fließender Gewässer, die wie bereits erwähnt dort allüberall Kühlung und Fruchtbarkeit verbreiten, ferner durch den Mangel an stehenden Gewässern, wie durch den allgemeinen Anbau des Landes, lauter Umstände welche zur Reinigung der Atmosphäre beitragen, bewirkt wird.

Die einzige Temperatur-Verschiedenheit welche auf der ganzen Insel bemerklich ist, herrscht zwischen den Thälern und den Gebirgen, diese waltet jedoch in allen unter dem Einflusse der Wendekreise gelegenen Landstrichen ob. In den Gebirgen ist das europäische Frühlingsklima mit allen demselben eigenthümlichen Gewächsen und Baumfrüchten, wie überhaupt mit allen durch dasselbe bedingten Verhältnissen anzutreffen, während die Thäler ohne den tagtäglich eintretenden Wind welcher meist aus Nordosten und Osten weht, der unerträglichen Hitze halber unbewohnbar wären. Der Europäer dessen Gesundheit durch den verderblichen Einfluß des tropischen Himmelsstrichs angegriffen ist, kann daher auf Puerto Rico stets binnen wenigen Stunden, die zur Wiederherstellung derselben unumgänglich erforderliche Versetzung in ein dem europäischen ähnliches Klima vornehmen, und dadurch eine temporäre Rückkehr nach Europa, oder eine Reise nach einer andern Region welche als Repräsentantinn des europäischen Klimas gelten mag, ersparen.

Die in ganz Westindien allgemein angenommene Eintheilung des Jahrs in zwei Perioden, nämlich der naßen und der trocknen, wovon erstere dem Winter und die andere dem Sommer entspricht, ist in Bezug auf Puerto Rico nicht ganz richtig, und gewährt

*) Siehe Nr. 27.

keinen naturgetreuen Begriff von den dortigen Jahrszeiten, denn auf der Nordküste hält die Regenzeit zuweilen fast das ganze Jahr hindurch an, während auf der Südküste denselben Zeitraum hindurch oder noch länger kein Tropfen Regen fällt, in den Gebirgen aber tagtäglich Regenschauer einfallen. Beide Küstengebiete scheinen daher zwei ganz verschiedenen Himmelsstrichen anzugehören.

Gegen Ende Novembers wenn die Gewalt der Nord- und Nordostwinde welche in diesem Monde auf den Antillen einzutreten pflegen nachläßt, beginnt jene entzückende Jahrzeit, in welcher der Europäer die Wendekreise ohne Besorgniß für seine Gesundheit besuchen mag, und die namentlich auf Puerto Rico so köstlich ist, daß sie nur mit der Maienzeit in Andalusien verglichen werden kann.

Ein überaus merkwürdiger Umstand ist es daß auf Puerto Rico weder Raubthiere noch Raubvögel noch giftige Reptilien vorkommen, und vielleicht keine Region der Erde mit Ausnahme der Wüsten- und Steppengebiete so thierarm ist als diese Insel! Es sind da keine einheimischen Quadrupeden auch keine Affen vorhanden, und in den Wäldern mit alleiniger Ausnahme weniger grüner Papageien, so wie auf den doch so zahlreichen Flüssen und Seen kein Geflügel anzutreffen, so daß man meilenweit reisen kann ohne einen Vogel zu sehen oder zu hören. Puerto Rico bildet in dieser Hinsicht eine unbegreifliche nicht sehr erfreuliche Ausnahme von den übrigen westindischen Inseln wo eine so reiche Fauna vorkommt.

## Thäler.

Die Thäler der Nord- und Ostküste sind die malerischesten und reichsten an Heerden, weil wegen der dortigen starken und häufigen Regengüsse die Triften stets in üppiger Fülle grünen; die an Zuckerrohrpflanzungen reichern Thäler der Südküste werden dagegen oft von außerordentlicher Dürre heimgesucht, die ihrer Fruchtbarkeit jedoch keinen Eintrag thut, denn die künstliche Bewässerung welche durch den quellenreichen Boden sehr erleichtert wird, vertritt hier die Stelle der natürlichen. Dasselbe merkwürdige Verhältniß der Nord- und Südküsten in Betreff des Regens und der Dürre wird auf allen westindischen Inseln wahrgenommen. Das schönste unter allen den üppigen und lachenden Nordküsten-Thälern ist das von Arecibo, welches sich von einer halbkreisförmigen Hügelreihe eingefaßt, bis ans Seeufer hinzieht, und mit Zuckerrohrpflanzungen, Gehöften und Heerden bedeckt ist!

## Gewässer.

Wenige Landgebiete von dem Umfange Puerto-Ricos werden von so vielen Flüssen bewässert. Siebzehn Flüsse, wovon mehrere schon zwei bis drei Meilen von ihrer Quelle für Schoner und kleinere Küstenfahrzeuge schiffbar sind, und in den die Insel von Osten nach Westen durchziehenden Gebirgsketten entspringen, nehmen ihren Lauf nach dem Meere durch die Nordküsten-Thäler. Die von Manati, Loisa, Trabejo und Arecibo sind sehr tief und breit, und es ist fast unerklärlich wie sie auf einem so kurzen Laufe sich zu großen stromartigen Wassermaßen gestalten können. Die durch diesen Reichthum an schiffbaren Flüssen bewirkte Leichtigkeit des Wasserverkehrs, ist für die Bevölkerung jener Thäler von unberechenbarem Nutzen, weil die Ausfuhr der kostbaren Erzeugnisse ihrer Ländereien dadurch mit ungemeiner Sicherheit und Wohlfeilheit bewerkstelligt werden kann. Die Süd-Ost- und Westküsten-Thäler sind nicht minder reich an Flüssen, und obgleich in erstern zuweilen in zehn bis zwölf Monaten kein Regen fallt, versiegen die fließenden Gewässer doch nie gänzlich. Von der Cabeyra de San Juan welche das nordöstliche Ende der Insel bildet, bis zum Cap von Mala Pascua, dem südöstlichen Ende, fallen neun Flüsse ins Meer. Von letzterem Vorgebirge bis zur Punta d'Aguila, dem südwestlichen Vorlande, münden sechzehn Flüsse in die See. Kurz, Puerto Rico zeigt die in physisch-geographischer und hydrographischer wie in nautisch-commerzieller Hinsicht bedeutsame Erscheinung, daß auf einem Areal von 330 Meilen 46 schiffbare größere Flüsse, außer einer zahllosen Menge von Bächen und andern den Verkehr erleichternden Gewässern vorkommen!

## Häfen.

Die ganze Küstenlinie von Puerto-Rico ist mit Häfen Baien und Buchten, worin die größten Schiffe ankern können wie ein Spitzenschleyer ausgezackt. Während der Monate November, December und Jänner wo stets heftige Ost- und Nordostwinde wehen, bieten jedoch die Rheden der Nordküste mit Ausnahme der von San Juan, der Hauptstadt der Insel, keine sichern Ankerplätze dar, und die Fahrzeuge müssen oft bei den Anzeichen eines nahenden Sturmes eiligst die hohe See suchen, um nicht an die Küste geworfen zu werden. In dem an der Südküste gelegenen Hafen von Jovos in welchem die größten Dreidecker sicher ankern können, würde die gesammte brittische Kriegs- und Handelsmarine bequem liegen können. Dieser Hafen welcher an den seichtesten Stellen vier Faden tief und durch seine örtliche Lage und Beschaffenheit ganz zur Anlegung von Docken an demselben geeignet ist, könnte mit geringen Kosten befestigt und zu einem der wichtigsten Häfen der westlichen Hemisphäre gemacht werden. Wenn die spanische Regierung einst ihre wahren Interessen einsehen, dem Handelsverkehre in jenen Gewässern größere Aufmerksamkeit zuwenden, und überhaupt die ungemeine Bedeutsamkeit Puerto-Ricos wie Cubas erkennen wird *) dann dürfte sie ihr Augenmerk zuerst auf den Hafen von Jovos richten.

## Straßen.

Noch vor wenigen Jahren waren Fußwege die einzigen Mittel des Landverkehres zwischen den verschiedenen Gegenden der Insel, und selbst diese wa-

*) Wir beziehen uns hierbei auf den in der vorletzten Lieferung (Nro. 28) mitgetheilten Aufsatz: Über die hohe Wichtigkeit und Bedeutung der spanischen Kolonien für die künftige Weltstellung der spanischen Monarchie. Red.

ren in der Regenzeit, namentlich in der Nordregion, gefährlich und zuweilen ganz unwegsam. Die durch die tropischen Regengüsse zu wüthenden Waldströmen angeschwellten Gewässer unterbrachen gänzlich allen Verkehr zwischen den Binnenthälern und den Seehäfen, wie zwischen den verschiedenen Ortschaften.

Während der Regenzeit war daher aller Handelsverkehr gelähmt. Auch Karren und Wägen überhaupt alles Achsenfuhrwerk waren ebenfalls bis vor wenigen Jahren ganz unbekannte Dinge auf Puerto-Rico; die Erzeugnisse der Pflanzungen wurden von Saumthieren zu Markt gebracht wie es noch jetzt auf dem benachbarten Festlande geschieht, wo während der ganzen 20jährigen Revolutionsperiode weder eine neue Straße angelegt, noch eine alte ausgebessert worden ist.

Der Land- und Plantagenbau litt dadurch ungemein und konnte nicht gedeihen. Alles dieß hat sich jetzt ungemein geändert. Es werden nach allen Richtungen hin Straßen und Brücken angelegt, und die Verführung der Waaren mittels der Achse ist jetzt bereits in vollem Gange. Auf der von der Gebirgsstadt Papino nach der Küstenstadt Aguadilla angelegten sechsthalb Meilen langen Straße, mußten nicht weniger als 47 Brücken wovon sich manche mit den besten europäischen messen dürfen, errichtet werden. Die an der Ostküste gelegene Hafenstadt Aguadilla, deren geräumige Bai stets ein Sammelplatz für die nach der Havannah und dem Mexikanischen Meerbusen bestimmten Kauffahrer war, ist der Ort, wo Columbus zuerst auf Puerto Rico landete.

### Die Hauptstadt San Juan.

Die Insel enthält acht und fünfzig Städte und Dorfschaften, so daß im Durchschnitt auf sechs Geviertmeilen eine Ortschaft kommt.

Wenn der Reisende von den Anhöhen welche die verschiedenen Thäler von einander scheiden, herabkommt, wird er von der plötzlichen Erscheinung der unten im Thale erglänzenden weißen Mauer einer Kirche angenehm überrascht, die um dieselbe her liegenden Häuser sind gewöhnlich mit Palmblättern gedeckt, deren dunkles Grün die blendende Weiße der Kirche noch mehr hervorhebt. Zuweilen sieht man von einer Anhöhe herab drei bis vier Städte liegen.

Die Hauptstadt von Puerto Rico ist auch die größte Stadt der Insel. Sie liegt am Abhange einer kleinen Anhöhe und ist von starken Festungswerken umgeben welche sie beinahe uneinnehmbar machen, so daß sie zugleicherzeit als eine der gesündesten und festesten Städte von Westindien angesehen werden darf. Beim ersten Anblick gleicht sie mit ihren flachen Dächern, wo sich Abends gewöhnlich das Frauenzimmer ergeht um die von der Bai herauf wehende abendliche Seeluft zu genießen, und ihren bemalten Altanen, der Stadt Cadiz, so daß man sich einen Augenblick lang mitten in dieselbe versetzt wähnt. Den nächsten Rang nach San Juan nehmen die Städte Aguadilla, Mayagues, Ponce, Papino, Cayey und Humacao ein.

### Zustand der Gesellschaft. Charakter, Sitten und Gebräuche der Bevölkerung. Die Frauen u. s. f.

Die Insel war früher ein Militärposten und die spanischen Truppen welche dort lagen wurden nicht gewechselt. Die Offiziere verheiratheten sich da sie keine Aussicht zur Rückkehr nach der Halbinsel hatten, mit den Creolinnen, wovon viele, stolz auf ihre Abkunft von den ersten spanischen Eroberern des Eilands, für adelig galten. Die aus diesen Ehen entsprossene Nachkommenschaft bildet einen beträchtlichen und angesehenen Theil der jetzigen weißen Bevölkerung von Puerto Rico, und viele von den reichsten und vornehmsten Familien gehören zu ihr. Sie sehen mit stolzem Selbstgefühle auf ihre Abkunft hin, und bilden eine unzerreißbare Kette der Verbindung mit dem Mutterlande.

Diese und die ungemischten Abkömmlinge der ersten Eroberer machen die Aristokratie, ja die Grandezza von Puerto Rico aus.

Jeder wohlgekleidete Weiße der nicht zum gemeinsten Stande gehört, z. B. ein gemeiner Soldat oder Matrose oder Handwerker ist, hat Zutritt in die häuslichen Kreise der hohen Gesellschaft von Puerto Rico, denn größere Gesellschaften, wie etwa die Madrider Tertulias oder wie selbst die Assembleen welche in den Städten des vormals spanischen Amerika stattfinden, sind hier durchaus nicht gebräuchlich. Trotz des herrschenden Vorurtheils jedoch, welches die weiße Hautfarbe gewißermassen als eine Art von Adelsanspruch betrachtet, werden die Abkömmlinge von farbigen Vorfahren welche Beweise des Adels vorbringen können, was man allda Weißwaschen nennt, nicht mit jener unerbittlichen Strenge welche in den französischen und englischen Colonien noch zur Stunde herrscht, von der „Gesellschaft“ ausgeschloßen.

Die jungen Kreolen vorzüglich brennen vor Begierde einen gewißen Rang und dadurch eine höhere Stellung in der Gesellschaft zu erwerben.

Die kreolische Bevölkerung der Insel hat sich stets durch ihre persönliche Tapferkeit in hohem Grade ausgezeichnet, auch herrscht die Sitte des Zweikampfs in einer fast beispiellosen Allgemeinheit und Strenge unter derselben.

Die Xivaros, wie der weiße unvermischte Theil des Landvolkes von Puerto Rico heißt, sind ein schlichter Menschenschlag dessen Gastlichkeit und Rauflust gleich der des irländischen Landvolkes sprichwörtlich sind.

Sie schaukeln sich während der heißen Jahrszeit den ganzen Tag hindurch in ihren Hängematten, wobei die Cigarre nicht von den Lippen und die Guitarre nicht aus den Händen kommt. Die Platanenpflanzung welche ihre hölzernen Häuser umgibt, und der fast ohne alle Wartung wachsende Kaffehbaum gewähren ihnen einen frugalen Unterhalt. Besitzen sie außerdem noch eine Kuh und ein Pferd, so schätzen sie sich für wohlhabend und glücklich.

Die Häuser der Xivaros wie des übrigen Landvolkes von Puerto Rico, haben das Eigenthümliche in ihrer Bauart daß sie sämmtlich auf Pfählen erbaut sind: Acht Schuh vom Boden beginnt die erste Flur welche von Bretern gelegt ist; der untere leere Raum zwischen den Pfählen ist ganz offen so daß man hinein- und durchreiten kann. Er dient in diesem milden Klima außer der Regenzeit zugleich als Stallung für die Pferde. Zu der ersten Flur führt von unten eine Stiege an deren Fuße stets und allerorten ein Holzblock liegt, von welchem der Xivaros sich auf sein Pferd schwingt wenn er hinwegreiten will. Da es mit Aus-

nahme der Hauptstadt San Juan auf der ganzen Insel keine öffentliche Herberge, keinen Gasthof u. dgl. gibt, so ist der Reisende genöthigt seine Zuflucht zu der Gastfreundschaft der Einwohner der Ortschaften durch die er kommt zu nehmen, diese ist aber auch unter allen Klassen von der herzlichsten und liebenswürdigsten Art. M.

(Wird fortgesetzt).

## Zur Erklärung der Bilder.

Die unserer heutigen Lieferung beiliegende Stahlstichtafel enthält zwei Darstellungen aus der von 1829—1833 stattgefundenen Nordpolsreise des Commodore John Roß, zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt *). Das erste Bild stellt die am 26. August 1833 geschehene Auffindung desselben und seiner Leidensgefährten am Südufer des Lancastersundes vor; ein Moment und eine Scene wunderbarer Errettung denen wohl nur wenige in der Schifffahrtsgeschichte an hohem Interesse gleichkommen. Erhöht wird dasselbe noch durch den merkwürdigen Umstand, daß das Schiff Isabella aus Hull von welchem sie aufgenommen wurden, dasselbe Fahrzeug war, auf dem der kühne Nordpolsfahrer im Jahre 1818 seine erste arktische Reise vollbracht, und jene bekannten wichtigen Entdeckungen, wie z. B. der West-Küste von Grönland oder des von ihm sogenannten arktischen Hochlandes gemacht hatte.

Indem wir uns vorbehalten, sogleich nachdem uns das von der ganzen gebildeten Welt mit gespannter Begierde erwartete Reisewerk zugekommen seyn wird, die anziehendsten Schilderungen aus demselben sofort in unsern Blättern mitzutheilen, wollen wir einstweilen den Zweck wie die näheren Umstände der letzten Reise des Commodore Roß in gedrängtester Kürze unsern geneigten Lesern ins Gedächtniß rufen, und zuvörderst aus dem Annual Register for 1833 p. 147—149 den Bericht des Commodore Roß mittheilen, welchen er aus der Baffinsbai im September 1833 an die Admiralität gerichtet hat.

„Die Expedition deren Hauptzweck dahin ging, die Frage ob eine nordwestliche Durchfahrt aus dem Atlantischen in den stillen Ocean, besonders durch den Prinz-Regents-Inlet **) ausführbar sey, wo möglich zu lösen, verließ im Mai 1829 England, und erreichte ungeachtet mehrerer widriger Umstände und Unfälle, in Folge deren das Schiff in Grönland wieder ausgebessert werden mußte, am 13. August die Bai welche nach dem Parryschen Entdeckungsschiffe Fury den Namen führt."

„Wir fanden die Boote, Vorräthe u. m. a. in bester Beschaffenheit, von dem Wrack der Fury aber keine Spur. Am folgenden Tage segelten wir weiter, und fuhren am 15. Morgens um das Kap. Garry wo unsere neuen Entdeckungen begannen."

„Unter dem 72° N.B. und 94° W.L., fanden wir einen bedeutenden Kanal welcher westlich führte, und dessen Untersuchung uns zwei Tage hindurch beschäftigte. Hier wurde unsere Fahrt zum erstenmale ernstlich durch das Eis aufgehalten, welches sich von dem südlichen Vorlande des Kanals in einer festen Masse rings über S. und O. bis O. N. O. erstreckte. Dieser Umstand, dann die Seichtigkeit des Wassers, die reißende Schnelle der Strömungen, das stürmische Wetter, die Unregelmäßigkeit der Küste, und die zahlreichen Inlets und Felsen welche ihr eigen sind, machten unsere Weiterfahrt eben so gefahrvoll als beschwerlich; indeß gelang es uns bis unter 70° n. B., 92° w. L. vorzudringen, wo das Land nachdem es bis zum 90° nach Osten fortgesetzt hatte, von da an eine entschiedene Richtung nach Westen nahm, während eine andere Landstrecke die in der Entfernung von acht geogr. Meilen südlich hinzog, nach Osten und Westen umsetzte."

„Auf diesem äußersten Punkte wurde unsere Weiterfahrt am 1. Oktober durch eine undurchdringliche Eis-Schranke aufgehalten. Wir fanden jedoch einen trefflichen Überwinterungshafen alldort, welchem wir den Namen Felix-Hafen *) beilegten."

„Anfangs Jänners 1830 hatten wir das Glück einen freundschaftlichen Verkehr mit einem sehr anziehenden Stamm von Eingebornen (Eskimos) anzuknüpfen, welche vermöge ihrer von aller Welt abgeschiedenen Lage nie zuvor mit Fremden zusammengekommen waren. Wir erfuhren von ihnen allmälig den merkwürdigen Umstand, daß wir das Amerikanische Festland bereits gesehen hätten; daß ungefähr acht geogr. Meilen südwestlich zwei große Meere sich befänden, welche durch eine schmale Landenge von einander geschieden würden. Da von der Ausmittlung und Bewährung dieser Thatsache das Schicksal unserer fernern Operationen so wesentlich abhing, so wurde dieses Geschäft dem Lieut. Roß (Neffen des Kapitäns John R.) übertragen, der sich in den ersten Tagen des April in Begleitung eines Matrosen und zweier Eingebornen dahin begab, und fand, daß die aus zwei Gebirgsrücken bestehende erwähnte Landenge welche die beiden Meere scheidet, eigentlich nur Eine geographische Meile breit sey. Dieser außerordentliche Isthmus wurde später auch von mir besucht . . . (Kapitän Roß scheint in dieser Beziehung die äußerste Sorgfalt angewendet zu haben; denn der

*) Der Titel dieses wichtigen Reisewerkes welches erst ganz kürzlich in London die Presse verlassen hat, wovon aber zur Stunde (Mitte Jänners d. J.) noch kein Exemplar hieher nach Wien, wie wohl auch noch nirgends nach Deutschland gelangt ist, lautet folgendermassen: Voyage of Discovery, undertaken in the steam ship Victory, in the year 1829, for the purpose of investigating the practicability of a North-West-Passage etc.; Written and published by J. Ross with numerous engravings. Ein Quartband. Red.

**) „Inlet" im Englischen. In den Berghausischen Annalen 1833 Dec. hat der Berichterstatter den Ausdruck auch im Deutschen beibehalten, was auch A. v. Humboldt in einem an den Herausgeber der Annalen gerichteten Schreiben über die Expedition des Kapitäns Roß gethan. Das beste bis jetzt vorhandene Wörterbuch der englischen Sprache, das von Webster, definirt das Wort „Inlet" folgendermassen: 2) A bay or recess in the shore of the sea, or of a lake or between isles. Red.

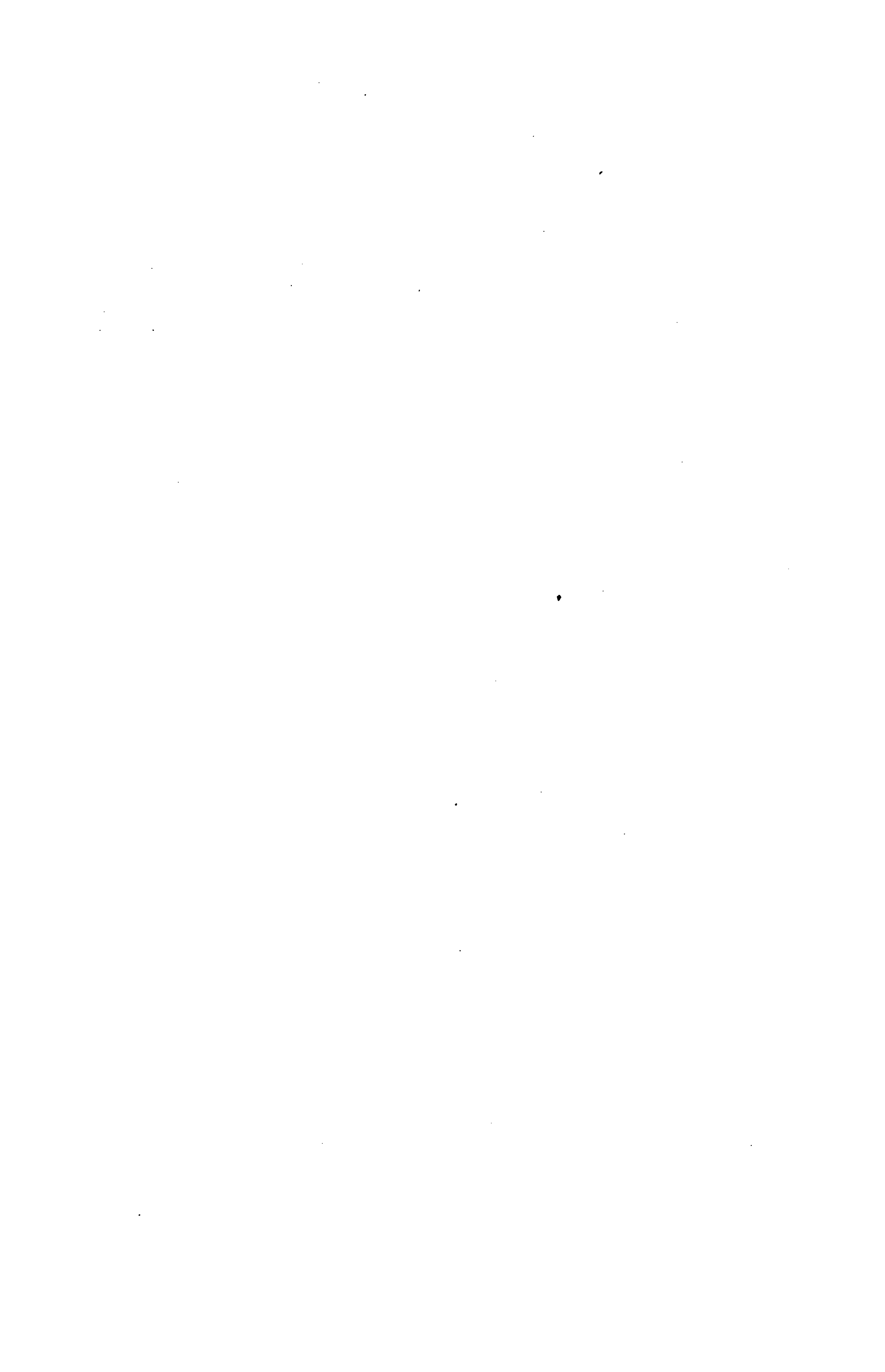
*) Anspielung auf den Taufnamen des auch in neuester Zeit bei Gelegenheit der jetzigen Parlamentswahlen der Londoner Altstadt öfter genannten reichen Branntweinbrenners Felix Booth, welcher die Summe von 17,000 Pf. zur Ausrüstung der Roß'schen Expedition hergab, und wofür dieser aus Dankbarkeit der von Parry North-Somerset genannten Südküste der Barrow-Straße welche eine Halbinsel bildet, den Namen Boothia beilegte. Das Wortspiel wenn die Wahl des Hrn. F. Booth durchgegangen wäre, würde selbe nicht ohne „spirit" geschehen seyn, ist neulichst durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden. Red.



Die letzte Nordpol-Expedition des Capitain Ross und dessen Auffindung
*am Südufer des Lancastersunds im August 1833.*



Der Saumarez-Fluss.



ganze Sommer von 1830 wurde dazu benutzt, jenen Bericht zu bestätigen. Die Küste des Isthmus wurde in nordwestlicher Richtung verfolgt, wo sie mit der Südküste einen Busen bildet)."

„Dieser Sommer war gleich dem von 1818 ungemein schön, für die Schifffahrt aber überaus ungünstig. Da nun unsere Absicht dahin ging in eine mehr nördliche Breite zu gelangen, so warteten wir mit Ungeduld auf die Trennung der Eismassen, aber vergeblich, und mit allen unsern angestrengtesten Bemühungen kamen wir nicht weiter als vier Fünftel geogr. Meilen rückwärts; erst in der Mitte Novembers gelang es uns das Schiff an einem sichern Ort zu bergen, dem wir den Namen „Sheriffs-Hafen" gaben. Ich muß hier den Umstand anführen, daß wir dem neu-entdeckten nach Süden hin liegenden Festlande, der Landenge, der nördlichen Halbinsel, und dem östlich gelegenen Meere, zu Ehren meines wackern Freundes, des echt vaterländisch gesinnten Londoner Bürgers Felix Booth, den Namen „Boothia" beilegten."

„Die Temperatur des letzten Winters (von 1829 auf 1830!) war derjenigen gleich gekommen die man bei den vier frühern arktischen Reisen ertragen hatte; die Winter von 1830 und 1831 traten aber mit einer bisher beispiellosen Heftigkeit auf; der Thermometer fiel auf 92° unter Null, und die Kälte war im Durchschnitt um 10° stärker als die des vorerwähnten Jahres; ungeachtet dessen aber reisten wir quer durch das Land über eine Reihe von Süßwasser-Seen bis sechs geogr. Meilen nördlich von der Landenge, wo wir durch die von Roß d. j. bewerkstelligte Aufnahme der Küste, die Thatsache daß unterhalb des 71° N. B. keine Durchfahrt vorhanden seyn könne, mit Gewißheit ausmittelten. Im Laufe des Herbstes brachten wir das Schiff nur 2¾ geogr. Meilen nördlich weiter, und da wir das östliche Vorgebirge nicht umfahren hatten, so war alle Hoffnung das Schiff zu retten, verloren, und diese Rettung durch einen andern sehr strengen Winter vollends zur Unmöglichkeit geworden; da nun unser Mundbedarf nur bis zum ersten Juni 1833 hinreichte, so wurden demgemäß Vorkehrungen getroffen das Schiff an seinem dermaligen Rhedeplatz zu lassen, welcher nach demselben „Victory-Hafen" genannt wurde."

„Im Frühjahr wurden die Mundvorräthe und der Feuerungsbedarf aus dem Schiff genommen, worauf wir am 29. Mai 1832 nach der Fury-Bai abgingen, da dieß das einzige uns übrige Mittel war, unser Leben zu retten."

„Der ungemein rauhen Beschaffenheit des Eises halber waren wir gezwungen uns so dicht als möglich am Lande zu halten, und jede Bai nach allen ihren Krümmungen zu umfahren, die Strecke von 40 geogr. Meilen die wir zurückzulegen hatten, wurde dadurch beinahe um die Hälfte vergrößert, so daß wir erst am ersten Juli völlig von Hunger und Beschwerden erschöpft die Fury-Bai erreichten."

„Es wurde in aller Eile eine Hütte errichtet, und die Boote von denen drei aus der Bai hinweggespült, glücklicherweise aber wieder auf den Strand zurück geworfen worden waren, während dieses Monats ausgebessert. (Kapitän Roß scheint die Hoffnung gehegt zu haben, auf den Booten den Lancastersund zu erreichen, ehe ihn die Wallfischfänger für diese Jahrszeit verlassen haben würden)."

„Wir erreichten nicht früher als am ersten September die Leopolds-Insel, welche wie nunmehr erwiesen ist, die nordöstliche Spitze von Amerika bildet, und unterm 73° 56′ n. B. und 90° w. L. liegt. Von der Kuppe des auf dem Vorgebirge gelegenen hohen Berges konnten wir das Prinz-Regents-Inlet, die Barrow-Straße und den Lancastersund wahrnehmen, welche gerade so wie ich es 1818 gesehen hatte, eine undurchdringliche Eismasse bildeten. Wir verblieben allda in einem Zustande von Angst und Bangigkeit der sich leichter vorstellen als schildern läßt. Alle unsere Bemühungen hindurch zu kommen, waren fruchtlos; da wir jedoch wegen des Mangels an Lebensmitteln und der Annäherung eines sehr strengen Winters durchaus nach der Fury-Bai zurückkehren mußten, wo wir allein unser Leben zu fristen im Stande waren, so glückte es uns endlich dennoch nach einem höchst beschwerlichen und mühsamen Marsche, während dessen wir unsere Boote in der Batty-Bai hatten zurück lassen müssen, am 7. Oktober dahin zu gelangen. Unsere Somersethouse genannte Hütte welche aus einem 32 Fuß langen, und 26 Fuß breiten mit Segeltuch bedeckten Sparrenwerke bestand, war den ganzen Novembermonat hindurch ganz eingeschlossen, und das Dach mit einer zwischen vier bis sieben Schuhe dicken Schneedecke belegt, welche da sie mit Wasser gesättigt war, bei einer Kälte von 15° R. alsbald die Festigkeit des Eises gewann; solchergestalt wurden wir während eines der allerstrengsten Winter die man seit Menschengedenken in jenen Breiten erlebt hat, gewißermassen zu Bewohnern eines Eisberges! Unsere Drangsale welche durch den Mangel an Betten, Kleidern und thierischer Kost noch erhöht wurden, bedürfen keiner Schilderung, dreizehn von unsern Leuten waren allein im Stande in sieben Tagreisen Lebensmittel von der Fury-, nach der Batty-Bai wo unsere Boote lagen zu schleppen. Wir verließen am 8. Juli erstere Bai mit drei Kranken die nicht im Stande zu gehen waren, und gelangten in sechs Tagen nach der Batty-Bai. Obgleich der Frühling mild war, bot sich uns doch erst am 15. August eine tröstliche Aussicht dar."

„In Folge eines frischen Westwindes welcher plötzlich längs der Küste ein enges Fahrwasser durch das Eis eröffnet hatte, gelangten wir in zwei Tagen nach der Leopolds-Süd-Insel, und konnten von dem erwähnten hohen Berge herab zu unserer Freude wahrnehmen, daß im Prinz-Regents-Inlet beinahe überall das Wasser eisfrei und fahrbar sey; wir fuhren am 17. über denselben, am 18. über den Admiralitäts-Inlet, und wurden sechs Tage lang durch einen starken Nordwind zum Verweilen an der Küste genöthigt. Am 25. August fuhren wir über den Navy-Board-Inlet, und gewahrten am folgenden Morgen zu unserer unnennbaren Freude ein Fahrzeug, welches von einer Windstille befallen auf der hohen See lag; es zeigte sich alsbald daß es die Isabella von Hull, geführt vom Kapitän Humphrey und dasselbe Schiff war, welches ich im Jahre 1818 befehligt hatte. Um Mittag erreichten wir es, und

der Kapitän wie die Mannschaft desselben, welche uns vergeblich im Prinz Regents-Inlet aufgesucht hatten, begrüßten uns mit einem dreimaligen Hurrah, und empfingen uns mit allen erdenklichen Beweisen der Güte und Gastfreundschaft an Bord."

„Die Resultate der Reise sind: die Entdeckung des Golfs von Boothia, des Festlands und der Landenge von Boothia Felix, einer großen Anzahl von Eilanden, Flüssen und Seen, die unumstößliche Thatsache daß sich die nordöstliche Spitze von Amerika bis zum 74° n. B. erstreckt, schätzbare Beobachtungen jeder Art, vorzüglich über den Magnet und was allem die Krone aufsetzt: der Umstand daß uns die Ehre beschieden worden, den erlauchten Namen unsers Königs Wilhelm IV. an der Stelle des magnetischen Poles aufzuzeichnen."

John Roß.

---

Alexander von Humboldt äußerte sich in einem unter andern an Herrn Berghaus gerichteten Schreiben vom 7. Juny 1834 folgendermaßen über die Roß'sche Expedition:

Endlich ist es mir gelungen eine genaue graphische Darstellung der vom Kap. Roß auf seiner letzten Reise gemachten Entdeckungen zu erhalten. Man sieht mit Bedauern daß so große Aufopferungen ein so geringes Ergebniß geliefert haben, nämlich dasjenige daß das Land welches westlich von Prinz Regents Inlet die südliche Begränzung der Barrowstraße bildet, von Parry Nord-Somerset genannt wird, und auf seiner östlichen Küste des Wrack des Parryschen Schiffes Fury birgt, keine Insel, sondern eine Halbinsel ist, die mittels eines Seen- und Sümpfereichen Isthmus mit dem amerikanischen Festlande (Roß nennt diese Gegend King Willams Land) zusammenhängt. Diese Erdzunge hindert also jede Westfahrt, wenn man aus Prinz Regents Inlet kommt. . . .

Henry Roß, Neffe des Kapitän Roß, der in vielen Dingen anderer Meinung als der Oheim ist, glaubt die Expedition würde durch die Behringsstraße zurückgekehrt seyn, wenn man nicht den unglücklichen Gedanken gehabt hätte, die Küste des amerikanischen Festlandes durch Prinz Regents Inlet zu suchen. Er räth in die Barrowstrasse weiter westlich segelnd, die Halbinsel Boothia auf ihrer Westküste zu umschiffen, und wünscht sehnlichst eine neue arktische Expedition ohne den Oheim zu unternehmen!

* * *

Ein nach Skizzen des Kapitän Roß von Rob. Burford gemaltes Panorama des magnetischen Nordpols ist vor einiger Zeit in London zur Schau ausgestellt worden. Das darüber erschienene 16 Oktavseiten lange Programm führt den Titel „Beschreibung einer Ansicht des Festlandes Boothia," welches von Kapitän Roß auf seiner letzten Expedition nach den arktischen Regionen entdeckt worden ist.

* * *

Die Zeugen-Aussagen vor dem Ausschuß des Unterhauses, auf welche gestützt derselbe den Antrag stellte dem Kap. Roß die bekannte Prämie von fünf Tausend Pf. zu bewilligen, enthalten viele in dem oben von uns mitgetheilten Schreiben des Kapitäns Roß nicht berührte anziehende Einzelnheiten, welche wir aus einer in den vortrefflichen Berlinischen Nachrichten befindlichen Mittheilung, zur Ergänzung dieses Artikels über die Roß'sche Expedition im wesentlichen Auszuge entlehnen.

Der niedrigste Stand des Thermometers während der ganzen Expedition war 60¼° R.; dieser fand im Jänner 1831 statt, häufig aber stand es auf 85° R. und einige Tage hindurch auf 90° R., doch war an solchen Tagen kein Wind. Roß hält es daher für sehr wichtig bewiesen zu haben, daß Menschen einen solchen entsetzlichen Kältegrad ertragen können! „Ich schreibe (äußert er) dieß der Art zu wie wir unsere Hütte lüfteten und mit Eis bedeckten, so wie der Enthaltung von allen geistigen Getränken. Das Schiffsvolk erhielt kleine Rationen von Cacao und Kaffeh von gebrannten Erbsen. Am meisten ward der Wassermangel empfunden; das Getränk der Leute bestand lediglich aus geschmolzenem Schnee welcher mit Citronensaft gemischt wurde.

Auf dem Marsch von 60 geogr. Meilen nach der Fury-Bucht hatten sie wenn sie des Nachts ruhten keine andere Schutzwehr als jeder einen Sack, in welchem er schlief damit er die Füße nie herausstrecken durfte. Das Gesicht war ebenfalls bedeckt, und die Bedeckung fest gebunden. Eine Furche wurde in den Schnee gemacht, und mit Segeltuch, so wie dieses wieder mit Schnee bedeckt. In diese Furche legten sich sieben Menschen hinein, und drängten sich während der Nachtruhe dicht an einander. So ruhten sie auf dem gefrornen Schnee. Keine Pflanze als etwas Sauerampfer wächst dort. Die botanischen Entdeckungen bestehen demnach aus kleinen Gewächsen, die dort heimisch sind aber nur in Einem Monat, dem August, zum Vorschein kommen.

Der höchste Breitengrad unter welchem Roß menschliche Bewohner fand, war der 77°.

Den Berichten über den magnetischen Pol, fügte Roß späterhin noch die Bemerkung hinzu, daß die Nadel sich da, wo genau der Punkt ist, mehr senkt als anderwärts, und daß sein Umfang eine Seemeile betragen mag.

Commodore H. Roß behauptet abweichend von der Meinung seines Oheims John, welcher erklärt daß jeder fernere Versuch die nordwestliche Durchfahrt entdecken zu wollen eben so gefahrvoll als erfolglos seyn dürfte, im Gegentheil, daß eine nordwestliche Durchfahrt vorhanden sey.

M.

---

## Anzeige.

Da der Herausgeber und Verfasser dieser Zeitschrift, von Sr. k. k. Majestät die allerhöchste Bewilligung zur Annahme des Familiennamens „Malven" statt seines bisherigen „Wertheim" erhalten hat, so unterzeichnet er sich hinfüro mit diesem neuen Namen.

---

Redakteur: Ferd. Maria Malven.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

31.] Haiderabad. — Oberst Skinners Reitercorps. — Die Riesenschlange. [1834.




## Auszüge

**aus dem kürzlich erschienenen Tagebuche einer dreijährigen Reise auf dem süd-atlantischen Ocean, (1828—1830) von W. H. B. Webster *).**

### Das Cap Horn.

Das Klima des Cap Horn, dieser südlichen Spitze des mittäglichen Amerika, ist eine demselben ganz eigenthümliche und noch nicht gehörig gewürdigte Erscheinung. Gewöhnlich hegt man die Meinung, in der nördlichen wie in der südlichen Hemisphäre müssen unter den gleichen Breiten, wo nicht ein und dasselbe so doch ein ähnliches Klima herrschen, allein nichts ist irriger als dieß, und die große Verschiedenheit welche zwischen beiden Halbkugeln in dieser Hinsicht obwaltet, erklärt sich schon sattsam aus der durchaus ungleichen Vertheilung von Land und Wasser unter denselben Parallelen. Hierin sind wir mit der in der physischen Geographie dermalen angenommenen Meinung vollkommen einverstanden, hinsichtlich der Art und des Details, wenn wir so sagen dürfen, dieser zwischen beiden Hemisphären obwaltenden Verschiedenheit, weichen wir jedoch wie man nachstehends ersehen wird, bedeutend von jener Meinung ab.

In dem 1825 erstatteten Berichte des Ausschusses der Pariser Akademie der Wissenschaften über die Duperreysche Reise heißt es: „Seit den berühmten Cookschen Weltumseglungen zweifelt niemand mehr, daß die südliche Hemisphäre entschieden kälter als die nördliche ist. In welcher Entfernung von der Linie beginnt nun aber diese Verschiedenheit, und nach welchen Gesetzen nimmt sie mit der Zunahme der Breiten mehr und mehr zu?“

Das Cap Horn und seine benachbarten Inseln wie dessen nächste Landumgebung liegen unter dem 55° südlicher Breite; dessenungeachtet frieren die kleinen Baien und Buchten an denen jene Küste so reich ist, so wenig wie die der Staaten-Insel im Winter jemals zu. Die Seekalbfänger welche letztere Insel besuchen, haben die dort so häufigen Süßwasserseen kaum jemals einige Stunden hindurch zugefroren gefunden, und selbst der Schnee bleibt selten zwei oder drei Tage nach einander liegen.

Bedarf es wohl erst einer Aufzählung der in der gleichen Parallele der nördlichen Hemisphäre gelegenen Land- und Seestriche in allen Erdtheilen, wie z. B. des Baltischen Meeres, Kamschatka, Labrador, der Hudsonsbai, welche allen Einflüssen des rauhesten Winterklimas ausgesetzt sind, um den Gegensatz welchen sie zu dem so verrufenen Cap Horn bilden, ins hellste Licht zu setzen? Doch nicht bloß der Thermometer bezeugt auf unwidersprechliche Weise die Thatsache, daß die Regionen der südlichen Halbkugel eines mildern Klimas, als die gleichen der nördlichen genießen, die Natur selbst bekräftigt es. Die Bewohner des von Alters her doch so berüchtigten Feuerlands gehen gänzlich unbekleidet, und selbst die unter den rohesten Wilden gebräuchliche Schürze wird selten unter ihnen angetroffen. Könnte dieß der Fall seyn wenn dort ein rauhes Klima herrschte? Welche Bewandniß hat es jedoch mit dieser Sache in den gleichen nördlichen Breiten? Die Kanadier, die nordamerikanischen Wilden, die Eskimos, die Kamschadalen, bezeugen durch ihre warme Kleidung die mehr oder minder bedeutende Strenge der Klimate, unter denen sie leben.

Ferner verkündet selbst der *Pflanzenwuchs*, dieser unverwerfliche Zeuge des Klimas in allen Erdtheilen, die merkwürdige Thatsache: daß der Winter dieser hohen Breiten der Südhemisphäre mild und gemäßigt ist. Gegen Ende des Mai, (welcher unserm November entspricht), grünte auf Cap Horn alles in üppiger Fülle, viele dort heimischen Pflanzengeschlechter standen in Blüthe, und alles hatte ein heiteres sommerliches Ansehen.

In Betreff des Klimas des *Feuerlandes* kommen in einer vom Kapitän King verfaßten Abhandlung welche in den Denkschriften der Londoner geographischen Gesellschaft (I. 168—169) abgedruckt ist, nachstehende anziehende Bemerkungen vor:

„Die Temperatur in dem zwei Grade nördlich vom Hermite Island in der Nähe des Cap Horn gelegenen Port Famine, sinkt im Sommer oft auf 29° Fahrenheit.“

„Ein Umstand verdient vor allen bemerkt zu werden, der von der übrigens unschädlichen Wirkung einer so niedrigen Temperatur zeigt. Ich habe nämlich zur Zeit wo ich mit der Aufnahme der dortigen Küsten

*) Narrative of a voyage to the South Atlantic Ocean in the years 1828—1830, performed in H. M. Sloop Chantecleer under the command of the late Captain H. Foster, etc. from the private journal of W. H. B. Webster. II. Vol. London, 1834. Der Hauptzweck der auf Anordnung der brittischen Admiralität unternommenen Expedition nach dem süd-atlantischen Ocean, war die Ausmittlung der wahren Gestalt der Erde mittelst einer Reihe von Pendel-Experimenten an verschiedenen Orten in der nördlichen und südlichen Hemisphäre. Kapitän Foster welcher diese mit so hohen wissenschaftlichen Interessen verknüpfte Expedition leitete und vollbrachte, fiel am 8. Februar 1831 im Golf von Mexico aus einem Kanot und ertrank.

beschäftigt war, zur Sommerszeit zuweilen den größten Theil der Nacht auf meiner temporären Sternwarte zugebracht, wo manchmal die inneren wie die äußeren Thermometer auf dem Gefrierpunkt standen, dabei war ich keineswegs warm angezogen, und empfand doch nicht die mindeste Kälte, im Winter war das bei einem Thermometerstand von 24° bis 26° F. häufig derselbe Fall. Ich schrieb dieß damals der völligen Windstille zu, obgleich in geringer Entfernung davon zur See der Wind frisch war. Bei diesem Anlasse kann ich nicht umhin zweier Umstände zu erwähnen, welche die trotz des niederen Standes der Temperatur dort obwaltende Milde des Klimas aufs Augenfälligste beweisen:

Der eine Umstand ist die verhältnißmäßige Wärme des Meeres in der Nähe seiner Oberfläche, zwischen welcher und der äußern Luft ich im Junimonat, also dort mitten im Winter eine Temperaturverschiedenheit von 30° wahrnahm, bei welcher Gelegenheit das Meer mit einem dichten Nebel bedeckt war. Der andere noch anziehendere Umstand ist der, daß Papageien und Kolibris, welche doch gewöhnlich nur in heißen Klimaten wohnen, an den beiden Ufern der Magellansstraße sehr zahlreich vorkommen; letztere sieht man oft nach einem zwei bis drei Tage lang anhaltenden Regen, wobei das Thermometer auf den Gefrierpunkt sank, fröhlich um die Blumenkelche der Fuchsien und anderer Gewächse schwirren und deren Honig saugen. **Wir sahen eine ganze Kolibrischaar während eines heftigen Schneegestöbers dahin fliegen.** Ich habe seitdem erfahren daß dieses dem Anscheine nach so zarte Vogelgeschlecht auch in Peru vorkommt, so daß seine geographische Verbreitung sich über 41 Breitengrade erstreckt, und der 53° S.B. dessen Gränze ist! M.

(Die Fortsetzung folgt).

## Lebensskizzen merkwürdiger Zeitgenossen im Morgenlande.

### 3. Abbas Mirsa († 1833) *).

Vom Major Sir Henry Willock, k. großbritannischen Geschäftsträger am Persischen Hofe.

Der Thronerbfolgestreit, welcher sich nach dem gegen Ende des vorigen Jahres erfolgten Hintritt des Schachs von Persien in diesem Reiche zwischen seinem Nachfolger Mohämmed Mirsa, ältestem Sohne des 1833 verstorbenen Kronprinzen Abbas Mirsa, und seinen Oheimen entzündet hat und eine immer bedenklichere Gestalt gewinnt, bietet so manche anziehende Vergleichungspunkte mit dem jetzt das Abendland bewegenden Thronerbfolgestreit auf der Pyrenäischen Halbinsel dar, daß die Mittheilung nachstehender kurzen Lebensskizze Abbas Mirsas, Vaters des jetzigen jungen Beherrschers des westpersischen Reiches, einiges Interesse zu erregen geeignet seyn möchte. Uns gewährt sie überdieß den Anlaß zur erweiterten Erfüllung unseres in einer frühern Lieferung dieser Blätter gegebenen Versprechens „daß es unser angelegentliches Bestreben seyn werde, unsere (biographischen, wie die) ethnographischen und topographischen Darstellungen den Zeitereignissen anzuschließen, und ihnen nächst der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Quellen-Genauigkeit, zugleich die Frische des Augenblicks zu verleihen." Red.

*) Siehe Nr. 25.

---

Abbas Mirsa war dem Abendlande frühzeitig als ein morgenländischer Fürst bekannt geworden dessen eifrigstes Bestreben dahin ging, in dem Reiche welches er vermöge des Erstgeburtsrechts dereinst beherrschen würde, solche Verbesserungen einzuführen wodurch das Volk in den Stand gesetzt werden sollte, eine höhere Stufe militärischer und literarischer Bildung zu erreichen, und Europa mit Erfolg nachzueifern, und der zur Förderung dieses Zweckes demselben die Thätigkeit und die Intelligenz anzueignen strebte, wodurch sich die Europäer die an seinem Hofe erschienen so vortheilhaft auszeichneten. Einige wenn auch unbedeutende Änderungen die auf seinen Befehl mit der **Volkstracht** vorgenommen wurden, trugen mehr als man zu glauben geneigt seyn dürfte, das ihrige zu dieser von ihm so sehnlichst beabsichtigten Umwandlung bei. Das Gewand wurde kürzer, der europäische Schuh trat an die Stelle des persischen Pantoffels; der bisher an das unzierliche Hinschlendern und Sich-gehen-lassen gewohnte Insasse von Tabris trat sofort mit Festigkeit und Munterkeit auf, so daß eine allgemeine Verbesserung des Anzugs, so wie eine stufenweise Entwicklung und Erhöhung der Thätigkeit aus einer dem Anscheine nach unerheblichen Änderung entsprangen.

Wirklich ist seitdem allen Reisenden der Abstich aufgefallen, welchen der männliche Anstand der die Einwohner von Adscherbeidschan auszeichnet, zu dem weibischen und sybaritischen Wesen der jetzigen jungen Leute von Schiras und der süd-persischen Provinzen bildet.

Der Prinz selbst zeichnete sich in seinem Anzuge durch ungemeine Einfachheit aus, und dadurch wurden die Brokate und Silberstoffe, welche bis dahin in Gebrauch gewesen waren durch europäische feine Wollentücher und persische Baumwollenzeuge verdrängt.

Die durch seinen Impuls bewirkte wohlthätige Änderung in den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung der seiner Verwaltung unterworfenen Provinz, war vorzüglich in der Hauptstadt derselben bemerklich, so daß sie im Vergleich zu andern Städten Asiens gewissermassen als eine europäische gelten konnte.

In wie fern sich die Einführung des europäischen Systems militärischer Taktik ersprießlich für Persien erwiesen hat, dieß zu erörtern ist nicht unser Beruf und wenn es geschähe, müßte die Untersuchung nothwendig in einem größern Umfange geführt werden, es müßte nämlich die nach dem Vorgange des Abbas Mirsa, im Osmannischen Reiche wozu wir natürlich auch Ägypten rechnen, und in Indien namentlich im Reiche der Sikhs durch Rendschit Sing vorgenommene Europäisirung der militärischen Einrichtungen mit in den Kreis der Untersuchung gezogen werden. So viel ist ausgemacht, daß die persische Regierung dadurch den Türken, Arabern, Afghanen und Usbecken imponirte. Andererseits möchte man jedoch durch den unglücklichen Erfolg der beiden Feldzüge gegen Rußland zu der Annahme bewogen werden, daß diese Neuerungen bei dem Kampfe mit dieser europäi-

schen Macht Persien zum Nachtheil gereichten, und das Verbleiben bei der eigenthümlichen Kriegführungsweise durch welche Persien von Alters her berühmt war, einen wirksamern Widerstand und einen glücklichern Ausgang des Krieges herbeigeführt haben würde.

Zur Förderung seiner die Aufklärung des persischen Volkes erzielenden Bestrebungen, sandte Abbas Mirsa mehrere Jünglinge aus vornehmen Familien nach England um dort erzogen zu werden, und sein Wunsch ging dahin daß sie solche englische Werke, welche zur Vermehrung der Kenntnisse und Veredlung des Geschmackes seines Volkes geeignet seyn dürften ins Persische übertragen sollten. Zu diesem Behufe wurde auf seinen Befehl auch eine Buchdruckerei in Tabris errichtet, aus welcher mehrere Werke hervorgingen, die an Schönheit des Druckes alles übertreffen was, mit etwaniger Ausnahme der neuerlich von der Bombayer Gesellschaft zur Beförderung des Unterrichtes der Eingebornen herausgegebenen Schriften, welche beinahe den schönsten Handschriften an Trefflichkeit und Musterhaftigkeit der Ausführung gleichkommen, obgleich sie nicht gedruckt sondern lithographirt sind, in Europa und in Indien in dieser Art erschienen ist *).

Seine Verwaltung zeichnete sich durch Milde, und strenge Handhabung des Rechts ohne Ansehen der Person aus, und der Unterdrückte suchte nie vergeblich bei ihm um Beistand an. Dem Handel welchem die orientalischen Despoten gewöhnlich nicht die geringste Aufmerksamkeit zuzuwenden pflegen, oder ihn wie es bei Mehemet Ali von Ägypten und bei Rendschit Sing der Fall ist, in ein Monopol verwandeln, ließ Abbas Mirsa die größte Aufmunterung angedeihen, angesehene Kaufleute hatten stets Zutritt zu ihm, und das Privateigenthum wurde streng geachtet. Von allen den zahlreichen Europäern aller Nationen worunter sich doch viele Abentheurer befanden, die in seine Dienste getreten waren, verließ njemand dieselben unbefriedigt, und seinen Verbindlichkeiten und Zusagen kam er selbst gegen diejenigen die den Erwartungen welche ihre Ansprüche erregt hatten nicht entsprachen, mit gewissenhafter Treue nach, wie er sich überhaupt auch in seinem Privatleben als ein Biedermann in jeder Hinsicht erwies. Die vorherrschenden Züge seines Charakters waren Einfachheit, Liebe zur Wahrheit und warme Theilnahme an der Wohlfahrt des Reiches zu dessen dereinstigen Beherrschung er berufen war, und da die Geschichte aller Zeitalter und Völker die unwidersprechliche Thatsache verkündet, daß Ein überlegener Geist vorzüglich wenn derselbe im Purpur geboren worden, ein ganzes Volk umzubilden und auf eine höhere Stufe zu heben vermag, so durfte sich der Menschenfreund der Hoffnung überlassen, daß Abbas Mirsa dazu berufen sey nicht nur der Schöpfer eines neuen goldenen Alters für Persien und einer höhern Gesittung seines tief gesunkenen Volkes zu werden, sondern durch sein mächtiges Beispiel eine neue Ära für den ganzen Orient herbeizuführen. Sein früher Tod hat alle diese Hoffnungen wie der rauhe Nord die frühen Blüthen geknickt, und West- wie Ost-Persien sind schon jetzt der Schauplatz der gräulichsten Verheerungen geworden, durch welche diese paradiesischen Länder vollends in das bodenloseste Elend gestürzt werden dürften.

Die äußere Erscheinung und die Manieren Abbas Mirsas waren ausgezeichnet zu nennen. Die vollkommene Gewalt die er über die Sprache ausübte, und sein fürstlich herablassendes Wesen verliehen seiner Unterhaltung etwas Bezauberndes. Während er mit der mannigfach gehemmten Ausführung seiner weitaussehenden Plane zur Wiedereroberung der alten, Natur- und geschichtlichen Gränzen des westpersischen Reichs und mit der völligen Unterjochung von Chorasan beschäftigt war, wurde er im Jahr 1833, ungefähr im 48. Jahr seines Lebens, eben als er auf der Reise zu seinem Kriegsheer begriffen war, von einer Seuche hingerafft. M.

*) Sir Henry Willock sind sicherlich die unvergleichlichen Meisterwerke von Taalik-Typographie, welche auf den weder Mühe noch Kosten sparenden Betrieb, und unter der Leitung des Hrn. von Hammer seit einigen Jahren hier in Wien erschienen sind, unbekannt geblieben, sonst dürfte er wohl diese in erster Reihe der Ausnahmen gestellt haben. Red.

---

## Über die Länder, Völker und Sprachen Oceaniens

oder des fünften Erdtheils.

(F. Q. R.)

(Fortsetzung *).

Keine Weltgegend ist reicher an Gebirgen als Oceanien. Die höchsten darunter, welche sich zwischen zehn bis fünfzehn Tausend Fuß hoch erheben, kommen auf Sumatra, Java und mehrern in der Nähe von letzterm auf der Ostseite gelegenen Eilanden vor. Von den innerhalb des heißen Erdgürtels hinstreichenden Ketten ergießt sich unaufhörlich eine Fülle von Gewässern, daher sind diese Landstriche auch am wenigsten unter allen der Dürre unterworfen.

Mit Ausnahme von Neuseeland und des größern Theils des australischen Festlandes, welche dem südlichen gemäßigten Erdgürtel angehören, liegt ganz Oceanien in der Tropenzone, doch wird das Klima durch den üppigen, Kühlung und Schatten verbreitenden Pflanzenwuchs, die häufigen und reichlichen Regengüße, und hauptsächlich durch den Inselcharakter der ganzen Region gemildert. Ein Strich von Australien allein liegt innerhalb des Bereichs der veränderlichen Winde, die ganze übrige Erdveste aber in der Region der Passatwinde oder Monsuns, die sich von Sumatra bis Neu-Guinea und noch dreißig Breitengrade weiter östlich, obschon dort mehr schwankend, hin erstreckt.

Nördlich vom Äquator weht der Wind während einer Hälfte des Jahres ununterbrochen aus Südwest, und während der andern aus Nordost; südlich von der Linie dagegen, sechs Monde hindurch unwandelbar aus Nordwest, und sechs Monate aus Südost. In diesen Tropenstrichen dauert die Regenzeit im Durchschnitt nicht über drei Monate.

Im tropischen Oceanien sind die größern Thiere auf die größern Inseln beschränkt. Der Elephant von derselben Art wie der gemeine asiatische, kommt nur auf der malayischen Halbinsel, auf Sumatra und einem kleinen Strich der nordöstlichen Region von Borneo vor. Zwei von der afrikanischen und asiatischen ver-

*) Siehe Nr. 30.

schiedene Rhinocerosarten, sind ebenfalls auf die Halbinsel Malakka, Sumatra, Borneo und außerdem Java beschränkt. Der Tieger wird in jenen Ländern nie auf einer kleinen Insel gefunden, selbst wenn solche in der unmittelbaren Nachbarschaft einer großen liegt, wo er in Menge haust. Dieses Thier so wie viele andere vom Felis-Geschlechte, sind auf allen nach Westen hin gelegenen großen Inseln Oceaniens in Fülle vorhanden, scheinen aber je weiter nach Osten hin immer mehr und mehr zu verschwinden. Die Zahl und Mannigfaltigkeit der Affenarten, welche alle oder beinahe alle von den in den übrigen Erdtheilen vorhandenen verschieden sind, ist erstaunlich, und sie sind fast eben so weit verbreitet als sie zahlreich und mannigfaltig sind. Der Orangutang scheint auf Borneo und Sumatra beschränkt zu seyn.

Das Gefieder wird je weiter ostwärts je herrlicher und farbenstralender. Dort finden wir die prachtvollsten unter den Papageyenarten, die Loris und Kakadus, Namen welche leichte Entstellungen der heimischen Benennungen sind; dort das ganze Geschlecht der Paradiesvögel und vor allen die zauberisch schöne Mänura. Dort beginnt auch das Känguru sich zu zeigen.

Da uns eine genauere und umständlichere Schilderung der reichen und seltsamen Flora und Fauna Oceaniens zu weit führen, und von dem eigentlichen Gegenstand dieses Aufsatzes abbringen würde, so wenden wir uns sogleich zu demselben, nämlich zur Völker- und Sprachenwelt jener Regionen oder mit andern Worten zur oceanischen Ethnographie und Linguistik. Balbi schlägt die Zahl der Bevölkerung jenes Erdtheiles auf mehr als zwanzig Millionen an; Oceanien, bemerkt er, ist also nach Verhältniß doppelt so stark bevölkert, als Amerika, beinahe eben so stark als Afrika, im Vergleich zu Asien beträgt die Zahl seiner Einwohner jedoch nur den vierten, und zu Europa gar nur den zehnten Theil der Bevölkerung beider Erdtheile. Diese Schätzung möchten wir jedoch für zu hoch halten. Die englische Bevölkerung des australischen Festlands oder Neuhollands so wie der brittischen Niederlassungen in der Meerenge von Malacca, dann die von Java und des spanischen Antheiles des Philippinenarchipels, sind allein einem wirklichen Census unterworfen worden, welcher folgende Resultate gab: Die Bevölkerung der brittischen Besitzungen mag höchstens auf 150,000, die von Java auf sechs Millionen, und die der spanischen Philippinnen wie auch Balbi angibt, auf ungefähr 2,640,000 Seelen, angeschlagen werden; dieß macht zusammen unter neun Millionen aus. Nun sind aber die so eben genannten Gebiete Oceaniens die am stärksten bevölkerten, und man darf wohl füglich den Archipeln von Sumatra, Celebes und Borneo, der Halbinsel Malacca, so wie allen übrigen größern und kleinern Australländern und Inselgruppen nicht mehr, als etwa sechs Millionen Einwohner beimessen.

Die eingeborene Bevölkerung Oceaniens besteht aus zwei oder eigentlich aus drei verschiedenen Menschenrassen.

Die erste und wichtigste an Zahl wie an Gesittung ist die gelbe oder braune Rasse mit langem schlichten Haar, dünnem Barte, großem Munde, kurzen Nasen mit weiten Nüstern, untersetzter zuweilen robuster Natur und ungeschmeidigen Gliedmassen. Ihr Wuchs ist viel kleiner als der der Europäer wie sie hierin auch den Chinesen, den meisten Hindu-Völkern, den asiatischen Türken und den Persern, ja sogar den Siamesen und Birmanen, welchen letztern sie sonst in vielen Stücken gleichen, weit nachstehen. Diese Rasse macht ausschließlich die eingeborene Bevölkerung der Archipele von Java, Sumatra, Borneo, Celebes, so wie der meisten Südsee-Inseln aus, und bildet außerdem die große Masse der Bevölkerung der Halbinsel Malakka, der Philippinnen und Molukken-Archipele u. m. a. aus.

Die zweite Rasse bilden die Australneger für welche Marsden sehr treffend den Namen **Negritos**, oder Zwergneger, Negerlinge, vorgeschlagen hat. Denn obschon sie ihrer ganzen Beschaffenheit und Constitution zufolge Neger sind, weichen sie doch von allen afrikanischen Negervölkern durchaus ab, und sind als eine von denselben völlig verschiedene Rasse anzusehen, obschon sie ihnen in der Schwärze der Haut, dem wollengleichen Haare, den dicken Lippen und platten Nasen vollkommen gleichen. Ihre Statur ist kleiner und schmächtiger als die der gelben oder malayischen Rasse, und sie gehören überhaupt zu den kleinsten schwächlichsten und stiefmütterlichst ausgestatteten Arten der Menschengattung.

Mit Ausnahme der Bewohner der im Meerbusen von Bengalen gelegenen Andemanengruppe, welche genau derselben Menschenart anzugehören scheinen, kommen sie zuerst in den Gebirgen der Halbinsel Malacca in einigen hin und wieder zerstreuten Familien oder kleinen Stämmen vor. Ob sie auf Sumatra, Java, Borneo und Celebes vorhanden sind ist noch nicht ausgemittelt. In beträchtlicherer Zahl zeigen sie sich zuerst im Philippinenarchipel wo sie in den Gebirgen der Hauptinsel Luconia als nomadische Wilde vorkommen, und die alleinige Bevölkerung mehrerer von den kleinen Eilanden dieser aus ungefähr zwölf hundert Inseln bestehenden Gruppe ausmachen. Auf Neu-Guinea scheinen sie den Haupttheil der Bevölkerung zu bilden, und dort zeigen sie zum erstenmale eine leise Annäherung an Gesittung. Dieselbe Papuas-Rasse bevölkert fast sämmtliche Inselzüge von Neu-Guinea bis zu der Fidschi-Gruppe hin, ein Strich der sich über fünfzig Breitengrade erstreckt! Von da an erscheint wieder die gelbe Rasse, und nimmt alle östlich, südlich und nördlich gelegenen Inseln mit Ausnahme Neu-Hollands und Van Diemensland ein, welche von den Negritos oder Papuas bevölkert sind.

Die dritte Rasse ist als ein Erzeugniß oder eine Vermischung der beiden vorgedachten Rassen angesehen worden, für welche Hypothese aber kein erklecklicher Grund vorhanden ist. Diese Rasse hat dicke Lippen gleich der zweiten, aber kein wolliges oder schlichtes, sondern krauses und lockiges Haar, die Hautfarbe ist dunkler als bei der ersten, aber minder als bei der zweiten Rasse. An Stärke und in der Statur kommen sie der erstern gleich. Sie zeigt sich nach Osten hin, zuerst auf der Insel Ende, dann auf Timor und den benachbarten Eilanden, und von Tanna, Neu-Caledonien und der Fidschi-Gruppe macht sie die alleinige Bevölkerung aus.

Das Vorhandenseyn dieser drei von einander verschiedenen Menschenrassen welche dieselben Länderstriche bewohnen, ist ein seltsames und unerklärliches Phänomen. M.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Erklärung der Bilder.

### Haiderabad.

Diesen Namen führen im südöstlichen Asien zwei Hauptstädte zweier bedeutender Staaten, wovon der eine, von dem Nizam beherrschte, unter der Schutzherrschaft des brittisch-indischen Reichs steht, oder mit andern Worten ein indischer Vasallenstaat ist, und im vordern Ostindien in der Halbinsel Deccan sich über acht Breitengrade erstreckt; der andere, ist das von den sogenannten drei Emiren beherrschte Reich Sind in Beludschistan, welches sich über fünf Breitengrade hinzieht und seit 1779 völlig unabhängig war, jetzt eben aber einer bedeutenden Krisis entgegen geht. Die unserer heutigen Lieferung beiliegende Bildertafel, enthält die vom brittischen Capitän Grindlay, dem Verfasser eines trefflichen Prachtwerkes über Indien, für das Burnesche Reisewerk entworfene naturgetreue Ansicht der Hauptstadt des letztgenannten Reiches der Emire von Sind.

Sie liegt auf einer Insel des mächtigen Sind-Flusses, und besteht aus der Citadelle und einer Vorstadt Namens Pittah. Erstere welche auf einem Felsen erbaut, ist von einer 15 bis 30 Schuh hohen Ziegelmauer umgeben, und enthält den Pallast der Emire und mehrere herrliche Moscheen. Die auf einer Ebene gelegene Stadt oder Vorstadt Pittah, enthält mehrere reiche Basare und treibt einen lebhaften Handelsverkehr mit den am Sind gelegenen benachbarten Ländern.

Alexander Burnes welcher in seinem vor Kurzem erschienenen großen Reisewerke die neueste Schilderung von Haiderabad geliefert hat, die wie er selber äußert, wenig von Belang zu dem bereits Bekannten hinzufügt, sagt, der sogenannte Pallast der Emire oder vielmehr des Hakims d. i. des Ältesten derselben, sey nichts als ein elendes Gebäude, welches nicht einmal auf den Namen eines Hauses geschweige eines Pallastes Anspruch machen dürfe. Im Mittelpunkte der Citadelle stehe ein hoher massiver Thurm in welchem ein großer Theil der Schätze der Beherrscher von Sind aufgehäuft liege. Also eine Art von Kasabah!

Die Umgebung der Hauptstadt des Beludschenstaats Sind ist mannigfaltig und herrlich; die Gestade des gewaltigen Stromes sind von hohen Bäumen eingefaßt, und der im Hintergrunde hinstreichende Höhenzug unterbricht die Einförmigkeit der dürren Ebenen des Sind-Deltas. M.

---

### Oberst Skinners Reitercorps.

Dieses merkwürdige indische Lanzenreitercorps, welches den Namen seines tapfern Führers trägt, der nebst dem Obersten Gardiner, dessen Lebensskizze wir in einer frühern Lieferung des Bildermagazins (Nro. 25) mitgetheilt haben, einer der anziehendsten kriegerischen Charaktere des neueren Indiens ist, wurde unlängst unter andern von dem Major Archer und den Capitäns Th. Skinner und Mundy in ihren lehrreichen Reisewerken über Indien geschildert.

Dieses trefflich berittene, und unvergleichlich exercirte Reitercorps ist mit einer Lanze von außerordentlicher Länge bewaffnet; es ist ungemein gewandt, und handhabt außerdem einen Karabiner, welcher doch ein sehr ungefügiges Feuergewehr, mit ausnehmender Fertigkeit. Als Beweis dieser ausgezeichneten Fertigkeit mag folgendes gelten. Es wird eine Flasche auf die Erde gelegt; der erste beste Reiter von dieser Mannschaft welcher aufgerufen wird, sprengt aus einer gewissen Ferne heran, legt den Karabiner auf den Zügel-Arm, neigt sich so tief als er kann herab, zielt, feuert, und trifft unter drei Schüssen sicherlich zweimal indem er rechts von der Flasche vorüberjagt, dieselbe in der Mitte ihres Bodens!

Nicht minder außerordentliche Dinge leisten sie mit der Lanze. So wird z. B. ein Zeltpflock mit aller Gewalt in den Boden hineingetrieben; der Reiter jagt in vollster Carriere an der linken Seite des Pflockes vorüber, und während des Vorüberjagens treibt er die Lanze in denselben, und zwar so daß dieselbe augenblicklich durch die Hand gleitet, weil wenn das nicht geschähe der heftige Stoß ihn aus dem Sattel werfen würde, dann aber reißt er, und zwar wohlgemerkt alles in einem und demselben Augenblicke, mittels einer zugleich geschickten und kräftigen Wendung der ehernen Faust den Pflock aus dem Boden, und schwingt ihn auf der Spitze seiner Lanze im Triumphe über den Kopf! —

Diese kühne und gewandte Reiterschaar leistete bei der berühmten Belagerung der indischen Festung Bhurtpore, welcher Festungskrieg seiner Zeit (1825) selbst in Europa so großes Aufsehen erregte, weil gewissermaßen das Seyn oder Nicht-Seyn der brittischen Herrschaft in Indien von dem Ausgange desselben abhing, große Dienste als Kundschafter.

Oberst Skinner, sagt der Kapitän Th. Skinner dessen Namensvetter, ist ein ausgezeichnet schöner Mann von echt kriegerischem Aussehen und stattlichem Anstande; er ist sehr schwarz, d. h. von der indischen Sonne gebräunt, und seinem Aussehen zufolge möchte ich schließen, daß er schon zwei bis drei Generationen wenigstens von seinem englischen Stammvater entfernt ist.

Major Archer sagt: (I. p. 375) der Anzug, die Bewaffnung und das ganze Aussehen des Skinnerischen Corps wären ganz dazu geeignet, bei den in der Indischen Geschichte Bewanderten die Meinung zu erwecken, es müsse in gerader Linie von den welterobernden Mogolen Timurs abstammen.

Die meisten anziehendsten und bisher unbekannten Details über das merkwürdige Skinnerische Corps und seinen Stifter wie Befehlshaber hat der Kapitän Mundy in seinen mit Recht gepriesenen „Feder- und Pinsel-Skizzen oder Tagebuch einer Reise in Indien“ mitgetheilt, die wir um so lieber aufnehmen, als sonderbarerweise in Europa bisher noch so wenig über Skinner und sein Corps bekannt geworden ist.

„Die (im obern Indien in der Gegend der großen Garnisonsstadt Mirut gelegene) indische Bergfeste Hansi, stellt sich wegen der steilen und die ganze Landschaft rings umher beherrschenden Höhe worauf sie liegt, als ein überaus starkes Bollwerk dar, und sie ist auch in der indischen Geschichte schon seit unfürdenklichen Zeiten wegen ihrer Unüberwindlichkeit berühmt gewesen; dermalen ist sie die Station des Skinnerischen unregelmäßigen Reitercorps, wovon gegen fünf hundert Mann allda liegen mögen.

Oberst Skinner dermalen schon ein ergrauter Krieger, welcher sich in seinem Dschaghir zu Belaspore einen herrlichen Ruhesitz bereitet hat, diente in frühern Jahren mit großer Auszeichnung in den Kriegen der

Lords Lake und Hastings, (beide wie bekannt sehr thätige Generalstatthalter, welche nächst Lord Clive als die eigentlichen Gründer der jetzigen brittisch-indischen Riesenmacht angesehen werden dürfen) und erhielt in neuerer Zeit wegen seines ausgezeichneten Benehmens bei der Belagerung von Bhurtpore den Bathorden. In seiner Jugend war er Partheygänger von mehr als einem einheimischen Hindu-Fürsten, und er bewahrt in seinen Erinnerungen eines vierzigjährigen bunten und wechselvollen Kriegsdienstes, einen Schatz anziehender Vorfälle und Ereignisse, welche Stoff zu mehreren Bänden der anziehendsten Memoiren geben würden.

Die Uniform oder vielmehr das Costüm dieses Reitercorps ist überaus malerisch. Es besteht beim Gemeinen aus einer langen Tunica von rothem Tuche die mit schwarzem Pelzwerk verbrämt ist; gesteppten Pantalons von Baumwollenzeuge, langen Stiefeln, und einem schmucken Helm von hellpolirtem Stahl, der oben mit einer Ähre oder Aigrette versehen, und unter dem Kinn mit Kettchen oder Riemen geschnallt ist. Die Anschirrung des Pferdes ist roth und gelb, die Bewaffnung des Mannes besteht aus einem Karabiner, einem Speer oder einer Lanze und einem Säbel. Die Uniform der Offiziere und des Obersten selbst ist ebenfalls ungemein kleidsam und glänzend. Farbe und Schnitt der Tunica ist wie bei den Gemeinen, nur tragen sie über die Schulter eine breite gestickte Schärpe welche um den Leib mit einem reichen Shawl befestigt wird, der Helm ist außer der stälernen Aigrette welche die Gemeinen vorn an der Spitze tragen, noch mit einem Busch von kurzen schwarzen und weißen Federn deren Spitzen mit goldenen Fransen verbrämt sind, geschmückt. Ein gleicher Federbusch prangt zwischen den Ohren der Roße, welche außerdem mit einem reichen Sattelschmuck von getriebener Arbeit, und einer Reihe von Colliers aufgeputzt sind, wovon einige aus blauen Glaskorallen, andere von in Gold oder Silber gefaßten Tiegertatzen, und andere endlich aus silbernen Schnüren von welchen Amulette herabhangen, bestehen. Über den Sattel ist eine reichgestickte und verbrämte Sammtschabracke (Dschinpose) gebreitet, vor und hinter dem Steigbügelriemen hangen Büschel von herrlichen Schauries herab, die wie bekannt aus dem Schweife des Yaks oder des tübetanischen Büffels verfertigt sind.

Dieses irreguläre Reitercorps hat viel von den Manövers der englischen regulären Reiterei angenommen, seine ihm eigenthümliche Evolution aber, welche für das europäische Auge am anziehendsten ist, besteht in dem sogenannten Maratten-Angriff. Bei dieser Bewegung sprengt das gesammte Corps zwei Mann hoch in Schlachtlinie im Trabe oder kurzen Galopp vor, und sobald sie dem Feinde nahe kommen, öffnen sich die Reihen blitzschnell, und jeder Mann, ein wildes Gebrüll ausstoßend, saust mit über den Kopf geschwungenem Säbel heran. Trotz der anscheinenden Unregelmäßigkeit und Zersplittertheit dieser Angriffsweise, und der pfeilgleichen Schnelle ihres Heranjagens, steht jedes Pferd auf den Commandoruf „Halt!“ auf zehn Schritte von dem Commandirenden wie angewurzelt still. Diese mahrattische Angriffsweise ist sicherlich ganz dazu geeignet, einem bereits wankenden Feinde Schrecken einzujagen, ihre physische Wirkung auf standhafte und unerschrockene Truppen reicht aber bei weitem nicht an den enggeschlossenen wohlcombinirten Angriff europäischer Reiterei.

Die von uns bereits im Eingange der Schilderung des Skinnerischen Reiter-Regiments erwähnte Übung mit dem Schießen nach einer Glasflasche beschreibt Mundy umständlicher. In dem Augenblick wo der Schütze vorübersprengt, läßt er den Zügel aus der rechten Hand fallen, welche augenblicklich den über dem rechten Arm liegenden schweren Karabiner ergreift, ihn wagerecht ausstreckt, zielt, die Kugel fliegt, und die Flasche zersplittert in tausend Atome. Dieß Alles ist das Werk eines Augenwinkes. Capitän Skinner, Sohn des Obersten und Adjutant im Corps, traf in Gegenwart Mundys auf dem Paradeplatz zu Hansi zwei Flaschen in zwei Ritten.

Schließlich können wir nicht umhin auf die merkwürdige Ähnlichkeit aufmerksam zu machen, welche zwischen dem Skinnerischen Corps und dem seiner Zeit, nämlich im siebenjährigen Kriege so berühmten Schaumburg-Lippe-Bückeburgischen Carabiniercorps obwaltet, eine Ähnlichkeit die sich jedem welcher die Beschaffenheit und Einrichtung des letzteren Corps aus dem vor einiger Zeit erschienenen von Düringischen Werke kennen gelernt hat, aufdrängen muß. Dieses Carabiniercorps bestand aus einer Schaar der geübtesten und verwegensten Reiter, denen kein Hinderniß unüberwindlich seyn durfte. Nie war es einem Carabinier erlaubt abzusetzen um einen Schlagbaum zu öffnen, sondern er mußte darüber hinwegsetzen; mehrmals schwamm das Corps in voller Rüstung, — wenn gleich leichte Reiter trugen sie doch Küraße — durch die Wässer.

Beim Exercieren ging es gleich querfeldein wie bei der englischen Kirchthurmjagd; der Graf selbst, der keckste und gewandteste, häufig vorne. Die Reiter hatten ihre Pferde welche anfangs nur aus schwarzen spanischen Hengsten bestanden, so in der Zucht, daß keines wiehern durfte.

Wo niemand die Lippeschen Reiter erwartete waren sie da, auf die Zahl wurde nicht gesehen, Vorpostengefechte, Überfälle waren ihre Sache.

Der Verfasser dieser Schilderung des Skinnerischen Corps äußerte vor einiger Zeit an einem andern Orte: „Wie mußte wohl so einem Graubarte vom Bückeburgischen Corps, von denen wohl manche noch am Leben seyn mochten als der Schillerische Wallenstein erschien, bei der Lesung oder Vorstellung des Lagers und vorzüglich des unnachahmlichen Reiterliedes zu Muthe seyn? Ist es nicht, als ob einer von jenen kühnen beduinenschnellen bückeburgischen Reitern dem großen Dichter gesessen hätte!“

Interessant ist es, mit der Abbildung eines Reiters vom Skinnerischen Corps, das im obenerwähnten v. Düringischen Werke befindliche Kupfer zu vergleichen, welches einen bückeburgischen Carabinier zu Pferde in seiner vollen Rüstung darstellt. M.

---

### Die Riesenschlange.

Der auf diesem Bilde vorgestellte Vorgang trug sich vor einigen Jahren in den sogenannten Sunderbunds bei Kalkutta oder dem Gangesdelta zu, welches aus einem Irrgewinde von Bächen, Seen und Sümpfen besteht, die der Hugly während der Regenzeit auf seinem Laufe nach dem Meerbusen von Ben-



Hyderabad.



Skinners indisches Freicorps.



Die Riesenschlange.

galen bildet. Diese Sunderbunds sind mit Dschengeln oder Rohrwaldungen bedeckt, worin eine Menge von Tiegern, Alligatoren, Boen u. a. hausen.

Das von Hindus betriebene Geschäft des Holzfällens in diesen Dschengeln, aus welchen der ganze Holzbedarf des ungeheuren Kalkutta bezogen wird, ist dieses Umstandes wegen äußerst gefährlich und kostet alljährlich Hunderten der armen Holzfäller das Leben.

Der Anblick den diese unabsehbaren Sumpfwaldungen darbieten, die sich längs des Meerbusens von Bengalen die ungeheure Strecke von 40 geogr. Meilen von Comercolly bis Chittagang hinziehen, und eine Fülle der prachtvollsten himmelhohen uralten oft mit einem ganzen Baldachin von Blumen bedeckten Bäume, welche selbst wieder ein Wald im Kleinen sind, enthalten, ist unbeschreiblich schön.

Es führen zwei Wege hindurch, die nördliche oder eigentlich sogenannte Sunderbund-Passage, und der von Balliaghaut.

Ersterer führt 13 geogr. Meilen unterhalb Kalkutta in den Hugli, der andere in einen auf der Ostseite dieser Hauptstadt gelegenen See. Die Schifffahrt auf diesen zahllosen Kanälen erstreckt sich über vierzig geogr. Meilen weit durch die oft undurchdringliche Sumpfwaldung, welche von Buchten durchschnitten wird, die oft so schmal sind daß sich an vielen Stellen die Äste der beiden Uferwaldsäume berühren ja verschlingen, während wieder an andern der Strom breit dahin gleitet. Unzählbare Alligatoren die der Unerfahrne leicht für hohe Baumstrunke zu halten geneigt ist, sieht man längs den Gestaden schlafen, aber durch das Geräusch des herankommenden Fahrzeugs erweckt, auffahren und pfeilschnell ins Wasser schießen.

Die Tieger in den Sunderbunds sind so verwegen, daß sie häufig auf die selbst in beträchtlicher Entfernung vom Ufer hinfahrenden Boote zuschwimmen und die Mannschaft vereint angreifen!

Dieser Gefahren ungeachtet errichten sich alljährlich viele Büßende ihre Hütten in den Sunderbunds, und obschon sie beinahe sämmtlich den Tiegern und Alligatoren zur Beute werden, finden sich doch immer wieder andere die an ihre Stelle treten und das gleiche Schicksal theilen.

Kapitän Thomas Skinner schildert in seinen vor zwei Jahren erschienenen Streifereien in Indien eine Fahrt durch diese Sunderbunds, welche dreizehn Tage lang dauerte, ein Zeitraum der wie er sagt zur Reise von England nach Gibraltar hingereicht hätte.

Vor einigen Jahren sandte der Kapitän eines Budschero's oder bengalischen Flußschiffes auf einer Fahrt durch die Sunderbunds, ein Boot nach einer von den Buchten ab, um einige frische Früchte zu holen welche von den wenigen elenden Bewohnern dieses unwirthlichen Striches gebaut werden. Als die Mannschaft des Bootes das Ufer erreicht hatte, band sie dasselbe fest und ließ einen von den ihrigen zu dessen Bewachung zurück.

Von der Hitze und Mattigkeit überwältigt legte sich dieser Lascar unter die Sitze und verfiel alsbald in einen tiefen Schlaf. Es währte aber nicht lange so schoß eine ungeheure Boa Constrictor aus der nahen Sumpfwaldung hervor, und hatte schon den unglücklichen Schläfer umschlungen, als seine Gefährten glücklicherweise noch zu seiner Rettung herbeikamen, dem Ungeheuer einen Theil des Schweifes abhieben, und es dann vollends tödteten. Aus der sogleich vorgenommenen Messung dieser Riesenschlange ergab es sich daß sie über sechs und zwanzig Schuh lang war. Das von dem berühmten W. Daniell gemalte Bild dieser Boa befindet sich im Besitz eines Baron de Noual de la Loyrie. M.

---

## Beiträge zur nähern Kenntniss der Chinesen.

(Beschluß).

Hamilton blieb bis zum 7. April vor Anker liegen, und es ereignete sich nichts weiter von Bedeutung, als insofern sich die chinesische Schlauheit doch noch einmal geltend gemacht hatte. Ein Sekretär hatte das Amt eines Mäklers übernehmen sollen, statt dessen sendete man den Matrosen einer Handelsjunke an Bord des Amherst. Auch durfte sich kein Mandarin dahin begeben, selbst nicht der freundliche, artige Le, der sein Bedauern nicht in Person Abschied nehmen zu können, durch eine Botschaft ausdrücken ließ. Die Engländer sollten daraus entnehmen, daß man nicht ihren Gründen nachgegeben, sondern nur Barmherzigkeit geübt habe. Besonders niedrig-listig zeigte sich dies ganze Verfahren, insofern der arme Matrose zu der Ehre gekommen war, die Stelle eines Mäklers zu erhalten. Er hatte zur Zeit wo Gützlaff die Mantschutartarei bereiste, diesen kennen gelernt, mehrere Gefälligkeiten von ihm erfahren, und sich daher natürlich gefreut, ihn in Amoy wieder zu sehen. Deßhalb hatte er nun um die Erlaubniß gebeten an Bord des Amherst gehen zu dürfen, man bewilligte es ihm, aber ernannte ihn auch gleich zum Mäkler daselbst, obgleich er weder lesen noch schreiben konnte. Schon dieß hätte ihn in eine peinliche Lage gebracht, denn wie sollte der Arme den Vermittler zwischen den chinesischen Behörden und den Engländern machen, ohne Gefahr zu laufen, dort oder da anzustoßen? Allein dabei blieb es noch nicht. Er wurde auch für Alles was die Engländer thun könnten, verantwortlich gemacht, als ob diese die doch dem Vice-Gouverneur keck entgegentraten, sich vor so einem Individuum fürchten würden. Und selbst hierbei hatte es noch kein Bewenden. Wasser und Lebensmittel waren eingenommen; am 6. April hatte der Amherst alles was er brauchte. „Nun bitte ich Sie segeln Sie fort!“ flehte der Matrose.

„Was kannst du denn hierbei für ein Interesse haben?“ fragte Hamilton verwundert. Ach, die Mandarinen hatten ja das Schiff zu dem er gehörte, mit Embargo belegt, bis der Amherst fort sey; ihm aber mit körperlicher Züchtigung gedroht, wenn er nicht das Auslaufen desselben in der möglichst kürzesten Zeit bewerkstellige. Hamilton war so verdrüßlich über dieses niedrige Beginnen, daß er ihm anfangs gar keine Antwort gab, dann aber ihn an den Vice-Gouverneur sandte, um ihm melden zu lassen, daß von so einem Manne ein Engländer keine Weisung anzunehmen gewohnt sey, und wenn nicht ein anderer Beamter komme, werde er sich nun und nimmer mehr über die Zeit seiner Abfahrt erklären. Der arme Chinese kam bald wieder zurück, und richtete hundert verbindliche Sachen aus, die ihm aufgetragen oder von ihm erdacht waren, bis er endlich doch wieder an das Mitleiden Hamiltons appellirte; „denn lichten Sie morgen früh die Anker nicht,“ sagte er, „so soll

ich nicht nur hart gezüchtigt werden, drohen mir die Mandarinen, sondern ich habe auch noch den Herrn meiner Junke wie die Patrone aller anderen zu fürchten, weil diese nicht eher auslaufen können, bis ich zurück bin!" Der Arme war in der That zu beklagen. Nur sein zufälliges Zusammentreffen mit Gützlaff hatte ihn in diese Klemme gebracht. Hamilton konnte doch nicht ewig hier bleiben, denn der Vorwand hierzu war abgeschnitten und der Mangel an Lebensmitteln ersetzt. „Morgen Früh lichte ich die Anker!" sagte er, und ein freudiger Ausruf des in so großer Seelenangst schwebenden Matrosen zeigte am besten, wie wahr er gesprochen hatte. Aber was soll man von den dortigen Behörden sagen, die auf Kosten eines solchen gemeinen betrogenen Mannes ihr Ziel erreichten, und alsdann sogleich zu Amoy, wie in der Hofzeitung von Peking bekannt machten, „daß das Schiff der Barbaren von der kaiserlichen Flotte fort gejagt worden sey!"

Der Diener, welchen Gützlaff ans Land hatte gehen lassen, war bereits am 5. April in der Nacht zurückgekommen und meldete, wie er die Stimmung bei allen denen gefunden mit welchen er verkehrt hatte. Überall fand er die Nachricht verbreitet, daß eine große englische Flotte heransegle, welche die in Canton vorgefallenen Unbilden rächen wolle, und der Amherst sey nur ein Vorläufer derselben. Alle Truppen aus dem Innern waren zusammengezogen worden. Dagegen hatten die Kaufleute überall nur den Wunsch geäußert, mit dem englischen Kapitän in Verkehr treten zu dürfen, und die mancherlei Spaziergänge, welche Hamilton während seines Aufenthaltes nach allen Richtungen hin, in der Stadt und Umgegend unternommen hatte, überzeugten ihn stets, daß das Volk besser sey, als seine Obern. Kaum betrat er in dergleichen Fällen das Ufer, so umringten ihn Mandarinen und Soldaten unter dem Vorwande „damit der Pöbel ihm nichts zu Leide thue." Allein Niemand dachte daran, und wenn auch Hunderte ihn und seine Begleiter umgaben, so äußerte sich doch nie Etwas anderes, als Freude, arglose Verwunderung und das Streben, den Fremden gefällig zu seyn. Die Fertigkeit, mit welcher Gutzlaff sich in der chinesischen Sprache ausdrückte, trug dazu allerdings wesentlich bei, denn selten gelingt es einem Europäer, in ihr solche Fortschritte zu machen, und der Jargon, der im Verkehr zu Canton vorkommt, trägt nur dazu bei, den Fremden in den Augen des Volkes herabzusetzen, da sich dieses erlaubt, die ehrenrührigsten Ausdrücke auf ihn anzuwenden, ohne daß er sie versteht, und daher auch nicht erwiedern oder rügen kann. Hamilton zog aber von diesem Umgange noch einen besondern Vortheil. Er hatte von Canton eine Menge Exemplare von der Schrift des Hrn. Marjoribanks über den Charakter der Englischen Nation zu Notiz und Frommen der Chinesen mitgebracht, diese theilte Gutzlaff bei jeder Gelegenheit aus. Die Unwissenheit in allen Dingen, welche das Ausland betreffen, ist selbst in den höhern Ständen in China außerordentlich. Fast niemand weiß mehr von den Engländern, als daß sie „eine roth-borstige Nation" sind, und was etwa einmal in der Hofzeitung von Peking über die Europäer gesagt wird, enthält ebenfalls nur die gemeinsten, verächtlichsten Vorstellungen. Schon insofern diese durch die Vertheilung solcher kleinen Schriften berichtigt werden, hätte Hamilton einen guten Samen für die Zukunft ausgestreut.

B.

---

## Miscelle.

### Eheliche Zärtlichkeit des Hayfisches.

M. G. Lewis, der einst viel genannte Verfasser des „Monk" des Castle Spectre, der Tales of Wonder und anderer Schriften, welcher im Jahr 1818 auf der Rückreise aus Westindien nach England zur See mit Tode abgegangen ist, erzählt in seinem erst vor Kurzem in London erschienenen „Tagebuch eines westindischen Plantagenbesitzers, geführt während eines Aufenthalts auf der Insel Jamaika" folgenden komischen Vorfall: In einer Bucht von Jamaika spielten zwei Hayen, ein Männchen und ein Weibchen in der Nähe eines Schiffes; die „Sie" wurde mit einer Harpune erlegt, worüber nun das Männchen gar untröstlich sich geberdete. „Che faro senz' Euridice?" Ey nun, was er ohne sie that bleibt ein Geheimniß, was er aber mit ihr unternahm, das sah die gesammte Schiffsmannschaft alsbald zu ihrer nicht geringen Kurzweil, denn kaum war seiner Eurydice der letzte Hauch entflohen, als er sich über sie hermachte, und sie mit dem besten Appetit von der Welt und so hastig als nur möglich aufzufreßen anfing. Selbst die rohen Matrosen fühlten sich durch dieses ganz funkelnagelneue Merkmal von Gattenliebe und letzter Ehrenerweisung dermaßen erbaut und zum Mitgefühl aufgeregt, daß sie, um diesem zärtlichen Witwer bei der Bestattung seiner Ehehälfte in seinen Wanst behülflich zu seyn, die Schaluppe herabließen und sofort mit ihren Äxten auf die bereits zum vierten Theile verspeiste Hayen-Sie weidlich einhieben. Dem Witwer dessen Heißhunger und Sehnsucht, die verblichene wohlschmeckende Liebste ganz mit sich zu vereinigen, immer mehr zu wachsen schienen, behagte diese werkthätige Theilnahme gar fürbaß; er sperrte den Rachen klafterweit auf, als gälte es die ganze Schaluppe zu verschlingen, und schluckte ein Pfund nach dem andern von der theuren Ehehälfte hinunter. Ich zweifle nicht, daß er während dieses compendiösen Todtenmahles durch und durch überzeugt war, daß jeder Bißen geradeswegs zum Herzen gehe.

„Die Verblichene war fürwahr vollkommen consistent." mag er zu sich selbst gesagt haben, „sie war excellent als sie lebte, und nun da sie dahin ist, schmeckt sie eben so vortrefflich."

Ich glaube nicht daß die Annalen Hymens ein ähnliches Muster eines Ehegespans so ganz eigener Art aufzuweisen im Stande sind, außer etwa jenen zugleich wegen seiner Gefräßigkeit und ehelichen Zärtlichkeit merkwürdigen König von Lydien Namens Cambletes, welcher, da er einst des Nachts ganz vom Schlaf überwältigt, und zugleich von einem heftigen Hunger befallen wurde, die neben ihm ruhende Königinn aufaß ohne es gewahr zu werden, und erst beim Erwachen zu seinem Schrecken merkte, daß er die Landesmutter soupirt habe.

M.

---

Redakteur: Ferd. Maria Malven.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

32.] Straße über das Stilffer-Joch. 1) Der Orteles und die Gränzgebirge des Veltlins. — 2) Gallerie am Rio di Peder. [1834.




## Schilderung der Erdstriche
### wo die Paradiesvögel und die Epimachen zu Hause sind.

Nachstehende Länderschilderung bildet die Einleitung zu der Naturgeschichte der Paradiesvögel, der Sericules und Epimachen von R. P. Lesson*); wovon bis jetzt fünf Lieferungen erschienen sind. Da dieses einem speziell-ornithologischen Gegenstande gewidmete Prachtwerk, eben deßhalb wohl vielen unserer geneigten Leser nicht in die Hände kommen dürfte, so glauben wir ihnen durch die Mittheilung gedachter Einleitung einen angenehmen Dienst zu erweisen. Red.

* * *

Die Paradiesvögel und Epimachen, diese köstlichen Wesen, Kinder der glühenden Tropensonne, Blumen der würzedurchhauchten Luft, welche in ihrem Vaterlande vielleicht noch gefeierter als in Europa, und der Gegenstand von tausend Mährchen sind, bewohnen Himmelsstriche worüber noch zur Stunde das geheimnißvollste Dunkel schwebt. In jenen unermeßlichen Urwäldern die sie durch ihre Farbenpracht verherrlichen, erschließt sich den staunenden Blicken des Europäers eine früher nie geahnte Welt der reichsten Erscheinungen.

Duftathmende Prachtgewächse mit theils ernsten, theils zierlichen Formen, mit Riesenstämmen oder schwankem geschmeidigem Schafte; Insekten die auf ihren Flügeldecken oder ihren Unterschwingen das schimmernde Edelgestein Golkondas zu tragen, und in den reichsten Stoffen morgenländischer Basare gekleidet zu seyn scheinen; Thierpflanzen welche die Küsten mit dem frischesten Blumenschmelz sticken, und unter dem azurnen Teppich des Meeres phantastische Parterre ausbreiten. Dort wallen Schleierfälle die Berghalden herab, hier stralen durch einen lauen Rieselregen erfrischte Purpurgebüsche; allerorten eine üppigdrängende Überfülle des Lebens, scharfausgesprochene Formen, allenthalben der Pomp der Feste einer großartigen Natur deren Schwung durch die unerbittliche Hand der Cultur noch nicht verkümmert worden. Schönheit und Stärke sind demnach die Attribute der gesammten Natur Papuasiens*), mit alleiniger Ausnahme des Menschen, dessen Art und Gestalt die herrliche Umgebung schändet, welche die Häßlichkeit seiner elenden und verkümmerten Formen, die Barbarei seiner Sitten und Neigungen nur noch schreiender heraushebt.

Die Paradiesvögel und die Epimachen bewohnen ausschließlich Papuasien, und nur der Sericule Prinz Regent und der Ptiloris kommen auch jenseits der Torresstraße in der mitternächtlichen und östlichen Region des australischen Festlandes vor. Sämmtliche Gattungen der echten Paradiesvögel, die Emeraudes, die Sifilets, die Manucodes, die Lophorines, so wie die Astrepien, der orangefarbige Sericule, die Epimaques, die Falcinellen und die Cinamolagus leben mithin in einem verhältnißmäßig engen Strich, der sich in der südlichen Halbkugel gerade von der Linie bis zum 10° S.B. und von 127° bis 146° W. L. erstreckt. Diesen Raum nimmt hauptsächlich die längste, wie die größte und vielgebuchteteste Insel des Erdkreises ein, welche unter dem Namen Neu-Guinea oder das Land der Papuas bekannt ist.

Diese gewaltige Insel welche heutzutage viel zweckmäßiger den Namen Papuasien führt, und von drei Menschenrassen bewohnt wird, den Malaien, welche sich in einigen ihrer Gegenden als Ansiedler niedergelassen haben, Papuas oder Zwergneger welche an den Küsten hausen, und Haraforen**) welche das Binnenland inne haben, ist in geringer Entfernung von Inseln und Eilanden-Gruppen umgeben, die gleichsam die Zugänge zur selben bewachen.

Im Süden, da wo Papuasien mit dem Cap Rodney zu enden scheint, liegen die Koralleninseln welche zu dem Louisiaden-Archipel führen und gewissermaßen Übergangspunkte bilden. Die Torres-Meerenge selbst ist mit Riffen besäet und bildet eine Schranke, die von dem prachtvollen Vogelgeschlechte dessen Naturgeschichte der Gegenstand dieses Werkes ausmacht nicht überflogen worden ist.

Neu-Guinea welches von einer in viele Stämme zersplitterten wilden und kriegerischen Bevölkerung be-

---

*) Histoire Naturelle des Oiseaux de Paradis, des Séricules et des Epimaques; par R. P. Lesson. Un volume in 8vo grand-raisin, accompagné de 45 planches environ. Paris, 1834.

Von demselben Naturforscher sind seit mehreren Jahren unter andern folgende der Abbildung und Beschreibung der reizendsten Vogelgeschlechter gewidmete drei Prachtwerke erschienen: 1) Histoire Naturelle des Oiseaux-Mouches 1 vol. in 8, accomp. de 86 planches. 2) Histoire Naturelle des Colibris, suivie d'un supplement à l'histoire naturelle des oiseaux-mouches 1 vol. in 8 accomp. de 66 planches. 3) Histoire Naturelle des Trochilidées, suivie d'un index general dans lequel sont décrites et classés méthodequement toutes les races et espêces du genre Trochilus 1 vol. in 8 accomp. de 66 planches.

*) Vergl. über Papuasien und die Papuas, den Aufsatz: Über die Länder und Völker Oceaniens, in den Nrn. 30 und 31 des Bilder-Magazins.

**) Über diesen Volksstamm haben wir in Nr. 19 unserer Blätter schon Einiges aus Stuers Histoire de la guerre de Java mitgetheilt.

wohnt wird, ist von den europäischen Seefahrern bisher nur sehr unvollkommen besucht und beschrieben worden. Die Untersuchungen blieben auf den Küstensaum beschränkt, ohne daß irgend jemand etwas tiefer ins Innere vorgedrungen ist.

Die Negerrasse ist überdieß allerorten wo sie haust eifersüchtig auf ihre Rechte, und nach ihren Begriffen ist die Erscheinung eines Fremden auf dem Boden der ihr gehört eine Verletzung. M.

(Die Fortsetzung folgt).

## Auszüge

aus Webster's Tagebuch einer dreijährigen Reise auf dem süd-atlantischen Ocean.

### 1. Das Cap Horn.

(Beschluß *).

In Folge der Gleichmäßigkeit der Temperatur, welche in dem Klima des Cap Horn durch die dortige unermeßliche Ausdehnung des Oceans hervorgebracht wird, ist der Sommer dort kühler als in derselben Parallele der nördlichen Halbkugel, denn da vermöge des eben erwähnten Umstandes die Sonnenstralen weit und breit umher von keiner Strecke festen Landes aufgefangen und zurückgeworfen werden, oder mit andern Worten keine Terrestral-Radiation stattfindet, so fallen sie nothwendig fast machtlos auf eine weite Seefläche. Dagegen ist aber auch der dortige Winter überaus milde, und die Temperatur sinkt nie auf längere Zeit unter 44°. Wir hatten während unseres ganzen Aufenthaltes auf Cap Horn keinen Nebel; in den unbewölkten Nächten stralten die Sterne in einem so hellen Glanze daß sie wie Planeten erschienen, was ohne Zweifel von der Feuchtigkeit der Atmosphäre herrührt, wodurch ihre Transparenz verstärkt wird. Da auf der See mit Ausnahme der Nord- und Süd-Polarmeere das ganze Jahr hindurch eine beinahe gleichmäßig milde Temperatur herrscht, das Cap Horn natürlich ganz von denselben Verhältnissen bedingt wird, und überhaupt die Sonne in jenem Klima eine untergeordnete Rolle zu spielen scheint, so ist die das ganze Jahr hindurch ununterbrochene gleiche Temperatur gedachter Weltgegend leicht erklärlich. Schiffe welche im Winter das Cap Horn umsegeln, finden in der Nähe desselben den Thermometer selten unter dem Gefrierpunkt, ja wir haben auf dem dort gelegenen Hermite Island mitten im Winter zwei Tausend Fuß hohe Berge erstiegen, und keinen Schnee oben angetroffen, wie überhaupt die Berge des Cap Horn auch in gedachter Jahrszeit ganz schneefrei sind.

### 2. Das Cap (der guten Hoffnung).

Am 24. Mai 1829 boten wir dem Cap Horn Lebewohl, und segelten nach dem vorzugsweise sogenannten Cap oder dem Vorgebirge der guten Hoffnung ab. Wir hatten eine lange Seefahrt vor uns, die selbst auf der Weltkarte nicht unbedeutend erscheinende Oceansstrecke von einer Erdveste zur andern. Als die hohen Gebirge der Südspitze des amerikanischen Festlandes immer ferner und ferner zurücktraten, da erinnerten wir uns lebhaft an jene Strophe im Rob Roy:

Lebewohl o Land wo die Wolken so gerne weilen,
Gleich Grabestüchern auf des Berges kalter Brust,
Wo die Windsbraut tobt und die Wogen antworten;
Und der See seinen einsamen Spiegel dem Himmel beut.

*) Siehe Nr. 31.

Die Temperatur wurde nun von Tag zu Tag milder; Schaaren von Seevögeln mannigfaltiger Art begleiteten uns fast ununterbrochen; die lieblichen und zierlichen Pintados ein Spiel des Sturms wie des leisen Westes, schwebten unaufhörlich über der Oberfläche unseres Kielpfades und umflogen und erheiterten uns durch ihre Gegenwart.

Aus der Menge von Vögeln zu schließen, die unser Schiff während seiner ganzen Fahrt von der Südspitze von Amerika nach der Südspitze von Afrika umgaben, dürfte sich, da man sie doch immer als Anzeichen eines mehr oder minder nahen Landes betrachten muß, der Schluß ziehen lassen daß im süd-atlantischen Ocean noch manches unentdeckte Eiland vorhanden seyn mag.

Wie verschieden und einsam ist eine Fahrt von Bermuda nach England auf dem nord-atlantischen Ocean! Am 9. Juni hatten wir bereits den halben Weg zurückgelegt; in der Nacht vom 14. schoß ein großes Meteor dicht über das Schiff dahin, die See ging hohl, ein heftiger Weststurm welcher hinter uns her war, beflügelte den Lauf unseres kleinen Fahrzeugs dermaßen, daß wir während der zwei Tage die er anhielt neunzig geogr. Meilen zurücklegten, und am 21. Juni bereits der freudige Ruf: Land! vom Mastkorbe herab erscholl. Es ergab sich alsbald daß es der berühmte Tafelberg am Vorgebirge der guten Hoffnung war.

Die Entfernung von einem Cap zum andern beträgt acht hundert geogr. Meilen und diese hatten wir in sieben und zwanzig Tagen zurückgelegt.

* * *

Einer von jenen in den Gewässern des Caps so häufigen Nordweststürme zwang uns in die selten von Schiffen besuchte Mossel-Bai einzulaufen. In diese Bai pflegen zu gewißen Zeiten des Jahres ganze Geschwader von der Argonauten-Muschel oder dem Papier-Nautilus hineingetrieben zu werden. Sie besuchen dann vorzüglich die Mündung des kleinen St. Blasien-Flusses, in deren Nähe sie in beträchtlicher Menge auf den Strand geworfen werden. Die anerkannte und gefeyerte Schönheit dieser zarten Conchylie hat ihr den Namen des Venus-Wagens oder der Venus-Muschel erworben. Es gibt nichts Anziehenders als diese Muschel auf der leichtgekräuselten Fläche des Oceans dahin segeln zu sehen, und wenn man ihre zierliche Schöne betrachtet, so begreift man leicht, wie die Mythe sie für den Kahn der Paphischen Göttinn halten mochte.

Die Argonauten-Muschel hat der Schiffsbaukunst stets ein lehrreiches und treffliches Muster der Nachahmung dargeboten; ihr halbkreisförmiger Kiel, ihre krummlinigen geschwungenen Rippen, und ihr unnachahmliches Hintertheil sind bewundernswürdig. Vor einigen Jahren wurden vom Brittischen Museum hundert Pfund für ein vollkommnes Exemplar dieser Muschel mitsammt dem sie bewohnenden Thiere geboten; ein in der Capstadt wohnhafter Kaufmann Namens Thomson verschaffte eines, und erhielt daher den verheißenen Preis *).

*) In der kostbaren Sammlung von Land- und Seethieren der chilesischen Fauna, welche der Kaufmann Scholz zu Valparaiso angelegt, und unlängst dem zoologischen Museum der Berliner Universität ge-

**Die Mossel-Bai ist ihrer Austern wegen berühmt, deren Geschmack für so lecker gehalten wird, daß nicht selten Austernliebhaber und Feinzüngler die ungefähr drei hundert englische Meilen betragende Reise aus der Capstadt lediglich in der Absicht dahin unternehmen, um ihrem Gelüste fröhnen zu können.**

Die Wallfischfangszeit an dieser Küste fällt in die drei Monate Juli bis September, während welcher Periode sich das Thier (die balaena australis) des Gebärens halber der Küste nähert, weil es wie es scheint seine wehrlosen Jungen nicht mitten auf der hohen und weiten See den Gefahren preisgeben will. Der weibliche Wallfisch säugt das Junge drei bis vier Monate lang mit großem Eifer, und hält sich daher nahe an der Küste auf, mitten in dieser Beschäftigung wird er oft von der tödtlichen Harpune getroffen, so daß oft die Mutter nebst dem Jungen zugleich umkommen. Erwägt man nun daß solchergestalt die weiblichen Wallfische am meisten leiden, so ist der Umstand der immer merklicher werdenden Abnahme dieser Crustacee auch in jener Weltgegend leicht erklärlich.

Manche haben behauptet daß der Wallfisch große Wanderungen unternehme und sein Verschwinden an einer Küste während er an einer andern erscheine diesem Umstande beizumessen sey.

Diese Meinung kann ich nicht theilen, denn diese Crustacee kommt wie gesagt nur in der Absicht an die Küste um ihr Junges zu gebären. Zu Bermuda unterm 32° N. B. fällt die Fangzeit für eine ähnliche Art wie für die in der S. B. in der Jahreszeit vom März bis einen Theil des Juni. In den Gewässern des Caps fällt sie in der Zeit vom Juli bis September; im Juni werden die Wallfische bei Fernando Noronho unter 5° S. B. auf der Oberfläche des Meeres schlafend angetroffen, wären dieß nun dieselben Thiere so müßten sie sehr fruchtbar seyn was aber anerkanntermaßen nicht der Fall ist.

Auf meinen Ausflügen sah ich hier zum erstenmale das schöne Mesembryanthemum in seinem heimathlichen Himmelsstriche, wo es aber alle ihm eigenthümliche Farbenpracht aufs reichste entfaltet. Unter den Geraniumsarten war die epheublättrige Art die hervorstechendste, den meisten Reichthum und Glanz verliehen aber die Scharlachähren der Aloe der ganzen Landschaft. Ein allen diesen südafrikanischen Gewächsen und Blumengeschlechtern eigenthümlicher Charakterzug ist der durchgängige Mangel an Geruch, dagegen die vorherrschende Fülle der Saftblätter, welche eben so viele Zellen zur Aufbewahrung der Feuchtigkeit bilden, eine Einrichtung welche von der Natur ohne Zweifel in der Absicht getroffen worden ist, um trotz der dem Himmelsstrich und dem Boden worin diese Gewächse zu Hause sind, eigenthümlichen Dürre fortkommen zu können. Denn überhaupt deuten der Bau und die ganze Einrichtung der Pflanzenblätter getreu die Natur des Himmelsstriches an, worin sie im wilden Zustande vorkommen, und die Saftblätter der südafrikanischen Gewächse lassen sich mit den Wasserbehältern des Kamehls vergleichen, welches wie diese in gleichgearteten Erdstrichen zu Hause ist, und wodurch es in der Wüste längere Zeit hindurch Durst zu ertragen im Stande ist.

Unser lediglich durch widrige Witterung herbeigeführter Besuch der Moßel-Bai gewährte uns eine treffliche Gelegenheit eine entlegene und wenigbeschriebene Gegend des Caps zu sehen, und die ungefähr sechs geogr. M. von der Bai entfernte Georgs-Stadt, welche der Hauptort des Bezirks ist, in Augenschein zu nehmen. Der Weg dahin führt durch Urwälder, welche von wilden Elephanten, Löwen und Tigern wimmelten.

Nach einem eilftägigen Aufenthalte lichteten wir endlich die Anker und gingen von der Moßel-Bai nach der Tafel-Bai ab.

---

Über das Vorgebirge der guten Hoffnung und über die Kapstadt, das Leben und Weben daselbst, ist schon so vielerlei geschrieben worden, daß man glauben sollte, es ließe sich wenig mehr Neues von Belang darüber berichten, und doch hatte ich von dem was ich während meines dortigen Aufenthalts wahrnahm früher nie etwas gehört oder gelesen. Der Lucianische Ausspruch: „Africa semper aliquod novi offert" welchen unter andern auch Barrow zum Motto seines trefflichen Werkes über das Vorgebirge der guten Hoffnung gewählt hat, gilt insbesondere von letzterm.

Die Kapstadt zieht sich längs der Küste der Bai, welche nach dem majestätischen Berge der dieselbe beherrscht den Namen der Tafelbai erhalten hat, auf eine Strecke von fünf Viertel englischen Meilen hin, und enthält eine Bevölkerung von ungefähr zwanzig Tausend Seelen.

Die Straßen sind gerade und geräumig, die Häuser meist zwei Stock hoch von Steinen erbaut, und der heftigen Stürme wegen, welchen die Bai wie die Stadt ausgesetzt ist, mit platten Dächern versehen. Vor vielen sind Terrassen oder wie sie dort heißen, Stoeps angebracht, die mit schmalen Lerchenbaumreihen besetzt sind, welche einen schattigen Spaziergang bilden und durch deren Grün das blendende Weiß der Gebäude wohlthätig gemildert wird. Diese Terrassen sind des Abends wenn die erfrischende Seeluft von der Bai her weht oder auch während der Hitze des Tages der Lieblingsaufenthalt der Familien. Die Gemächer sind groß, hoch und luftig, aber sonderbarerweise ohne Plafond, so daß man das nackte Dach- und Fachwerk sieht. Diese unerfreuliche namentlich für das Auge des erst aus Europa kommenden Fremden verletzende Sitte findet sich in den angesehensten Häusern der Kapstadt.

Der Fußboden ist meist angestrichen, in wenigen Zimmern trifft man Kamine, eben so wenig Gärten bei den Häusern, deren Stelle wohl die schon erwähnten Terrassen ersetzen müssen. Der allgemeine Charakter der Stadt ist ungemeine Regelmäßigkeit und Reinlichkeit, alles und jedes verräth die äußerste Ordnungsliebe und Behaglichkeit, so daß also der holländische Ursprung und mehrhundertjährige ununterbrochene Besitz derselben (von 1562—1795) noch jetzt unverkennbar sind. M.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

schenkt hat, befinden sich auch zwei ausgezeichnet schöne Exemplare der echten Venus-Muschel. Red.

# Zur Erklärung der Bilder.

Die Straße über das Stilffer-Joch, geschildert von J. C. Weidmann.

Von Graubündten herab, das Engadein, die Geburtsstätte des Inn, und das reitzende Thal Veltlin, von Tyrol scheidend, zieht sich eine mächtige Gebirgskette, immer zwischen 7—9000 Fuß Höhe haltend, gegen den Ortles, des österreichischen Ländergebiets höchste Alpenspitze, (12,349 Fuß hoch) wetteifernd mit den höchsten Riesen der Gebirge Helvetiens. In dieser Gegend erstand auf den Befehl Sr. Majestät unsers jetzt regierenden Kaisers, Europas höchste und kühnste Bergstraße, von keinem der zahlreichen Alpenübergänge, der Straße über den Bernhard, den Simplon, den Mont-Cenis, den Splügen und den Gotthard, rücksichtlich der Großartigkeit der Anlagen und Ausführung erreicht, oder überbothen. Diese Straße, Tyrol und die Lombardie verbindend, durchaus auf österreichischem Gebiethe angelegt, führt den Namen der Umbrail-Straße, oder der Straße über das Stilffer- oder Wormser-Joch, von den Gebirgstheilen, über welche ihre höchste Erhebung führt.

Ich hatte die obenerwähnten Alpenübergänge sämmtlich aus eigener Anschauung kennen gelernt, und dieser vaterländische Bau, eines der großartigsten Denkmale der Regierungsperiode unsers Monarchen, nahm in so vielfältiger Beziehung meine Aufmerksamkeit in Anspruch, daß ich kaum deren theilweise Vollendung abwarten konnte, sie zu besehen. Ich befriedigte dieses Verlangen in den Jahren 1828 und 1831, und theile nach Aufforderung der Redaktion dieser Blätter den Lesern gerne mit, was ich auf dieser Wanderung über die erwähnte Straße in meinen Tagebüchern verzeichnete. Zur Zeit mangelt es noch immer an einer eigentlichen, umständlichen Darstellung dieses kolossalen Baues. Schmidl und Groß liefern in ihren Reisehandbüchern nur sparsame Andeutungen, welche die Neugierde eher reizen, als befriedigen. Etwas ausführlicher spricht Tschischka in seinem neuesten Werke: Der Gefährte auf Reisen in den österreichischen Kaiserstaaten davon. In der Bibliotecca italiana soll sich ein ausführlicherer Aufsatz über diesen Gegenstand befinden, er ist mir aber nicht zu Gesicht gekommen, und dürfte auch vielen der Leser dieser Blätter, aus Unkenntniß der Sprache nicht zugänglich seyn. In pittoresker Hinsicht erschien neuerlich ein schätzbares Bilderwerk über diese Straße, unter dem Titel: „Malerische Reise vom Etschthal in Tyrol über das Stilffer-Joch durch das Veltlin längs dem Comer-See über Lecco nach Mailand, dargestellt in 36 Blättern, nach der Natur gezeichnet von J. J. Meyer, Landschaftsmaler *)“ welches durch Treue der Abbildungen, und glückliche Auffassung der Standpunkte, ausgezeichnet genannt werden darf.

Die Straße über das Wormser-Joch mündet in die große Straße von Bregenz nach Verona, (über Botzen) zwischen Mals und Eyers. Sie beginnt an der Brücke über die Etsch, Ponte Spondinigo, und führt über das Wormser-, (Stilffer-) Joch in das Veltlin, durchschneidet dieses Thal seiner ganzen Länge nach bis an den Comer-See, bey Colico, und führt dann längs dem Ufer dieses Sees bis an die Brücke von Lecco, wo sie sich mit der alten Straße nach Mailand über Monza verbindet. Sie dehnt sich in eine Länge von 38 Meilen (19 Posten) aus.

Ich hatte von einem angestrengten Marsche, im Post- und Wirthshause zum Adler in Mals erquickende Ruhe gefunden. Der herrlichste Morgen weckte mich, sein freundliches Licht in mein Kämmerlein sendend, und noch war die Sonne nicht ganz über die höhern Gebirge emporgestiegen, als ich schon auf und hinaus war, mich ein wenig im Markte umzusehen, und dann die Wanderung über das Wormser-Joch anzutreten; der Markt Mals liegt bereits 3074 Fuß über der Meeresfläche. Er zählt etwas über 900 Einwohner. Ein rascher Alpenbach, welcher bei Glurns in die Etsch mündet, durchströmt den Markt, die Thalebene in welcher der Markt liegt, heißt die Malserhaide.

*) „Die Reise aus dem Etschthal Tyrols über das Stilffer-Joch nach Bormio, durch das 20 Stunden lange Veltliner-Thal bis an den Comer-See, und von hier an dessen östlichem Ufer, 10—12 Stunden lang bis Lecco, (heißt es in der Anzeige dieses Prachtwerkes), gehört, seit der Ausführung einer Kunststraße, zu den genußvollsten und merkwürdigsten in dem Alpengebirge.“

„Die Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Österreich ließ den Straßenbau aus dem Etschthal über das Stilffer-Joch im Jahre 1820 beginnen und bis 1825 vollenden; die Höhe des Stilffer-Jochs beträgt 8610 Fuß über's Meer, übersteigt also die ewige Schneelinie und alle andern Alpenpässe um 2000 bis 2500 Fuß. Dieser neue, für Wagen und Kutschen gangbare Paß, ist also der höchste in Europa. Die wilde Felsennatur dieses Gebirges auf der Tyroler und Wormserseite bot so große Schwierigkeiten dar, als kaum der Simplon, und mußte deßwegen weit mehr Gallerien erhalten als jener. Der Straßenbau von Bormio bis Delebio am Ende des Veltlinerthals war leicht, aber von hier längs dem östlichen Ufer des Comer-Sees bis Lecco, konnte die Fortsetzung dieser Heerstraße nur durch fast fortgehendes Sprengen der steil in die Seefluthen stürzenden Felsen, und durch Gallerien, deren Länge alles übertrifft, was bisher in der Art vollbracht worden war, gewonnen werden. Dieser Theil der Kunststraße war im Herbst 1829 bis über die Hälfte fertig, und ist bis 1831 ganz vollendet worden. Das Ganze dieser Straßenunternehmung, ein großes Denkmal Sr. Majestät des Kaisers Franz, gehört zu den außerordentlichsten Werken der alten und neuen Zeit, und muß als eine der sehenswürdigsten Merkwürdigkeiten im Alpengebirge betrachtet werden.“

„Davon aber abgesehen, bietet die Reise auf dieser prachtvollen Kunststraße dem Naturfreund eine Fülle und Mannigfaltigkeit von Genuß dar, welche bald Erstaunen, bald Bewunderung erregen. Der Wanderer durchschneidet die Gebirgswelt des majestätischen Orteles (über 12,000 Fuß über'm Meere) und seiner glänzenden Nachbaren an der Seite von ungeheuern Gletschern, die nur ein Gegenstück in der berühmten Allée blanche an der Westseite des Montblanc finden. An der italienischen Seite des Passes setzen die wilde Felsennatur und die gesprengten und gemauerten Gallerien an fürchterlichen Abgründen in schreckendes Erstaunen. Nach wenigen Stunden Hinabsteigens tritt er aus einem furchtbaren Schlunde in das fruchtbare Veltlinerthal (eine gehaltvolle Schilderung dieses merkwürdigen Thales und des Comersees zeigt im 5ten Heft das letzte Blatt, in dem Werke: Die neuen Straßen durch den Canton Graubündten) und von Delebio an, längs dem Ufer des Comer-Sees, überrascht mit Entzücken ein reizendes Bild nach dem andern in dem reichen Kleide italischer Pracht und Herrlichkeit.“

Die unserer heutigen Lieferung beiliegenden Stahlstiche sind diesem Bilderwerke entnommen.



J. Hyrtl

Der Orteler und die Grenzgebirge des Veltlins.



Stahlstich v. J. Hyrtl

Gallerie al Rio di Peder.



Hier schlugen 1497 die Engadeiner die Tyroler, die Lage des Ortes ist malerisch. Im Westen und Südwest die erhabene, Engadein von Tyrol scheidende Kette mit hohen schneebedeckten Gipfeln, im Osten ein niederer Gebirgszug reich an Pflanzenwuchs, im tiefen Süden das majestätische Gletscherhaupt der Orteles-spitze, dieser Anblick ist hier von überraschender Großartigkeit. Mals ist daher auch der Standpunkt aller Orteles-besteiger und aller Reisenden, welche der Herrlichkeit seines Anschauens genießen wollen. Der Gastwirth Stecher (Gasthaus zum Hirsch) ein gebildeter freundlicher Mann, mit den Reizen seiner heimischen Thäler vollkommen vertraut, geht den Reisenden mit allen Nachweisungen deren sie bedürfen zur Hand, und sein Haus ist im ganzen Lande rühmlich bekannt. Mit flüssigem Feuer färbte die aufsteigende Sonne diese herrliche Pyramide, diesen kolossalen Markstein zwischen Tyrol und Italien. Ringsum umgürtete ihn das Gletschereis, sich hinabsenkend in die Thäler von Trafoi, Sulden und Martel. Kaum konnte mein Auge sich trennen von diesem über alle Beschreibung majestätischen Anblick. Bis zum Jahre 1804 war die höchste Bergspitze des Vaterlandes unerstiegen. Auch hier, wie in so vieler anderer Beziehung rücksichtlich der nähern Kenntniß unserer herrlichen Alpenhöhen, gaben Se. kais. Hoheit, der durchlauchtigste Erzherzog Johann den Impuls zur Ersteigung dieser Spitze, der Alpenjäger Joseph Pichler unternahm sie im September 1804. 1805 ward der Naturforscher Dr. Gebhard der Saussure des Orteles. Er bestieg ihn in diesem Jahre dreimal.

Um wieder auf Mals zurückzukehren, so besah ich noch flüchtig die Kirchen, deren es sechs zählt. An der Pfarrkirche ist ein römischer Sarcophag, leider sehr beschädigt, eingemauert, welcher auf den benachbarten Feldern von Latsch ausgegraben ward, und neuerdings das Daseyn der römischen Legionen in diesen Thälern der rhätischen Alpen beurkundet. Auch sind hier noch interessante Ruinen des Mittelalters, worunter besonders ein ungeheurer, wohl noch Jahrhunderten trotzender runder Wartthurm, der kolossalste den ich sah, sich auszeichnet. Sehr malerisch liegt hoch an einem Bergesabhang die schöne Abtei Marienberg. — Die Uhr des Pfarrthurms schlug sieben Uhr, als ich Mals verließ um meine Wanderung fortzusetzen. Langsam schlenderte ich in dem schönen Thale fort, und erreichte nach anderthalb Stunden Schluderns, welches außer seinem schönen Schloße mir nichts zeigte was einen längern Aufenthalt veranlassen konnte, der Weg von Mals hieher ist sehr angenehm. Besonders malerisch zeigt sich rechtsab das Städtchen Glurns.

Rasch brauset die den Gebirgen Graubündtens entströmende Etsch dahin; früher richtete sie nach Hochgewittern, mit aller Wuth alpengeborner Gewässer gewaltige Verheerungen in diesem Thale an, deren Spuren zum Theil noch sichtbar sind. In neuerer Zeit hat man aber einen Kanal gezogen, wodurch die Krümmungen des Stroms gebrochen wurden, und diesen Verheerungen ein Ziel gesetzt ward. Von Schluderns aus macht man gewöhnlich den Ausflug auf den Matscher Glätscher, einen der schönsten Tyrols. Ich schritt rasch vorwärts, und stand denn bald an der Brücke Spondinigo, übersetzte die Etsch, und stand nun auf der neuen Straße, dem Ziele meiner Wünsche. — Ich werde von nun an, die Distanzen in Meters anzeigen, Eine Wiener Klafter ist beinahe gleich zwei Meters, (nämlich der Meter hat 10 Palmi, die Wienerklafter 1 Meter 9 Palmi) der Bau der neuen Straße begann 1820. Schon 1824 war der Theil derselben von der Brücke Spondinigo bis Worms, (Bormio) also der beschwerlichste, wo man mit den großen Hindernissen einer trotzigen Alpennatur zu kämpfen hatte, vollendet. 1831 vollendete man die Fortsetzung der Straße bis Delebio an der Gränze des Veltlins mit der Delegation Como. Der letzte Theil der Straße von Delebio bis Lecco ward 1834 vollendet, so, daß jetzt das ganze kolossale Werk geschlossen ist. Der Ober-Ingenieur des Veltlins, Carlo Domegani, welcher den Bau sowohl auf der Tyroler, als auf der Veltlinerseite leitete, hat seinen Namen durch dieses Werk, welches alle ähnlichen weit überbiethet, und in seiner Großartigkeit an die kühnsten Bauten der Römer erinnert, auf die rühmlichste Weise verewigt. Mit ihm in Verbindung arbeiteten die talentvollen Ingenieure Francisco de Dominici und Filippo Ferranti, und auch ihrer Leistungen muß mit gerechter Anerkennung gedacht werden. Die Strasse ist durchaus 16 Fuß breit, und von so mäßigem Fall, daß man nirgends Hemmschuh oder Kette an den Wagen legen darf. Theils gemauerte Brustwehren, theils starke Geländer von Lerchenholz sind durchaus geführt, werden mit großer Sorgfalt so wie die ganze Strasse erhalten, und nach Beschädigungen sogleich neu hergestellt. Die Barrierepflöcke an den Geländern haben an allen Abhängen 6 Fuß Höhe, damit man auch bei großen plötzlichen Schneefällen die Richtung erkennt. In angemessenen Zwischenräumen sind mehrere Casini de' Rotteri erbaut. Sie werden von Wegräumern bewohnt, denen die Sorge für Reinhaltung der Straße, für Wegräumen des Koths und Schnees, u. s. w. obliegt. —

Der Boden hat sich von Mals bis zur Brücke Spondinigo bedeutend gesenkt. Mals liegt, wie ich bereits oben erwähnte, 3074 Fuß über dem Meere. Die Brücke Spondinigo liegt 923 Meters, also etwa 2760 Fuß hoch. Auch der rasche Lauf der jugendlichen Etsch bezeugt dieses Verhältniß. — Nach einer Stunde Wanderns hatte ich das Alpendorf Prad erreicht, unsers wackern zu früh hingeschiedenen Primisfers Geburtsort. Auf dieser Strecke Weges erhebt sich die Straße bereits um 50 Meters, (Prad liegt 973 Meters über dem Meere). Immer enger wird nun das Alpenthal, immer feierlicher der Anblick der Hochgebirge. Bald lag nun das Dörfchen Stilfs vor mir, von welchem der Theil des Monte Braglio, (des Umbrails, wie er auf der deutschen Seite des Gebirges heißt) über welchen der höchste Punkt der Straße geführt ist, den Namen des Stilfser-Joches erhielt, so wie die Deutschen des Veltlins von Worms, (Bormio) ihm den Nahmen des Wormser-Joches geben. Die Italiener bleiben bei dem ersten, und nennen ihn in ihrem Idiom Giogo di Stelvio. Obschon die Gränzmark beider Lande erst auf der Höhe des Gebirges hinzieht, und man also noch einige Stunden auf tyrolischer Erde wandelt, so befindet sich doch bereits zwischen Stilfs und Trafoi das Gränzzollamt. Es besteht aus einer Häusergruppe, welche den Namen Gomaya führt. Man hat es der Nachbarschaft der Schweitzergränze wegen hieher versetzt. Auch ist

höher hinan die Gegend zu unwirthbar. — Gomaya liegt bereits 1324 Meters hoch, also 351 Meters höher als Pradt. Die Entfernung von der Brücke Spondinigo bis Gomaya ist mit 7500 Meters bemessen, also etwas mehr als eine deutsche Meile, (zu 4000 Klafter oder 8000 Meters). Es war eilf Uhr vorüber als ich vor dem Zollhause stand. — Meine Geschäfte waren hier schnell abgemacht, und ich eilte vorwärts gegen Trafoi, wo ich Mittag zu halten gedachte. Die Juliussonne sendete ihre Strahlen mit Macht herab, und ich begann die Stärke derselben zu empfinden, trotz der kühlenden Lüfte, welche der benachbarte Madatschgletscher, und die ausgedehnten Eiswüsten des Orteles herabsendeten.

Der Bau der Straße wird immer kühner, immer großartiger. Vom Suldnergletscher herab rauscht ein Bach, dessen Lauf man folgt. Zwei schöne steinerne Brücken verbinden die Felsschluchten durch welche er sein klares eiskaltes Gewässer rollt. Dann erhebt sich die Strasse in zwei kühnen Wendungen übereinander, und folgt nur dem Bette des Trafoibaches, gleichfalls einem gletschergebornen Gewässer, über dessen Schluchten drei ähnliche Brücken leiten. Endlich hatte ich Trafoi erreicht. Trafoi ist eben auch nichts anders, als eine dürftige Häusergruppe, bestehend aus einer Casa de' Rotteri mit einem Stalle zur Umspannung für die Beförderung der Reisenden, ein paar Hütten, und einer höchst malerisch gelegenen Alpen-Kapelle, wo sich die umliegenden Gebirgsbewohner zum Gottesdienst einfinden. Die Hochgebirgsscenen welche sich dem Auge des Wanderers übrigens hier entfalten, sind von der imposantesten Art. Überall ungeheure Felsmassen, Abgründe und Gletscher. Vom Gränzzollhaus bis Trafoi ist die Straße mit 4500 Meters bemessen. Die Erhebung dieses Weges beträgt nur 290 Meters. Von Trafoi aus begann der erste kühne Ersteiger des Orteles seine Wanderung. Um drei Uhr hatte sich das Wetter etwas getrübt, ohne daß eben der Ausbruch des bösen Wetters sehr nahe zu fürchten schien. Im Gegentheile verlieh eben dieser Wechsel meinem Wege einen neuen Reiz. Im Westen gegen Graubündten hin dunkelte der Himmel, und standen mächtige Gewitterwolken. Im Süden gegen das riesige Eishaupt des Orteles hin war der Himmel noch rein, und strahlend schimmerte die gewaltige Eispyramide aus den sie umgebenden Gletscherfeldern empor, nur zuweilen von leichten Nebeln umflattert.

Von Trafoi aus beginnt einer der merkwürdigsten Theile der Straße, die sogenannten Wandeln. Von den Gletschern des Orteles zieht sich nämlich ein sehr hoher, steiler Gebirgsrücken gegen den Monte Braglio hin. Es ist ein wasserscheidender Zug, der das Thal der Adda von jenem der Etsch trennt. Hier ist, der Steile des Terrains wegen, die Straße mit staunenswerther Kühnheit in lauter über einander stehenden Terrassen geführt, so daß man oft an einem Punkte acht bis zwölf ihrer Wendungen über einander erblickt. Die Scenerie welche sich dem Wanderer bei jeder Ersteigung dieser Wendungen, in jenem steten Wechsel welcher die Alpenansichten bezeichnet, entfaltet, ist von bezaubernder Schönheit. Die gesammte Alpenwelt hat keinen Reiz der sich nicht dem Wanderer hier zeigte. Gleich oberhalb Trafoi senkt sich dicht an der Straße der vielfach zerklüftete Madatschgletscher in den Thalgrund hinab. Ihm entsprudelt der Trafoibach. Der Gipfel des Orteles zeigt sich hier erhabener als an irgend einer Stelle, und scheint so nahe daß man ihn, vermöge der den Alpenhöhen eigenen optischen Täuschungen, in einer Stunde erreichen zu können glaubt. Ringsum herrscht feierliche Stille, Erhabenheit ist der Charakter der gesammten Umgebung. — Von dem Posthause in Trafoi bis zu jenem in Wandeln, ist die Entfernung mit 12,500 Meters bemessen, die Straße erhebt sich auf dieser Strecke um 1116 Meters. Die Post-Station Wandeln liegt 2730 Meters über dem Meere, also bereits bedeutend höher als der höchste Punkt der Simplonstraße, (mit 2068 Meters) dieser Theil der Straße ist im Frühling bedeutenden Lavinenstürzen ausgesetzt, und die Straße war kaum vollendet, als im Winter von 1826—1827 das Posthaus von Wandeln mit allen Bewohnern in einer Sturmnacht auf diese Weise in den Abgrund geschleudert ward. —

Es war 5 Uhr als ich Wandeln erreicht hatte. Trotz des großen Marsches den ich heute gemacht hatte fühlte ich mich, Dank sey es der trefflichen Anlage der Straße, nicht im geringsten ermüdet oder erschöpft, die Begierde bald den Gipfel der Straße erreicht zu haben, gab mir überdieß frische Kraft. Von Wandeln bis auf den Gipfel beträgt die Länge des Weges nur mehr 1500 Meters, mit einer Elevation von 84 Meters. Keuchend eilte ich die letzte Wendung hinan, und stand nun triumphirend auf dem Giogo di Stelvio, der Punkt ist 2814 Meters über dem Meere erhoben. Die Gesammtlänge der Straße von der Brücke Spondinigo bis zu diesem Punkte, ist mit 2400 Meters bemessen.— Die Simplonstraße ist um 2600 Fuß niederer. Hier auf der Höhe des Joches ist die eigentliche Grenze zwischen Italien und Tyrol. Die Aussicht von dieser Höhe ist im Vergleich der früher gesehenen Scenerie, weder überraschend noch bedeutend. Ringsum herrscht kahle Öde. Nur des Orteles erhabenes Haupt überragt auch hier alle benachbarten Gebirge, der Abblick auf die Windungen der Straße in das Veltlin hinab ist überraschend. — Man senkt sich ohne die geringste Anstrengung einige Wendungen der Straße hinab, und hat dann bald die Post-Station Santa Maria erreicht. Die Cantoniera Santa Maria führt den Namen von einem Dorfe, zu welchem sich ein sanfter Abhang hinabzieht. Die Senkung des Weges von dem höchsten Punkte der Straße bis zur Cantoniera beträgt 314 Meters, die Cantoniera liegt 2500 Meters über dem Meere. Hier schlug ich mein Nachtquartier auf, und fand leidliche Unterkunft. In der Nacht brausete ein Hochgewitter über das Gebirge hin; der Donner rollte mit furchtbarer Gewalt, daß die Grundfesten der Cantoniera erbebten, und der Hagelregen klirrte an die Fenster. Gegen zwei Uhr ward es ruhig, und als ich um fünf Uhr vor das Haus trat grüßte mich der heiterste Morgen.

Zur nähern Erläuterung erwähne ich hier der Einrichtung dieser Cantonieren, davon sich vier auf der Tyrolischen Seite des Gebirges, und eben so viele auf der italienischen befinden: Sie bestehen im Erdgeschoß aus einem großen Thorbogen, durch welchen die Straße führt. Rechts ist die Küche, links die Stallungen. Im obern Stockwerke befindet sich über

dem Thorbogen ein heitzbarer Saal zur Tafel, und gemeinschaftlichen Zusammenkunft der Reisenden, und zu jeder Seite desselben vier Gastzimmer mit einfacher aber zweckmäßiger Einrichtung. — Die Post-Stationen Trafoi und Wandeln, auf der Tyrolerseite, und jene von Santa Maria und Spondalunga auf der Veltlinerseite befinden sich in solchen Cantonieras. —

Wohlgemuth trat ich die Fortsetzung meiner Wanderung an. Der Morgen war herrlich, und mit jedem Schritte vorwärts von Santa Maria gewinnt die Gegend an Reiz. Die Vegetation tritt immer freundlicher hervor, je tiefer man sich abwärts senkt, und doch bleibt der Hauptcharakter der Umgebung immer großartige Alpennatur. So im Anschauen schwelgend, erreichte ich die Piana de Braulio, ein Hochthal, rings von mächtigen Felsmassen umschlossen. Hier steht die zweite Cantoniera auf der Veltlinerseite. Immer enger drängen sich die Felsen zusammen, endlich einen Paß, die pittoreske Bocca de Braulio bildend, welche eben Raum zu Durchführung der Straße läßt. Aus diesem schauerlichen Schlund vortretend, liegt wieder eine kahle, öde Hochebene vor dem Blicke, dürftig belebt durch eine Casa de Rotteri. Nun betritt man den langen Felsrücken Spondalunga, welcher der nächsten Post-Station den Namen gab. — Dieser Rücken zwischen dem Val d'Adda, und dem Val de Vitelli zur beträchtlichen Höhe emporsteigend, both der Führung der Straße mächtige Hindernisse, welche indeß das Genie Domigani's kühn besiegte. Über den Schlund des Val de Vitelli führt eine herrliche Steinbrücke, von deren Lehne man sicher in die schwindelnde Tiefe hinabblickt. Bald hat man dann die Cantoniera und Post Spondalunga erreicht, welche 2120 Meters über dem Meere liegt. — Es war acht Uhr als ich dort eintraf, dabei war ich sehr bequem gewandert, und hatte doch den Weg in nicht ganz drei Stunden zurückgelegt. —

Von nun an wird die Vegetation immer üppiger, Alpenblumen schimmern an den Berghängen, grüne Matten laben das Auge, frische Gewässer rieseln von den Höhen herab; bald gelangt man aber wieder an eine großartige Felsenparthie, das sogenannte Diroccamento. Hier erregt die Kühnheit in Führung der Straße die höchste Bewunderung, da der Fels stellenweise sehr weit in mächtigen Wänden vorspringt, und oft so jähe Abstürze zeigt, daß an ein Umgehen nicht gedacht werden konnte, so sind mehrere Gallerien gesprengt worden, und zwar in einer Gesammtlänge von 689 Meters. Die Gallerien sind theils in den Fels gesprengt, theils nach einer neuen Erfindung erbaut, und aufgemauert. Diese letzten bewährten ihre Zweckmäßigkeit besonders an solchen Stellen, wo Erdlavinen zu fürchten sind, diese gleiten über die Rasenbedeckung jener festen Gewölbe unschädlich ab, da ihr Nutzen so einleuchtend befunden wird, so hat die Regierung beschlossen, auch auf der Tyrolerseite, wo das Terrain solche Ereignisse befürchten läßt, dergleichen Gallerien erbauen zu lassen.

Vom Diroccomento gelangte ich an die Piatta Martina, mit einer schönen Steinbrücke. Hier steht die letzte Cantoniera vor Bormio. Hier zeigt sich auch der Eingang in das nordwestlich gelegene Thal Fraele. Es ist sehr pittoresk, voll gewaltiger Fichtenwälder, und auf allen Seiten von Hochgebirgen eingeschlossen. Von Mals auch führt ein Seitenweg über das Gebirge, und San Giacomo di Fraele, an drei kleinen Seen vorüber, über den schauerlichen Felsenpfad, Scaletta di Fraele, nach Bormio. Ich machte diesen Weg im Jahre 1811, und erinnerte mich jetzt sehr lebhaft wieder an ihn. Die neue Straße führt denn durch das Val di Braulio, wo sich die Adda in einen Schlund stürzt, zu den schon seit den Zeiten der Völkerwanderung berühmten Bädern von Bormio; gleich darauf betritt man eine der größten Gallerien, die Galeria de' Bagni, 49 Meters lang, 4½ Meter breit, und eben so hoch ganz durch den vortretenden Fels gesprengt. — Die nächste Brücke, von 26½ Meter Bogenspannung und 13 Meters Höhe ist ebenfalls ein prächtiges Werk, wie denn überhaupt dieser Theil der Straße gegen Bormio sich höchst anziehend gestaltet. Bormio selbst am Fuße des Umbrail, (Monte Braglio) gelegen, ist ein unbedeutendes Städtchen, mit kaum 1000 Einwohnern. Die Länge der Straße auf dieser Seite vom Joche herab, ist mit 20,400 Meters bemessen. Bormio selbst liegt auch 1294 Meters über dem Meere. Bis hieher sah ich selbst die Straße fertig. An dem übrigen Theile ward damals noch gearbeitet. Jetzt ist er vollendet, und ich kann also diesen Aufsatz nicht schließen, ohne wenigstens Andeutungen über den fernern Zug der Straße zu geben. Er zieht sich durch das ganze Veltlin, von Bormio über Tola, San Pietro di Marignone, Mondadizzo, Bolladone, Gresio, Grosotte, Mazzo, Tova und Lovera, dann über Tirano, Fresenda nach Sondrio, dem Hauptorte der Delegation Veltlin, (auch Sondrio) dann über Desco, Monbegno, Cosio, Blagno, nach Delebio. Hier überschreitet die Straße die Gränze der Delegation Veltlin, und betritt jene von Como, in welcher Colico der erste Ort ist, den sie berührt. Colico liegt am obersten Ende des Comersees, und am Fuße des hohen Legnone. Von Colico führt dann die Straße, immer längs dem Ufer des Comersees. Zuerst nach Bellano, wo der Fluß Rioverna einen herrlichen Wasserfall, Orrida di Bellano macht.

Zwischen Colico und der Saßo d'Olcio sind drei mächtige Gallerien zu passiren, da der Saßo d'Olcio weit vorspringende Felsenmassen bildet. Endlich nach Varena, mit der schönen Villa Serponti, und dem prächtigen Wasserfalle Cascada di Latte genannt. An der Brücke von Lecco endlich, mündet die neue Straße in die alte über Monza nach Mailand. —

## Einiges über den Kaukasus.

Von der am Malkaflusse gelegenen starken Festung Ekaterinograd herab hat man die ganze Kette des Kaukasus vor sich liegen, und welchen Eindruck dies hohe Gebirge das sich vom schwarzen, bis zum kaspischen Meere hinzieht, auf den Reisenden macht, der sich von Odessa aus fast ununterbrochen in einer unabsehlichen Ebene befand, ist nicht zu beschreiben. Über den Ursprung des Namens Kaukasus ist man nicht im Klaren. Plinius sagt schon daß es ursprünglich ein scithisches Wort sey, und: weiß

von Schnee bedeute. Die Bergbewohner wissen nichts von dieser Benennung; sie bezeichnen ihn als den Berg Jalbus. Vielleicht hieß er ursprünglich Kassy oder Kasp; wenigstens geben schon Eratosthenes und Strabo an, daß er von seinen Bewohnern der Kaspische Berg genannt worden sey. Erst bei den arabischen Geographen findet man ihn als Kowkas und Kaukas bezeichnet. Die tatarische bei den Einheimischen gewöhnliche Benennung Jalbus drückt seinen mit Eis bedeckten Gipfel aus.

Es zieht sich diese Scheidewand zwischen Asien und Europa in zwei parallellaufenden Ketten hin, von denen die südliche am höchsten ist, und besonders durch den Elbruz majestätisch emporragt. Nach einigen hat er über 14,000, nach andern über 16,000 Fuß Höhe, und kann sich also mit den größten Schweizeralpen messen. Er scheint allein eine ganze Gebirgswelt zu bilden, und steigt mit seinem schneeschimmernden Haupte bis in die Wolken empor. Die großen, schwarzen, minderhohen nördlichgelegenen Berge dienen nur dazu, diesem von Schnee und Eis bedeckten Bergriesen desto größern Glanz zu verleihen. Auf den Elbruz versetzten die Mythe den gefeßelten Prometheus und das scheue Volk zu seinen Füßen nennt ihn noch jetzt den heiligen Berg, den wunderbaren; denn auf seiner Spitze senkte sich, sagt hier die Tradition, Noahs Arche zuerst nieder, bis sie auf den Ararat hinab kam. Böse Geister herrschen auf seiner Spitze, und die Gebeine eines ungeheuern Riesen fanden ihre Stätte daselbst.

Die Neugier reitzte 1817 den General-Major Fürsten Eristow, so tief und so hoch wie möglich in die Schluchten, und auf die Spitze dieses Berges zu dringen. Er nahm zwei hundert Mann und eine leichte Kanone hierzu, allein die Expedition gelang nicht, vermuthlich war die Zeit nicht gut gewählt worden; denn kaum gelangte man in das Innere der Thäler, als der Nordwind sich erhob und eine Lavine herabstürzte, welche die ganze Expedition begrub. Kaum zwei oder drei retteten sich. Die Bergbewohner hatten die Sachen gelassen mit angesehen, weil nach ihrer Meinung der Gipfel des Elbruz nicht erstiegen werden dürfe; erst 1829 wurde von dem General Emanuel ein neuer Versuch gemacht, der glücklicher ablief. Es wurden 600 Mann Infanterie, 350 Kosaken und zwei Kanonen bestimmt, eine Anzahl von Gelehrten, die aus den Bädern von Konstantinogorsk abgingen, zu beschützen und zu unterstützen. Am 18. Juni verließen sie Konstantinogorsk, und am 8. Juli gelangten sie an den Fuß des Elbruz, ohne bis dahin andere Beschwerden erfahren zu haben, als die steile Höhen und Abdachungen und schmale Bergpfade dargeboten hatten. Die Witterung war schön; am 9. Juli begannen sie ihr Wagstück. Einige Tscherkessen hatten sich freiwillig angeschlossen. Noch am nämlichen Tage kam man bis zur Schneelinie, Tags darauf am 10. brach man schon früh um 3 Uhr wieder auf, und um 9 Uhr war die Hälfte des Berges erstiegen, wo aber der Schnee so weich war und unter den Füßen so sehr nachgab, daß es nicht möglich schien, weiter fort zu kommen. Die ganze Unternehmung schien verfehlt, als auf einmal eine Stunde nachher hinter dem Felsen, an dessen Wand alle voll Verdruß lagerten, ein Mann oben auf der Spitze hervorkam und gemeßnen festen Schrittes dem eisigen Gipfel zuwanderte. Es war ein Tscherkesse. Um 11 Uhr war er glücklich oben.

## Miscelle.

Das herrliche und bewundernswürdige Geschlecht der Blumenspechte (sagt R. P. Lesson im 15. Hefte seiner Illustrations de Zoologie), ist in unsern über die verschiedenen Familien desselben erschienenen drei Werken keineswegs erschöpft worden, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde weil uns jeder Tag neue Arten dieses Prachtgefieders, dieser wahrhaften Camellien der Lüfte der südlichen Halbkugel kennen lehrt. Dazu gehört auch die kürzlich entdeckte Kolibri-Art welche den Namen Angéle erhalten hat, und im Glanzstaat ihres Gefieders, der hehren Pracht ihres Schmuckes, der lieblichen Mannigfaltigkeit ihrer schillernden Farbenübergänge und Wiederscheine keiner andern weicht. Welche Grazie in diesem winzigen Wesen dessen Hals in Himmelblau und Feuerroth schillert! Smaragd, Aquamarin, glühender Rubin, Saphir mit dem Glanze gebläueten Stahls, so ist das allgemeine Colorit ihres facettirten Gefieders. Die kleinen Füße sind schwarz, der fast gerade, feine und sehr lange Schnabel deutet auf eine selbst unter dem Kolibrigeschlechte ganz eigenthümliche Lebensweise hin. Diese köstliche Blumenspechtart muß vermöge des Baues des Schnabels ihre Nahrung aus dem Grunde glockenartig gestalteter Blumencorallen holen; die Blumen der Bignonien, jene langen Lianen mit knollenartigen Corallen welche in den Waldungen der Neuen Welt die Baumstämme schlangenartig umranken und sich vielfältig verschlingen, sind es aus dem sie die kleinen Insekten die ihre Kost ausmachen, holen muß.

Der Angabe des Engländers Stockes zufolge, bewohnt die Angéle die Niederwaldungen der La-Plata-Länder, und kommt auch in der Gegend von Buenos Ayres vor; nach Canivet dagegen ist sie in den Wäldern Chiles die so reich an noch unbekannten Gewächsen sind, zu Hause.

De Vigny schildert in seinem Elloa folgendermaßen die Geburt eines Colibris:

Ainsi dans les forêts de la Louisiane<br>
Bercé sous les bambous et la longue liane.<br>
Ayant rompu l'oeuf d'or par le soleil mûri.<br>
Sort de son nid de fleurs l'eclatant colibri<br>
Une verte émeraude a couronné sa tête,<br>
Des ailes sur son dos le pourpre est deja prête,<br>
La cuirasse d'argent garnit son jeune coeur<br>
Pour les luttes de l'air l'oiseau part en vainqueur.

M.

Redakteur: Ferd. Maria Malven.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin
für
## allgemeine Weltkunde.

33.] 1) Favoritinn eines indisch-moslimischen Harems. 2) Ronda. [1834.



## Schilderung der Erdstriche
### wo die Paradiesvögel und die Epimachen zu Hause sind.

(Beschluß *).

Jeder Papua erblickt in einem andern Menschen einen Feind; daher jenes beispiellose Mißtrauen, jene Hinterhalte und Schlingen die sie den Reisenden legen, jene Todschläge sobald man sich in das Innere der Wälder wagt, jene Pfeile die sie aus den Gesträuchen hervorschießen worunter sie sich bergen, daher jene seltsamen Vorsichtsmaßregeln die sie mittels Zeichen oder gewißen Losungsworten treffen, wenn sie als Freunde handeln, daher jene luftigen Wohnungen oder jene auf dem Meere erbauten Dörfer die solchergestalt eingerichtet sind, daß sie ihre Insassen durch geheime Ausgänge vor Überfällen sichern.

Dampier, Schouten und Forrest sind die einzigen Seefahrer welche einige zuverlässige Angaben über Neu-Guinea oder Papuasien mitgetheilt haben **), diese Angaben sind aber so unvollständig und dem jetzigen Zustande der Erd- und Völkerkunde so unangemeßen, daß wir wohl ohne Bedenken mit unsern aus eigener Anschauung geschöpften Bemerkungen über die Erzeugnisse und Bewohner jenes großen Erdstriches hervortreten dürfen, welche wir auf der Reise um die Welt die wir an Bord der Corvette La Caquille machten, über Papuasien gesammelt haben.

### Bai und Hafen Dorey.

Der Pflanzenwuchs ist in dieser Küstengegend von Neu-Guinea so beschaffen, wie man ihn unter dem Äquator und auf dieser vom trockenen und gemäßigten Westpassat überwehten Insel erwarten darf, also großartig, majestätisch und imposant. Die ganze Gegend ist Ein endloser Urwald worin die meisten Pracht- und Edelgewächse der Molukken vorkommen, und Riesenbäume von mehr als hundert und fünfzig Fuß Höhe und ungeheurem Umfange in die ewigblaue Luft ragen. In diesen unabsehbaren Waldgebieten wachsen keine niedern Kräuter sondern alle Pflanzen sind hochstämmiger und baumartiger Natur; die Lianen ranken in Gewinden hoch hinan und fallen als wahrhafte Blumen- und Blüthen-Kaskaden von den Baumstämmen wie von Felsen herab. Die üppige Fruchtbarkeit des Erdreichs welches unablässig von reichlichen Nebeln, und durch sechsmonatliche Regengüsse getränkt, und dann von dem lothrechten Gluthstral der Sonne bebrütet wird, streift ans Unglaubliche. Der Reisende welcher diese Urwälder betritt, wird nicht müde die reiche Mannigfaltigkeit des Grüns und Laubschlages derselben zu bewundern, der den größten und wundersamst gestalteten Blumen zur Folie dient, die Fülle seltsamer Früchte, und jenes Gemisch von Bäumen welche von den üppigsten und schwellendsten Lianen-Kränzen und Festons umrankt und überwoben sind. (Nachdem der Verf. die aus geographischen und naturhistorischen Werken zur Genüge bekannten vorzüglichsten Baumarten Neu-Guineas wie z. B. die Sagopalme, den Muskatnußbaum u. s. f. so wie die Hauptgegenstände der durch malaische Corocoren und chinesische Junken betriebenen Ausfuhr, welche in lebendigen Loris, Paradiesvögeln, Trepang, Massohy-Rinde u. a. m. besteht, aufgezählt hat, fährt er folgendermaßen fort).

Erweckt die Pflanzenwelt von Neu-Guinea durch die ihr eigene schwelgerische Fülle und den reichen Pomp staunende Bewunderung, so mag es die Thierwelt, insbesondere das Federspiel, vielleicht in einem noch höhern Grade durch die entzückende Farben- und Formenpracht womit sie ausgestattet worden. Ein geheimnißvoller Schleier hatte bis auf diesen Tag jenes Zauberland den Blicken der Naturforscher verborgen, auch hatten die berühmtesten darunter stets das lebhafteste Bedauern geäußert, daß dasselbe noch niemals zum Ziele wissenschaftlicher Expeditionen auserkoren worden war.

Während unsers Aufenthalts in der Bai von Dorey wurden uns von den Papuas so viele Paradiesvögel zum Verkauf gebracht, daß wir aus diesem Umstande schloßen, daß sie dort in großer Fülle vorhanden seyn müssen.

Auf Jagden die wir unternahmen wurden wir zweimal des Manucodes oder weißen Paradiesvogels ansichtig, und beide Mal sahen wir das Männchen

*) Siehe Nr. 32.

**) „Neu-Guinea, die größte Insel des Australoceans, macht den Anfang der innern Inselreihe welche das Austral-Festland in einem Halbmonde umgibt. Es ist das erste Land welches die europäischen Seefahrer im Australocean entdeckt haben, aber von allen noch das unbekannteste und eigentlich nur von Einem derselben, dem Kapt. Thomas Forrest betreten. Dieser ist nämlich der einzige Seefahrer welcher 1774 einige Punkte der nördlichen Küste betrat, und dem wir (G. Hassel schrieb dieß vor 1825) fast alles zu danken haben, was wir von den Einwohnern und dem Lande selbst wissen. Sein Reisewerk ist 1779 in Dublin erschienen. Neu-Guinea liegt auf der Gränze des Indischen Oceans, welcher seine Westküste und deren Inseln bespült, wogegen die übrigen Küsten dem Australoceane angehören; es verbindet sonach die Gewürzinseln mit den innern Australinseln.“ (G. Hassel Vollständige und neueste Erdbeschreibung von Australien, Band XXIII. des großen Weimarischen Handbuches der Erdbeschreibung).

und Weibchen beisammen; das Gefieder des Männchens ist von seltener Pracht, das des Weibchens dagegen ohne Glanz und Schöne.

Bei den Papuas heißt diese Art Saya; sie hält sich vorzüglich und am liebsten auf den Teckbäumen auf, deren Früchte ihre Lieblingsnahrung sind.

Die kleinen grünen Paradiesvögel (les petits-émeraudes) haben einen anmuthigen wellenförmigen Flug; die Seitenfittige fallen nachlässig herab, und bilden einen lieblichen ätherischen Busch, welcher in den Lüften wie eine Sternschnuppe flimmert. Man kann sich durch die von den Papuas zur Ausfuhr bereiteten getrockneten Bälge dieser herrlichen Vogelarten, kaum eine nur einigermaßen entsprechende Vorstellung von ihnen machen, denn so hat z. B. der lebendige Emeraude oder grüne Paradiesvogel die Größe der französischen Elster.

Die Eingebornen machen häufig Jagd auf diese Paradiesvogelart welche sie Mambefor nennen, und deren Gefieder von den Radschas der Inseln des Indischen Archipels und von den chinesischen Großen seit unfürdenklichen Zeiten als Aigrette getragen wird.

Auch diese Art liebt vorzüglich die Früchte des Tecks und einer Feigenbaumgattung; ihr Geschrei läßt sich am besten durch die stark ausgesprochenen Sylben Woik, Woik andeuten.

In den Wäldern um Dorey wohnen ferner der Megapode, mehrere herrliche Taubenarten, unter andern die Gura- und Nicobar-Taube; öfter stießen wir auf den Kasuar oder Emu der Molukken, mit dessen Gefieder die Papuas ihre Lanzen schmücken, und auf den Calao mit schwarzem Gefieder und weißem Schweif; er nährt sich von Muskatnüssen und andern edlen Gewürzfrüchten, wodurch sein Fleisch einen köstlichen Geschmack erhält; sein Flug ist so schwer und plump daß man den dem Orkan vorhergehenden Stoßwind zu hören glaubt, wenn im Walde eine Schaar dieser Vögel heran geflogen kömmt.

Den reichgeschmücktesten Tagfaltern, den seltensten Caleopteren begegnet man auf jedem Schritte. Die See welche unausgesetzt von der glühenden Aquatorialsonne bebrütet wird, hegt die meisten von den Testaceen welche die Wonne der Conchylienforscher ausmachen, wir wollen aufs Gerathewohl nur die Harfen, die Marteaux-Austern u. m. a. nennen.

Aus dieser flüchtigen Skizze mag man entnehmen, von welch ungemeiner Wichtigkeit eine längere und systematische Erforschung Neu-Guineas für die Naturgeschichte wie für den Welthandel wäre. Dieser Erdstrich ist gleich Borneo bestimmt, unsere Museen und Kabinette, (oder besser die europäische Kunst und Industrie) über Kurz oder Lang mit Formen zu bereichern, welche in der Reihe der Wesen so weit wir sie kennen einstweilen noch fehlen. Wir zweifeln nicht, daß in der berühmten Denkschrift des Quiros worin er die reiche und große Insel, die er die Tierra australia del spiritu santo nennt, als ein wahres Eldorado schilderte, Neu-Guinea gemeint war.

Die in der Gegend der Bai von Dorey hausenden Papuas nehmen verschiedene Rassen unter den Bewohnern von Neu-Guinea an; den im Binnenlande wohnenden Stamm welcher in Europa unter dem Namen der Haraforen bekannt ist, nennen sie Endamanen; und ihren eigenen Stamm theilen sie in Arfakis oder Bergbewohner und Papuas oder Küstenbewohner ab. Das Hauptunterscheidungszeichen beider Australneger-Klassen besteht in der Haartracht; erstere tragen nämlich das Haar lang und unordentlich herabhängend, während die andern dasselbe in Flechten ordnen. An der Küste haben sich ferner einige Malaien angesiedelt, welche das Haar kurzabgeschnitten tragen, und einige rohe äußerliche Bräuche des Islams angenommen haben.

Die Papuas werden in allen über sie erschienenen Reiseberichten als wilde, ungastliche, treulos-hinterlistige Kobolde geschildert, denen man durchaus kein Vertrauen schenken dürfe. Wir können in diese Schilderung nicht mit einstimmen, denn im Gegentheile uns schienen die Papuas welche die Nordküste von Neu-Guinea bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung hin bewohnen, überaus sanft und keineswegs gefährlich, ja eher geneigt die Europäer scheu zu fliehen als ihnen zu schaden; sie haben uns niemals irgend etwas zu leide gethan, obgleich wir uns auf unsern naturhistorischen Ausflügen öfter ganz allein in ihren Dörfern mitten in den Wäldern und ganz in ihrer Gewalt befanden. Indeß sind die Papuas welche die mittägliche Region von Neu-Guinea bewohnen, und deren Art und Naturell durch keine Mischung mit Malaien verändert worden ist, roher und wilder. Der Zustand einer immerwährenden Feindseligkeit worin sie leben, macht ihren Charakter mißtrauisch und argwöhnisch. Nie besuchten wir auf einem nur etwas stark bemannten Boote eines ihrer Dörfer, ohne daß die gesammte Bevölkerung in ihren großen Parogueu eiligst die Flucht ergriff, wobei sie ihre besten Habseligkeiten und Geräthschaften stets mit sich fortführten. Dieses Schauspiel solcher plötzlicher Aufbrüche mit Sack und Pack, an die sie sehr gewohnt zu seyn scheinen, gaben sie uns nicht einmal sondern nicht selten zehnmal des Tags. Diese immerwährende panische Furcht vor Fremden rührt von den häufigen Landungen her, welche die malaischen Cororen oder Fahrzeuge an den von Papuas bewohnten Küsten bewerkstelligen um Menschen zu rauben, die sie sodann als Sklaven nach den Molukken verkaufen. Die Endamanen oder Haraforen welche im Innern von Neu-Guinea in pallisadirten, und auf hohen Pfählen angelegten Dörfern wohnen, sind ebenfalls Feinde der nördlichen Papuas gegen die sie öfters Streifzüge unternehmen.

Die Wohnungen der Strand- oder Küsten-Papuas sind auf dem Wasser, in den Flüssen, oder auf Strandstellen welche vor der Fluth geschützt sind erbaut.

Diese Hüttenreihen nehmen sich aus der Ferne malerisch aus, in der Nähe besehen aber sind sie die armseligsten und erbärmlichsten Wohnungen die man sich nur denken kann. Da die Papuas wie bereits erwähnt zu öftern Aufbrüchen genöthigt sind, so wenden sie an diese Hütten die der Feind jedesmal plündert oder zerstört, die sie dann aber ohne sonderliche Mühe wieder herstellen, nicht die geringste Sorgfalt. Sie sind sämmtlich völlig gleichförmig eingerichtet; jede besteht aus zwei Reihen von Behältern durch welche ein großer Gang hinläuft, der auf der Seeseite in eine Plattform, und auf der Strandseite in eine Art von hölzerner Brücke endet. Die Hütte und die Querbalken worüber das was eigentlich den

Estrich ausmachen soll nachlässig geworfen ist, ruhen auf mehr als hundert, fünfzehn bis zwanzig Fuß hohen, Baumzweigen welche in den Sand gesteckt sind. Der erwähnte Estrich oder Fußboden dieser Hütten besteht aus runden Zweigen, welche über andere wagerecht angebrachte Baumzweige gelegt sind, so daß jeder andere als ein Papua bei jedem Schritte Gefahr läuft, zu straucheln und in das unten befindliche Wasser zu fallen. Die Brücke ist wo möglich noch elender und halsbrechender, und wird des Nachts jedesmal abgetragen, so daß die Inwohner vor einem Überfalle von der Landseite sicher sind.

Die Arfakis oder Berg-Papuas errichten ihre Wohnungen gleich den Strandpapuas auf sehr hohen Pfählen, nur mit dem Unterschiede daß sie dieselben auf den höchsten Kuppen ihrer unwegsamen Gebirge anlegen, während letztere ihre Hütten wie bereits erwähnt auf dem Meere oder sonst auf dem Wasser anlegen. Diese adlerhorstartig in den Lüften schwebenden Wohnungen sind viel kleiner als die der Strandpapuas, ihre Bauart und Einrichtung aber ganz dieselbe. Man gelangt zu denselben mittels einer hohen Bambusstange in welche Tritte eingeschnitten sind, und die des Abends stets hinauf gezogen wird. Das Thor ist sehr niedrig und schmal, der Fußboden um nichts besser als der der Meerhütten, das Gehen auf demselben also wegen der hohen freien Lage der Hütten noch lebensgefährlicher. An der dem Eingange gegenüber befindlichen Seite ist eine Art von Balcon angebracht, welcher auf den rauhen und steilen Abhang des Gebirges hinausgeht.

Die Papuas gehen ganz nackt und bedecken bloß die Schamtheile mit einem schmalen Baumblatt. Die Schürze der Frauen ist etwas breiter, und besteht aus einem Streifen blauen Linnens um welchen ein rother Gürtel von demselben Stoffe befestigt ist. Zum Schutz vor dem Regen dient ihnen nichts als ein von Baumblättern verfertigter Hut mit breiter Krempe auf chinesische Weise. Manche von diesen Hüten sind künstlich gearbeitet und mit sehr lebhaften Farben bemalt. Übrigens machen sich die Papuas wenig aus Stoffen die zur Bekleidung dienen, wofern sie nicht leicht und mit Schildereien im chinesischen Geschmacke überladen sind, einen großen Werth legen sie aber auf alle Sachen die sie zum Zierrath ihres Körpers verwenden zu können glauben. Den höchsten Werth legen sie aber auf Piaster, und überhaupt auf alles Silber auch auf Weißblech, weil es demselben ähnelt. Beide Metalle dienen ihnen zur Verfertigung ihrer Zierrathen, z. B. von Ringen womit sie sich Ober- und Unterarme schmücken.

Der allerunentbehrlichste Schmuck für alle Papuas aber, ist ein großer Kamm von Bambus oder anderem Holz welcher mit rohen Zeichnungen versehen, mit Perlmutterstücken oder mit langen farbigen Federn geschmückt und ins Haar gesteckt wird. Die Tatowirung welche sie Panaya nennen ist ebenfalls bei ihnen Sitte; dieselbe besteht aus leichten Strichen, die nicht sehr in die Augen fallen, und bei dem männlichen Theile meist in einigen Linien auf der Stirn und der Brust bestehen.

Der Gebrauch des Betelkauens ist nicht sehr im Schwange. Von der Verfertigung irgend eines Stoffes verstehen die Papuas nicht das geringste, sondern handeln alle Zeuge die sie brauchen von malaischen Kaufleuten ein. Die beiden einzigen Industriezweige auf die sie sich verstehen sind die Verfertigung von Matten aus Pandanusblättern, die sie öfter mit ungemeiner Kunstfertigkeit auszuschneiden und zu färben wissen, und in der Bereitung von Töpfergeschirr, welches sich mit dem europäischen meßen darf.

Die Australneger besitzen wie mehr oder minder alle im vollkommen wilden Zustande lebenden Völker überaus vollkommene Sinne, einen äußerst ausgedehnten thierischen Instinkt und eine ungemeine körperliche Gewandtheit. Ihre Sehkraft ist sehr scharf, und ihre Hand vermag je nach der Bewegung des Auges dreispitzige Wurfspieße zu schleudern, die eine leichte Parabole beschreibend den Fisch im Wasser auf eine bedeutende Entfernung treffen. Sie sind treffliche Schwimmer und Taucher, und können länger unterm Wasser aushalten als irgend ein europäischer Taucher.

Ihre Waffen bestehen in Pfeilen und Wurfspießen aus einem sehr harten Holze, deren unteres Ende aus einem scharfgespitzten Stücke Bambusrohr verfertigt und worüber ein dicker Busch von Kasuarfedern befestigt ist; ihre Hauptwaffe ist jedoch der Pfeil wovon sie stets Bündel von mehreren Hunderten bei sich führen. Diese Pfeile deren Verfertigung viele Zeit erfordern mag, werden wie es scheint von Sklaven die sich nur mit dieser Arbeit zu beschäftigen haben gemacht. Die Pfeile deren sie sich zur Erlegung der edlen und kostbaren Vögel bedienen, mit denen sie wie bekannt mit den Malaien und Chinesen einen ausgebreiteten Handel treiben, werden aus den Fasern von Latanienblättern verfertigt. Sie beschleichen die Paradiesvögel, Pirolen und anderes Edelgefieder des Nachts, und schießen sie von den Bäumen, die sie vorzugsweise zur Nachtruhe wählen herunter.

Die an der Seeküste wohnenden Papuas lieben die Schifffahrt, und befahren in ihren Piroguen die meist ruhigen und stillen Gewässer jenes Seestrichs, um mit befreundeten Stämmen Handel zu treiben.

M.

---

### Anhang zu vorstehendem Aufsatz:

#### Plan zur Civilisirung der Australneger.

Ein Plan zur Bildung und Civilisirung der Papuas von Neu-Holland oder des australischen Festlands, (welcher wenn er gelänge, natürlich mit den von den Umständen und Verhältnissen gebotenen Modificationen, auf die im vorstehenden Aufsatze geschilderten Papuas von Neu-Guinea, so wie auf alle andere Stämme dieser allerdings am stiefmütterlichsten ausgestatteten Gattung des Menschengeschlechts ausgedehnt werden könnte, die bisher von den meisten Reisenden wie auch von den australischen Ansiedlern als eine Art von Zwischengattung zwischen Menschen und Affen betrachtet worden,) ist vor einigen Jahren von dem aus Prag gebürtigen naturhistorischen Reisenden Hrn. J. Lhotsky, welcher sich seit dem Spätjahre 1831 zu Sydney im brittischen Australien aufhält, und dort dem Vernehmen zufolge auch eine wissenschaftliche Zeitschrift unter dem Titel: New-South-Wales Magazine herauszugeben angefangen hat, entworfen und in die dortigen Blätter eingerückt worden.

In einem unter der Überschrift: „Von der Bildungsfähigkeit der Papuas in Neu-Holland,“ im Jahrgang 1833 des Berliner Magazins für die Literatur des Auslandes erschienenen Auffatz, ist dieser Plan ausführlich besprochen worden. „Hr. Lhotsky (heißt es dort) hält es sowohl zum Besten der Colonien selbst, wie zur größern Verbreitung der Humanität, für dringend nothwendig, daß man in Neu-Holland Institute begründe zur Aufnahme einiger Hundert Papuas im Alter zwischen sieben und vierzehn Jahren, nicht bloß um sie zum Christenthume zu erziehen, — sondern auch um sie in häuslichen Arbeiten und im Anbau des Bodens zu unterweisen, demnächst aber, wenn sie das erforderliche Alter erreicht haben um sie zu verheirathen. Auf das letztere dringt Hr. Lhotsky vorzüglich, weil, wie er bemerkt, andere Beispiele schon mehrfach dargethan, daß die Papuas in denen der thierische Trieb noch bei weitem vorherrschender sey als in andern Wilden, sobald sie das Alter der Pubertät erreichen, durchaus nicht mehr in den bisherigen Schranken zurückzuhalten seyen, und mit einer Art von Faunenwuth dann in die Wälder zurück stürzen, um das aufzusuchen was ihnen fehlt.“

„Hr. Lhotsky bekämpft das in Neu-Holland sehr verbreitete Vorurtheil daß die Papuas gar keine Bildungsfähigkeit besitzen. Die Untersuchungen des Hrn. Balmain, sagt er, haben bewiesen, daß die Schedelbildung der Papuas analog und nur in wenigen Stücken abweichend von der der afrikanischen Neger ist, warum also nicht dasselbe geistige Vermögen bei ihnen voraussetzen, das doch jetzt niemand mehr bei letztern bezweifelt? Wenn der Papua- oder Austral-Neger auf einer viel niedrigeren Stufe der Gesittung stehe als der eigentliche oder afrikanische Neger, so trage der verschiedene Boden den beide bewohnen die Schuld.“

„Der afrikanische Neger sey seit Jahrtausenden der aus Asien gekommenen Civilisation nahe und mitunter auch zugänglich gewesen, was aber bei dem Australneger nicht der Fall sey. Der Boden den er bewohnt ist niemals von einer Pflugschaar berührt worden, er trägt weder die Jatropha noch die südamerikanische Yamswurzel, und bietet überhaupt keine von den Unterhaltsmitteln dar, die dem Wilden vermöge der Leichtigkeit ihrer Gewinnung auch noch so viele Zeit übrig lasse, an mehr als an die bloße Fristung seines Lebens zu denken. Selbst die Zugvögel verschwänden wenn man tiefer in das Innere des Landes eindringe *).“ M.

## Zur Erklärung der Bilder.

### 1) Favoritinn eines indisch-moslimischen Harems.

Das Harem der indisch-mohammedanischen Herrscher ist stets von dem Pallaste getrennt, aber doch nahe an demselben gelegen. Außer dem Radscha und den verschiedenen Serailschargen, welches immer Frauen sind, ist niemanden der Eintritt in dasselbe gestattet.

Es ist gewöhnlich von hohen Mauern eingeschlossen und von weitläufigen Gärten umgeben, welche mit aller morgenländischen Pracht angelegt sind. Die Bewohnerinnen desselben werden aus den schönsten Mädchen des Landes ausgesucht, von alten Frauen im Saitenspiel, Tanzen und Sticken so wie in allen Künsten der Koketterie und Verführung unterrichtet, welche die Sinne des Herrschers zu fesseln, und seine Leidenschaften zu entflammen geeignet sind. Diese reitzenden Gefangenen dürfen nie im Freien erscheinen, außer wenn der Radscha eine längere Reise antritt, wo sie ihn dann in Palankinen die durch Vorhänge verschlossen sind, oder wenn es eine Reise zu Wasser ist, in Barken mit kleinen Kajüten welche Licht und Luft nur durch kleine sogenannte venetianische Jalousien erhalten, begleiten.

Die Gemächer des Harems sind äußerst glänzend eingerichtet, obschon wie sich von selbst versteht immer nach dem größern oder geringern Reichthum des Radschas, und die Lieblings-Odalike genießt die Würde und die Vorrechte einer Königinn obschon einer Königinn in Gefangenschaft. So lange ihre Schönheit dauert wird sie häufig auf eine an Anbetung und Vergötterung gränzende Weise behandelt, wenn ihre Schöne aber schwindet, ihre Reitze welken, ihre Stimme nicht mehr melodisch tönt, dann erlischt auch die Wärme der Liebe, und die einst allgefeierte Favoritinn tritt in den Hintergrund. Weder ihrem Gesange noch ihrem Saitenspiele lauscht man mehr mit stummem Entzücken, denn wie der persische Dichter so wahr sagt: „Wenn die Rosen welken und die Laube „ihr Würzgedüft verliert, dann hörst du nicht länger „das Lied der Nachtigall.“

So lange die Favoritinn jedoch ihre Macht auf das Herz ihres Gebieters behauptet, wird sie im ganzen Harem als die Herrinn und Gebieterinn verehrt. Sie raucht aus einer goldenen Huka deren Mundstück reich mit Edelgestein verziert ist, und sitzt von ihren Zofen umgeben, die an Körperreitz und Glanz des Anzugs den nächsten Rang nach ihr einnehmen, unter einer die Gärten des Pallastes überblickenden Wirandah, um den frischen Morgenhauch zu genießen. Eine solche Harems-Morgenscene ist auf unserm heutigen Bilde vorgestellt.

Die herrliche Stelle in dem von H. Wilson aus dem Sanskrit übersetzten, altindischen Schauspiel, Uttara Rama Tscheritra (d. i. die Fortsetzung der Geschichte Rama's 1) wo es heißt: „Ihr lächelndes „Antlitz erglänzt in Jugend und Holdseligkeit, ihre „Lippen erschließen Zähne weißer als Jasminblüthen, „seidene Locken beschatten in üppiger Fülle ihre Wangen, und jegliches Glied bewegt sich mit angebor„ner Anmuth gleich Mondstralen die durch den Äther „hingleiten,“ tritt bei diesem Anblick lebhaft vor die Erinnerung.

Da ruht sie weich auf einem reichgestickten Teppich, welcher aus den berühmtesten Werkstühlen Persiens hervorgegangen. Die auserlesensten Spezereien des glücklichen Arabiens bilden eine ganze Atmosphäre von Wohlgedüft und Weihrauch um sie; alles was nur die Sinne ergötzen mag steht ihr auf

*) Diese Argumente können höchstens für die Papuas von Neu-Holland gelten, keinesweges aber für die von Neu-Guinea und anderen Strichen Oceaniens wo diese Rasse haust, da nun aber alle Papuas mehr oder minder die gleichen Erscheinungen darbieten, wie steht es denn da mit der Richtigkeit und Haltbarkeit der von Hrn. Lhotsky aufgestellten Gründe für die Bildungsfähigkeit der Austral-Neger, und für deren Gleichartigkeit mit den afrikanischen Negern? — Red.



Favoritinn in einem indischen Harem.



Ronda.

den leisesten Wink zu Gebothe, und dennoch fühlt sie sich unglücklich. Sie wohnt in der Mitte glänzenden Elends und führt ein trost- und hoffnungloses Daseyn. Alle ihre edleren Gefühle werden entweder erstickt oder verschrobenr, ihr Herz vergiftet und ihr Geist in den Staub gezogen. Sie darf nicht die Begeisterung des unnachahmlichen Hafiz theilen wenn er singt: „Der Hauch des Westwinds wird bald Würze umher streuen, die alte Welt wird wieder jung," denn wie auch die Jahrszeiten ihren Wandelgang vollbringen, sie muß in ewiger geist- und körpertödtender Gefangenschaft ihr junges Daseyn dahin schmachten, und fühlt daß der lenzverkündende West weder die Frische der Freiheit noch der Freude ihr zuhaucht. —

Eine Schilderung des Harems des berühmten moguliſchen Herrschers Ekber, von dem nicht minder berühmten Abel Fasel Moberek, seinem Minister, im Ayin Ekbery, dürfte hier an ihrem Platze seyn.

„Das Harem ist ein Gebäude von so unermeßlichem Umfange daß es für jede von den Frauen deren Zahl sich auf nicht weniger als auf fünf Tausend beläuft, ein besonderes Gemach enthält. Das Innere wird von Frauen bewohnt, an dem zu den kaiserlichen Gemächern führenden Thore führen die vertrautesten und vornehmsten derselben die Obhuth. Unmittelbar an der Außenseite des Thores halten die Verschnittenen Wache, in angemeßener Entfernung davon befinden sich die Radschputen, dann weiter hinab die Thorhüther, und außerhalb der äußern Thore sind die Ahdians und andere Truppen aufgestellt. Wenn die Begums oder die Gemahlinnen der Großen den Frauen im Harem einen Besuch abzustatten wünschen, so wird ihnen wenn sie ihr Begehren in gehöriger Form den Pallastbeamten kundgegeben haben, der Einlaß in dasselbe gestattet. Manche erhalten nicht selten die Erlaubniß Monde lang bei ihren Freundinnen darin zuzubringen. Doch außer all den vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln vertraut der Monarch auf seine eigene Wachsamkeit sowohl wie auf die seiner Wachten. M.

## 2) Ronda.

Wir haben in diesem nun bald zu Ende gehenden ersten Jahrgang des Bilder-Magazins, Ansichten von mehreren nicht nur in landschaftsmalerischer, sondern auch in geschichtlicher und zumal in zeitgeschichtlicher Hinsicht merkwürdigen Gegenden, Orten und Monumenten Spaniens mitgetheilt, dieser unerschöpflichen Fundgrube alles Romantischen, Ritterlichen und Großartigen, „des schlachtenkühnen, fehdeliebenden, glühenden, schwärmerischen Spanien, — dem einzigen „Lande in Europa welches sich die Söhne des Aufgangs zu ihrer zweiten Heimath erkiest hatten; — „der Amme der Romanze, nachdem dieselbe ihre „Wiege in den arabischen Wüsten verlassen hatte; — „dem tropischen Boden des Ritterthumes;" — namentlich das Escorial (in Nr. 17) Periscola, die Alcasare zu Segovia und zu Toledo, (in Nr. 18) Valencia, Pamplona, San Sebastian, (in Nr. 23); die Reihe unserer bildlichen Darstellungen aus jenem Wunderlande Europens beschließen wir für diesen Jahrgang mit der Ansicht von Ronda, welche anerkannt eine der malerischest gelegenen Städte der Pyrenäischen Halbinsel ist.

Sie liegt im westlichen Küstenstrich der Provinz Malaga in der ihren Namen führenden Serrania (Berglandschaft) und Sierra, in einem von einer doppelten Felsenkette umschlossenen Thale auf einem Asbestfelsen, der durch eine tiefe Schlucht welche die Stadt auf drei Seiten umzieht, zerrißen ist. Von dem Gipfel dieses Felsen stürzt sich der Guadiaro, einer der beträchtlichsten Küstenflüsse des Königreichs Granada, mit Donnergetöse hinab, umfließt die Stadt welche mit ihren Vorstädten durch zwei der kühnsten Brücken Spaniens verbunden wird, und bespült sodann den Alameda oder den öffentlichen Spaziergang, von welchem man in einen fünf hundert Fuß tiefen Abgrund hinab sieht. Dieser Alameda ist eine der herrlichsten Promenaden nicht nur Spaniens, welches doch so reich an trefflich gelegenen und angelegten öffentlichen Spaziergängen ist, daß wie der Capt. Cook sagt: „in Spanien kaum ein „Ort vorhanden ist, wo troß der so bedrängten Zeit„läufte die öffentlichen Spaziergänge oder Paseos „nicht erweitert oder nach neuen Planen angelegt wur„den, und wo die Anlagen in einem Sinne und Ge„schmacke geschehen, welche wahrhaft bewunderns„werth, dem Lande eigenthümlich, und zugleich mit „Größe und Dauerhaftigkeit gepaart sind," sondern von Europa. Die Pfade darin sind mit Marmor gepflastert, die Gesträuche und Blumenparterre reich an den auserlesensten Gewächsen.

Vermöge der Lage von Ronda kann man nur von einer Seite zu demselben gelangen, und diese wurde durch ein wie man glaubt noch aus den Zeiten der Mauren herrührendes großes und festes Kastell, welches aber im Unabhängigkeitskriege von den Franzosen muthwilligerweise in die Luft gesprengt worden ist, vertheidigt; nordwestlich liegt auf einem andern Felsen die Vorstadt Mercadillo, vier andere Vorstädte hängen an mehr oder minder steilen Abhängen, und nur die Stadt und Mercadillo liegen auf Bergplänen; diese Mannigfaltigkeit der Lage bewirkt es, daß Ronda aus der Ferne so anmuthig und überaus malerisch erscheint.

In dem tiefen und schmalen Thale in welchem Ronda liegt, fließt der Rio Verde, ein kleiner Fluß oder vielmehr Bach, welcher sowohl wegen des Krystalls seiner Gewässer und des grünen Schmelzes seiner Gestade, als der Fehden deren Zeuge er gewesen, viel in Liedern gefeiert worden ist. Eines der lieblichsten Gedichte der Mrs Hemans, führt den Titel „der Rio Verde".

Ronda (sagt Capt. Cook in seinen trefflichen Skizzen aus Spanien, aus welchen wir bereits in unsern Blättern reichhaltige Auszüge mitgetheilt haben), ist Tivoli im großen Maaßstabe, die Tempel fehlen, es ist aber alldort ein Pracht-Engpaß vorhanden welcher 5 bis 600 Fuß tief ist, und der Ort ist auf allen Seiten von einem hehren Gebirgs-Amphitheater umgeben.

Die Stadt zerfällt (wie so viele andere aus grauen Jahrhunderten herrührende Orte) in zwei der Zeit wie dem Raume nach ganz von einander verschiedene Theile, nämlich in die alte Stadt oder die Maurische, welche auf dem linken Ufer das Guadiaro liegt, und fast ganz von einer Schlucht und Abgründen umgeben ist; und in die neue Stadt welche auf dem rechten Ufer liegt und regelmäßig gebaut ist. Da befindet sich auch der Alameda, und in der Nähe desselben der Stiergefechtsplatz, la plaza di Toros,

auf welchem während der großen Messe die alljährlich im Maimonde zu Ronda gehalten wird, diese Volksschauspiele stattfinden, die in ganz Granada für die schönsten und echtesten im ganzen Reiche gehalten werden. So viel ist wenigstens gewiß, daß die den Namen der Serrania de Ronda führende wilde Gebirgsregion, die edelsten und kühnsten Stiere für die Arena dieses Lieblingsschauspieles der Spanier zieht, und die dortige Zucht wegen ihrer alle andern übertreffenden Stärke und ungebändigten Wildheit berühmt ist.

Ronda ist eine von den wenigen Ortschaften, welche das Vorrecht der Maestranza oder einer geschloßenen Corporation des Adels besaß; ob sie in Folge der in neuester Zeit in Spanien eingetretenen Veränderungen aufgehoben worden ist, wissen wir nicht. Diese Maestranzas wurden nach der Vertreibung der Mauren zu dem Endzwecke gestiftet, das Kastilianische Blut rein und unvermischt mit maurischem zu erhalten.

Der Bezirk wovon Ronda der Hauptort ist und wie wir bereits angeführt, den Namen Serrania de Ronda führt, enthält fünf und dreißig Städte und Dörfer, und ist eine der herrlichsten Landschaften Spaniens. Die Hitze dieser unter dem 36 und 37° N. B. liegenden südspanischen Region wird durch die Seewinde und die kühle Luft gemildert, welche von den Gebirgszügen oder Sierras, welche den größten Theil derselben einnehmen herabweht. Der Boden ist fruchtbar, Wasser in Fülle vorhanden, und die Luft rein und gesund. Ronda selbst ist daher nicht nur eine der malerischesten sondern auch eine der gesündesten Ortschaften des Reichs. Die Serrania war stets wegen ihrer trefflichen Pferdezucht, und überhaupt ihrer Viehzucht im weitesten Sinne des Wortes berühmt. Während der Maurenzeit war die Stadt von großen Waldungen umgeben in welchen Wild der mannigfaltigsten Art gehegt wurde, seit einem Jahrhunderte aber sind sie in Folge des unbegreiflichen Baumhasses und der Bäumestürmerei, die wir mit jener berüchtigten Bilderstürmerei vergleichen möchten (also eine Dendroklastik!) welche fast allen südeuropäischen Völkern, insbesondere aber den Spaniern eigen sind, gänzlich ausgerottet, und unbebaute sonneverbrannte Wüsteneien an die Stelle jener gründämmernden frische- athmenden Haine getreten.

Die Bevölkerung der Serrania wieder Stadt Ronda selbst, ist ohne Vergleich der schönste Menschenschlag in Spanien, und die Rondanerinnen, selbst in den großen Städten Andalusiens, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmt.

Die Umgegend von Ronda wie überhaupt die ganze Landschaft ist in bergmännischer Hinsicht eine der wichtigsten von Spanien, es werden da eine Menge edler Steinarten, als Saphire, Jaspisse von mehreren Farben, Achate, Granaten, Karniole, ferner herrliche Marmore, Alabaster, Asbest, letzterer in Fülle u. dgl. gebrochen; eine Meile südöstlich von der Stadt liegt der höchste Berg der Sierra de Ronda, welcher der Hahnenkamm heißt; der eine von seinen beiden Gipfeln ist stets mit Schnee bedeckt, der andere obschon höher, ist im Sommer schneefrei.

Ronda ist die Vaterstadt des Malers Alonzo Vasquez, des dramatischen Dichters Fernando Valanzuela, des Geschichtschreibers Diego Perez de Mesa, des Tonkünstlers V. Espinal, welcher der Guitarre eine fünfte Saite hinzufügte und ein anderes Saiten-Instrument erfand; der Feldherrn Mondrago, Luzon, Ruiz de Alarcon und der Marquis de las Amerillas, welche stets hohe Posten bekleidet haben, und wovon zur Stunde einer Mitglied des spanischen Regentschaftsrathes ist. M.

## Drei Wochen in Palästina und am Libanon.

Fortsetzung *).

Am folgenden Morgen bestiegen wir das platte Dach des Hospitiums, um die Aussicht über Ramlah und seine Umgegend zu genießen. Die Frühe war lieblich und die Sonne glomm über die Gebirge herauf, die frische und glänzende Färbung des Morgenscheines goß über die Landschaft eine Schönheit aus, die ihr im Grunde nicht zu eigen war. Die nächste Umgebung war jedoch auch an sich hübsch; die Gartenhecken von mannigfaltigem Gesträuche verliehen ihr einen gefälligen Anstrich von Cultur, und im Süden, in der Entfernung einer halben Wegstunde ungefähr, ragte aus einem Haine stattlicher Öhlbäume ein hoher und zierlicher Thurm empor, der noch aus den Zeiten der Kreuzzüge herstammt und jetzt zum Minaret einer unten befindlichen Moschee dient.

### Reise von Ramlah nach Jerusalem.

Unfern Ramlah begegneten wir bei einer großen Cisterne einer Schaar von mehreren hundert Pilgrimmen die gleich uns nach der heiligen Stadt zogen; sie bildeten eine überaus bunte und malerische Gruppe, von allen Geschlechtern und Altern, in den verschiedenartigsten Trachten des Morgenlands, theils auf Kamehlen, theils auf Pferden, Maulthieren reitend, der größte Theil jedoch zu Fuß. Nach einem dreistündigen Ritte gelangten wir an den Fuß des Gebirges; rings um den äußerst unebenen, steinigen und schmalen Pfad welcher über dasselbe führt, blühte eine Fülle von Anemonen, Ranunkeln und andern Feldblumen, und hie und da breitete eine stämmige Eiche ihre schattenden Zweige aus. In einem Thale dieses Gebirges kamen wir durch ein Dorf dessen Scheich, Namens Abu-Gusch, ein offenkundiger Wegelagerer, bis noch vor Kurzem alle Reisenden zu plündern, und während dieses Geschäftes ihnen die Früchte seiner frühern Plünderungen zu ihrer Unterhaltung vor Augen zu legen pflegte, wobei er aber nie ermangelte alle die schönen Sachen als Geschenke zu bezeichnen, die ihm von dem oder jenem Milordo inglese oder Signor Francese als Andenken verehrt worden seyn.

Dieser hoch-ironische Rinaldo Rinaldini des Jordanthales hatte sogar einst in allem Ernste den Anschlag im Schilde geführt, sich Jerusalems zu bemächtigen, sich daselbst festzusetzen, um die Pilger nach Gutdünken brandschatzen zu können; an den Ausführungen dieses Wagestücks wurde er jedoch von dem berüchtigten Abdallah Pascha von Acre oder eigentlich von Sidon gehindert, der ihm auf Befehl der Pforte deren Langmuth er lange genug gereizt hatte, die Flügel beschnitt. Er saß von ungefähr zwanzig seiner bis ans Kinn bewaffneten Spießgesellen umgeben seine

*) Siehe Nr. 13 und 15.

Pfeife rauchend unter einem Baume, und warf als wir vorüberzogen Blicke voller Tücke und habsüchtigen Ingrimms auf uns, rührte sich aber nicht. In einem ungefähr drei Viertel deutsche Meilen von seinem Dorfe entfernten höhergelegenen Thale besitzt er ein Bergkastell, welches uns sehr fest zu seyn schien.

Jerusalem. Der arabisch-predigende Franziskaner in der heil. Grabeskirche.

Nachdem am Charfreitage in der Kirche zum heil. Grabe, in dem dem katholischen Gottesdienste gewidmeten Theile derselben bereits Predigten in spanischer und italiänischer Sprache gehalten worden waren, betrat ein Franziskaner die Kanzel und hielt einen Vortrag in arabischer Sprache. Der Anblick den die Kirche wie die ganze Scene und versammelte Menge in diesem Augenblicke darboten war überaus prachtvoll und erhaben. Er war von der Art daß Rembrandt im Anschauen desselben geschwelgt und nur er allein ihn zu malen im Stande gewesen wäre. Lichter und Schatten welche von den zahllosen Fackeln umhergeworfen wurden, kamen den herrlichsten Schöpfungen dieser Art gleich, die aus seinem Pinsel hervorgegangen sind.

In der Mitte stand die hervorragende Gestalt der Gruppe, der Prediger, — ein hochgewachsener, schöner aber streng-aussehender Spanier, dessen Augen, von tiefster Schwärze, zu lodern schienen als er in Feuereifer gerieth. Seine Ordenstracht, — die morgenländische Zunge in der er sprach, — seine heftige, leidenschaftliche aber keineswegs unzierliche Action — alles vereinigte sich das lebendige Bild Johanns des Täufers vor die Seele zu zaubern. Dazu stellte die seinen Worten mit staunender Aufmerksamkeit lauschende Menge in Tracht und Aussehen getreu das Bild derjenigen dar, welche herbeigeströmt war um die Stimme dessen zu vernehmen welcher dieselbe in der Wüste ertönen ließ.

Die beturbanten Häupter, die bärtigen Gesichter, die wallenden Gewänder, der wohlhäbige Maronite und Armenier in Kleidern von feinen Tüchern und reichen Seidenstoffen, neben dem wilden in sein schlichtes Hemd von blauem Baumwollenzeuge gekleideten Araber stehend; der stolzblickende Bethlemit in seinem wollenen weiß- und braungestreiften Berneß neben dem griechischen Klerisey mann, dessen rabenschwarze Locken aus einer viereckigen schwarzen Kappe auf seine Schultern herabfielen, mit stattlichem Barte, in der Nähe desselben ein griechischer Laye, in seiner rothen mit blauer Quaste verzierten Mütze, reichgestickter Weste und Jacke, und viele andere aus den fernsten und verschiedensten Ländern gekommene Pilger, bildeten eine zugleich mannigfaltige und harmonische Gruppe, gegen welche unsre eckigen und knappen europäischen Anzüge gar dürftig abstachen.

Die Aussicht vom Oelberge.

Der Oelberg ist bis zum Gipfel angebaut, und hegt noch manchen von den edlen Bäumen von denen er seinen Namen trägt.

Auf der Kuppe steht eine kleine Moschee gerade auf der Stelle, welche die Tradition als diejenige bezeichnet von welcher der Heiland gen Himmel fuhr, und wo noch die Spur seines letzten irdischen Trittes gezeigt wird. Ein herrlicherer oder imposanterer Standpunkt hätte zur Verkündigung des Wehs über Jerusalem nicht gewählt werden können. Die panoramische Aus- und Umsicht von demselben herab ist über alle Maaßen erhaben. Unten, auf Musketenschußweite ungefähr, und nur durch die tiefe und schmale Josaphat-Schlucht von demselben geschieden ragt der Moriah steil aus dem Kedron empor, den Gipfel mit der weit und breit als eines der prachtvollsten Bauwerke des osmannischen Ländergebiets gefeyerten Moschee Omars gekrönt, die bekanntlich auf der Stelle des Salomonstempels steht. Hinter ihm das Gewühl der Kuppeln der Kirchen und Klöster, der Minarets der Moscheen, die ganze weltheilige und weltgeschichtliche Stadt so vollständig vor den Blicken ausgebreitet liegend, daß das Auge des Beschauers „Zion umwandeln und alle seine Bollwerke zu zählen vermag." Von hier herab gesehen, entfaltet „die verwitwete und verwaiste Tochter Zions" obschon in den Staub getreten, und „aller ihrer Söhne beraubt, aller ihrer Hoffnungen baar" noch Größe genug, so daß die Phantasie sich ein Bild von ihr zu entwerfen vermag wie sie einst gewesen „die Fülle der Schöne, die Wonne des gesammten Erdkreises," obschon die purpurne und glänzende Illusion gleich einem Schemen, einem Morgentraumgesicht verschwindet, wenn man von oben wieder herab und in ihre wüsten und verödeten Straßen eintritt. Ein Felsen von noch größerer Höhe als der Oelberg schließt auf dieser Seite die Aussicht.

Nördlich und nordöstlich ragen über die Kuppen naher Anhöhen die Gebirge von Galiläa empor, welche auf die Ebenen von Esdraelon und den zu ihren Füßen sich hinwindenden Jordan herabschauen. Südlich erscheinen die mannigfaltigen Formen der über Betlehem aufstarrenden Gebirge; das Hügelland Judäas; östlich jenseits der zwischen Jerusalem und Jericho sich hinziehenden schon in alten Zeiten berüchtigten Wüste, die Ebenen letzterer Stadt, die Mündung des Jordans und das obere Ende des todten Meeres; die hohen Umrisse und Wellenlinien des Gebirges von Moab bilden den Hintergrund; dort muß jener Pisgah-Gipfel aufragen von welchem aus der erhabene Gesetzgeber das gelobte Land erblickte, das er nicht betreten sollte; welcher von allen den aus diesem Gebirgshintergrunde aufragenden Berghäuptern dieser welthistorische und hochtragische Gipfel seyn mag, ist nicht bekannt. M.

* * *

(Der Schluß, Schilderungen eines Ausfluges von Jerusalem nach Betlehem, nach Jericho oder Richa, und von Beirut nach den Binnengebieten des Libanon, namentlich nach dem altberühmten und in neuerer Zeit wenig betretenen Bekaah-Thale, und nach Beteddein, der Residenz des Emir-Beschir, Fürsten des Libanons, enthaltend, folgt nächstens).

Miscelle.

1) Die Tuppatellen-Sitte zu Catanea.

Was das weltberühmte St. Rosalienfest, welches bekanntlich am 15. Juli gefeiert wird, für Palermo, das ist das St. Agathenfest für das liebliche reitzend-gesellige Catanea, welches nicht nur eine der

anziehendsten Städte Siciliens sondern aller italienischen Länder. Am 5. Februar nach der feierlichen St. Agathenprozession pflegt die Stadt Catanea nebst den benachbarten Villen reich beleuchtet zu werden. Ein mit einer glänzenden Waarenausstellung verbundener Markt, der mit Einbruch der Nacht und dem Anfange der Beleuchtung beginnt, zieht viele Käufer und Lustwandler, die gesammte schöne Welt Cataneas und der nähern wie fernern Umgebung herbei. Da sieht und vernimmt man nichts als Feuerwerke, Girandolen, farbige Gläser, hinter den Bäumen versteckte Orchester, Lampen und Kerzen vor den Madonnen- und Heiligenbildern, und die reitzenden Cataneserinnen mit den sicilianischen Feueraugen und dem reitzenden Gange, tragen nicht wenig zur Belebung dieses eigenthümlichen Nachtfestes bei. Bei dieser St. Agathen-Messe herrscht nun folgender Brauch:

Die Frauen von allen Altern und Ständen, schöne und häßliche, ziehen die kleine und kurze mit einer Kapuze versehene Mantille die sie gewöhnlich tragen übers Gesicht, verstellen die Stimme, und nehmen in dieser unkenntlichen Vermummung die Börsen der Bekannten die ihnen aufstoßen, und die sie dann sogleich am Arme faßen, in Anspruch. Man schlägt ihnen nie und unter keinem Vorwande dieses Jahrmarkts-Geschenk ab, denn diesen Namen führt der bizarre Tribut den sie abfordern. Das nächtliche Fest der heiligen Agathe wird daher von den Geitzigen und den Alten ängstlich gemieden, die Ehemänner fürchten es als eine arge Klippe, die Liebenden sehnen sich nach demselben, und für die Liebesintriguen ist es wie geschaffen.

Ich war (erzählt ein englischer Offizier in einem der letztern Hefte der Londoner Zeitschrift Metropolitan), zur Zeit wo wir Sicilien besetzt hielten, im Jahr 1802, ohne von dieser dortigen Vermummungs- oder Tuppatellen-Sitte das Geringste zu wissen, am St. Agathentage nach Catanea gekommen, und hatte mich Abends in das glänzende und fröhliche Gewühl begeben. Meine übrigens ziemlich leichte Börse hatte ich zu Hause vergessen; meine goldverbrämte Scharlachuniform und deren Epauletten schimmerten aber lebhaft im bunten Stralenschein der farbigen Lampen, als mich plötzlich zwei Tuppatellen die eine am rechten die andere am linken Arm erfaßten, und mich im Namen der heiligen Agathe, der Schutzpatronin Cataneas, um ein Meßgeschenk ansprachen. Ich schämte mich zu gestehen, daß ich kein Geld bei mir hätte. Wuchs, Gang und Benehmen der Tuppatellen die mich in den Klauen hatten, verriethen Eleganz, Vornehmheit ja Reichthum. Kein armseliger Denaro in meiner Tasche; was war zu thun. Ich stotterte Entschuldigungen, ich radebrechte das Bißchen Italiänisch das ich im Fluge aufgefaßt hatte, um von den beiden Schönen nur Kredit bis zum folgenden Morgen zu erhalten. Sie lachten indem sie mich anhörten, waren aber unerbittliche Gläubigerinnen; kein Aufschub, kein Erbarmen, eine von ihnen rief im zierlichsten Italiänisch: „Weil er ein Starrkopf ist, muß er unser Gefangener bleiben!“ Ich war über diese Haft vor der mir übrigens gar nicht bangte, sehr verwundert, ließ mich jedoch ganz ruhig von den beiden Sicilianerinnen fortführen, welche das Gewühl der Possenreißer, Sackpfeifenspieler u. dgl. rasch durchschnitten, und endlich mit mir bei einem offenen Wagen anlangten, worin sie mich einsteigen hießen. Ich ließ es mir übrigens nicht im geringsten beifallen, ihnen das Recht mich als Gefangenen fortzuführen streitig zu machen. Der Wagen fuhr davon, die beiden Tuppatellen schlangen mir ein Tuch, welches eine von ihnen vom Halse nahm, behend um die Augen, damit ich nicht wahrnehmen möge welche Richtung der Wagen einschlage. Widerstand wäre albern gewesen, Äußerung von Besorgniß oder Mißtrauen noch einfältiger.

Die Hände welche mich fest hielten, waren so weich wie Atlas, und die Stimmen die mich so willkührlich verdammten waren überaus melodisch. Ich beschloß daher sie nach Belieben schalten zu lassen, obschon ich nicht wußte wie es mit dieser seltsamen umgekehrten Entführung ablaufen werde, mir bangte nur vor einer Sache, nämlich vor den militärischen Maaßregeln, welche dieses plötzliche Verschwinden eines brittischen Offiziers in Betreff meiner nach sich ziehen dürfte.

Endlich hielt die Karosse stille, man ließ mich aussteigen, die Binde, welche meine Augen bedeckte, wurde aber nicht eher als in einem prächtigen taghell mit Wachs erleuchteten Saale gelöst, in welchem eine Abendmahlzeit angerichtet stand.

Hier ist Ihr Gefängniß, sagte eine von meinen Häscherinnen zu mir, und Sie werden da so lange verbleiben, bis Sie uns Genugthuung wegen Ihres tuppatellenfest-widrigen Benehmens gegeben haben. Ich hatte wie man sich denken kann nichts dagegen, und während vierzehn Tagen die so schnell wie eine Stunde dahin schwanden, verließ ich diesen Armiden-Pallast nicht. Zierliche Unterhaltung, künstlerische Übungen, ausgelassene Fröhlichkeit, herrliche Weine, auserlesene Tafel, Alles war hier beisammen, alles — mit Ausnahme der Freiheit. Eines Morgens trat der Haushofmeister in mein Gemach, verband mir während ich noch schlummerte die Augen, half mir dann beim Anzuge, steckte mir zwei Ringe die ich noch zur Stunde besitze an den Finger, ließ mich in einen Wagen steigen, und führte mich bis ans Thor von Catanea! —

Ich fand die Straße in welcher mein Regiment lag nach einigem Suchen wieder, der Oberst wurde durch meine Aufklärungen die ich über mein plötzliches Verschwinden ertheilte, zufrieden gestellt; sehr wunderte es mich aber daß meine Kameraden nicht müde wurden, über meine nach einem solchen vierzehntägigen Schlaraffenleben etwas sonderbare Bläße, Magerkeit und mein leidendes Aussehen zu scherzen! ——

Alle meine in der Umgegend angestellten Nachforschungen die Spur von den beiden Tuppatellen und ihrem Zauberschloß zu entdecken, blieben fruchtlos!

F. M. M.

---

Redakteur: Ferd. Maria Malven.

---

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

allgemeine Weltkunde.

34.] 1) Alhambra. — 2) Der Löwenhof darin. [1834.




## Allerlei über die Insel Puerto-Rico.

Zustand der Gesellschaft. Charakter, Sitten und Gebräuche der Bevölkerung. Die Frauen u. s. f.

(Beschluß *).

Die Xivaros, wie der weiße unvermischte Theil des Landvolks der Insel heißt, sind leidenschaftliche Liebhaber von Pferden, und jeder mit Ausnahme etwa der allerärmsten, hat mindestens eines oder zwei um ihn sammt den Erzeugnißen seiner Ländereien zu Markte zu tragen; denn der Klepper mag noch so rosinantenhaft oder die Bürde noch so schwer seyn, unser Xivaro muß einmal droben sitzen, denn eine halbe oder gar eine ganze Legua zu Fuße zu gehen ist keine Sache für ihn. Die bemittelteren haben stets mehrere Pferde im Stalle stehen, die ausschließlich zum Reiten bestimmt sind. Von Steigbügeln weiß er nichts. Der Reiter oder die Reiterin, (denn die Reitlust und die Geheſcheu ist der Xivaroninn wie dem Xivaro eigen) hält sich im Falle der Noth an die Körbe, welche zu beiden Seiten herabhangen und über den mit Stroh gefüllten Zwillichpolster, der als Sattel dient befestigt sind. Oft sitzt eine ganze Familie auf einer und derselben Rosinante.

### Der St. Johannistag.

Am Johannistage, welcher auf der ganzen Insel in hohen Ehren gehalten wird, finden Wettrennen statt, zu welchem Behufe am Vorabende und auch schon mehrere Tage zuvor, Hunderte von Xivaros ihre Pferde nach San Juan bringen, um nach dem Rennpreise zu ringen. Die besten Pferde von Puerto-Rico werden auf diesen Tag sorgfältig vorbereitet, es ist der Tag an welchem das Roß wegen seiner Schnelligkeit und der Reiter wegen seiner Geschicklichkeit Ruhm einerndten, und derjenige Xivaro, welcher so glücklich ist, den Preis zu erringen, gewinnt die Herzen von tausend Schönen, welche ihm von jeder Altane Beifall zuwinken.

Am Johannistage, — dem Tage, welcher von den Puerto-Ricoern mit lautem Jubel begrüßt wird, der auf der Rennbahn Alle gleich macht — um zehn Uhr Vormittags setzt sich ein aus Xivaros von jedem Geschlechte und Alter bestehender Zug zu Pferde und mit fliegenden Fahnen nach dem Regierungspallaste in Bewegung, wo der Anführer eine burleske Proclamation vorliest, die um so mehr Beifall findet je mehr Unsinn sie enthält, und die obligate Eröffnung des Wettrennens ist. Von diesem Augenblicke an, ziehen Haufen von Landleuten im besten Sonntagsstaate jubelnd und frohlockend durch die Straßen, deren Balcone mit den schönen San Juanerinnen besetzt sind. Mit Einbruch der Nacht werden an den Straßenecken Freudenfeuer angezündet, worauf denn alles was nicht zu Pferde ist sich an den Hausthüren niederläßt, um das nächtliche Festgewühl mit anzusehen. Jeder Reiter muß nothgedrungen eine Sie hinter sich haben, läßt sich einer allein sehen, so wird er als ein von seiner Schönen in Stich gelassener Korbträger weidlich ausgezischt und ausgepfiffen. Nun beginnt eine der poßirlichsten Scenen die man sich nur denken kann. Achtzigjährige Greise und vierzehnjährige Mädchen, gravitätische Magistratspersonen mit der Reitpeitsche in der Hand, Neger, Mulatten, mit ihren Müttern, Schwestern, Weibern, Schönen, rennen theils zu Pferde theils zu Fuße in wildem saturnalischem Jubel durch die Straßen; die Berittenen höhnen und zischen dann und wann die vor den Thüren sitzenden aus und werden mit gleicher Münze bezahlt, alles dieß läuft aber in bester Laune und ohne alle Störung der Ordnung ab.

Drei Tage hindurch ist in allen nur einigermaßen bemittelten Häusern Allen der Zutritt gestattet; Wein, Limonade und andere Erfrischungen werden allen Besuchenden verabreicht, und obgleich sich die Farbigen diesen Umstand zu Nutzen machen, und oft in ganzen Maskenzügen von Haus zu Haus ziehen, hört man doch nie irgend etwas von einem Diebstal oder einem andern Verbrechen.

Dieses bisher in Europa wohl wenig oder ganz unbekannt gewesene Volksfest einer Antillen-Insel, erscheint uns aus dem Grunde besonders merkwürdig, weil es eine eigenthümliche Verbindung brittischer Wettrennens-Festlichkeit mit italienischer namentlich römischer Karnevalsfeier ist, und zugleich eine Verwandschaft mit den bei ostindischen Volksfesten, namentlich in Kalkutta, üblichen öffentlichen und allgemeinen freien Bewirthungen kundgibt.

Nach dem St. Peterstage finden allsonntäglich Maskenbälle Statt, und auch dann ziehen zahlreiche Maskenzüge an welchen Personen jedes Standes d. h. jeder Farbe Theil nehmen, mit Musikchören von Haus zu Haus. Daß bei allen diesen Festen die mannigfaltigsten Liebesintriguen geschürzt werden, ist eine Sache die wir wohl nicht erst zu erwähnen brauchen.

Hahngefechte sind auf Puerto Rico ein eben so beliebtes und volksthümliches Schauspiel wie die Stiergefechte im spanischen Mutterlande.

*) Siehe Nrn. 27 und 30.

Jedes Dorf hat einen eigenen Hahnenkampfs-Platz, wie jede Stadt in Spanien ihren Stiergefechts-platz. Jedwedes Haus ja jede Hütte zieht einen oder mehrere Kampfhähne welche sorgfältig abgerichtet werden, worauf man sich in Puerto-Rico besser als selbst in England versteht.

## Die Frauen.

Die Frauen von Puerto-Rico sind gemeiniglich von mittlerm Wuchse, zierlich und zart geformt, ihre Taille überaus fein und schlank.

Ihre meist blaße Gesichtsfarbe verleiht ihnen etwas ungemein Schmachtendes, welches durch den Feuerglanz ihrer schönen schwarzen Augen noch anziehender ist. Ihr Haar ist so schwarz wie Ebenholz, ihre Augenbraunen gewölbt. Es ist ihnen jenes verführerische und zierliche Aussehen welches die Cadizerinnen auszeichnet im hohen Grade eigen. Ihr Gang athmet all die hinreißende Anmuth des so berühmten Ganges der Andalusierinnen.

Ihr Benehmen ist nicht nur gefällig sondern bezaubernd; ohne den Vortheil der glänzenden Erziehung des europäischen Frauenzimmers der höhern Stände zu besitzen, haben sie eine große angeborene Lebhaftigkeit eine Leichtigkeit und edle Ungezwungenheit des Benehmens, welche in England, z. B. nur in der besten Gesellschaft angetroffen werden. Sie sprechen sehr rein und geläufig, und ihr natürliches Talent wie ihr ausgezeichneter Witz ersetzen zur Genüge die künstlichen Hülfsmittel der Erziehung. Sie sind im Ganzen mehr anziehend als schön, mehr liebenswürdig als kenntnißreich und künstlerisch gebildet, oder schlechtweg gebildet im höheren europäischen Sinne des Wortes. Der Geschmack und die zierliche Anmuth womit sie sich anzuziehen wissen sind unübertrefflich. Übrigens befolgen sie die Pariser Moden aufs Unverbrüchlichste, und die spanische Nationaltracht scheint also seit längerer Zeit ganz verdrängt zu seyn?

Die öffentlichen Ballfeste sind überaus glänzend. Der Fremde welcher am Tage oder Abends stundenlang durch die Straßen der Hauptstadt wandern mag ohne einem weiblichen Wesen mit Ausnahme farbiger Frauenzimmer zu begegnen, muß wenn er des Nachts in einen Ballsaal tritt überrascht und geblendet werden, er mag wohl kaum seinen Augen trauen wenn er den reichen Flor der schönen Puerto-Riconerinnen erblickt, und sich durch irgend einen Zauber in ein anderes Land versetzt wähnen. Dieses überraschte Staunen pflegen alle Fremden die nach Puerto-Rico kommen an Tag zu legen, denn sicherlich würden die Schönen dieser Antillen-Insel einem Ballsaale jeder europäischen Residenz Ehre machen. Obgleich die wenigsten Unterricht im Tanzen erhalten, so üben sie diese bezaubernde Kunst dennoch mit einer ungemeinen Anmuth und Lieblichkeit, und sind gleich allen Kreolinnen Südamerikas und Westindiens leidenschaftliche Tänzerinnen *), ja diese Leidenschaft gränzt fast an Phrenesie. Für ihre heimische Insel wie überhaupt für Westindien sind sie überaus eingenommen, aber zu feinfühlend und gebildet, als daß sie diese übertriebene Vorliebe im Gespräche mit Fremden durch wegwerfende Seitenblicke auf andere Länder kundgeben sollten. Im häuslichen Leben sind sie liebevolle (auch treue?) Gattinnen, zärtliche Mütter und warme aufrichtige Freundinnen, fleißig, frugal und sparsam. Daß sie vortreffliche Reiterinnen sind, haben wir schon erwähnt.

Unter diesem Himmelsstrich gelangen die Frauen frühzeitig zur Reife, sie heirathen sehr jung, sind sehr fruchtbar, daher welken ihre Reitze auch bereits in einem Alter wo sie selbst im südlichen Europa kaum in Blüthe treten.

Es ist nichts Ungewöhnliches eine Großmutter und ihre Enkelinn im Ballsaale in einem und demselben Reigen beisammen zu sehen. Die Damen (oder was gleichviel ist, die Frauen von weißer Farbe) gehen selten aus, ausgenommen des Nachts in die Kaufläden oder zu Pferde aufs Land. Die Abendkühle genießen sie gewöhnlich auf den platten Dächern ihrer Häuser. Sie nehmen häufig Bäder und sehen überhaupt in allen Stücken auch in ihrem Haushalt auf Reinlichkeit,

*) Als Seitenstück zu vorstehender Schilderung wollen wir aus zwei vor einiger Zeit erschienenen Reisewerken, nachstehende anziehende Schilderungen westindischer Tanzlust und Bälle mittheilen:

„Jedes weibliche Wesen auf den Antillen liebt den Tanz wie sein eigenes Selbst; es lebt und webt nur in demselben. Von der kunstreichen Quadrille und der auch schon nach Westindien gedrungenen Galoppade der vornehmen Kreolinnen bis zum John-John der Negerinnen heißt tanzen so viel als glücklich seyn. Das innerliche tiefempfundene Entzücken das sie aus der Tanzlust schöpfen, und das mit der Tanzbegierde der nördlichen und selbst der südlichen Europäerinnen so wenig in Vergleich zu stellen ist, als eine englische Feldblume mit einer glühenden in die Farben des Morgenroths getauchten tropischen Prachtblüthe, ist eine natürliche Folge des westindischen Klimas und der dortigen Lebensweise.“

„Das sanfte dunkle Auge der Kreolinn spricht tief und zärtlich zum Herzen. Sie ist blaß aber höchst anziehend, und ihre zarten Formen werden durch den unvergleichlich reitzenden Anzug noch gehoben. Ihr Tanz ist eine Andante-Bewegung, die nie langweilt. Mit unermüdlichen Füßchen geboren, tanzt die westindische Kreolinn sieben bis acht Stunden in Einem fort, und doch scheinen diese Stunden nur eben so viele Minuten.“

„Ein Ball in Westindien ist ein Götterfest gegen einen Ball in Europa. Die stets blaße Lilienwange der reitzenden Kreolinn färbt sich allmälig, und strebt gleichsam mit dem Glühroth ihres europäischen Tänzers zu wetteifern“

„Fenster, Thüren, Vorhänge, alles steht (natürlich durch Muskitonetze geschützt) den lauen würzerfüllten Lüften der Nacht weit offen. Seltsame herrliche Blumenkelche und Immergrün schmücken die Wände; der tropische Sternhimmel schaut mit lockendem Stralenschimmer herein.“

„Mit Röcken beschwert sich auch in den ersten Zirkeln der Antillen kein Tänzer; der leichteste Vigognefrack trift schon in der ersten Viertelstunde vor Schweiß.“

„Die Philosophie ist Etwas, sagt eine französische Schriftstellerin, aber der Tanz noch mehr. Ihr Huldinnen der Antillen unter und ob dem Winde, so denkt ihr auch! Süß seyd ihr, wie euer Frühstück von Platanen und Ananas; süß wie euer Mittagsmahl von Marmelade und Truthühnern; noch süßer als das Zuckerrohr eurer Plantagen, wenn ihr zauberisch geschmückt, beim Tanzfest erscheint.“

Diese von uns vor längerer Zeit bereits an einem andern Orte mitgetheilte, Schilderung westindischer Tanzlust und Frauenwelt, welche aus der ungetrübtesten Anschauung eines mit dem rechten Blicke begabten Augenzeugen hervorgegangen, erhält durch obige Charakteristik der Frauen von Puerto-Rico die erwünschteste Bestätigung. M.

was bei Südländerinnen allerdings erwähnt zu werden verdient. Sie besitzen ungemein viel Seelengüte und sind stets bereit den Unglücklichen zu helfen. Wenn die Frauen von Puerto-Rico so zierlich, so hinreißend, so holdselig, so seelengut und menschlich als bloße Kinder der Natur sind, was dürfte man nicht erst von ihnen erwarten wenn ihnen die Vortheile einer feinen und vollendeten weiblichen Erziehung zu Theil würden!

Das freie unumwundene Benehmen der Frauen von Puerto-Rico wie der Spanierinnen überhaupt, ist von Fremden die nach dem Augenscheine und oberflächlicher Beobachtung urtheilten, arg mißverstanden und von denselben nur zu oft als Leichtfertigkeit gedeutet worden. Diejenigen, welche an das ernste strenggemeßene Benehmen und die nonnenhafte Zurückhaltung der Nordländerinnen gewohnt sind, sollten in ihrem Urtheile über Südländerinnen und nun gar über Tropenländerinnen nicht so unerbitterlich streng seyn, und den unumwundenen Ausdruck einer lebhaften Einbildungskraft und eines glühenden Herzens — diese Wirkungen eines brennenden Klimas und eines ewigklaren unbewölkten Himmels — nicht einer lockern Moral zuschreiben. Obschon sie den künstlichen und conventionellen Zwang der Erziehung und der europäischen Gesellschaft nicht kennen, sind sie doch nicht minder keusch oder tugendhaft.

In allen Gegenden von Puerto-Rico, selbst im Innern, herrschen die gleiche Tracht, dieselben Sitten und Gebräuche, und allerorten wie in der Hauptstadt selbst, findet der wohlgekleidete Fremde auch ohne Empfehlungsbrief die zuvorkommendste Aufnahme.

In keiner Gegend des Erdkreises wo europäische Civilisation und Sitte herrschen, wird die Feyer des Geburtstages und des damit verbundenen Ceremoniells des Glückwünschens u. s. f. in so hohen Ehren gehalten und so unverbrüchlich beobachtet, als auf Puerto-Rico, und die wenn auch unabsichtliche Verletzung desselben wird vorzüglich von den Frauen nie und nimmer verziehen. M.

---

## A u s z ü g e

aus dem Tagebuche einer dreijährigen Reise auf dem südatlantischen Ocean, (1828—1830) von W. H. B. Webster.

### 2. D a s C a p.

Fortsetzung *).

Die sogenannte Heregracht ist die Haupt- und Modestraße der Kapstadt. Sie besteht aus einer Reihe hübscher Häuser, welche dem großen Paradeplatz gegenüber liegen, und längs denen sich eine stattliche Baumallee hinzieht. An einem Ende liegt der Volksgarten mit seinen langen Baumreihen, am andern sieht man die Gewässer der Tafelbai; dieser Gegensatz von Häusern und Bäumen und der See ist ungemein gefällig, und zugleich ländlich, zierlich und malerisch. Der allgemeine Charakter der Kapstadt ist ungemeine Nettigkeit und Regelmäßigkeit; alles trägt einen Anstrich der höchsten Ordnung und Bequemlichkeit, so daß sie ein Wohnsitz der Glückseligkeit und Zufriedenheit zu seyn scheint.

Wettrennen sind in der Kapstadt und in allen andern brittischen Niederlassungen wie im Mutterlande an der Tagesordnung; sie dauern drei bis vier Tage, und werden mit einem Ballfest beschloßen.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß auch Z e b r a s, welche aus dem Innern der Kapcolonie gebracht und allgemein in Miethställen gehalten werden, zum Reiten und Fahren, zu letzterem vorzüglich von Damen, gebraucht werden. Der currente Preis eines jungen Zebras ist gegen 20 Pfund Sterling. So eine leichte zierliche meist mit Damen besetzte Equipage wovor ein Zebragespann hintrabt, ist ein überaus anmuthiger Anblick. Zum Reiten für Knaben werden Ziegenböcke dressirt und gleich Ponies aufgezäumt und gesattelt. Übrigens sind die Pferde wohlfeil und da deren Unterhalt keineswegs kostspielig ist, so reitet und fährt fast jedermann, mit Ausnahme etwa der allerunbemitteltsten Einwohner. Zu Kutschern werden gewöhnlich Malaien auch Hottentoten verwendet; erstere sind berühmte Wagenlenker, aber auch letztere wissen die holländischen leichten vierrädrigen Wägen, wovor meist sechs auch acht Pferde gespannt sind mit ausnehmender Geschicklichkeit zu regieren, ja zuweilen sieht man einen hottentotischen Kutscher e i n a u s a c h t z e h n b i s z w a n z i g P f e r d e n b e s t e h e n d e s G e s p a n n v o r e i n e n s o l c h e n W a g e n, m i t b e w u n d e r n s w ü r d i g e r L e i c h t i g k e i t u n d G e w a n d t h e i t l e n k e n. Den allerseltsamsten Anblick in der an mannigfaltigen buntscheckigen Fuhrwerken und Reitthieren so reichen Kapstadt, mögen aber wohl die unabänderlich mit zwei und zwanzig Ochsen je paarweise bespannten schwerfälligen Kolonisten-Wagen darbieten, welche von einem Hottentotenburschen der auf einem der vordersten Ochsen sitzt, und von einem hottentotischen Kutscher mit einer m e i s t s e c h z i g S c h u h l a n g e n Peitsche gelenkt werden. Diese abentheuerlichen Wagen kommen haufenweise in die Stadt wohin sie die Erzeugnisse des Landes zu Markte bringen.

In den Sommermonaten November, December und Jänner sind die Straßen in der Nähe der Kapstadt mit dergleichen Wagen bedeckt, welche mitunter aus einer Entfernung von vierzig bis sechzig deutschen Meilen, Wein dahin führen. Der Weinhandel des Kaps macht wahrscheinlich die Hauptstapelwaare seines Handelsverkehres aus. Die Weinmagazine bestehen aus zwei langen und weitläufigen Gebäuden, welche zwei Reihen von Riesenfässern enthalten deren jedes Tausend Gallonen faßt. In diese Fässer wird der Wein welcher vom Lande zugeführt wird, hineingeschüttet und Ein Jahr gelagert, ehe er ausgeführt wird. Der so berühmte Constantia wird auf dem Kap als A u s b r u c h w e i n getrunken.

Die Kapcolonie in welcher eine Menge trefflicher Rosinen, die in Aussehen und Geschmack von den Malaga-Rosinen wesentlich verschieden sind, auf eine ganz eigenthümliche Weise bereitet werden, ist auch wegen ihrer anderweitigen vorzüglichen getrockneten Früchte, namentlich Äpfeln, Pfirsichen, Aprikosen u. s. f. berühmt. Die Mandeln und getrockneten Feigen des Kaps taugen jedoch nicht viel, obschon die frische Kap-Feige eine köstliche Frucht ist.

Viele ausgezeichnete Kaufleute und andere Sachverständige sind der Meinung, daß in Kurzem der Weitzen die eigentliche Stapelwaare des Kaps werden dürfte, und in der That ist in neuester Zeit sehr viel Weitzen vom Vorgebirge der guten Hoffnung auf

*) Siehe Nrn. 31 und 32.

den Londoner Markt gebracht, und zu einem höhern Preise als jeder andere verkauft worden!

In der Kapcolonie sind die Gasthöfe und öffentlichen Herbergen sehr sparsam anzutreffen, dieser Mangel wird aber durch die echt patriarchalische Gastlichkeit der über jenen unermeßlichen Landstrich zerstreuten holländischen Ansiedler vollkommen aufgewogen. In dem Gehöfte eines solchen altholländischen Kapansiedlers von echtem Schrot und Korn findet jeder Reisende, wer er auch immer seyn mag, eine überaus gastfreie zuvorkommende Aufnahme, und derjenige, welcher bei Tische rüstig und ohne alle Umstände zulangt, ist ihm der willkommenste und liebste Gast.

Der Kapcolonist lebt meist in einem einsamen und abgeschiedenen Thale, reich an Rinder- und andern Heerden und überhaupt mit allen Mitteln zu einem behaglichen Leben reichlich gesegnet.

Zuweilen waltet er gleich einem Patriarchen inmitten eines Kreises von achtzehn bis zwanzig Kindern, und eines überaus zahlreichen Gesindes von Sklaven. Da thront er denn beim gemeinsamen Mahl an der Spitze des Tisches mit dem Hut auf, in welchem gewöhnlich die Tabakspfeife zur Zierde steckt. Man kann nie zu lange in dem Hause eines solchen biedern Kap-Holländers verweilen, und seine schlichte Gastfreundschaft kennt im wahren Sinne des Worts keine Gränzen. Spricht man endlich: vom Weiterreisen, so wird er bekümmert, und fragt dich mit der herzlichsten Einfalt: „Bin ich nicht genehm? sind es die meinigen nicht? thun die Sklaven nicht ihre Schuldigkeit!“ Erwiederst du daß dein Geschäft kein längers Verweilen gestattet, so entgegnet er gewöhnlich: „Ach, denkt doch jetzt und hier nicht an Geschäfte, thut sie ein andersmal ab;“ bestehst du dennoch auf der Weiterreise, so wird er niedergeschlagen, die ganze Familie äußert Bedauern und Theilnahme, und sämmtliches Gesinde muß zusammen kommen um bei deiner Abreise gegenwärtig zu seyn. Der Hausherr erwartet keine andere Vergeltung seiner Gastfreundschaft, als daß jedem von den Sklaven eine Prise Schnupftabak gereicht wird, womit sie sich allsogleich die Zähne reiben.

Der wohlhabende holländische Kapcolonist von dem so eben geschilderten Schlage, nimmt des Tags seine sieben mehr oder minder reichliche Mahlzeiten ein. Des Morgens gegen sechs Uhr wird eine Tasse Kaffeh mit Backwerk genommen; welche wenn man so sagen darf der äußerste Vorposten oder vielmehr der verlorne Posten des Mahlzeitenheeres ist, und für nichts gerechnet wird. Um neun Uhr wird das eigentliche Frühstück aufgetragen, welches aus Eiern, Fischen, Zungen, Wildpretkeulen und trefflichem Thee besteht; um eilf Uhr folgt ein sogenanntes Tiffin oder Gabelfrühstück, ein Mittelding zwischen Frühstück und Mittagsmahl. Die Mittagsmahlzeit findet um zwei Uhr Statt, und besteht aus einer Hülle und Fülle der mannigfaltigsten Gerichte. Gegen drei Uhr wird Kaffeh mit köstlichem Confekt herumgereicht; um sechs Uhr versammelt sich die Familie zum Thee, und um neun Uhr beschließt ein reichliches Abendmahl aus warmen Speisen die Mühen des Tages.

### Aussicht vom Tafelberg.

Der Weg von der Kapstadt bis zum Fuß des Berges erhebt sich sanft und stufenweise bis ungefähr fünf hundert Fuß, dann aber steigt er plötzlich gleich der Seite eines Walles bis zu einer Höhe von ungefähr vierthalb Tausend Fuß über dem Meere steil empor, und der Berg scheint von der Rhede aus gesehen die Stadt in einer Curve zu umfaßen.

Ungefähr von der Mitte des Berges an schlingt sich eine Schlucht bis zu seinem Gipfel hinan, durch welche die Besteigung desselben erleichtert wird. Hie und da erscheinen Gruppen von dem dem Kap eigenthümlichen Proteus Argenteus; die Schlucht ist gegendsweise so schmal, daß die beiden Seiten an einander zu stoßen scheinen und meist so lothrecht wie ein Wall. In den hie und da vorkommenden Klüften hausen ganze Schaaren von großen schwarzen Affen, welche auf den vorspringenden Rändern und Zacken der Felsen hocken, und durch ihre bizarren Stellungen und Grimassen dem Reisenden den Durchgang streitig zu machen scheinen; sie sind häufig in einer so furchtbaren Anzahl versammelt und so verwogen, daß man ohne Hülfe einiger tüchtiger Knittel sich nicht weiter hinauf wagen dürfte.

Das wundersame ganz eigenthümliche Panorama dessen man bei der Ankunft auf dem Gipfel ansichtig wird, ist kaum mit irgend einer andern Bergaussicht zu vergleichen.

Die unermeßliche Fläche des südafrikanischen Oceans welcher hie und da seine Gewässer mit den am fernen kaum wahrnehmbaren Horizontsaume schwebenden Gewölken zu vermälen scheint, die weitentlegenen Gebirge deren Umrisse sich leise auf dem tiefblauen Äthergrunde zeichnen, die unabsehbare Ebene der Kapcolonie worüber Straußen- und Antilopenheerden hin schwärmen, alles dieß ist so fremdartig, so verschieden von allem was der europäische Reisende welcher noch nie afrikanischen Boden betreten, früher erblickt, daß sein Inneres von einem unnennbaren Schauer ergriffen wird. M.

---

## Zur Erklärung der Bilder.

### Alhambra*).

Diese Ansicht der Alhambra umfaßt außer dieser maurischen Königsburg auch das Generalife oder die Sommerresidenz. In der Mitte sieht man den sogenannten Thurm der Huldigung, dem zur Linken der von Karl V. begonnene aber unvollendet gelassene Pallast liegt. Weiter links sieht man den Thurm von Comares, höher hinauf das Generalife. Die im Hintergrunde sichtbare Anhöhe heißt der Sonnenhügel dessen Gipfel von den Gewölken der Sierra Ne-

*) Durch eine, unvorgesehener Umstände wegen, nothwendig gewordene Änderung in der Reihefolge der Bilder, sehen wir uns bemüßigt, auf die in der vorigen Lieferung erschienene Darstellung von Ronda, womit wir für den laufenden ersten Jahrgang unsers Blattes die Reihe der bildlichen Darstellungen aus Spanien zu schließen gedachten, noch zwei Bilder aus jenem Lande folgen zu lassen. In der Beschreibung der Alhambra haben wir uns wie wir ausdrücklich erklären, abwechselnd bald an V. Huber, bald an W. Irving, als den beiden ausführlichsten neueren Schilderern derselben gehalten, und nur hie und da Einiges aus andern Werken namentlich aus dem von Th. Roscoe hinzugefügt. Red.



Alhambra.



Der Löwenhof in Alhambra.



vada eingehüllt ist. Der hohe Thurm zur Rechten des Beschauers ist der sogenannte Glockenthurm oder der Torre de la Velha. Am äußersten Ende rechts liegen die Rothenthürme, zwischen welchen und dem Glockenthurm, der Haupteingang in die Alhambra ist.

* * *

„Wie viele Sagen und Legenden, worin Wahres und Fabelhaftes wunderbar gemischt, wie viele spanische wie arabische Lieder und Romanzen von Liebe und Fehde und Ritterthum, sind mit diesem romantischen Bauwerke gepaaret! Dem Wanderer, welcher mit Sinn für Dichtung und Geschichte begabt, ist die Alhambra von Granada nicht minder ein Gegenstand andächtiger Verehrung als die Kaaba oder das Heiligthum zu Mekka allen echten moslimischen Pilgrimen."

Washington Irving.

Wenn man von der Sierra de Antequera in die lachende ewigblühende vom Xenil und Darro bewässerte Vega herabsteigt, worin die herrliche Granada liegt, erblickt man diese alte maurische Hauptstadt in der Ferne, und die den Eingang zur hehren Alhambra bildenden Rothen Thürme (las torres bermejas) ragen vom äußersten und höchsten Vorsprung des schmalen Bergrückens, eines Ausläufers der Sierra Nevada, ernst empor. Der Anblick der weltberühmten Alhambra, welche mit der Erinnerung an jene vielgefeierten Maurenkämpfe, wundersame und romantische Liebesabentheuer, und an das beweinenswerthe Geschick der aus ihren zu einem irdischen Paradiese umgeschaffenen Huertas vertriebenen Mauren so innig verknüpft, erfüllt die Seele des Wanderers noch ehe er die verödeten Höfe, die noch glänzenden aber einsamen Hallen betritt, mit tiefer Trauer.

Das vom Xenil und Darro umfloßene Vorgebirge, Cerro de Santa Elena genannt, ein Ausläufer der Sierra Nevada an deren Fuße Granada sich ausbreitet, wird der Länge nach durch eine tiefe Schlucht oder Thalenge, gleich dem Asbestfelsen auf welchem Ronda liegt, in zwei Höhen gespalten, auf deren einer die Alhambra liegt. Auf der gegenüber liegenden Höhe steht ein Kloster, und nur auf der äußersten Spitze nach der Vega zu erheben sich zwei gewaltige Thürme, welche durch eine Mauer mit den gegenüberliegenden Thürmen der Alhambra verbunden sind die ihrer rothen Farbe wegen (sie sind wie die ganze Burg von rothem Sandstein erbaut), die

### Rothen Thürme (Las torres bermejas).

heißen. Von diesen malerischesten und in die Augen fallendsten Gegenständen, welche sich den Blicken des Wanderers entgegen drängen, wenn er aus dem Gebirge in die Vega eintritt, berichtet uns keine zuverlässige Urkunde irgend etwas Näheres über Ursprung oder Alter. Sie steigen von ihrer Felsenhöhe mit den stolzesten Warten der Alhambra wetteifernd kühn in die Lüfte, und die allgemeine Sage berichtet, daß sie aus einer viel grauern Vorzeit als alle umgebenden Bauwerke herrühren, und von den Römern, oder gar von phönicischen Ansiedlern erbaut worden seyen. So viel ist ausgemacht, daß sie eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch allen den verschiedenen Herrschern der umliegenden Landschaften zur Wohnung, wir möchten sagen zum Horst gedient haben. Jetzt haust eine Zahl von Töpfern darin, und die stolzen Roththürme anstatt wie vormals den blanken Stahlhelm und das blinkende Panzerhemd kampfschnaubender Krieger zu bergen, dienen dazu das Töpfergeschirr in der Sonne zu dörren, deren Gluth hier so gewaltig wirkt, daß der Töpfer des sonst zu diesem Geschäfte erforderlichen Dörrofens entrathen kann.

Man versteht aber unter Alhambra keineswegs bloß die berühmte Burg der maurischen Könige, sondern den ganzen über eine halbe Legua im Umfange betragenden Theil von Granada, welcher auf dem links von der Stadt gelegenen Grat des St. Helenen-Vorgebirges sich hinzieht, und die eigentliche Akropolis von Granada bildet. Sie enthält außer der alten maurischen Königsburg, der sogenannten casa real del Alhambra, den in einem Hofe derselben liegenden halbvollendeten Pallast Karls V., eine Kirche, ein Kloster, gegen zwei hundert Häuser und Gärten und einen großen wüsten Raum, welches alles von einer dicht am Abhang des Berges und an der ihn durchschneidenden Schlucht hinlaufenden ungemein dicken, mit gewaltigen viereckigen Thürmen besetzten Mauer eingeschloßen ist.

Der ganze Bergrücken worauf die Alhambra liegt — der gegenüber sich hinziehende wie die Schlucht, sind mit Ulmen, Eichen, Platanen, Lorbern und Kastanien bewaldet, und zahlreiche Quellen entströmen ihm von allen Seiten zum Theil in zierliche Becken von weißem Marmor gefaßt.

Der Weg aus der eigentlichen Stadt nach der Alhambra führt über den Vivarrambla-Platz durch die Zacatinstraße (gewöhnlich der Zacatin genannt, eine enge bergansteigende Straße die noch jetzt wie zur Maurenzeit mit den reichsten Basars prangt), über die Plaza Nueva welcher wie dem Zacatin, eine uralte im Munde des Volkes lebende Weissagung den Untergang durch die Fluthen des Darro verkündet, und durch die Gomeresstraße, die ihren Namen von einer kriegerischen in Liedern und Geschichtserzählungen gefeierten Maurenfamilie führt, die im Sold der letzten Könige von Granada am Fuße der Alhambra hauste, an das Thor de las Granadas, durch welches man in den Bereich der Alhambra eintritt. Durch eine steil hinansteigende aber schattige mit steinernen Sitzen eingefaßte und mit Springbrunnen verzierte Hainschlucht, in welche zu beiden Seiten die mehrerwähnten fabelhaften noch aus einer voralhambrischen Zeit herstammenden Rothenthürme ernst hinabschauen, gelangt man an den sogenannten

### Thurm des Gerichtes (El torre del juyzio),

welcher laut der langen unter den Fenstern angebrachten arabischen Inschrift, im Jahre der Hidschret 749 (1348 n. Chr. G.) erbaut worden. Außen über dem von einem ungeheuren hufeisenförmigen Bogen welcher die Hälfte von der Höhe des Thurmes einnimmt, gebildeten Portale ist eine gewaltige Hand, und innen ein nicht minder kolossaler Schlüssel angebracht.

Nun betritt man den

### Cisternen-Platz (La plaza de los algibes),

welcher von den noch aus der Maurenzeit herrührenden in den lebendigen Felsen eingehauenen großen Cisternen den Namen führt, aus welchem nicht nur die Alhambra sondern ganz Granada mit dem köstlichen

Wasser versehen wird, das, da niemand anderes Wasser als das von der Alhambra trinken will, obschon der Darro jedes Haus mit Wasser versieht, von ganzen Schaaren Aquadoren allstündlich geholt wird.

Dieser Platz wird links durch die rothen Thürme, rechts durch den halbvollendeten Pallast Karls V. und die alte Maurenburg, und an der dem Gerichtsthor gegenüber liegenden Seite durch die entlang dem Abhange hinziehende Ringmauer begränzt. Durch ein in der Mauer welche den Pallast Karls V. mit einem der gewaltigen viereckigen Thürme der Ringmauer verbindet, befindliches ganz unscheinbares Thor, das den Eingang und die Façade der alten Maurenburg bildet, tritt man in das Innere derselben, und zwar in den hundert und fünfzig Schritt langen, und ungefähr die Hälfte breiten sogenannten

### Weiher-Hof (Patio de la Alberca),

welcher auch den Namen Los Arrayjanes führt, und bei den Mauren Mesuar hieß. Er liegt zwischen dem Löwenhofe und dem Comaresthurme, ist durchaus mit weißem Marmor gepflastert, und an jedem Ende mit leichten Peristylen verziert. Ein von Myriaden von Goldfischen wimmelnder Weiher welcher ungefähr hundert und dreißig Schritte lang, und dreißig breit, und mit Rosenhecken umgeben ist, nimmt die Mitte des Hofes ein. An einer der kürzern Seiten wohnt in einem kleinen Anbau der Pförtner oder Kastellan der Alhambra.

Dieser mit vielen Inschriften versehene Prachthof bildet den eigentlichen Vorhof der Königswohnung. Aus demselben tritt man zuerst in ein reichverziertes kleines Vorzimmer von lieblicher elliptischer Gestalt und aus diesem in den sogenannten

### Comares- auch Gesandtensaal (Sala de los embajadores).

Die Thüre welche aus dem erwähnten Vorzimmer in den Saal der Gesandten führt — alle im Alhambra befindlichen Thüren sind offen und ohne Flügel — ist ein wahres Wunderwerk an Zierlichkeit und Reichthum der Verzierungen, die in unendlicher Mannigfaltigkeit in vier- bis fünffachen Rändern den leichtgeschwungenen Bogen umzirken. Sie sind in Stuck gearbeitet, auf rothem, blauen und grünen Grunde. In der überaus dicken Mauer ist auf beiden Seiten eine Nische angebracht, wo diejenigen welche den Saal betraten, um vor dem Herrscher zu erscheinen, ihre Pantoffeln ablegten.

Der Comares- oder Gesandtensaal selbst übertrifft jede Erwartung die man sich von dieser ganz eigenthümlichen Schöpfung machen mag. Er bildet ein gleichseitiges Viereck von ungefähr sechzig Schritten. Die Mauern sind mit dem herrlichen Stuck überzogen, welcher gleich den berühmten Degenklingen in Damaskus verfertigt wurde, und aus großen Platten besteht, die in Formen gegoßen und so künstlich zusammengefügt wurden, daß sie den Anschein haben als ob sie von Bildnerhand in leichte Reliefs und phantastische Arabesken ausgemeißelt worden wären, die mit Texten aus dem Koran und dichterischen Inschriften in verschiedenen arabischen Schriftzügen vermischt sind.

Die Gewölbdecke ist mit Zedernholz ausgetäfelt, und wegen ihrer außerordentlichen Höhe sind die reiche Vergoldung so wie die Inschriften kaum wahrnehmbar.

Die Wandverzierungen bestehen erstens in einem bis zur Höhe von etwa vier Fuß ringsum laufenden Fliesenrande mit grünen und blauen, sternen- und blumen-gleichen Zierrathen. Darüber ist die ganze Wand mit Arabesken bedeckt, welche theils auf hellblauem theils rothen Grunde in Stuck gearbeitet sind. Das Muster dieser Verzierungen ist sehr klein, denn Arabesken im hergebrachten europäischen Sinne des Wortes sind es nicht, da sie durchaus keine großen irgend einen Sinn oder wirklichen Gegenstand, als z. B. Blumen, Blätter oder Thiere darstellende Gewinde bilden.

Sie wiederholen sich mit Ausnahme breiter Säume über den Fenstern und Thüren, wo andere Muster erscheinen, über die ganze Wand, der Wölbung der Bogen entsprechend, sind von unendlicher Mannigfaltigkeit und Anmuth, und wechslen mit der großen Menge von Inschriften ab, welche theils als Säume ringsumher laufen theils in symmetrischen Medaillen oder Sternen stehen, und zwar so, daß sie selber einen Theil der Muster auszumachen scheinen, und die Buchstaben allmälig aus den Verschlingungen der Muster entstehen. Die Decke besteht ganz aus eingelegter Arbeit von Perlmutter, Elfenbein und kostbaren Holzarten namentlich Zedernholz, welche die allerzierlichsten Bilder, wie Sterne, Achtecke u. s. f. in schönem Ebenmaße bilden. Auf der einen Seite ist der bereits erwähnte Eingang und daneben zu beiden Seiten eine Art von falschen Fenstern, oder eine Nische angebracht; auf jeder der drei andern Seiten des Saales befinden sich drei Bogenfenster, welche nach innen mit weißen Marmorpfeilern verziert, nach außen, d. h. am andern Ende des Erkers den die mächtige Dicke der Mauern bildet, durch eine Säule von derselben Steinart in zwei überaus zierliche Bogen getheilt. Die Fenster reichen bis auf den Estrich hinab, und ihre Gewölbe und Innenseiten sind mit Verzierungen besäet.

### Aussicht vom Söller des Comares-Thurmes.

Die Aussicht welche sich von dort herab darbeut ist unnennbar prachtvoll, in Mannigfaltigkeit, Neuheit und Großartigkeit unübertrefflich, und erstreckt sich über Granada namentlich über den Albaycin hinweg, in die Vega bis in die ferne Sierra hinein. Das reiche Thal des Darro mit seinem smaragdnen Schmelze, die einem schwelgerischen Füllhorn vergleichbare Vega; das unaussprechliche Gemisch von Silberblüthen- und Goldfrucht-Hainen, blinkenden Quellen, die bald sich scheuen Nymphen gleich versteckenden, bald wieder gleich der holderröthenden Neuvermälten am Brautmorgen zum Vorschein kommenden Krystallgewässer des Darro, in der Ferne die schneeschimmernden Hörner der Sierra Nevada, alles dieses bildet eine Landschaft welche allerdings geeignet ist, die fast an Vergötterung gränzende Liebe ihrer Insassen zu erzeugen. Auf der einen Seite überblickt das trunkene Auge die Alhambra mit ihren schattenkühlen Höfen und Gärten, dort erglühen die Rosengebüsche des Goldfischweiher-Hofs, da erscheinen die leichten luftigen Bogenhallen des Löwenhofes, gleich dahlenden Gazellen, während inmit-

ten von dem allen der Garten der Lindaraxa mit seinen Jasminlauben und Duftgesträuchen ruht.

Jenseits der Hainschlucht erheben sich die hohen Zwinger, die weiten und reichen Bogenhallen des Generalife mit seinen hangenden Gärten, Zypressenhainen und Myrthenlauben in thauiger Lenzfrische. Auf der Anhöhe drüben liegt die Stätte wo der letzte der Maurenkönige als er seine geliebte Granada meiden mußte, in Gram und Harm versunken weinend saß.

Aus der Tiefe der bebüschten Schlucht, welche die Alhambra von dem Generalife, dem Sommerlustschloß der Maurenkönige trennt, ertönt das Rauschen der Gewässer der Wasserleitung einer alten maurischen Mühle. Dort am Fuße des Albaycin zieht sich die mit der Alameda des Xenil wetteifernde Carrera oder der Spaziergang an den Gestaden des Darro hin, wo einst in jenem längst entschwundenen Blüthenalter des maurischen Granada, die verschleierten Schönheiten der Alhambra in der Abendkühle mit bangbeklemmtem hochaufathmenden Busen und blitzenden Augen der süßen Melodie liebelispelnder Worte und Seufzer lauschten, und die Nachtigallen süßer flöteten. Westlich ragen jenseits der Vega die fernen Anhöhen, die Schauplätze tausendfältiger Gränz-Fehden zwischen Mauren und Christen.

Die Ortschaften welche auf ihren Abhängen lagen, wurden durch die Festen beschirmt die von den Kuppen herab die zwischen ihnen und ihren Widersachern liegenden Bergpässe beherrschten.

Von den Zinnen der Warten oder Atalayas die auf den höchsten Felshörnern lagen, wehte das grüne und goldene Panier des Halbmondes, doch all ihre Wachsamkeit war vergebens als jene neue fürchterliche Kriegswaffe, das schwere Feuergeschütz der Christen, die mächtigsten Adlerhorte der Mauren in Trümmern schoß. Damals ergoßen sich die wilden Schaaren Ferdinands und Isabellens von Alcala la Real her durch den berühmten Paß von Lopa, mit fliegenden Bannern unter dem dröhnenden Schall der Trompeten in die blumige Vega, und traten mit dem schonungslosen Tritt des Krieges deren Blüthe und Herrlichkeit danieder. Dort an der verhängnißvollen Brücke von Pinos fiel mancher junge Maurenheld als Martyrer für sein Vaterland — sein geliebtes Granada und seine friedlich blühende Heimath; dort wurde die Blume der kastilischen Ritterschaft dem Grase gleich gemäht. Auf jener Stätte war es auch wo Columbus, eben als er verzweiflungsvoll sich schon auf dem Wege befand um seinen Entdeckungsplan dem französischen Hofe mitzutheilen, von den Eilboten Isabellens eingeholt und nach der mitten in der Vega liegenden Stadt Santa Fé entboten wurde, wo der Vertrag, welcher zur Entdeckung der westlichen Hemisphäre führte geschloßen wurde! Südlich verweilen die Blicke auf einem reichen Kranz ländlicher Villas mit ihren mit Myrthenblüthenschnee und Orangengold bedeckten Hainen, welche sich in den Krystall-Mäanderen das Xenil spiegeln, dessen in zahllose Rinnsäle geleitete Gewässer dem Pflanzenwuchse jener Huertas jenen so vielgefeierten glänzenden Smaragdschmelz verleihen. Diese Villen und Gärten und trauten Lauben sind es um welche die Mauren mit so verzweifelter Tapferkeit fochten. Die einfachen Gehöfte und Hütten, welche jetzt von schlichten Winzern und Gärtnern bewohnt werden, bewahren noch Spuren von Arabesken und andern geschmackvollen Zierrathen welche zeugen, daß sie einst zierliche Landsitze moslimischer Großen gewesen.

Jenseits der paradiesischen Vega gen Süden siehst du eine Kette nackter Anhöhen, von welcher sich ein langer Zug von Maulthieren langsam herab bewegt. Auf der Kuppe einer von diesen Höhen war es, von wo der unglückliche Boabdil seinen letzten Blick auf Granada warf, und die Verzweiflung, welche seine Seele erfüllte kund gab. Diese in Liedern und Chroniken vielbesprochene Stätte heißt „der letzte Seufzer des Mauren." Nun erhebe deine Augen zu den Schneekuppen jenes Gebirgszuges, welche gleich einer weißen Sommerwolke am blauen Himmelssaume schimmern. Es ist die Sierra Nevada, der Stolz und die Wonne Granadas, der Bronnen seiner kuhlunghauchenden Berglüfte und ewigen Grüne, seiner sprudelnden Quellen und nieversiegenden Ströme. Dieser hohe Gebirgszug ist es, welcher Granada jene in einer südlichen Stadt so seltene Fülle von Genüssen verleiht, nämlich den frischen Pflanzenwuchs und die gemäßigte Temperatur eines nördlichen Himmelsstriches, mit der schaffenden und belebenden Kraft einer tropischen Sonne und dem wolkenlosen Azur eines südlichen Himmels.

Dieser ätherische Schneeschatz und Eishort ist es, welcher je mit der Sommerhitze immer mehr schmelzend, nach allen Thalen, Schluchten und Rinnsälen der Alpuxarras Ströme und Bäche ohne Zahl hinunter sendet, die über einer ganzen Gruppe glücklicher und abgeschiedener Fluren, smaragdene Grüne und Fruchtbarkeit verbreiten.

Diese Sierra darf mit Fug das Kleinod und die Glorie Granadas genannt werden. Sie beherrscht ganz Andalusien und kann von den entlegensten Strichen dieses Zauberlandes wahrgenommen werden. Der Maulthiertreiber begrüßt sie freudig wenn er von der glühenden und lechzenden Ebene aus ihre weißschimmernden Piks erblickt, und der spanische Seefahrer am Bord seiner Schaluppe, fern auf der Höhe des blauen Mittelmeers, forscht mit sinnenden Blicken nach ihr, denkt an das entzückende Granada und stimmt mit leiser Stimme irgend eine alte Romanze an. M.

— —

## 2. Der Löwenhof (patio de los leones).

Von diesem Hofe (sagt V. Huber), und den ihn umgebenden Gemächern, müssen wir da es uns an Ausdrücken gebricht wiederholen, daß er einen wahrhaft zauberischen Anblick wie aus einer ganz fremden blühenden Märchenwelt gewährt, auf den sogar das was wir bis jetzt von der Alhambra durchwandert und geschaut haben, nicht hinlänglich vorbereitet. Der Hof selbst, ein verwilderter Garten mit Rosen Oleander und Jasmingesträuchen, bildet ein Viereck von mehr als hundert Schritten Länge, und etwa fünfzig Breite. Ringsumher läuft ein bedeckter Säulengang und in der Mitte einer jeden der beiden langen Säulen springt ein viereckiger Pavillon in den Hof vor. Die weißen Marmorsäulen sind glatt und sehr schlank, so daß immer zwei neben einander stehen; in allen Ecken sowohl des Hofes wie der Pavillone aber drei. In den Kapitälern herrscht eine

große Abwechslung, und wenn auch jede einzelne Säule keineswegs den strengen Regeln antiker Baukunst genügen mag, so gewähren sie in Masse dennoch den lieblichsten Anblick den man sich denken kann. Hierzu gehören freilich wesentlich die mit Zierrathen von Stuck bedeckten zum Theil ausgezackten Bogen von besonderer Leichtigkeit, indem sie verhältnißmäßig zur Höhe sehr schmal, oval und eigentlich nicht völlig hufeisenförmig sind. Die ganze Arbeit oberhalb der Säulen läßt sich am besten mit Filigranarbeit vergleichen.

Die Decke des Ganges hat viele Ähnlichkeit mit jener des Gesandtensaals, und besteht aus überaus kostbarer eingelegter Arbeit. Über dem Säulengange haben die Façaden des Hofes eine Reihe kleiner Bogenfenster, und an drei Seiten erhebt sich darüber in der Mitte eine Art von Kuppel.

In der Mitte des Hofes wird von zwölf Löwen ein großes Becken getragen; alle von weißem Marmor.

* * *

(Mehreres über die Alhambra und den Löwenhof insbesondere folgt).

---

## Miscellen.

### 1.

### Die Puerta del Sol in Madrid.

Durch die am 18. Jänner d. J. in der Nähe des berühmten Sonnenthores der Hauptstadt von Spanien stattgefundenen Vorgänge, (die Besitznahme und hartnäckige Vertheidigung des dort gelegenen k. Postgebäudes von einem Battaillon des zweiten leichten Infanterie-Regiments welches die Fahne des Aufruhrs erhoben hatte), ist die öffentliche Aufmerksamkeit neuerdings auf jene in der ältern wie neuern Geschichte von Madrid öfter genannte Stadtgegend gelenkt worden. Die gegen Ende des Jahres 1833 zu Boston in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erschienene Schilderung einer Reise durch Spanien von Caleb Cushing betitelt: Erinnerungen aus Spanien, das Land, Volk, die Geschichte und Monumente desselben enthält unter andern folgende kurze aber lebendige Beschreibung gedachter Gegend.

Die Puerta del Sol ist wie bekannt der tägliche Zusammenkunfts- und Plauderort wie der Lieblingsspaziergang alle Müßiggänger jener müßigen Stadt, und der Glücksritter aus den Provinzen. Dort kreuzen sich alle großen Straßen der Hauptstadt, dort kommen die alten Kriegsleute und Graubärte zusammen um ihre Schlachten noch einmal durchzumachen, dort die auf Urlaub in Madrid anwesenden jungen Offiziere um über die Reitze der jungen Andalusierinn, welche am verfloßenen Abende in der Oper ihre vaterländische Jota oder die Gallegada getanzt hat, ihre Urtheile auszutauschen. Dort gleitet mehr als eine bezaubernde in die Mantille eingehüllte Frauengestalt durch die hin und herwogende Menge; nur der Gluthblick des dunkeln Auges oder die lieblichen Umriße ihrer Gestalt die durch das dichtanschließende schwarze Kleid hindurchschimmern, bereitet den Beglückten dem sie sich nähert auf den schlauverstolenen Fächergruß, oder gar auf die in leisen und geflügelten Lispelworten ertheilte Einladung zu einer unbemerkteren Zusammenkunft vor. M.

### 2.

### Die Jagd mit Leoparden (Tschittahs).

Die Jagd mit Leoparden ist jetzt in Indien nicht mehr so selten wie früher. Für jeden Leoparden ist bei einer solchen Gelegenheit ein von zwei Rindern gezogener Wagen mit kurzen Rädern, ohne Leitern oder Ähnliches an den beiden Seiten bestimmt und jedes Thier hat zwei Wärter. An einem Halsband sind sie locker an den hintern Theil des Wagens angebunden; ein Riemen um die Lenden dient ferner sie fest zu halten; eine lederne Haube bedeckt ihre Augen. Da die Antilopen ungemein schüchtern und scheu sind, so thut man, wenn man der Jagd zusehen will, am besten, sich hinter den Fuhrmann auf den Wagen zu setzen; denn da diese den Wagen der Ackersleute ganz ähnlich sehen, an deren Anblick die Antilopen gewöhnt sind, so ist es wenn der Fuhrmann nicht ungeschickt ist, gar leicht dem Thiere auf zwei hundert Schritte nahe zu kommen.

Wir hatten, erzählt Kapt. Mundy, drei Leoparden bei uns, und nahten uns der Stelle, wo die Heerde gesehen worden war, in einer Linie, so daß zwischen jedem Wagen ein Zwischenraum von ungefähr hundert Schritten war. Als wir aus einer Baumwollen-Pflanzung heraus kamen, sahen wir vier Antilopen vor uns, und mein Fuhrmann wußte es so einzurichten, daß wir nur gegen hundert Schritte entfernt waren, als die Thiere aufmerksam wurden.

Der Leopard wurde augenblicklich seiner Haube beraubt und losgebunden; sobald er die Antilope erblickte, sprang er mit all der Ruhe eines gut abgerichteten Hundes vom Wagen fort, umschlich die Thiere und nahte sich dann langsam und kriechend, jeden Busch und jede Unebenheit des Bodens benützend, um sich zu verstecken. Sobald er aber sah daß sie Unruhe zeigten, beschleunigte er seine Schritte und war in wenigen Sprüngen inmitten der erschreckten Thiere die in Eile flüchteten. Er wählte sich eines der vier Thiere aus, hohlte es in etwa zwei bis drei Secunden ein, berührte es mit seinen Tatzen und saugte augenblicklich dessen Blut aus der Kehle.

Einer der andern Leoparden war in derselben Zeit losgelassen worden; er machte vier oder fünf verzweifelte Sprünge, durch welche er seine Beute fast erreichte, gab aber plötzlich das Nachsetzen auf und kroch mürrisch zu seinem Wagen zurück.

Sobald der erste Leopard die Antilope niedergeworfen hatte, sprang einer der Wärter herzu, warf ihm die Haube über den Kopf, schnitt der Antilope den Hals ab, und fing das Blut in einen großen hölzernen Löffel auf, den er dem Leoparden unter die Nase hielt. Das Wohlbehagen, mit welchem dieser das dampfende Blut in sich zog, läßt sich nur mit dem des ausgemachtesten Feinschmeckers vergleichen, der sich zu einer Lieblingsschüssel niedersetzt. Unter dem Wagen war ein Behälter für die Beute, in welches die Antilope gebracht wurde, während der Leopard seines Antheils an der Beute gewiß, sich binden ließ und dem Wagen ruhig folgte.

---

Redakteur: Ferd. Maria Malven.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

35.] [illegible] | 1834.

Inhalt. [illegible]


## Schilderung der im Jahre 1830 stattgefundenen Reise des Grafen L. de Laborde durch das steinige Arabien.

(Beschluß*).

Mit der grauenden Frühe brachen wir aus unserm Nachtlager im Wadi Araba auf, und zogen unserm nun nahen Reiseziele zu. Das Haupt mit den Mänteln bedeckt, das Keffie über den Mund gezogen, so trabten wir der brennenden Sonnengluth trotzend stillschweigend in der bereits früher geschilderten Ordnung einher. Das Wadi Garandel wo wir während der Mittagshitze rasteten ist ein sehr liebliches Thal, und sticht mit seiner Grüne gegen die Dürre der Umgebung seltsam ab. Ein Quell der von den Felsen herabrieselt und sich wenige Schritte weiter verliert, verleiht einer Anzahl Binsen, einigem Gesträuche und zweien Palmen Wachsthum. Die Karawane zog später mehrere Stunden hindurch bis zum Einbruch der Nacht wieder durch eine namenlos traurige unwirthliche Landschaft.

Dschafi hielt endlich an, und nun ließ jeder sein Kamehl niederknien, band ihm das Knie, entledigte es seiner Bürde, und wählte sich im Sande seine Ruhestätte. In wenigen Augenblicken bildeten die Kamehle einen Kreis in dessen Mitte ein jeglicher von uns sich gelagert hatte. Ein leiser Windhauch welcher den Sand etwas aufregte, und das Geräusch des friedlichen Wiederkäuens der harmlosen Kamehle unterbrachen allein diese magische Stille der Wüstennacht.

Am folgenden Tage sollten wir endlich das geheimnißvolle Thal von Petra betreten, am Ziele anlangen, das seit zwei Jahren das Augenmerk aller meiner Wünsche gewesen. Um die neunte Vormittagsstunde zeigte man uns das Grab Aarons auf der Kuppe des Berges Hor; jetzt gelangten wir auch aus dem Wadi Araba in eine von langen Schluchten zerrißene kleine Ebene.

Das Wadi Valuschebe welches wir am folgenden Tage durchzogen, verengte vor uns sein Bette das von hohen Rosenlorberbüschen beschattet wird, über welche die mit buntscheckigen Riemen verzierten Häupter der Kamehle abwechselnd zum Vorschein kamen und wieder verschwanden. Wir biegen um einen [illegible], worauf ein [illegible] Raum sieht. Die Aussicht von da [illegible], die Öde [illegible], es ist ein See mit versteinerten Wellen, ja noch mehr [illegible]. Später erblickten wir den Hor mit dem Grab des [illegible] Aaron gerade vor uns; [illegible] das eine [illegible] Wunder von dem [illegible] Jahrhunderte [illegible] einen andern [illegible] bewahrt und fortgepflanzt ward.

Die Sonne [illegible] hatte der Reisende dabei [illegible] was der [illegible] der vor ihm ausgebreitet ist, endlich [illegible] ihn der Pfad auf die Höhe einer andern Schlucht und nun entdeckt er am fernen Horizont das seltsamste Schauspiel, das zauberhafteste Gemälde, welches die Natur in ihrer großartigen Schöpfung [illegible] die Menschen in ihrer eitlen Ehrsucht der Neugierde der folgenden Geschlechter hinterlassen haben. — Die Felsenstadt Petra! In Palmyra vermehrte der Raum die Anstrengungen der Menschenhand durch ihre Unermeßlichkeit, ihren endlosen unabsehbaren Horizont längs dessen sich einige Hunderte Säulen unscheinbar verlieren; hier aber scheint sie sich im Gegentheile darin gefallen zu haben den großartigen Rahmen von Wunderwerken zu bilden, welche die Städte und die Seltsamkeit ihrer Struktur mit der ihnen eigenen Größe und mannigfaltigen Originalität in Einklang zu setzen suchen. Man zaudert eine Weile wem von beiden man die größte Bewunderung zollen soll, ob der ersteren welche durch einen Gürtel erhabener in Gestaltung und Färbung majestätischer Felsen die Aufmerksamkeit fesselt, oder den andern welche sich nicht scheuten mit ihr in die Schranken zu treten.

*) Siehe Nro. 14. 19. 20 und 21.

### Das Wadi Musa und die Felsenstadt Petra.

Die Geschichte der Stadt Petra, die Schicksale dieses ehemaligen Emporiums der ganzen arabischen Welt, welches vom höchsten Glanze zur tiefsten Verödung und Vergessenheit herabgesunken, ist in jenem großen Worte, jener entsetzlichen Weissagung des Propheten Jeremiah angedeutet: „Eure Unverschämtheit und die Hoffahrt eures Herzens haben euch verführt, euch die ihr in Felsenhöhlen hauset, und bis auf die Kuppe der Anhöhe zu steigen trachtet. Wenn ihr euer Nest auch so hoch wie der Aar seinen Horst erbaut hättet, so werde ich euch dennoch demselben entreißen, spricht der Herr."

Gleich am Eingange in das Wadi Musa erhebt sich eine [illegible], [illegible] alten [illegible], [illegible] unzählige Grabkapellen [illegible]. Unter der Menge von Felsengräbern [illegible] alten [illegible] [illegible]

35

nes welches so geräumig war, daß es uns mitsammt unserem Gepäcke aufzunehmen im Stande war. Die Kamehle, welche sich am Eingange lagerten, harrten mit Ungeduld daß man ihnen vergönnen würde sich in diesem durch seinen Pflanzenwuchs, noch mehr durch seine Fülle an Wasser, reichen Thale von ihrer mühseligen Wanderung zu erholen.

Dieses Grab lag unfern einer Tempelruine, welche bei den Beduinen den Namen Pharaonspallast führt, wie sie überhaupt alle Überbleibsel Petras mit diesem generischen Namen großer Könige benennen. Eine unsern Anmaßungen auf Unsterblichkeit ertheilte mächtige Lehre, daß jenen Ruinen gewaltiger Denkmale nicht einmal der Name ihrer eigentlichen Gründer geblieben. Pharao, Skander, (Alexander) und Bonaparte sind die großen Namen welche allein im Munde der Wüste leben, und alles andere was sich nicht so hoch zu erheben vermag in ihren Riesenruhm begraben haben.

Den einzigen Zugang in die Stadt bildet eine enge Schlucht, welche die steilen kolossal aufgethürmten Felsenwände durchbricht, und von mächtigen Gräbern umsäumt ist; von den andern Seiten ist Petra unzugänglich weil theils die steilen Felsen von Abgründen umgeben sind, theils die Gewässer den Zugang verwehren. „Ähnliche Gebirgsschluchten (bemerkt Herr von Hammer in seiner so überaus lehr- und gehaltreichen Beurtheilung des Labordischen Werkes in den Wiener Jahrbüchern) finden sich nur in den „österreichischen Alpen, in den steyermärkischen bei dem „todten Weibe, und in dem über alle Schilderung er„habenen Gsäus. So hoch und erhaben ist diese Fel„senschlucht Petras nicht, aber ihre großartige Ansicht „wird durch die Felsengrabmale erhöht, die am Eingange „der Schlucht statt den Meilenzeigern den Weg in die Höh„lenstadt weisen, die der feste Hort der Nabathäer war.“

Von den vom Verf. gelieferten theils ausführlichern theils kurzgedrängten Schilderungen der Denkmale Petras, haben wir mit Ausnahme des von den Arabern El Deir (das Kloster) genannten worauf wir sogleich zurückkommen werden, die merkwürdigsten in den frühern Nummern unseres Blattes zur Erklärung der Bilder mitgetheilt, namentlich die Schilderung des sogenannten Chasne Firaun oder Schatz des Pharao (in Nr. 14); des Felsentheaters (in Nr. 25) des Inneren eines Grabes (in Nr. 29).

Kein Reisender (erzählt der Verfasser) war vor uns in die Nähe des El Deir gekommen, Burkhardt hatte keine Kunde davon, und der Engländer Banks nebst seinen Reisegefährten dasselbe nur in der Entfernung einer halben Meile mittels eines Fernrohres wahrgenommen.

In erhabener Arbeit in den Felsen gehauen, stellt es sich als eine gedrungene Masse, als ein aus Einem Felsenblocke gearbeitetes Denkmal (monument monolithe) von ungeheurer Größe, als ein Riesenzierrath an der Stirnseite des Berges dar. Es ist vortrefflich erhalten.

### Aufbruch aus dem Wadi Musa.

Nach einem Aufenthalte von acht Tagen im Wadi Musa brachen wir wieder auf; die Kamehle wurden um unsere Grabbehausung versammelt, beladen, und diese ganze Karawane, welche so lange in dem geheimnißreichen Gräberthale gelagert brach gegen Abend in aller Stille auf; die am Eingange stehende einsiedlerische Säule warf ihren Schatten in die Ferne, und wir waren kaum auf der Höhe der Schlucht angelangt, als die untergehende Sonne das erhabene Felsenlabyrinth von Petra und dessen seltsame Gestalten mit ihren letzten Stralen vergoldete. Allmälig bargen sich die Trümmer in den braunen Abendschatten, ihnen folgten die höchsten Denkmale, die emporragendsten Zinnen, endlich verschwand Alles im Nachtdunkel, und hinterließ jenen schmerzlich traurigen Eindruck in der Seele, den jeder Moment erregt wo irgend ein großes Schauspiel verschwindet. —

Die Ruinen in den Wadis Sabra und Pabuschébi durch die wir zogen, erscheinen als die natürlichen Succursalen der Hauptstadt Petra, als die von diesem Mutter-Bienenstocke ausgestoßenen jungen Schwärme.

Wenn man alle dem Wadi Musa benachbarten Thäler besuchen würde, dürfte man wohl allerorten dergleichen Ansiedlungen finden, welche von der ungeheuren Bevölkerung Petras ausgegangen waren, und die großartigen Bauwerke und Denkmale der Hauptstadt im Kleinen nachzuahmen befließen waren.

### Die Naumachia in der Wüste.

Die merkwürdigsten unter diesen Ruinen sind unbezweifelbar die einer Naumachia, denn sicherlich stößt man nicht ohne Erstaunen im steinigen Arabien mitten in dieser Wüste auf einen Schauplatz für Schiffsgefechte, der vielleicht nächst der Seltsamkeit des Gegensatzes inmitten der Wüste Seetreffen aufgeführt zu sehen folgendem Umstande seine Entstehung verdankte:

Die Einwohner dieses Klein-Petra, welche durch die Regengüsse die alljährlich ihre Pflanzungen verheerten, beträchtlichen Schaden litten, verfielen auf die Aufführung von Dämmen um sich dadurch gegen die Wirkungen der Wildbäche zu sichern. Quer durch das Thal findet man noch beträchtliche Spuren dieser Wasserbauten, indem sie aber zugleicherzeit eine Schlucht wahrnahmen, durch die ein Theil der Gewässer abfloß, geriethen sie auf den Gedanken dasselbe durch Zurückhaltung zu den im Alterthume so beliebten Seegefechtsspielen zu benützen.

### Aussicht vom Gebirge El Nakb.

Wenn man eine durch das Zusammentreffen mehrerer Wadis oder Thäler gebildete kleine Ebene zurückgelegt hat, schlingt sich der Weg im Zickzack den steilen Abhang eines Berges Namens El Nakb hinan, von dessen Gipfel man ein merkwürdiges Panorama erblickt.

Die ganze Gegend auf sechs Meilen in der Runde erscheint in einer Art von vue cavalière in Relief; die von den Wadis durchsetzten Gebirge zeigen ihre Lage und Streichung, so daß man ein Urtheil über ihr Höhenverhältniß so wie über das allgemeine Aussehen des Landes zu schöpfen vermag, dessen trauriger und düsterer Charakter sich durch den Stift allein nicht genügend darstellen läßt. Mehrere Seher hatten das Unglück Idumäas verkündet, aber nur die Donnerstimme Ezechiels vermag sich zur Höhe dieser gewaltigen Verheerung zu erheben. „Der Herr, so lautete seine Weissagung, hat mir ferner folgende

[illegible]

(Ezechiel Kap. 43.)

[illegible]

## Die Bibelstellen und Weissagungen.

In Kerak findet man eine Art von [illegible] Getreide wodurch die Bibelstelle wenn diese Getreideart erwähnt wird, gegen die ihr gemachten Vorwürfe der Übertreibung vertheidigt wird; [illegible] aus einigen Weintrauben dieser Landschaft die uns zu Gesicht kamen, die volle Wahrheit jener Bibelstelle erkannten, wenn der ungeheuren Traube welche die von Moses abgesandten Kundschafter mitbrachten gedacht wird. Dieser fruchtbeladene Landstrich wird vorzüglich von zwei Geißeln heimgesucht, dem räuberischen Beduinen welcher von dem armen Feldbauer unablässig und unbarmherzig Abgaben von den Erzeugnissen seiner Flur erpreßt, und der Heuschrecke welche noch unbarmherziger von Zeit zu Zeit das Leichentuch ihrer Verheerungen über die ganze Gegend ausbreitet. Der göttliche Seher kannte sie wohl als er die tiefergreifenden Worte ausrief:

„Die Feldarbeiter sind bestürzt, die Winzer stoßen Jammergeschrei aus, weil es weder Korn noch Gerste gibt, und von der Ernte nichts heimgebracht wird, der Weinstock verloren und der Feigenbaum verdorben ist, der Granatbaum, die Palme, der Apfelbaum und alle andern Fruchtbäume verdorrt sind. Wie sich der Schein des Morgenrothes in einem Augenblicke über die Gebirge verbreitet, so wird ein zahlreiches und mächtiges Volk sich über das Land verbreiten, die Flur die es als einen Wonnegarten vorgefunden, hinterläßt es als eine gräuliche Wüstenei u. s. f. (Joel Cap. 1. 2.)."

## Die Araber der Wüste.

Man könnte ein ganzes Werk über den Araber der Wüste, sein häusliches Leben, seine Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche verfaßen; ein solches Werk ist wohl oft versucht worden, es mangelten aber die zu dessen Vollständigkeit erforderlichen zuverlässigen Daten und Aktenstücke. Heutzutage sind sie jedoch zahlreich genug vorhanden, um aus ihnen ein Ganzes, ein vollständiges Volksgemälde schaffen zu können, welches nun bloß auf die Hand wartet, die es zu malen berufen ist. Die Araber, kriegerisch durch ihre Gewohnheiten in beständige Fehden verwickelt, die sowohl aus der Beschaffenheit ihres Landes wie aus ihrer ganzen gesellschaftlichen Verfassung entsprin- [illegible]

[illegible]

[illegible] Beduinenstämme beider Arabien blutgierig und mordlustig seien; sie sind im Gegentheile außer der Kriegszeit geduldig, sanftmüthig und menschlich und wenn der Beduine [illegible] seinen Feind erklären, vermeidet er dies aber wodurch es bei irgend einem Hader weiter als zum Wortwechsel kommen könnte.

Man ist als Zeuge der heftigen Gebärden und des Tobens welches jeden Augenblick durch irgend welche Reiseanordnungen, oder durch anderweitige meist geringfügige Anlässe unter ihnen entsteht oft erstaunt, daß das Feuergewehr oder die blanke Waffe den Knoten dieser Zwiste nicht schneller zerhauen. Das Erstaunen rührt aber daher weil man mit den Folgen eines Kampfes nicht genug vertraut ist, indem dadurch ein Familienhader, ein Stammeskrieg entstehen könnte; die Scheu vor diesem dann stets unausbleiblichen großen Zweikampf zügelt die Leidenschaften dieser Volksstämme, die ohne eigentliche bürgerliche Gesetze, ohne Behörde (im europäischen Sinn des Wortes), ohne Regierung ganze Weltalter hindurch ihre ursprüngliche Einrichtung bis auf den heutigen Tag treu und unverbrüchlich bewahrt haben.

## Die Nacht im Wadi Barabra.

Der Abend war herangekommen; die hinabsinkende Sonne warf die Riesen-Silhouetten der Felsen in die Dunkelgründe des Thales, und einige Trupps schwarzer Ziegen untermischt mit weißen Lämmern, tigerten auf ihrer Heimkehr von der Weide abwechselnd den von den Scheidestralen vergoldeten Sand des Wadis und die steilen Felsenhänge von Rosengranit. Dieß gemahnte uns in das unten liegende Wadi Barabra herab zu steigen.

Längs unseres Pfades zeigten sich wieder Spuren der schaffenden Menschenhand, und endlich er-

blickten wir die Trümmer eines Klosters. Alle Umgebungen des Sinai wie des Serbals sind mit dergleichen Trümmern besäet, die von der Wichtigkeit zeigen welche diese heilige Landschaft in den Augen weitentlegener Völker damals hatte, als der Glaubenseifer sie schaarenweise dahin führte. Dieses unbekannte und abgeschiedene Wadi Barabra war zu einer Stiftung dieser Art trefflich gelegen, seine Quellen, seine Fruchtbarkeit und vor allem seine Lage an der Straße vom Tor nach dem Sinai boten die zum Unterhalt eines Klosters unentbehrlichen Vortheile dar. Wir, Hussein und ich gingen zwei Zelten zu die wir im Hintergrunde des Thales liegen sahen, und wurden von den Bewohnern gut aufgenommen. Nach dem Nachtmahle welches in einem Zicklein bestand, legte ich mich in meinen Maschlah gehüllt im Zelte auf den Sand nieder, und würde ohne Zweifel trefflich geschlafen haben, wenn mich nicht die ganze Heerde Ziegen, vorzüglich die Zicklein, als eine Art von im Zelte befindlicher Anhöhe zum Tummelplatz ihrer Sprünge gewählt hätten, und sich den Besitz derselben mit Hörnerstößen und gewaltigen Sätzen streitig gemacht hätten.

Als die noch hinter den Felsenkuppen verborgene Sonne ihre langen Erstlingsstralen durch die Schluchten hinschoß, und majestätisch über die Gebirge emporstieg während sie in die noch dunklen Thalgründe eine Stralenfluth ausgoß, schieden wir aus dem gastlichen Zelte. Hussein, welcher ein Zicklein erstanden hatte, trug es trotz seines klagenden Meckerns und des der ganzen Heerde, welche seinem Lebewohl antwortete, auf den Schultern davon; ein Rest von Groll wegen des nächtlichen Treibens machte mich gegen diese sonst so ergreifenden Klagetöne der Natur unempfindlich.

## Die Gasellenjagd im Wadi Feirau.

Der Dschebel Serbal, ein hohes Granitgebirge auf der idumäischen Halbinsel, birgt in seinen tiefen Wadis oder Thälern zahlreiche Trümmer von Klöstern, verwilderten Gärten, und jene Stiegen oder Treppen die mit so vieler Ausdauer angelegt worden waren, um dem Pilger nach dem heiligen Sinai seine fromme Wallfahrt zu erleichtern.

Die außerhalb der gewöhnlichen Richtung der Reisenden und Pilgrime gelegene Thalschlucht Feiran, welche eine von den Wadi's des Serbal, bleibt auch außerhalb des Kreises der Forschungen der erstern, wie der zufälligen Wahrnehmungen der letztern. Und doch verdient sie es so sehr, daß man den mit der Wanderung dahin und hindurch verknüpften Beschwerden Trotz bietet, um ihre wundersamen Felsennadeln zu beschauen, an der tiefen feierlichen Stille, welche unter und um dieselben waltet, Seele und Gemüth auszuweiten, und durch die Trümmer der bescheidenen Einsiedeleien sinnend zu schweifen, die an die Zeiten erinnern wo die religiöse Begeisterung Pilger aus fernen Landen, ja Erdtheilen hieher führte, während eine fromme Entsagung in dieser erhabenen Einsamkeit glücklich oder wenigstens ruhig hausen ließ.

Wir erblickten kein Zelt ja nicht einmal eine von jenen kleinen schwarzen Ziegen, die man in den Wadis des steinigen Arabien so oft auf und an den Felsen von Rosengranit herum klettern sieht; doch das Auge des Jägers ist feiner, und mein Führer drückte mir seine Hand stark aufs Haupt um mich zum Niederhocken zu nöthigen. Ich that es, da ich nicht wußte, welche Gefahr uns drohe. Hussein hatte in der Tiefe der Thalschlucht eine Gasellenheerde entdeckt; er wisperte mir dieses zu wobei er sich kaum zu athmen getraute, und eiligst seine Kleider, Berneß, Hemde, Kiefsje abwarf; die Jagdtasche umnahm, und sich mit der Flinte auf der Schulter fortschlich, nachdem er mir zuvor eine Seite gezeigt hatte, von wo ich das Wild wahrnehmen könnte ohne von demselben gesehen zu werden, wobei er mir empfahl wenn die Gasellen nach meiner Seite zu hinauf kommen sollten, hervorzutreten, und ein lautes Geschrei auszustoßen.

So war ich denn auf dieser noch von der Stimme Gottes bewegten Erde, und von den großen Erinnerungen die das Weilen auf derselben erwecken muß begeistert, zu der schlichten Rolle des Wildscheuchers eines unwissenden Beduinen gelangt! Die Gasellen weideten harmlos in der Tiefe der Thalschlucht in der Nähe einer Quelle rings um den Anführer der Heerde, der mit emporgerecktem Kopfe, die Nase im Winde, mehr auf die Huth der Seinigen als auf seine Weide bedacht zu seyn schien. Diese grasende Gasellenheerde verlieh der ganzen wilden Landschaft ein Leben, welches ganz mit deren Charakter in Einklang stand. Meine Blicke folgten den langen und schlauen Umschweifen Husseins, welcher die Thalschlucht hinunter stieg, dabei jeden Felsen um sich zu verbergen, jede Spalte um weiter vor zu kommen benützte.

Sein Körper glich wie er sich so gebückt fortwand einer sich windenden Schlange, und das anziehende Landschaftsgemälde gewann durch diesen Wettstreit des Instinkts und der Gewandheit des Naturmenschen mit dem des wilden Thieres an Interesse.

Ein Schuß fällt, der ganze Trupp flieht, springt über die Felsen, setzt über Abgründe, der Beduine folgt ihm auf denselben Pfaden, durch dieselben Gefahren; ein zweiter Schuß knallt, und die Wiederhalle senden mir mit diesem Knall das Freudengeschrei des Jägers zu; er hatte sein Opfer getroffen.

Ich raffte die Kleider Husseins auf und stieg in das Thal hinab. Mein Araber hatte erstaunenswerth richtig gezielt, die beiden Kugeln hatten kaum drei Zoll weit auseinander das Schulterblatt des armen Thieres durchbohrt. Das Schmerzgeschrei dieser sterbenden Gemse welche auf einem Abhange lag, von wo sie in einen gähnenden Absturz hinab zu stürzen drohte, fand noch einen andern Wiederhall als den des Gebirges, denn ihr Junges das sie in eine benachbarte Kluft verborgen hatte erwiederte dasselbe. Wir bemächtigten uns dessen, und ich wickelte es sorgfältigst in meinen Mantel, um es wo möglich groß zu ziehen und nach Europa zu bringen, ehe ich aber eine Ziege aufzutreiben vermochte die es säugen könnte, starb es.

## Abschied von Hussein.

Bei meiner Zurückkunft nach Kahira mußte ich die biedern Torat-Beduinen entlassen, die mir während meiner langen Reise so redliche und unverdroßene Fürsorge und Dienste erwiesen hatten. Vor allen schien Hussein eine besondere Anhänglichkeit gegen mich gefaßt zu haben; dieser echte Mensch der Natur und der Wüste weinte als er mich verließ, und

nahm mir das Versprechen ab, daß ich dereinst wieder in seine Berge und Wadis kommen würde, um von seinen Datteln zu pflücken, von seiner Milch zu trinken, und in seinem Zelte zu ruhen; Allah, sagte er zu mir, sey groß, ich dürfte vielleicht eines Tages unglücklich und aus meinem Vaterlande verbannt werden, dann sollte ich mich Husseins erinnern, dann würde er in der Wadi stets sein Gezelt für mich haben, um mein müdes Haupt darin nieder zu legen, Zicklein um sie mir zum Mahle vorzusetzen, und Dromedare um hin zu gehen die alten Steine zu beschauen! — M.

## Über die Länder, Völker und Sprachen Oceaniens.

(Fortsetzung *).

Die Stufen der Civilisation welche die verschiedenen Völker- und Völkerstämme des fünften Erdtheiles erreicht haben, weichen sehr von einander ab. Mehrere dieser Völker können nicht über vier zählen, während andere in allen nützlichen Künsten des Lebens ansehnliche Fortschritte gemacht haben. Diejenigen darunter welche den höchsten Grad der Gesittung erstiegen haben, dürfen mit den Kontinentalvölkern Asiens zweiten Ranges, z. B. den Birmanen, Siamesen, und andern hinterindischen oder indo-chinesischen Stämmen verglichen werden, denen sie auch wirklich in Gestalt, Sitten und Fertigkeiten ausnehmend gleichen. Die Stufe worauf sie stehen ist weit höher als diejenige war, welche die gebildetesten Völker Amerikas vor der Entdeckung der westlichen Hemisphäre erstiegen hatten.

Dazu gehören die Malaien, die Radschangs, Achinesen, Lompongs, die Battas von Sumatra (obgleich diese zuweilen noch Kannibalensitte zu üben pflegen), die Javaner, die Buggisen und Makassarn von Celebes und die vier Hauptvölker des Philippinenarchipels, ferner dürfen noch einige kleinere Volksstämme, wie die Bewohner von Belly, Lombock, Suluck, Ternate und Mindanao zu dieser Grandezza der oceanischen Völker gerechnet werden. Unter allen den so eben genannten Völkern nehmen jedoch vier die höchste Stelle ein, nämlich die Malaien, die Javaner, die Buggisen und die Luçonier oder Eingebornen von Luconia, der Hauptinsel der Philippinen.

Als Belege für die Richtigkeit der Behauptung hinsichtlich der Fortschritte, welche diese Völker in der Civilisation gemacht haben, dürften folgende Angaben dienen. a) Ihr Landbau im weitesten Sinne des Wortes kann sich mit dem jedes Volks des asiatischen Festlandes mit alleiniger Ausnahme der Chinesen messen, obgleich der günstige Boden und Himmelsstrich hierbei allerdings mit in Anschlag gebracht werden müßen. b) Sie haben seit undenklichen Zeiten die Zucht der meisten von den Thieren, welche bei den Völkern Asiens und Europa's Hausthiere sind, wie z. B. des Pferdes, des Rindes, des Büffels, des Hundes u. s. f., so wie des gewöhnlichen Hausgeflügels, sofern es ihnen die Beschaffenheit ihres Himmelsstriches vergönnt, getrieben. c) Sie treiben seit langer Zeit den Anbau der Baumwollenstaude und verstehen sich trefflich auf das Weben und Färben von Baumwollenzeugen. d) Die nützlichen und edlen Metalle, so wie gemünztes Geld zum Handelsverkehr sind seit Jahrhunderten unter ihnen in Gebrauch. e) Seit noch unfürdenklichern Zeiten besitzen und üben sie die Schreibekunst, welche sie auch allem Anscheine nach nicht von andern Völkern überkommen sondern selbst erfunden haben, denn es sind wie wir später zeigen werden, nicht weniger als sieben Alphabete unter ihnen entstanden, welche sämmtlich wahrscheinlich ursprünglich und nicht von andern erborgt sind. f) Sie besitzen einen Kalender oder was gleichviel ist, sie theilen die Zeit systematisch ein, um die gewöhnlichen Verrichtungen und Geschäfte des Lebens darnach zu regeln. g) Ihre politischen Einrichtungen bezwecken größtentheils die Erhaltung der Ordnung und die Sicherung des Lebens und Eigenthums, und ihre Religion scheint nicht von grausamen Bräuchen begleitet gewesen zu seyn. Wo immer der Anbau von Getreidearten im Schwange ist, wie dieß unter allen den vorzüglichen Völkern der Fall, da hat die Civilisation schon einige Fortschritte gemacht, wo dagegen ein Volk von dem Mark der Sagopalme oder vom Brodfruchtbaume lebt, da ist dieselbe noch nicht weit gediehen, und der Gebrauch der Buchstaben in der Regel ja allgemein unbekannt. Wo die Hauptnahrung in Fischen besteht, befinden sich Civilisation und Cultur auf einer noch niederern Stufe, und das Volk welches von dem was der Wald gibt, als Wild, Wurzeln, wildem Honig u. dgl. lebt, befindet sich im Zustande völliger Barbarei.

Die kleinen oceanischen Völker leben in einem von dem oben beschriebenen durchaus verschiedenen gesellschaftlichen Zustande. Einige wenige zur schwarzen Rasse gehörigen treiben etwas Landbau; die meisten andern aber führen ein nomadisches Leben. Mehrere darunter sind Kannibalen, und die meisten leben in einem unabläßigen Kriege mit einander. Mit Ausnahme einiger weniger Stämme von den Negritos oder Papuas Neu-Guineas, die einige unbedeutende Fortschritte in den Künsten gemacht zu haben scheinen, dürfte diese Rasse verworfener, elender und schlimmgearteter als irgend eines von den niedrigsten Völkern der gelben Rasse seyn.

Dem Forscher drängen sich nun folgende Fragen auf: Welches ist der Ursprung dieser verschiedenen Rassen? Von woher kamen sie gewandert wenn sie anders Wanderungen unternahmen, oder sind sie Eingeborene und Autochthonen? Ist die von diesen verschiedenen Rassen gesprochene Sprache ein und dieselbe Ursprache, die uranfänglich von Einer Nation geredet später in mehrere Mundarten zerfiel? oder ist jede von den jetzt im Schwange befindlichen Sprachen Oceaniens die von allen andern verschiedene Sprache eines ursprünglichen Volksstammes? Diese Fragen sind eben so wichtig und bedeutsam als schwer zu lösen, und können bei dem durchgängigen Mangel an allen geschichtlichen Daten und Nachweisungen, wofern eine Beantwortung derselben überhaupt möglich ist, nur durch eine kritische Analyse der Sprachen selber beantwortet werden.

Dieß ist nun namentlich von Leyden, von Crawfurd und noch vollständiger und sorgfältiger von Marsden versucht worden.

Die Civilisation ist wie uns däucht in verschiedenen begünstigten Gegenden des Erdkreises entstanden, und von dem Volke unter dem sie ihren Ursprung ge-

*) Siehe Nro. 30 und 31.

nommen, sammt einem größern oder geringern Theile seiner Sprache, je nachdem die Umstände mehr oder minder günstig waren, so wie nach ihrer größern oder geringern Intensität, in einem weitern oder engern Umkreise verbreitet worden. Ein günstiger Himmelsstrich, ergiebiger Boden, und eine von Wäldern und Mooren freie Lage, scheinen unumgänglich erforderliche materielle Bedingungen und Umstände zu dem Ursprunge einer Civilisation unter einem Volke zu seyn, und sind sie allesammt vorhanden, dann ist nur noch die Erscheinung eines schöpferischen Geistes, welcher sein Volk auf eine höhere Stufe der Gesittung hebt zum Beginn eines so großen Werkes nöthig. M.

(Der Beschluß folgt).

## Drei Wochen in Palästina und am Libanon.

### Ausflucht von Jerusalem nach Betlehem.

Fortsetzung *).

Die Entfernung beider Städte von einander beträgt zwei Wegstunden. In dem auf dem Wege dahin gelegenen griechischen St. Eliaskloster wurden wir von dem Superior äußerst liebreich empfangen und nach Betlehem begleitet. Dieser in Hinsicht seines Umfangs unbedeutende Ort liegt am Abhang einer steilen Anhöhe; an einem der äußersten Enden steht das citadellengleiche St. Johanniskloster, welches von ungeheuer dicken Ringwällen umgeben ist die jedem Angriffe der nicht etwa durch schweres Geschütz bewerkstelligt wird Trotz bieten. Dieses Kloster dient daher den Einwohnern von Betlehem, welche ein kühner und unwirscher Schlag von Leuten sind die sich nicht selten auflehnen, und denen sowohl Türken wie Araber drei Schritte aus dem Wege gehen, in Zeiten dringender Gefahr zum Zufluchtsort. Sie sind sämmtlich Christen.

Noch ehe wir die Stadt erreichten begegneten wir einem Türken der uns berichtete, daß am Morgen dort ein Aufstand vorgefallen sey. Der Gouverneur von Jerusalem hatte nämlich den Betlehemiten neue Steuern aufgelegt, diese waren aber dadurch dermaßen in Harnisch gerathen, daß sie sich erhoben, und die Mohammedaner welche die Minderzahl bildeten, aus der Stadt jagten.

Unser Eintritt in dieselbe geschah durch eine stark mit Eisen beschlagene Pforte, welche so niedrig und schmal war, daß wir uns tief bücken mußten um hindurch zu kommen, und zwei zugleich nicht hinein gehen konnten. Dicht dabei liegt die Kirche die von der Kaiserinn Helene auf der Geburtsstätte des Heilands, die in einer unterirdischen Felsengrotte derselben gezeigt wird, und zwar auf der Stelle erbaut worden ist, wo der Adonistempel stand, welchen Hadrian aus Haß gegen das Christenthum dort hatte aufführen lassen. Diese düster aussehende Kirche ist von beträchtlichem Umfange, und wird durch acht und vierzig Marmorsäulen von korinthischer Ordnung, wovon auf jeder Seite zwei Reihen je zu zwölfe stehen, in Flügel getheilt. In die erwähnte Felsengrotte gelangten wir auf einer schmalen Stiege eben in dem Augenblick wo der Segen begann; ein feyerliches Helldunkel herrschte in dieser unterirdischen Kapelle aller Kapellen; in dem Augenblicke wo ich diese so niedrige, so demüthige, und doch so hehre und hocherhabene, so weltgeschichtliche dem halben Erdkreise heilige Stätte der Geburt des Weltheilands betrat, sank ich unwillkührlich und instinktmäßig auf die Knie, eine Fluth von Gefühlen bestürmte mein Inneres, und der Gedanke an die unermeßliche Bedeutung des Ereignisses welches dort vorgegangen, überkam mich mit Macht.

*) Siehe Nrn. 13, 15 und 33.

Die Grotte ist klein, und nicht sehr hoch; das Gewölbe ruht auf einer einzigen Säule. Der Altar, welcher durch stets brennende von der Decke herabhangende silberne Lampen erhellt wird, ist reich verziert, und steht gerade auf der Geburtsstätte des Weltheilands, die von einem aus Achat und Jaspis gebildeten Kreise angedeutet, und von einer silbernen Glorie mit der Inschrift: Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est umgeben wird. Unfern davon zeigt ein auf dem Estrich angebrachter kleiner Stern die Stelle an, wo der wunderbare Wegweiser der Magier stand, als sie Ihn anzubeten kamen, welcher als König der Juden geboren worden. In einer nebenbei befindlichen kleinen Grotte in welche eine oder zwei Stufen hinab führen sieht man die Krippe, die zwar jetzt aus weißem Marmor verfertigt ist, aber ihre ganze ursprüngliche Form beibehalten hat; große silberne Leuchter mit immer brennenden Wachskerzen stehen auf derselben. Gegenüber ist ein anderer Altar angebracht, über welchem ebenfalls stetsbrennende Lampen schweben.

Durch einen in den Felsen gehauenen engen Gang gelangt man aus dieser heiligen Geburtskapelle in zwei andere ähnliche Grotten, wovon eine das Studium des heil. Hieronymus heißt, und die andere größere sein Grab so wie das der unschuldigen Opfer der barbarischen Eifersucht des Herodes enthält.

Aus diesen Grotten kommt man in eine dermalen mit einem Marmorestrich versehene nette Kapelle, in der sich auf jeder von beiden Seiten fünf kleine Behältnisse befinden, welche die zehn Ställe sind worin zur Zeit der Geburt des Erlösers Rinder standen. Nach dem Segen machten wir dem Prior des Klosters unsere Aufwartung, welcher uns unter anderm erzählte, daß er während des spanischen Unabhängigkeitskrieges (von 1808—1814) als Oberst unter den spanischen Truppen gedient habe, und später in Folge eines damals abgelegten Gelübdes in den geistlichen Stand getreten sey. In der That verriethen sowohl der entschiedene die Gewohnheit des Gebietens andeutende Ton seiner Stimme so wie sein ganzes martialisches Wesen den ehemaligen Guerillenführer. Während wir bei dem Prior verweilten, war das ganze kleine Gemach mit Bethlehemiten angefüllt, welche sich ohne alle Umstände hineindrängten die Inglesi anzugaffen; einer von ihnen ergriff ohne Weiters meine Tabacksdose, ließ sie nachdem er sich selber bedient, im Kreise umhergehen und stellte sie mir nicht eher zurück als bis sie wie ausgeputzt war. Es waren lauter hochgewachsene schöngebaute Leute von edler kühner Gesichtsbildung und mit Adlernasen.

Während wir am Thore zu Pferde stiegen, umringten sie uns und boten uns kleine perlmutterne Crucifixe und Rosenkränze von Fischbein, deren Perlen grün und roth gefärbt waren, zum Kaufe an. Von beiden setzen sie alljährlich eine große Menge an die Pilger ab, die sie in ihrer Heimath mit großem Gewinn meist von zwei bis drei hundert Procenten



Rathhaus in Bremen.



Schloſs des Fürſten von Waldeck.



Das Ockerthal.

wieder verkaufen, und daher so viel als sie nur zu tragen vermögen davon mitnehmen. Unsere Rückkehr nach Jerusalem auf einem selbst am hellen Tage halsbrechenden Felsenwege beschleunigten wir so viel als möglich um noch vor dem Thorschluß hinein zu kommen, wir kamen aber dessenungeachtet zu spät, und fanden als wir am Jaffa-Thore anlangten, dasselbe bereits verschloßen.

Nachdem wir uns drei Viertelstunden lang heiser geschrien und gegen ein Dutzend mal unsere Pistolen abgefeuert hatten, steckte endlich ein Mensch den Kopf aus der Lucke des benachbarten Thurms und rief uns zu, wir möchten unser Glück bei dem Damaskus-Thore versuchen.

Dort mußten wir noch länger vergeblich auf Einlaß harren, und erschöpften unsere Lungen und unsere Munition bevor wir die steinfest schlafenden Wächter aufzuwecken im Stande waren. Endlich ließen sie sich doch herbei Notiz von uns zu nehmen, jedoch keineswegs um uns das Thor zu öffnen, sondern lediglich um uns zu bedeuten, daß sich die Schlüßel beim Statthalter befänden, ihn aber niemand in seiner Nachtruhe zu stören wagen dürfe; nun gerieth aber unser Janitschar Mustapha, welcher troß des Verbots des Propheten in Betlehem dem Weinschlauche tüchtig zugesprochen hatte, in Harnisch, und fing an auf Türkisch, Griechisch, in der Lingua Franca und andern Sprachen zu fluchen, denn die Aussicht die Nacht, welche sehr kalt war, im Freien auf keinem weichern Lager als dem nackten Felsen zuzubringen, war allerdings nicht sehr erfreulich. Nach einer langen Weile kam endlich wieder einer zum Vorschein und erbot sich die Schlüßel zu holen, wofern wir ihm für seine Mühe ein Beckschisch geben wollten, und nun forderte er eine übertriebene Summe. Wir mußten uns nun aufs Abdingen mit ihm einlassen, worauf er sich endlich willig finden ließ, die Summe die wir ihm anboten zu nehmen. Jetzt wurde die Pforte geöffnet aber nur so weit als nöthig war, um eine Hand durchzulassen worein der ausbedungene Beckschisch gelegt werden sollte, bevor der Einlaß geschehen könne. Da wir besorgten dieß dürfte nur ein Kniff seyn um uns das Geld heraus zu locken, und uns dann wieder so lange in der kalten Nachtluft harren zu lassen, bis sie mehr herausgepreßt haben würden, so wollten wir nicht darauf eingehen, die Pforte wurde uns daher wieder vor der Nase zugemacht, so daß wir uns denn bemüßigt sahen uns auf ihre Ehrlichkeit zu verlassen, die sich auch wirklich nicht verläugnete, und bald darauf sahen wir uns zu unserm nicht geringen Behagen innerhalb der vier Wände unserer Zelle im Kloster von San Constantino.

M.

---

## Erklärung der Bilder.

### 1) Das Ocker-Thal im Harz.

Das an wilden Naturschönheiten so reiche Harzgebirge, welches unter den Gebirgen Deutschlands das was der Rhein unter dessen Strömen, birgt unter all seinen lieblichen waldeinsamen Thälern kein zugleich romantischeres und heimlicheres als das in der Überschrift genannte.

Der Fluß von welchem es den Namen führt schäumt über Felsenstücke dahin, die von seinen steilen Gestaden in den tiefen Rinnsal gestürzt sind durch den er dahin tost. —

Hie und da ragen von den Uferhöhen kühne Granitmassen empor, und vermehren im Gemisch mit den ihre schwarzen Schatten weithin verbreitenden uralten Tannen und Föhren die Schauer dieser wilden Thallandschaft.

— —

### 2) Fürstlich-waldeckisches Lustschloß zu Pyrmont.

Dasselbe liegt in der Nähe der Hauptquelle dieses einst so vielgepriesenen und vielbesuchten deutschen Gesundbrunnens. Es ist von einem Wassergraben umgeben, und der einzige Zugang zu ihm geschieht uber eine Zugbrücke. Am malerischesten nimmt sich dieses Schloß von den großen Alleen aus, welche an den Graben stoßen.

---

### 3) Das Rathhaus in Bremen.

Dieses Prachtgebäude bietet eines der merkwürdigsten Denkmale jener Epoche dar, wo der römische Baustyl den Weg nach Deutschland gefunden hatte und öfter mit dem alt-deutschen verbunden, solchergestalt ein überaus reiches Ganze bildete, dem jedoch die edle Einfalt des erstern wie die üppige Schmuckfülle des letztern mangelte.

In den weiten Kellern werden noch zur Stunde die ältesten Rheinweine, welche wohl irgendwo vorkommen mögen aufbewahrt.

---

## Miscellen.

1.

Die Vini coccinea oder Scharlach-Vini, eine neue sehr kleine Papageienart, kommt nur auf den kleinern Eilanden der Gruppe der Gesellschaftsinseln, die bekanntlich einen von den fünf und vierzig Archipeln Oceaniens bildet, vor, und hat alle Charakterzeichen, die Lebensweise und die Sitten der Loris. Diese Papageienart ist äußerst reitzbaren und zornigen Naturells und schwer zu ziehen. In der Gefangenschaft die sie so wenig wie die Loris verträgt, endet ihr Leben stets durch Nervenkrämpfe von denen sie unausbleiblich befallen wird. Aus den rothen Federn derselben welche auf Otahiti sehr gesucht sind, werden die Maros der Könige verfertigt. Der häufigen Nachstellungen wegen ist diese Papageienart daher schon beinahe vertilgt und kommt nur äußerst selten vor.

2.

Das Viscacha (Wiscatscha) erwähnten zuerst Läet und Feuillér in ihren Reisebeschreibungen, später Molina in seiner Geschichte von Chile, und Azara beschrieb es in seiner Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere Paraguays mit seltener Genauigkeit. Der Angabe D'Orbignys zufolge führt dieses Thier bei den amerikanischen Völkerschaften verschiedene Namen, und nur die Spanier nennen es Viscacha. Es ist in den Pampas des mittäglichen Amerikas der wahre Repräsentant der Jerboas Asiens und Afrikas. Es hat ganz die Gestalt und die Größe des Kaninchens, und bewohnt die unermeßlichen Grasflächen welche sich im südlichen Ame-

rika von 29 bis zum 39° S. B. erstrecken. Es haust daselbst in Höhlen die es mit den Nägeln seiner Hinterfüße ausgräbt, und lebt in Familien die meistens aus acht bis zehn Thieren bestehen.

Es ist von ungemein furchtsamen Naturell, und wird durch das leiseste Geräusch in Schrecken gesetzt. Es sitzt stets auf den Hinterfüßen nach Art der Kaninchen.

Sein Gang besteht aus kurzen regelmäßigen Sätzen von vorn nach hinten. Seine Nahrung die es mit den Vorderfüßen zum Munde führt, sind Gräser und Kräuter der Pampas, vorzüglich eine dort sehr häufig vorkommende Kleeart.

Das Fell könnte an die Stelle des immer seltener werdenden Kastors zur Verfertigung von Filzhüten verwendet werden.

3.

Die Umgebungen von Coimbra.

Die Umgebungen von Coimbra (erzählt Miß Pardoe in ihrem vor Kurzem erschienenen Werke über Portugal) sind überaus herrlich und reitzend, und die Tage die ich dort verweilte waren die sonnigsten und wonnigsten meines Lebens. Die Landschaft war so lieblich, die Bewohner so anziehend und freundlich, der Himmel so frühlingsblau und glänzend, daß es Augenblicke gab, wo Zweifel in mir aufstiegen ob es Harm und Elend auf Erden geben könne.

Da gab es Klöster und Quintas zu besuchen, wo ich immer willkommen war; Felsen und Haine, Berge und Fluren zu durchstreifen, wo mir alles neu und entzückend war, und ein schlichtes unverdorbenes Landvolk, dessen glückliche Harmlosigkeit mir öfter wenn es sich in allem Ernste wunderte wie die Menina es werde ertragen können, wenn sie nach ihrem Lande zurückkehren werde, wo es weder Sonne noch Orangen gebe, ein wehmüthiges Lächeln entlockte. M.

4.

Die dienende Klasse in Ostindien.

Kapitän Skinner gibt in seinen „Ausflügen in Indien" folgende anziehende Schilderung von dieser Menschenklasse. Man findet sagt er, überall in den Gebirgen den den Hindus heiligen Strauch und man macht sich keine Vorstellung, mit welchem Entzücken meine Leute ihn stets begrüßten, wenn sie seiner ansichtig wurden. Sie brachen die Blätter, liefen damit zu mir und riefen — Sieh Herr, sieh — unsere heiligen Pflanzen sind hier; dabei wünschten sie sich gegenseitig Glück, Anzeichen eines bessern Landes gefunden zu haben, als sie gewöhnlich geneigt sind, das Land der Paria's zu betrachten, das Glück, welches ein so einfacher Vorfall und die Erinnerungen, die sich daran knüpfen, über mein ganzes Indisches Geleite stets verbreiteten, war so belebend, daß wir alle gewöhnlich der Müdigkeit und aller Sorgen vergaßen.

Wenn wir einen Diener sahen, welcher sich mit einem Dona-Zweig in der Hand nahte so jubelten wir ihm zu, als wäre es der Oliven-Zweig; wir waren dann gewiß, daß Frieden und Heiterkeit uns den Tag hindurch begleiten würden, wenn sie ja, wie es bei solchen Reisen zuweilen unvermeidlich ist, von uns gewichen seyn sollten.

Selbst dergleichen kleine Vorfälle sprechen so warm zu Gunsten des Charakters der Hindus, daß sie dem Europäer Achtung, wenn nicht Liebe einflößen müssen. Kunstlose Einfalt und Härte des Herzens verbinden sich nie mit einander; ein höherer Grad von Gefühl und Bildung muß dem Geist innewohnen, dessen lange schlummernde Erinnerungen der leichte Zauber einer wilden Blume zu erwecken im Stande ist.

Oft habe ich mit Staunen und Kummer Zeuge seyn müssen, wie Engländer ihre Diener auf das schmählichste behandeln, oft aus keinem andern Grunde, als weil sie die Sprache dieser armen Wesen nicht verstanden. Der Frage folgt, wenn die Antwort unverständlich ist, sogleich ein Schlag. Dergleichen Scenen werden glücklicherweise von Jahr zu Jahr seltner; auch überlassen sich in der Regel nur jüngere Glieder der Gesellschaft einer solchen Rohheit; immerhin aber kommen sie zu häufig vor. Wenn man die Glieder dieser verachteten Kaste überhaupt nicht ohne Mitleid sehen kann, so muß man doch die am meisten bedauern, welche in den Häusern der Europäer zu den niedrigsten Dienstleistungen verdammt sind. Man kann sich kaum ein erbärmlicheres Daseyn denken; sie sind stets allein und man sieht es ihnen an, wie unendlich unglücklich sie sich fühlen; selbst die übrigen Diener höhnen und verspotten sie, wenn sie ihrer ansichtig werden und sind zu stolz, um sie in ihrer Gesellschaft zu leiden. Man denke sich nun einen Auswurf der Gesellschaft, der es wagt, seine Augen und seine Gedanken zu der Schönheit der Tochter eines Braminen zu erheben! wahrlich, ein rührendes Gemälde müßte es seyn, diesen in neuerer Zeit mehrmals dargestellten Kampf der Gefühle und Leidenschaften, der natürlichen und künstlichen Verhältnisse in seiner ganzen Wahrheit von einem echten Dichter geschildert zu sehen. Möglich, daß dergleichen Begebnisse zu größern Seltenheiten gehören, als bei uns die wahnsinnige Liebe eines Bettlers für eine Prinzessinn; aber sie sind da gewesen und kein Mann von Gefühl wird, wenn er einzelne Geschöpfe dieser Kaste, ihr Äußeres, ihre Sinnesart u. s. w. näher prüft, es in Abrede stellen, daß sie ein wenigstens eben so empfängliches und liebewerthes Herz in der Brust tragen, wie die Kasten über ihnen. Ich habe unter ihnen viele gutgewachsene und schöne Männer gefunden und es ist lächerlich zu sehen, wie sie oft ihre ganze Kraft der Sorge für ein kränkliches Spielwerk weihen müssen, ihre Hauptbeschäftigung ist nämlich: auf die Schooßhunde acht zu geben!

Der Verkehr mit England hat überhaupt den Charakter und die Sitten der Hindu's sehr verschlimmert und es ist unbegreiflich, wie Leute, welche stets von Unabhängigkeit sprechen und mit hochtönenden Phrasen über Freiheit um sich werfen, einem Systeme huldigen können, welches ihre Mitmenschen tief unter das Thiergeschlecht herabwürdigt. Viele tausend Engländer bringen ihre Jugend, die Jahre der gährenden Leidenschaften in Ostindien hin, wo begreiflicher Weise die Freiheit der Sitten, welche man in England findet, nicht vorwaltet. Wenn sie irgend ein Amt bekleiden, werden sie von den Eingebornen mit einer Art von Vergötterung behandelt, die ihnen im Anfange auffällt, dann zur Gewohnheit und endlich zum Bedürfniß wird. Wehe daher dem Armen, welcher der Laune eines solchen jungen Schwindelkopfes entgegen zu treten wagt!

Redakteur: Ferd. Maria Malven.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.

# Bilder-Magazin

für

## allgemeine Weltkunde.

36.] Ansichten von der Insel Madeira: 1) Castell [illegible]. 2) Ponte de San Lorenzo. 3) Castell Pico. | 1834.

Inhalt. Über die Länder, Völker und Sprachen Oceaniens. (Beschluß.) – Ansichten auf Madeira. (Beschluß des ersten Artikels.) – Zur Erklärung der Bilder. – Miscelle.

## Über die Länder, Völker und Sprachen Oceaniens.

(Beschluß *).

Wir übergeben um nicht zu weitläufig zu werden, die in der alten wie in der neuen Welt entstandenen selbstständigen und von einander verschiedenen Civilisationen, wie die chinesische, die indo-chinesische oder hinterindische, die hindostanische oder wenn wir so sagen dürfen sanskritische, die semitische, die griechisch-römische oder klassische, die mexikanische Civilisation u. s. f. mit Stillschweigen, und wollen nun versuchen, ähnliche Civilisations-Herde in Oceanien nachzuweisen.

Der Analogie gemäß darf man wohl voraussetzen, daß wie in andern Regionen des Erdkreises und unter andern Menschengattungen, so auch in den verschiedenen Regionen und unter den Völkerstämmen Oceaniens selbstständige Civilisationen entstanden sind. Zu dergleichen Brennpunkten einer eigenthümlichen Gesittung dünken uns das Tafelland Sumatras, die üppigen und offenen Hochthäler Java's, und die große Philippineninsel Luçonia vor allen übrigen oceanischen Gebieten geeignet. Eine ausgemachte Thatsache scheint es uns wenigstens, daß die Civilisation des gelben oceanischen oder malaischen Menschenstammes, im Schooße desselben entstanden und keineswegs fremden Ursprungs ist, da alle wesentlichen Dinge und Verhältnisse mit einheimischen Ausdrücken bezeichnet werden. Überhaupt sind wir nach reiflicher Untersuchung geneigt, nicht weniger als sieben Civilisations-brennpunkte in Oceanien anzunehmen.

### Die Sprachen Oceaniens.

Das Ergebniß unserer über die Sprachen dieses unermeßlichen Länder- und Inselngebiets angestellten Forschungen ist, daß jede oceanische Sprache besondern und verschiedenen Ursprungs ist, und die Ähnlichkeit welche unter mehreren derselben obwaltet, lediglich lexikalischer keineswegs aber grammatischer Natur ist. Diesem Ergebniß und Prinzip zufolge sind wir geneigt, auf ähnliche Weise wie Balbi die Inseln Oceaniens nach Gruppen oder Archipeln geordnet, und nach den Haupteilanden benannt hat, so auch die Sprachen dieses Erdtheiles nach Gruppen zu ordnen und nach demjenigen Volke zu benennen, dessen Sprache den meisten lexikalischen Einfluß auf die andern Idiome derselben Gruppe ausgeübt hat:

1. Die malaische Gruppe umfaßt die Halbinsel Malakka, Sumatra und die Ost-Westküste von Borneo.
2. Die Javanische Gruppe umfaßt die Insel Java nebst den benachbarten Eilanden Madura, Bali und Lombok.
3. Die Bugis-Gruppe, welche wir nach dem Hauptvolke und Idiom von Celebes benennen, umfaßt die Inseln Bouton, Salayer, Sumbawa und einen Strich der Südküste von Borneo, wo die Buggisen Staaten gegründet haben.
4. Die Philippinen- oder die Tagala-Gruppe, begreift den großen Archipel dieses Namens, mit Einschluß Mindanaos, der Solu-Inselngruppe mit Palawan, und eines Strichs des südlichen Vorgebirges von Borneo.
5. Die Molukken- oder Ternate-Gruppe.
6. Die Südseeinseln-Gruppe und
7. Die Gruppe der Sprachen welche auf den zwischen Flores und Timor gelegenen Eilanden mit Einschluß dieser beiden Gränzinseln, von denjenigen oceanischen Volksstämmen gesprochen werden, welche wie wir bereits erwähnt haben, von den meisten Reisenden als ein aus der Vermischung der gelben oder malaischen und der schwarzen oder Australnegerrasse hervorgegangener hybrider Völker-Stamm angesehen werden, den wir jedoch für eine von beiden durchweg verschiedene dritte oceanische Rasse halten.

Der Versuch einer Klaßifikation der Sprachen der Australneger oder Papua-Rasse wäre ein fruchtloses Beginnen. Nach dem Wenigen was wir bis jetzt von ihnen wissen, zu schließen, scheinen sie wie man allerdings nicht anders erwarten darf, weit mehr von einander abzuweichen als dieß bey den von einander verschiedensten der malaischen Rasse der Fall ist. Sie sind mit Einem Worte aller Wahrscheinlichkeit zufolge durchaus keiner Klaßifikation fähig. Die vorhandenen Proben der Idiome der Australneger der Andamanengruppe, der Halbinsel Malakka, von Neu-Guinea und mehrerer Papuastämme des eigentlichen Australiens oder australischen Festlandes, zeigen durchaus keine Ähnlichkeit mit einander.

Hier müssen wir vor allen zwei unabweisliche Grundsätze aufstellen: a) daß es unter den Idiomen der oceanischen Völker durchaus keine Schwestersprache in dem Sinne gibt, worin dieser Ausdruck bei den Sprachen der andern Erdtheile namentlich denen Europas genommen wird, nämlich durch Zeit und Umstände veränderte, im Grunde

*) Siehe Nro. 30, 31 und 35.

aber einer und derselben Zunge angehörige Sprachen von Völkern eines Stammes. Oceanische Sprachen welche verschiedene Namen führen sind nie im geringsten mit einander verschwistert. Ein Malaie ist einem Lompong oder Batta obschon beide seine Nachbarn sind durchaus unverständlich, eben so unverständlich ist ein Sunda-Insulaner einem Javaner oder einem Eingebornen der Java benachbarten Insel Bali, obgleich ihre Sprachen mit einer und derselben Schrift geschrieben werden, und alle drei einander benachbart sind. Der Macassare versteht den Buggisen nicht, obgleich ihre beiderseitigen Idiome mit derselben Schrift geschrieben werden, und beide Völker sich öfter wechselseitig beherrscht haben. b) Daß die oceanischen Völkersprachen keine eigentlichen Mundarten haben, in dem Sinne worin dieser Ausdruck für eine bei den Völkersprachen anderer Erdtheile vorkommende Erscheinung genommen wird, indem die auch mehrere Hunderte von geographischen Meilen weit von einander hausenden Glieder eines Volksstammes, sich ungeachtet des geringen Verkehrs unter ihnen vollkommen und ohne alle Schwierigkeiten verstehen, was wahrscheinlich durch die äußerst merkwürdige Einfachheit, welche allen Zungen der oceanischen Weltregion eigen ist, bewirkt wird. Dieß ist z. B. bei den Malaien von Tschampo an der Küste des chinesischen Meeres, Dschohore und Borneo, bei den Buggisen von Boni, Tuwaju und der zu Kuti auf Borneo befindlichen Ansiedlung dieses Volkes der Fall.

## Muthmaßlicher Ursprung der Menschenrassen Oceaniens.

Die gelbe oder Malaienrasse hat wie wir schon erwähnt haben, in Bau und Farbe die meiste Ähnlichkeit mit der sogenannten indo-chinesischen Rasse, dessenungeachtet aber und trotz ihrer nahen Nachbarschaft geht aus ihren beiderseitigen Idiomen hervor, daß nicht die geringste Verbindung zwischen ihnen obwaltet. Die Malaien und Siamesen gränzen unter dem siebenten Grade N. B. dicht an einander; — ihre Gebiete und verschiedenen Stämme sind sogar hie und da Enclaven, verschiedene Malaienstaaten sind sogar ganze Geschlechtsalter hindurch dem tyrannischen Scepter Siams unterworfen gewesen, dessenungeachtet sind ihre Sprachen und Sitten wie überhaupt beide Völkerstämme himmelweit verschieden von einander geblieben. Die oceanischen Völker malaischen Stammes sind daher offenbar nicht aus Hinterindien gekommen, und der Gedanke eines chinesischen oder tatarischen Ursprungs ist zu albern um auch nur einen Augenblick berücksichtigt zu werden. Eben so wenig sind sie von dem amerikanischen Festlande her eingewandert, da das Malaische weder in Bau, Klang oder Genius die geringste Ähnlichkeit mit irgend einer von den bekannten amerikanischen Zungen zeigt. Aller Wahrscheinlichkeit zufolge sind sie daher Autochthonen. Die schwarze oder Papuarasse weicht wie wir schon früher geäußert haben, von allen afrikanischen Negervölkern durchaus ab, und ist obschon sie ihnen in der Schwärze der Haut, dem wollengleichen Haare, den dicken Lippen und platten Nasen vollkommen gleich, dennoch als eine von denselben ganz verschiedene, und wahrscheinlich von dem eigenen brennenden Strale der oceanischen Äquatorial- und Tropensonne erzeugte Australnegerrasse anzusehen, die aber weit unter allen bis jetzt bekannt gewordenen Völkern der afrikanischen Negerrasse steht. Auf gleiche Weise verhält es sich mit der dritten oceanischen Menschenrasse, dieselbe mag immer aus der Vermischung der beiden vorigen entstanden seyn oder nicht, auf jeden Fall ist auch sie als eine aborigine anzusehen.

## Die Alphabete und sogenannten Literaturen Oceaniens.

Die Zahl der Alphabete beläuft sich auf sieben, welche Zahl überhaupt eine bedeutende Rolle dort zu spielen scheint, da wie wir oben gesehen haben, auch sieben Civilisationsbrennpunkte und sieben Sprachengruppen in diesem Erdtheile nachgewiesen werden können. Von diesen Alphabeten kommen vier auf Sumatra, eines auf Java, eines auf Celebes und eines auf den Philippinen. Die von Sumatra sind das Korintschi, das Radschang, das Lampang und das Batta, das von Java die Schrift der Kawisprache, das von Celebes die Schrift der Buggisensprache, und das der Philippinen die Schrift der Tagálasprache. Alle diese sieben Alphabete sind sowohl von dem Dewanagari oder der Sanskritschrift, wie von einander selbst grundverschieden, und alle sieben sind offenbar selbstständigen und einheimischen Ursprungs.

Über die Geistesfähigkeiten und die Geisteserzeugnisse der oceanischen Völker bricht der Verf. gänzlich den Stab, ob mit Recht oder Unrecht oder mindestens mit zu übertriebener schonungsloser Härte wagen wir nicht zu entscheiden. Von den literarischen Erzeugnissen der Völker Oceaniens sagt er, ist nicht viel zu berichten, und das ganze Feld überaus unfruchtbar. Diese Völker ermangeln fast aller Einbildungskraft, aller Stärke des Geistes und vor allem des gesunden Urtheils und Verstandes, und in letzterer Eigenschaft sind sie im Vergleich mit den Chinesen nur als Kinder zu betrachten. An Einbildungskraft stehen sie tief unter den Hindus, an Verstand und Beurtheilungskraft höchstens auf einer Stufe mit den Siamesen, Birmanen und andern hinterindischen Nationen. Je weiter wir westwärts gehen desto auffallender tritt ihre literarische Inferiorität hervor, wenn wir ihre Geisteserzeugnisse mit denen der Araber, Perser u. m. a.. vergleichen. Zwischen ihnen und den rohesten europäischen Nationen selbst der Vorzeit welche die Schreibkunst besaßen, kann gar kein Vergleich stattfinden. Die Javaner sind das einzige oceanische Volk welches eine einheimische Literatur besitzt, die jedoch aus nichts Besserm als unwahrscheinlichen abentheuerlichen Legenden besteht die weder Belehrung noch Unterhaltung gewähren.

Wenn je dann und wann ein Lichtstral geschichtlicher Wahrheit in den Geisteserzeugnissen dieser oceanischen Völker erscheint, ist er vor dem trüben Gewölke der Fabel kaum wahrzunehmen, und was sie in der Zukunft von ihrer eigenen Geschichte erfahren dürften, wird hauptsächlich durch das Organ der Europäer geschehen.

Dessenungeachtet ist das Studium der oceanischen Sprachen sowohl anziehend als ersprießlich, weil es das einzige zuverlässige Mittel ist, eine wichtige

Kenntniß von einem beträchtlichen und merkwürdigen Theile des Menschengeschlechtes zu erlangen, welcher über nicht weniger als über die Hälfte des Umfangs des Erdkreises, und zwar in dessen fruchtbarsten Himmelsstrichen verbreitet oder vielmehr zerstreut ist. Das Studium der Affiliationen, gesellschaftlichen Einrichtungen und Sitten einer Völkerwelt dieser Art, welche die Eingebornen des amerikanischen Festlands an Zahl, wie an Civilisation weit übertreffen, muß sowohl dem Natur= wie dem Sittenforscher, dem Staatsmanne, wie dem Kaufmanne, Belehrung, Unterhaltung und Nutzen gewähren. F. Malven.

## Auszüge

aus dem Tagebuche einer dreijährigen Reise auf dem südatlantischen Ocean, (1828—1830) von W. H. B. Webster.

### 2. Das Cap *).

(Beschluß).

Die Pflanzenwelt des Caps ist so oft und viel gepriesen, ihre Fülle und Schöne über die der Floren aller andern Erdstriche gesetzt worden, daß ein Einspruch gegen diese fast allgemein angenommene Meinung parador erscheinen dürfte. Dessenungeachtet können wir nicht umhin uns von derselben loszusagen und ungescheut zu äußern, daß wir einen Mangel an Baumwuchs und überhaupt eine dürftige Vegetation wahrgenommen haben(??) Wo ist dort die liebliche Hagedornhecke mit ihrer fröhlich=rothen Gespielinn, der Hagerose, zu finden? wo blühen dort die Primel und das Maslieb, das Veilchen und das Jelängerjelieber, wo das bunte und mannigfaltige Geblüm des Hains und des Angers? können die Heiden und Irien, ja selbst die Geranien sich an Liebreiz mit ihnen meßen? Sie blühen wohl während der so kurzen Dauer des Cap=Lenzes, in reichen Formen und Farben, aber — duftlos, und welken wie der Sommer herannaht schnell im Gluthstrale der sengenden südafrikanischen Sonne. Mit Ausnahme der Aloen kommen am Cap weder Färbe= noch offizinelle Gewächse noch Nutzhölzer vor; und sogar das Holz zur Bereitung der Weinfässer muß eingeführt werden. Anziehend jedoch ist das Federspiel am Cap. Der große weiße Pelikan stolzirt in der Nähe der Capstadt am Strande umher und fliegt häufig über die Bai hinweg um zu fischen. Zuweilen bemächtigt er sich durch List auch eines Küchleins und verzehrt es ganz behaglich. Dieß bewerkstelligt er auf folgende Weise: er rafft alle Getraidekörner deren er habhaft werden kann, in seinem Kropfe zusammen, streut sie sobald er einer Brut Küchlein begegnet weit und breit umher, pickt sie auf seine linkische Weise hie und da wieder auf, um dadurch die arglosen Küchlein herbeizuziehen, welche dann auch sogleich herbeieilen mit ihm zu theilen; sieht er nun daß sie alle ganz emsiglich beschäftigt sind, dann ersieht er die Gelegenheit auch seinerseits das nächste beste unbemerkt aufzupicken und mit ihm davonzufliegen (?)

Der Strauß und die Jagd auf ihn sowohl von Seiten der Eingebornen wie der Ansiedler, sind schon so oft und mannigfaltig geschildert worden, daß schwerlich etwas Neues darüber zu sagen seyn dürfte. Nur der männliche Strauß ist mit jenen so vielgesuchten und geschätzten Federn geschmückt, welche einen so wichtigen Gegenstand des afrikanischen Handels, und den stolzesten Kopfputz der Schönen in beiden Hemisphären bilden, ihm wird daher auch am eifrigsten nachgestellt, und zahllose Schaaren von Straußenweibchen ziehen in trauriger Witwenschaft auf den unabsehbaren Sandebenen umher.

Über das Chamäleon theilt der Verf. folgende Angaben mit: Dieses so scheue und wehrlose Wesen welches von Fliegen und andern Insekten lebt, verschafft sich dieselben auf folgende Weise. Langsam und bedächtig wie es seinem Naturell nach ist, würden sie vermöge ihrer Flüchtigkeit und rastlosen Bewegung ihm völlig unerreichbar seyn, wenn es nicht zur List seine Zuflucht nähme, wozu es auch vermöge seiner ursprünglichen Beschaffenheit vollkommen ausgerüstet ist. Es ist nämlich im Stande genau die Farbe des Gegenstands worauf es eben ruhen mag anzunehmen, es rührt und bewegt sich nicht und scheint nicht einmal zu athmen, in einer solchen unbeweglichen ja todesähnlichen Lage vermag und pflegt es mehrere Tage hindurch zu verweilen. Doch während dieser ganzen Zeit hindurch ist es auf der wachsamsten und schlauesten Lauer begriffen; sein obgleich dem Anscheine nach geschlossenes Auge verfolgt die Bewegung einer Fliege, und sobald sie in den Bereich seiner Zunge gekommen ist, schießt sie mit der Schnelligkeit des Blitzes heraus, und vermöge ihrer ganzen eigenthümlichen Beschaffenheit entgeht ihr der Fang niemals.

Die Gewässer der Tafelbai wechseln ihre Farbe und ihr ganzes Aussehen je nach der Gegend von woher der Wind weht auf die verschiedenste Weise. Beim Nordwestwind sehen sie schmutzig=roth und trübe aus, nach einem Südwestwinde dagegen sind sie so spiegelklar und durchsichtig, daß man vom Verdeck aus den oft zehn Klafter tief ruhenden Schiffsanker deutlich wahrzunehmen vermag.

### 3. Der Schildkrötenfang auf der Insel Ascension.

Die ungefähr vier Tagreisen von St. Helena beinahe mitten im südatlantischen Ocean gelegene Insel Ascension, ist außer der ihr ausschließlich eigenthümlichen Grasart, welche von ihr den Namen führt (Aristidia Ascensionis), auch wegen der köstlichen Seeschildkröten berühmt, die in großer Anzahl ihre Küsten besuchen, und zu der die Testudo mydas oder die grüne Schildkröte genannten Art gehören. Sie kann als die Stapelware der Insel angesehen werden. Es sind lauter ausgewachsene im Durchschnitt sieben Zentner schwere Weibchen, welche in der Absicht ihre Eier zu legen die Insel besuchen. Merkwürdig ist es daß niemals ein Junges ja nicht einmal eine Schildkröte die nicht völlig ausgewachsen wäre, gefangen wird. Diese Schildkrötenperiode dauert vom December bis Juni, während welcher Zeit sie des Abends und am liebsten in Mondnächten ans Ufer kommen.

Sie kriechen dann die sandigen Gestade der Insel hinan, bohren an geeigneten Stellen große Löcher in den Sand, legen ihre Eier hinein, und füllen sodann das Loch wieder sorgfältig mit Sand aus,

*) Siehe Nrn. 31 32, und 34.

worauf sie wieder in die See zurückkehren. Werden sie bei dem Geschäft des Eierlegens überrascht, so lassen sie sich auch wenn sie berührt werden nicht irre machen, so vertieft sind sie gleichsam darin. Die Zahl der Eier welche ein Weibchen auf einmal legt, beläuft sich auf siebzig bis achtzig, und sie sollen wie es heißt dieses Geschäft zwei bis dreimal in einer und derselben Jahrszeit wiederholen.

Die Seeschildkröte ist sicherlich das vollkommenste aller Amphibien, und kann erstaunlich lange Zeit hindurch ohne Athem zu schöpfen unterm Wasser bleiben.

Noch ungleich länger als des Athemholens kann sie der Speise entbehren, und zwei bis drei Monate hindurch zubringen ohne deren zu sich zu nehmen, übrigens lebt sie obwohl von dem Seegrase, welches auf der Oberfläche des Meeres schwimmt, wie von dem auf dem Seegrunde wachsenden Tang. Der Preis einer Schildkröte von acht bis neun hundert Pfund ist fünfzig Schilling, also ungefähr drei Friedrichsd'or. Es legen häufig englische Kauffahrer bei Ascension an, um deren zu kaufen, es gelingt ihnen aber selten sie lebend nach England zu bringen. Die Durchschnittszahl der Schildkröten, welche während einer Eierlegezeit gefangen werden, ist vierhundert und fünfzig bis fünf hundert, zuweilen sind aber deren auch schon bis fünfzehn hundert gefangen worden. Außerhalb des Wassers ist sie überaus plump und unbehülflich, und schleppt sich mit ihrem schwerfälligen Gehäuse langsam fort, ihr Fang ist daher äußerst leicht und wird zu Ascension auf folgende Weise bewerkstelligt. Man lauert ihnen um die Zeit wenn sie des Nachts ans Gestade zu kommen pflegen auf, wartet bis sie die Eier gelegt haben, und den Rückweg nach dem Meere anzutreten in Begriff sind; tritt zu ihnen hin und kehrt sie um so daß sie auf dem Rücken liegen. In dieser Lage sind sie völlig hülflos und daher gefangen; man läßt sie so bis zum Anbruch der Frühe liegen, wo sie dann nach den Seewasser-Teichen gebracht werden, deren auf Ascension viele zu diesem Behufe angelegt sind. Dort werden sie gleich den Fischen in unsern Teichen und Weihern gehegt und erforderlichen Falls herausgenommen. Diese Riesenschildkröten-Teiche sind Jahr aus Jahr ein sehr wohl versehen.

Die westindische Seeschildkröte, welche gewöhnlich in England gesehen wird, ist ein Junges von dieser Gattung und hat nicht das Drittel von der Größe und dem Umfange der ausgewachsenen Riesenschildkröte.

In Westindien wird die Seeschildkröte zu jeder Zeit des Jahres, während sie in der Nähe der Küsten ihre Äsung nimmt oder mitten unter dem Seegrase, wovon längs den Gestaden des mittäglichen Amerika und der Antillen unermeßliche Strecken vorkommen dahin schwimmt, in Netzen gefangen. Das Fleisch dieser jungen Schildkröten ist zarter und schmackhafter als das der ausgewachsenen die auf Ascension gefangen werden. Die Einwohner dieser Insel wundern sich, daß sie von den Jungen nachdem sie ihre Eier und die Insel verlassen haben nie wieder eines zu Gesichte bekommen, dieß ist aber leicht begreiflich, denn die Seeschildkröte kommt nie ans Land als wenn sie Eier legen will, aus diesem Grunde werden daher auch nur Weibchen gefangen, und im Laufe von sieben Jahren ist man auf Ascension nur Einer männlichen Schildkröte habhaft geworden. Diese, sagt man, kommen wenn sie alt werden ans Land um allda zu sterben, ich halte dieß aber für ein Mährchen.

Bei der Seeschildkröte findet also wie man sieht gerade das umgekehrte Verhältniß zum Strauße statt, von welchem wie wir oben (unter Nr. 2) bemerkt haben nur die Männchen erlegt werden; und wie am Cap zahllose Straußenweibchen in trauriger Witwenschaft umherirren, so mögen in den Gewässern von Ascension zahllose ihrer Sie's beraubten Schildkrötenmännchen umherschwimmen und vergeblich auf deren Rückkehr vom Gestade warten.

Wenn die jungen Schildkröten Ascension verlassen und ins Wasser gehen, nähren sie sich vom Seegrase; die Winde und Strömungen treiben sie nach den Küsten des mittäglichen Amerika und der westindischen Inseln, wo die unermeßlichen Tangstrecken die sie dort vorfinden ihnen Nahrung in Fülle darbieten. Dort ist auch ihre eigentliche Weide und Trift, und was die Newfoundlandsbank für den Kabeljaufang, das sind diese Striche für den Seeschildkrötenfang. Dort erreichen sie auch die außerordentliche Größe um derentwillen sie den Namen der Riesenschildkröte führen.

M.

## Zur Erklärung der Bilder.

### 1) Über die landschaftsmalerische Bedeutung der Inseln überhaupt.

Eine Insel bietet dem Auge wie dem innern Sinne, oder der Einbildungskraft, einen bestimmter umrißenen Gegenstand als irgend eine Parthie des festen Landes dar; eine Insel hat gewißermaßen Individualität, und verschmilzt nicht in der allgemeinen Masse der schönen Natur; wir können ihre Formen und Umrisse verfolgen, und mit unserer Einbildung ein eben so vollkommenes Bild von ihr, wie von einer Person, einer Statue, einer Einzeln-Gestalt in einem guten Gemälde entwerfen.

Ein von dem Azur eines Sees oder den tiefdunkeln Fluten des Oceans umsäumtes Eiland gibt schon an und für sich selbst einen malerischen Gegenstand, während die schönste Landschaft nur dadurch malerisch wird, wenn man solche Gesichtspunkte erblickt und auffaßt, wo sie von Bäumen, Felsen, Gebäuden umgränzt, und zu einem abgeschloßenen Ganzen umrissen wird.

Die Inseln haben ferner den pittoresken Vortheil, daß sie ihre Wellenumriße zwiefach zeigen, dieselben Baum- und Buschwipfel, die sich in die blauen Lüfte empor wölben und vom Horizont abheben, wiederholen sich im Wasser, und die Strom- wie Fluß-Eilande entschädigen uns durch die optischen Täuschungen, welche ein in einer durchsichtigen ruhigen Woge gespiegeltes Bild hervorbringt, für die Einförmigkeit ihrer Formen.

Die Rebengelände scheinen mit ihren duftigen Traubengehängen in dem smaragdnen Fluße zu schwimmen, und neue Pappelwölbungen den Eingang in eine unterseeische Landschaft zu eröffnen. Der Schiffende wähnt die den Rudern entgegenschwellenden Früchte fast brechen zu können.

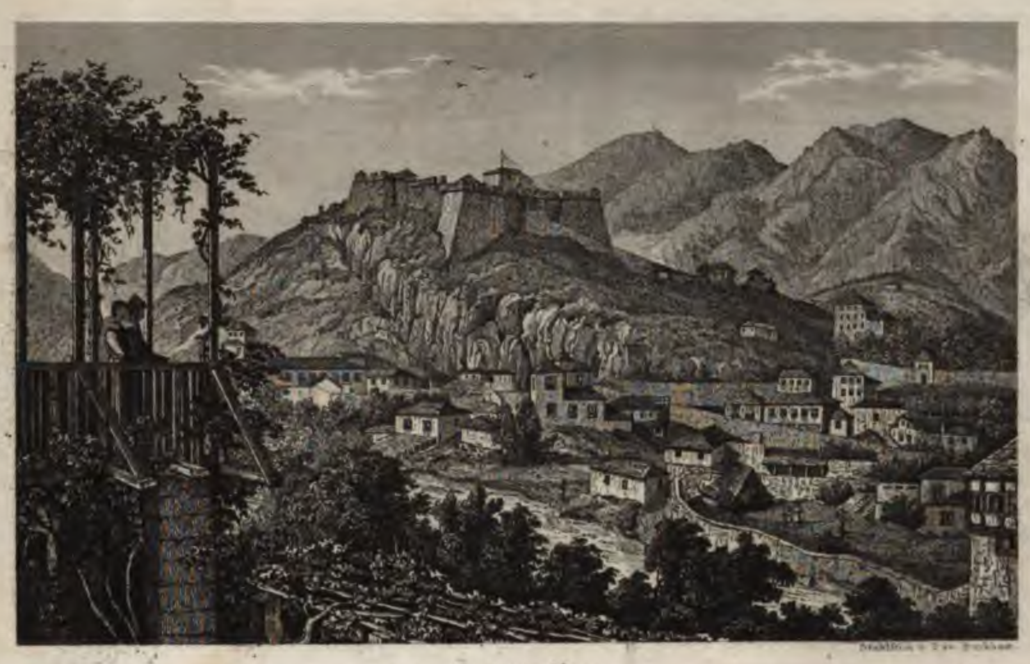
MADEIRA.



Castell Ilheo.



Ponta de San Lorenzo.



Castell Pico.

Die größten Schönheiten der Inseln entspringen indeß aus einer kühnen Gestaltung und einer eigenthümlichen Flora, so lassen die aus dem Schooße eines Eilands im stillen Ocean sich emporwölbenden Kokospalmenkuppeln, dasselbe als einen der ungestümen Zärtlichkeit der Wogen und dem Kosen der Windsbraut hingegebenen schwimmenden Garten erscheinen; und in den Seen von Canada oder der skandinavischen Halbinsel, gleichen die von regungslosen ungeheuern Tannen und Föhren umkränzten Inselfelsen, Pflanzenpyramiden.

Eine Insel als ein an sich umgränztes Ganzes, und dennoch von einem gränzen- und rastlosen Elemente umgürtet, beut der Phantasie einen dichterischern Spielraum als irgend eine Landschaft des Festlandes dar. Jede verschieden gestaltete und anders ausgestattete Inselform und Inselgruppe erweckt neue Allegorien; dieses von Riffen umpanzerte und mit alten Eichen bekränzte Eiland das sich aus dem schäumenden, von wilden Typhonen gepeitschten Wogenschooße emporhebt, erinnert an jene erhabenen großartigen Geister und Charaktere, welche gleich den Galiläi, den Columbus u. A. sich kühn und einsam den Irrthümern ihrer Zeit entgegenstellend, von ihrer Mitwelt vielfach angefeindet, der Gegenstand der Bewunderung der dankbaren Nachwelt werden.

Jene lachende, von reitzenden Gebüschen umsäumte und durchflochtene und von einem klaren friedlichen See umspülte Insel-Au, erinnert an jene heiteren edlen schweitzerischen Weltweisen, an jene Bonnet und Bonstetten, deren dem Studium der Natur und dem Genuß der finnigsten Freundschaft geweihtes Leben, der unnachahmlich liebliche Dichter, der treffliche Dichter Matthisson in seinen Erinnerungen so anmuthig geschildert hat.

Vorstehenden Bemerkungen über die landschaftsmalerische Bedeutung der Inseln, welche in einer vor geraumer Zeit erschienenen Abhandlung Malte-Bruns vorkommen, worin derselbe die Recherches historiques sur l'Augers et le Bas-Anjou, par Bodin, in einem Pariser Blatte beurtheilte, wollen wir als Beleg für die geschichtliche ja weltgeschichtliche und biographische Bedeutung der Inseln, folgende von uns bereits früher mitgetheilte Bemerkungen über die wunder- und bedeutsame ja entscheidende Rolle anschließen, welche sie in dem Leben und Geschicke Napoleons gespielt haben. Eine Insel (Korsika) war seine Wiege; — eine andere (Martinique) die Wiege Josephinens seiner ersten Gemahlinn, die der erste Hebel seines Aufschwungs ward; — die wunderbare Insel- und Lagunenstadt (Venedig) wurde nach vierzehnhundertjährigem Bestande politisch von ihm vernichtet; — Malta verlor durch ihn ihre politische Existenz, — das weltumspannende Inselreich (Großbritannien) stand ihm vom Anfang bis zu Ende feindselig gegenüber, und bereitete endlich mit ja hauptsächlich seinen Untergang; — auf einer Donauinsel (der Lobau) wäre er bald nebst seinem ganzen Heere gefangen worden, eine Insel (Elba) war der Ort seiner ersten Verbannung, eine Insel (St. Helena) der seiner zweiten und letzten Verbannung, und ist sein Grab! — —

F. M. Malven.

### 2) Über den landschaftsmalerischen Charakter der Insel Madeira.

Madeira, aus der Entfernung gesehen, erscheint (was dieses elysische Eiland auch wirklich ist) als ein sich aus dem atlantischen Ocean erhebendes großes Gebirge, aus dessen Mittelpunkt einige hohe und steile Piks dicht neben einander doch nicht in gleicher Höhe pyramidalisch aufragen. Diese Bergeshäupter und Felsenzinnen worunter der Ruivo oder Pico de Ruivo der höchste, werden mit alleiniger Ausnahme der ersten Frühe stets von Gewölken und Nebeln umschwebt *).

Die Halden sind allerorten vielfach von tiefen Schluchten zerrissen, durch welche vorzüglich in der Regenzeit die reißendsten Wildbäche die es wohl irgend geben mag, nach dem Meere hintoben **). Die Nordküste der Insel hat einen von der Südküste durchaus verschiedenen Charakter. Die Gebirge anstatt wie hier steil ja lothrecht nach der See abzufallen, dachen sich allmälig ab, und wegen der großen Feuchtigkeit des Klimas ist der Pflanzenwuchs üppiger.

Da kommen auch noch bedeutende Überreste von dem Urwald vor, von welchem Madeira einst bedeckt war, und von welchem sie wie bekannt den Namen trägt; und die Abhänge der Thalschluchten sind noch von demselben beschattet, während er auf der Südküste spurlos verschwunden ist ***).

Einen zauberischen Gegensatz zu dem vulkanischen und Alpencharakter der Insel bildet die reiche Pflanzenpracht der Thäler und Thalschluchten, welche wohl niemand reitzender als unser L. von Buch und sein Reisegefährte der norwegische Botaniker Ch. Smith geschildert haben.

„Außer sich (erzählt der erstere in seinem berühmten und leider so seltenen Prachtwerke über die Kanarischen Inseln) warf sich S. den glänzenden Cactusbüschen welche in den wunderbarsten Formen die Felsen bedeckten, entgegen, um sich zu überzeugen, daß dieß Wahrheit, kein Phantom sey; — er sprang über die Mauern um die Wälder von Donax zu berühren, deren Spitzen der Wind leicht und gefällig über die Reben bewegte, die sich an ihnen erheben; — wie begeistert lief er von Blume zu Blume, und kaum war es möglich, ihn zu vermögen die Stadt zu betreten. —

---

*) »These central summits are almost invariably enveloped by mists, and soon after day-break is almost the only time when you can catch the highest peaks without clouds.«
(James Bulwer Views in the Madeiras, London and Dublin. 1827).

**) Man vergleiche *Basil Hall*, Fragments of Vayages and Travels, Series I. Vol. 3. Art. *Madeira*, p. 260.
»I had an opportunity of witnessing at Madeira *one of the grandest specimens of a mountain torrent wich is any where to be met with* .... In less precipitous countries the minor mountain streams take some time to collect their waters, but at Madeira, where the hills are steep, *the whole is done almost at a blow*, and few hours only after a heavy rain has commencid the mountain torrents are all at work.«

***) »The sides of the ravines of the north coast of Madeira are still clothed with considerable remains of that evergreen forest, wich we are told did at one time cover the whole Island, though few or no traces of it are now to be found on its southern exposure.« (I Bulwer Views in the Madeiras).

Da erschien auf dem großen Platz eine Reihe von hohen Justicien, Melia Azadarach, und von Datura arborea, ganz mit ihren glänzenden gigantischen Blumen bedeckt, welche die Luft mit ihren Wohlgerüchen erfüllten. Die Riesenblätter der Bananen wiegten sich über den Mauern zur Seite, und prachtvolle Palmen stiegen bis hoch über die Häuser empor. Die Wunderformen der Drachenbäume, der alles erfüllende Duft der Blüthen, und das dichte Laub der Orangenbäume führten unwillkührlich in die Gärten hinein"

„Der Kaffehbaum bildet hier die Hecken und Büsche, welche große Beete umschließen, auf denen im Freien die Ananas ohne Zahl freudig gezogen wird. Mimosen, Encalypten, Melaleuken, Proteen, Mameen, Clitorien, Eugien, lauter Gewächse von denen man in unsern Treibhäusern nur Bruchstücke sieht, erheben sich hier zu großen und herrlichen Bäumen, und ihre weitleuchtenden Blüthen zeichnen sich auf dem schönsten Himmelsgrunde der Welt!"

„Wie soll ich es euch erzählen, (schrieb Smith unter andern an seine Freunde in Norwegen) wie soll ich es euch ausdrücken, was ich gesehen, was ich empfunden habe, — wie soll ich euch eine Vorstellung erwecken von der Mannigfaltigkeit, von der Wundersamkeit dieser Formen, von der Schöne und dem Glanz dieser Farben, wie von der ganzen Pracht der Natur die mich umgibt! — Wir haben uns an dem Abhang der Berge erhoben, welche das herrliche Funchal umgeben; wir haben uns endlich am Rande eines Baches niedergelassen, der von Fall zu Fall zwischen Büschen von Rosmarin, von Jasmin, Lorbern und Myrthen herabstürzt; die Stadt lag uns zu den Füßen mit ihren Kastellen, ihren Kirchen und Klöstern und Schiffen auf der Rhede. Über uns Wälder von Pinien und Kastanien unter denen sich die Blumen von Spartium und Lavendel würzehauchend verbreiten. Ein zahlloses Heer von Kanarienvögeln zwischen den Zweigen erfüllte die Luft mit seinem Gezwitscher. Jeder Schritt war belehrend, jedes Kraut zwischen den Steinen des Pflasters eine neue Entdeckung!"

„Da sammelte sich bald die fröhliche Jugend der Gegend und begleitete den fleißigen Pflanzenforscher in freudigen Sprüngen auf die Felsen. Sie brachten ihm die Blumen von allen Seiten entgegen, sammelten sich dann zu dichten Gruppen, und harrten schweigend und aufmerksam ob auch die gebrachten Blumen, und welche von ihnen wohl Beachtung finden dürften. Wurden sie aber gar aufbewahrt, so erhob sich ein allgemeines Freudengeschrei, und die Gruppe zerflog wieder in tausend Sprüngen, neue Blumen auf den Felsen zu sammeln."

„Vom jenseitigen Abhang schimmerten überall freundlich die Wohnungen aus dem dichten Laube der Rebengehänge; weit hervor sich wiegende Bananen bildeten das Dach des Vorhofs; ein schimmerndes Wasser fiel zwischen den Baumwurzeln herab und verlor sich zwischen den mächtigen Colocasiablättern, welche mit ihrem lebhaften Grün den Abhang bedeckten. Auf der Bank zwischen den Bäumen saß die junge Frau, den Spinnrocken in der Hand, der Gatte aber stand vor ihr mit der Guitarre, und die Nachbarn waren umher versammelt, mit ihrem Beifall den Gesang und das Saitenspiel zu ermuntern. So war Madeira immer noch, so wie vor Jahrhunderten Camoëns sie beschrieben hat."

Dieser madeirischen ländlich-abendlichen Scenen gedenkt auch Basil Hall. „Auf unsern Abendwanderungen sagt er, wurden wir öfter durch die hie und da aus den Villen ertönenden Guitarrenklänge an die Verse des englischen Dichters Peter Pindar erinnert, worin er Madeira beschrieb, und worin er unter andern anziehenden Details über die Sitten und die Lebensweise der glücklichen Bevölkerung dieser unvergleichlichen Insel uns berichtet, wie sie allgemein: „wenn das Tagewerk vollendet, zur Feier der untergehenden Sonne das Saitenspiel rühren."

(Touch when the labours af the day are done
The wire af music to the settiug sun).

Der niederländische Reisende Dr. Kuhl nimmt für Madeira fünf Pflanzenwuchs-Regionen an, welche er folgendermaßen benennt: I. Region der Cacten. Sie steigt vom Seeufer bis zu ungefähr 650 Fuß. L. v. Buch nimmt diese Region auch für Teneriffa an, aber auf Madeira fehlen die saftigen Euphorbien und andere afrikanische Formen welche Teneriffa zieren. Nur Cactus ficus indica wächst auf den nakten Felsen, und Reben, Zuckerrohr, Feigen, Arum, Musen und andere europäisch-südliche Fruchtbäume und Gewächse stehen auf den Feldern. Die Granaten, Feigen, und Musen, welche die einzeln stehenden Häuser und Gehöfte umgeben, so wie das heitere Grün der Arum-Arten verleihen diesem Striche eigenthümliche Reitze. II. Region der Reben. Der Weinbau beginnt zwar schon am Seeufer, die Reben steigen jedoch über den Cactenstrich hinaus, bis über zu 2000 Fuß hinan, höher aufwärts reift die Traube nicht mehr. Diese Region ist auch die eigentliche des madeirischen Ackerbaus, der hauptsächlich die Kulturen der Bataten, Yams und Arums, welche die Hauptnahrung der Bevölkerung bilden umfaßt; die Hecken bestehen aus Myrthen, Rosengesträuchen u. s. f. III. Region der Kastanien. Sie beginnt ungefähr nach 2000 F. und erstreckt sich bis zur Höhe von 3000 F. In dieser Region kommen die berühmten Kastanienwälder der Insel vor. Höher hinauf reift die Kastanie nicht mehr. IV. Region der Spartien, welche sich bis zur Höhe von 4000 F. ungefähr erstreckt, und V. die Region der baumartigen Heiden oder Eriken, welche bis zur Kuppe des Pico Ruivo, der höchsten Bergspitze steigt, deren Höhe verschiedentlich angegeben wird, jedoch wohl über 5000 F. beträgt.

Madeira ist wie sich aus sämmtlichen von uns mitgetheilten Angaben von selbst ergibt, eine der trefflichsten Schulen für den Landschaftsmaler, welcher allda die anziehendsten Gegensätze und Übergänge zu studiren vermag. M.

## III. Beschreibung von Madeira *).

* * * a grande ilha da Madeira
Que de muyta arvoredo assim se chama
Das que nos povo - mos a primeira
Mais celebre por nome que por fama;

*) Literatur über Madeira.
a) Von dieser Insel ausschließlich handeln: 1. The history of Madeira, London, bei Ackermann 1822 mit 27 Kupfertafeln (anonym). 2. Gourlay Observations on the Natural History, the Climate and diseases of

Mai nem por ser do mundo a derradeira
Se lhe aventajão quantas Venus ama.
Antes sendo esta sua, se esquecera,
De Cypro, Guido, Pafos e Cythera.

Camoëns, As Lusiadas.
Canto V. st. 5.

(Wir ziehn vorbei Madeira's Inselstrande,
Die man vom reichen Baumwuchs also nennt,
Die erste mit Bewohnern unsrer Lande,
Und deren Namen mehr, als Ruf man kennt:
Doch, sei die Insel auch am Erdenrande,
Gilt keine mehr, um welche Venus brennt;
Vielmehr, da sie die ihre, weicht im Meere
Ihr Paphos, Cypern, Guidos und Cythere).

Die Lusiaden des L. de Camoëns verdeutscht von J. J. C. Donner. 1833.

Mehrere englische, französische und deutsche Geographen, rechnen das in der Nähe von Madeira gelegene Eiland Porto Santo, dann die drei sogenannten Desertas-Inseln und die drei Salvages zu erstern, und bilden daraus einen Archipel, welchen die erstern „die Madeiras“ und die andern die nördlichen Canarien im Gegensatz zu den südlichen oder eigentlichen Canarien benennen. H. Murray erklärt sich jedoch in dem von uns unten angeführten wichtigen Werke dagegen *).

Madeira liegt in der nördlichen Hemisphäre im südatlantischen Ocean unter dem 32° Breitengrade, westlich von dem afrikanischen Festlande, ungefähr 100 M. nördlich von Teneriffa der Hauptinsel der Canarien, und 200 M. südöstlich von Terceira der Hauptinsel der Açoren entfernt. Ihre Länge von O. nach W. oder von dem Vorgebirge oder der Ponta do Pargo bis zur Panta do San Lorenço beträgt gegen 12 geogr. M., ihre größte Breite aber von der Ponta do Cruz bis zur Ponta San Jorge 4 geogr. M.

Sie ist wenn auch nicht die schönste der afrikanischen Inseln, oder Inseln bei Afrika. in welcher Hinsicht wohl Teneriffa mit ihr wetteifert oder gar den Vorrang hat, doch unbezweifelt sowohl wegen ihrer Lage dicht an der Straße der Ost- und Westindienfahrer, so wie der brasilianischen Packetboote, als wegen ihres Stapelerzeugnisses des Weines, welcher gleich dem Champagner und Bordeaux, einigen von den edelsten Rheinweinen u. m. a. zur Klasse der Weltweine gehört, die wichtigste darunter. Sie besteht wie Myers in dem von uns angeführten Werke sich ausdrückt, aus einer Gruppe von Bergen, deren höchste Kuppen sich über 5000 F. hoch über dem Meere erheben, und wovon einige muthmaßlich vulkanischen Ursprungs sind *).

Die meisten Erd- und Reisebeschreiber nehmen dagegen wohl richtiger den vulkanischen Ursprung dieser Basaltinsel oder den Umstand, daß sie ein seit grauer Vorzeit ausgebrannter Vulcan sei, als etwas Ausgemachtes an. Da sie zehn Breitengrade entfernt von dem Wendekreise liegt, und sehr hoch ist, so vermält ihr Himmelsstrich alle Vorzüge, Eigenthümlichkeiten und Reitze des Tropenklimas mit denen der gemäßigten Zone aufs Glücklichste, ja auf eine Weise wie sie in der ganzen nördlichen Hemisphäre mit Ausnahme von Nizza nicht wieder angetroffen wird. Über diesen so wichtigen und anziehenden Punkt wollen wir uns etwas ausführlicher verbreiten:

## Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des Himmelsstrichs von Madeira.

Das Klima von Madeira ist wegen seiner Milde und Gleichförmigkeit schon lange berühmt ja sprichwörtlich geworden, und wie man die Insel St. Helena öfter das atlantische Gibraltar genannt hat, so Madeira das atlantische Nizza in höherer Potenz. Die Ergebnisse der von den englischen Ärzten J. Clark, Heineken, Gourlay, Bowdler und Renton in neuerer Zeit darüber angestellten und bekanntgemachten Untersuchungen, sind im Wesentlichen folgende: Die mittlere Jahrestemperatur der Hauptstadt Funchal ist 64° also ungefähr um 5° mehr als die von Italien und der Provence. Diese im Verhältniß zur geographischen Breite der Insel sehr niedrige Temperatur rührt daher, daß der Sommer auf Madeira verhältnißmäßig kühl ist, denn während der Winter um 20° wärmer als zu London beträgt der Unterschied im Sommer nur 7°, und während der Winter um 12° wärmer als in Italien und der

Madeira. London, 1811. 3. Pitta Account of the island of Madeira 1812. 4. James Bulwer Views in the Madeiras (mit einem Text-Heft). London, 1827. 5. Derselbe Rambles in Madeira. 6. Heineken on the climate of M. (im Medical Repository Vol. XXII. 1824. 7. Bowdler On the climate of Madeira. 8. Renton On the climate of Madeira), (im Edinburgh Medical Journal. To 27 vom Jahre 1827).

b) Daß diese Insel in vielen älteren, neueren und neuesten Reisebeschreibungen welche Ost- oder Westindien u. s. f. betreffen, erwähnt wird, ergibt sich schon aus ihrer Lage an der großen Heerstraße der seefahrenden Völker. Mehr oder minder ausführliche Angaben über Madeira in allgemein-geographischer Hinsicht enthalten: 1. Das Vollständige Handbuch der neuesten Erdbeschreibung Weimar, 1825. Band XXV. 2. Thomas *Myers* A new and comprehensive System of Modern Geography, mathematical, physical, political and commercial. London 1833, 2 Quartbände (Preis 5 Pfund Sterling). 3. *Hugh Murray* Encyclopaedia of Geography. London 1834, (Preis 3 Pf. St.). 4. Das Dictionnaire geographique universel. To VI. Paris 1829. Was L. v. Buch in seinem klassischen Werke über die Canarischen Inseln über Madeira berichtet, gehört zu dem Trefflichsten und Gediegensten was jemals über dieses so vielgeschilderte Eiland geschrieben worden ist. Der Artikel „Madeira“ im J. Clarkes wichtigen Werke über das Klima in ärztlicher Hinsicht, schildert die unvergleichlichen klimatischen Verhältnisse der Insel, und ertheilt Winke zur bessern Benützung derselben in ärztlicher Hinsicht als es bis jetzt meist zu geschehen pflegt. Über den Weinbau und den Weinhandel Madeiras enthalten die History of ancient and modern wines by J. Henderson. London 1824, und J. Macculloch, Commercial Dictionary. London 1832 wichtige Angaben; Das Tübinger Morgenblatt theilte in den Jahrgängen 1822, 1827 und 1829 anziehende Originalaufsätze über Madeira mit. Ein im Decemberheft des New-Monthly Magazine von 1834 erschienener Artikel über Madeira und die Açoren, ist von der Revue Britannique im Jännerheft 1835 aufgenommen worden. M.

*) „These islands do not seem entitled to rank with Madeira, so as to form a group Encycl. of Geography p. 1276.

*) „And some of them are supposed to be of vulcanic origin. Myers New System of Modern geography Vol. II p. 546. Richtiger charakterisirt wohl H. Murray die Insel denn er sagt: „Madeira is consisting of a cluster of mountains, or rather one single mountain with various peaks rising abruptly from the Atlantic.“

23



Provence, ist der Sommer fast um 5° kühler!

Der mittlere Umfang der Jahrestemperatur beträgt nur 14°, also nicht halb so viel als zu Rom, Pisa, Neapel und Nizza! —

Auch ist die Wärme außerordentlich gleichförmig auf das Jahr vertheilt. Eben so gleichförmig sind die täglichen Temperaturveränderungen.

In Ansehung der Beständigkeit der Temperatur von einem Tage zum andern, ist das madeirische Klima ebenfalls beispiellos! Es ist in dieser Beziehung nicht halb so veränderlich als das von Rom, Nizza und Pisa, und nur um ein Drittel so veränderlich als das von Neapel!

Madeira hat im Durchschnitt nur 73 Regentage, übrigens regnet es nur zu gewißen Jahrszeiten, vorzüglich im Herbst, außerdem ist die Atmosphäre im Allgemeinen trocken und durchsichtig.

Aus dieser vergleichenden Übersicht des Klimas von Madeira mit dem der günstigsten und gesündesten Orte Europas, erhellt von selbst, daß der beständige oder wenigstens zeitweilige Aufenthalt auf dieser Insel gewißen Kranken mehr zusagen müße als irgend ein anderer. Der Winter ist dort wärmer und der Sommer kühler; die Temperatur der Tage bildet einen schwächern Gegensatz zu der der Nächte, die eines Tages weniger mit derjenigen des vorhergegangenen und des folgenden, die einer Jahrszeit weniger mit der nächsten.

Scharfe kalte Winde kommen fast gar nicht vor, Nebel gar nicht, schwüle Tage sehr selten, die Reinheit der Atmosphäre wird weder durch Rauch noch durch Staub getrübt. Wegen der regelmäßig eintretenden Seewinde ist die Hitze selten so drückend als die Sommerwitterung selbst in England häufig ist. Die in warmen Himmelsstrichen herrschenden endemischen Krankheiten kennt man auf Madeira so wenig als giftige Thiere und lästige Insekten, und vielen von den in nördlichen Klimaten vorkommenden Krankheiten ist sie ebenfalls nicht unterworfen, oder sie erscheinen dort in einer mildern Form.

Als fortwährenden Aufenthaltsort, sagt Dr. Heineken, halte ich Madeira für den vorzüglichsten auf dem ganzen Erdkreise, weil sie in sich selbst die Mittel zur Ausgleichung der Jahrestemperatur in einem größern Umfange darbietet, als irgend ein anderer mir bekannter Ort! Dr. J. Clark faßt das Ergebniß seiner Untersuchungen über diesen Gegenstand in folgenden Worten zusammen: Wenn wir die hohe Temperatur des Winters, die Milde des Sommers, die merkwürdige Gleichförmigkeit der Temperatur bei Tag und Nacht, so wie im ganzen Jahr in Betracht ziehen, so finden wir uns zur Folgerung bewogen, daß der Himmelsstrich von Madeira der schönste und gesündeste in der ganzen nördlichen Hemisphäre sey!

(Ein zweiter Aufsatz über Madeira, welcher von der Geschichte und Bevölkerung, dem Weinbau und Weinhandel der Insel handeln, eine Schilderung der Hauptstadt Funchal und einer Wanderung auf den Ruivo u. m. a. enthalten wird, folgt in einer der nächsten Lieferungen des zweiten Jahrgangs dieses Blattes).

* * *

Von den, gegenwärtiger Lieferung beiliegenden drei Ansichten von den Madeiras, stellte die vom Castell Ilheo, eine von den vier die Rhede bestreichenden Festen vor, welche auf dem sogenannten Lu-Felsen liegt, die zweite die östliche Landspitze der Insel deren schwarze wildzerrißene von allem Pflanzenwuchse entblößte Felsenwände, diesem Küstenstrich der vorzüglich auf ihrer Südküste so lachenden und reitzenden Insel, ein überaus unwirthliches Ansehen ertheilen. Unmöglich ist es aber die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Felsen- und Klippenformen mit Worten zu schildern *). Der einsiedlerische Felsen Ilheo Branco genannt, ist durch eine hohe Bogenwölbung durchbrochen durch die bei ruhigem Wetter Boote hindurchsegeln können.

Das Castell Pico, welches die dritte Ansicht darstellt, ist die wichtigste unter den vier Festen, und der darin residirende Statthalter wird nur vom Könige von Portugall ernennt.

Die in diesem Theile von Funchal rings um das Castell gelegenen Häuser sind jedes mit einer von Reben umrankten Gallerie umgeben; das im Vordergrunde sichtbare Spalier zeigt die Art und Weise wie die Reben in und um Funchal gezogen werden. Eine Altane wie die hier vorgestellte, ist gewöhnlich vor allen Häusern angebracht, und man genießt von denselben eine weite Übersicht über die Bai und das Gebirgsamphitheater dahinter. M.

## Miscelle.

### Der Tajo bei Lissabon im Mondenlichte.

Wir schifften uns (erzählt Miß Pardoe in ihren vor einiger Zeit erschienenen Traits and Traditions of Portugal), eines Abends anstatt nach der Oper zu fahren, an der Treppe des Pallastes von Belem auf einer Barke ein, um eine Fahrt auf dem vielgefeierten glänzenden Strome zu machen, welcher die Myriaden von Lichtern der auf ihren Hügeln hingegoßenen Lisboa durch seine gekräuselten Wellen vielfach gebrochen zurückstralte.

Dann und wann griffen die Schiffer zu ihren Rudern, und dann begleiteten sie die rythmischen Schläge derselben mit jenen wilden eigenthümlichen Melodien, welche der Fremde so schwer aufzufaßen im Stande ist. Vom Gestade tönten Guitarenklänge, und aus Klöstern und Villen manch einsamer Gesang zu uns herüber.

Die über unsern Häuptern ausgespannte Himmelsveste gleich einem mit Diamanten besetzten Riesentürkiß, die Wellen glitten schimmernd und zitternd dahin, der Duft der Orangen- und Granatenblüthenhaine der Ufergärten durchwürzte die Luft. Zuweilen fuhren wir vor Fischerbarken vorüber, welche am Vorderbuge Lichter ausgehängt hatten, um die Fische in die ausgeworfenen Netze zu locken, was sich äußerst malerisch ausnahm. M.

*) Siehe J. Bulwer Rambles in Madeira in 1826 und dessen Views p. 19.

Redakteur: Ferd. Maria Malven.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Druck bei A. Pichler in Wien.





